Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/archiv-fuer-kulturgeschichte_1933_23

ARCHIV FÜR KULTURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

A. DOPSCH · H. FINKE · K. HAMPE
FR. KERN · O. LAUFFER · C. NEUMANN
A. SCHULTE · E. SCHWARTZ

HERAUSGEGEBEN VON

WALTER GOETZ UND GEORG STEINHAUSEN

23

DREIUNDZWANZIGSTER BAND

1933
LEIPZIG UND BERLIN
VERLAG UND DRUCK VON B. G. TEUBNER

Mit Genehmigung der
B. G. Teubner Verlagsgesellschaft mbH, Stuttgart
veranstalteter Nachdruck
KRAUS REPRINT LTD.
Vaduz
1965

Printed in U. S. A.

INHALT

Seite

Georg Dehio †. Von Walter Goetz 1
Friedrich Braun zum siebzigsten Geburtstage (mit Verzeichnis der Veröffentlichungen Fr. Brauns) 137

AUFSÄTZE

Geschichtswissenschaft und Geschichtsphilosophie. Von Hans Leisegang 3
Weltgeschichte der schriftlosen Kulturen (Schluß). Von Fritz Kern 30
Zur Geschichte des Republikanismus, insbesondere in Deutschland. Von Georg Steinhausen 55
Dilthey und das Problem der historischen Biographie. Von Joachim Müller 89
Die Krönung des Stephan Prvovenčani und die Beziehungen Serbiens zum römischen Stuhl. Von Maria Luise Burian 141
Grimmelshausen und Rußland. Von Wilhelm Graf 152
Peter der Große und die Baukunst des Barock. Von Walther Hinz 162
Die Beziehungen Hermann Karl Keyserlings zu Ernst Johann Biron im Rahmen der kurländischen Frage. Von Max Aschkewitz . . . 170
Katharina II. im Kampf um Thron und Selbstherrschaft. Von Georg Sacke 191
Speranskijs Sturz in L. H. Jakobs „Denkwürdigkeiten". Von Robert Adolf Klostermann 217
Die islamischen Slawen in Bosnien-Herzegowina und der westeuropäische Kultureinbruch. Von Maximilian Braun 234
Eine politische Soziologie in Rußland. Von Werner Markert . . . 255
Die Idee des unbegrenzten Fortschritts und ihre Krise. Von Johannes Thyssen 313
Claude Henri de Saint-Simon. Briefe eines Genfer Einwohners an seine Zeitgenossen. Eine Utopie aus der Zeit des Konsulats. Von Oswin Poetschke 333
Besinnung der Geschichtswissenschaft in Ungarn. Von Helmut Klocke 354

MISZELLE

Jacob Burckhardts Werke. Von Walter Goetz 109

LITERATURBERICHTE

Neuere Kirchengeschichte. Von Hans Leube 114
Die baltische Geschichtswissenschaft in der Nachkriegszeit. Von Arved Freih. v. Taube 275
Geschichte der gesellschaftlichen Kultur und Sittengeschichte. Von Georg Steinhausen 375
Aus der ibero-amerikanischen Kulturwelt. Von Ernst Gerhard Jacob 415

GEORG DEHIO.

Mit dem Tode Georg Dehios verliert auch das Archiv für Kulturgeschichte eines der Mitglieder seines Redaktionsausschusses. Er gehörte ihm als Verbindungsglied zur Kunstgeschichte an, denn er verkörperte ja die geschichtliche Seite der Kunstwissenschaft nach Lebensgang und Arbeitsrichtung. Der in Reval 1850 geborene Dehio ist als Historiker in die wissenschaftliche Welt eingetreten; seine Dissertation galt 1871 dem Hamburg-Bremer Erzbischof Hartwich von Stade, und die zweibändige Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen benutzte er 1877 zur Habilitation in München. Seine ersten Vorlesungen galten auch noch der Geschichte, aber der Münchener Boden und der Mangel an kunsthistorischen Vorlesungen an der Universität — denn der Ordinarius Carriere las nur über Ästhetik, da ihm die eigentliche Kunstgeschichte fremd war — führten ihn zur Kunstgeschichte. Schon seit 1881 trat er mit kunstgeschichtlichen Untersuchungen hervor, und Reisen in Frankreich und Italien gaben ihm Anschauung von fremder Kunst neben der deutschen, die er mit der Zeit in allen ihren Bestandteilen auf unzähligen Wanderungen kennen lernte. 1883 wurde er auf den Lehrstuhl für Kunstgeschichte in Königsberg berufen, 1892 nach Straßburg, wo er nun fast drei Jahrzehnte lehrte und zur Höhe wissenschaftlicher Forschung anstieg. Ihm lag jedes Blenden durch Rhetorik ebenso fern wie ästhetisierendes Halbkünstlertum; er war zeitlebens der von seiner wissenschaftlichen Pflicht tief durchdrungene Gelehrte, der allein durch seine Forschung zur „Schau" kommen wollte. Deshalb ging sein Weg so sicher bergan: wo er einsetzte, schuf er festen Boden, und aus der Einzelforschung entwickelte sich zuletzt der Geschichtsschreiber der deutschen Kunst. Die mit Gustav v. Bezold gemeinsam herausgegebenen Werke „Die kirchliche Baukunst des Abendlandes" in 7 Bänden (1884—1901) und „Die Denkmäler der deutschen Bildhauerkunst" (1905 ff.) zeigten ihn bereits als Meister auf zwei großen Gebieten der Kunst; für die „Kunstgeschichte in Bildern" bearbeitete er das Mittelalter, die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts (abgesehen von Italien) und die

Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts (1898—1902), und im „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler" gab er in 5 Bänden von 1905—1912 jenen unentbehrlichen kunstgeschichtlichen Führer durch die deutschen Landschaften heraus. So war neben kleineren Arbeiten, die dem geliebten Straßburger Münster und dem Bamberger Dom galten, der Weg zu dem letzten großen Werk, einer Geschichte der deutschen Kunst, frei, die von 1919—1924 in drei Text- und drei Abbildungsbänden erschien und heute bereits in vierter Auflage vorliegt.

In seiner historischen Einstellung zur Kunstgeschichte darf man Dehio als den Fortsetzer Anton Springers bezeichnen. Aber er nahm freilich zweierlei in sich auf, was Springer nicht besaß, obwohl auch er vom Historiker ausgegangen war: die Einordnung der Kunst in die Zeitgeschichte und die künstlerische Wertung der Kunstdenkmäler. Das erste war eine lang entbehrte Wiederaufnahme der Anschauungen Karl Schnaases, das zweite der berechtigte Tribut an die Fortschritte der Kunstgeschichte in den letzten 30—40 Jahren. Für eine Auflösung der Kunstgeschichte in eine bloße Stilgeschichte war er freilich nicht zu haben — das Gebiet der Subjektivitäten lag seiner Forschung zeitlebens fern. Deshalb vermochte er uns eine Geschichte der deutschen Kunst zu geben, die uns den Zusammenhang der Nation mit ihrer Kunst erschloß und das Werden der künstlerischen Tätigkeit aus dem Leben der Jahrhunderte aufdeckte. Wenn irgendein Forscher mit seinem Werk verbunden war, so war es Dehio bei dieser größten Arbeit seines Lebens: die Feinheit seines künstlerischen Empfindens verband sich mit dem tiefsten Empfinden für unser Volk, dessen schweres Schicksal er bei der unbarmherzigen Vertreibung aus Straßburg selber miterleben mußte. Es war eine große Tat, daß er uns aus solcher Tragik heraus das unvergängliche Leben unseres Volkes schilderte, frei von der Bitterkeit, die das persönliche Schicksal hervorrufen durfte, vielmehr tief erfüllt von dem Glauben, daß die Nation aus ihrer Vergangenheit den Glauben an ihre Zukunft schöpfen muß. Die deutsche Wissenschaft verlor mit ihm nicht nur einen ihrer besten Forscher, sondern auch einen Professor, der das Ideal verkörperte, in völliger Selbstlosigkeit seiner Forschung und seiner Lehre zu dienen.

Walter Goetz.

GESCHICHTSWISSENSCHAFT UND GESCHICHTSPHILOSOPHIE.

VON HANS LEISEGANG.

In seiner Akademie-Abhandlung über den „Sinn der Voraussetzungslosigkeit in den Geisteswissenschaften" hat Eduard Spranger[1]) vor kurzem auf eine Gefahr hingewiesen, die der Wissenschaft und ihren Pflegestätten, den Universitäten und Hochschulen, aus dem Geistesleben der Gegenwart heraus droht. Vorbereitet durch eine Fülle von Büchern, die besonders von Philosophen und Theologen verfaßt wurden, beginnt sich die Überzeugung durchzusetzen, daß alle Geisteswissenschaft überhaupt nicht voraussetzungslos getrieben werden könnte, daß es hier keine objektive Wahrheit gebe, sondern daß jeder Geisteswissenschaftler abhängig sei von seinen persönlichen weltanschaulichen Stellungnahmen und Entscheidungen, die seine Werke im tiefsten bestimmen. Daß dies tatsächlich so ist, daß in alle geisteswissenschaftlichen Werke etwas von der Persönlichkeit ihrer Schöpfer, von der geistigen Atmosphäre, in der sie atmeten, und von ihren im Weltanschaulichen wurzelnden letzten Überzeugungen einfließt, läßt sich nicht bestreiten. Nur die Stellung zu diesen Einflüssen ist heute eine andere geworden. Galten sie einst als Fehlerquelle, als etwas, das von den sachlichen Ergebnissen der Wissenschaft abgezogen und nach Möglichkeit ausgeschaltet werden muß, so werden sie heute, besonders durch die neue, an Kierkegaard anknüpfende Lehre vom „existenziellen Denken" als dem Denken, dem sich die Gegenwart zuwendet und das die nächste Zukunft beherrschen soll, gleichsam philosophisch sanktioniert. Was dieses existenzielle Denken nun eigentlich sein soll, darüber gehen die Stimmen noch weit auseinander. So viel aber ist zu erkennen, daß es ein bewußt subjektives, das Subjekt in den Erkenntnisprozeß ebenso wie in das Erkenntnis-

[1]) Sitzungsber. der Preuß. Akademie der Wiss., Phil.-hist. Klasse, 1929.

ergebnis einbeziehendes Denken ist, und daß solches Denken von jedem zunächst eine Entscheidung verlangt und den Menschen in allen Fragen der persönlichen Überzeugung vor ein „Entweder-Oder" stellt, dem er nicht ausweichen darf. Halten wir uns über alle modernen und doch nur abgeleiteten Formulierungen hinweg an die Quelle, aus der hier geschöpft wird, so finden wir bei Kierkegaard über dieses Denken folgenden Aufschluß:

„Bei jedem tieferen Besinnen, das den Menschen älter macht als den Augenblick und ihm hilft, das Ewige zu ergreifen, vergewissert er sich, daß er ein wirkliches Verhältnis zu einer Welt hat, und daß somit dies Verhältnis nicht nur ein Wissen von dieser Welt und sich selbst als einem Teil von ihr sein kann; denn ein solches Wissen ist kein wirkliches Verhältnis, weil dies Wissen gegen die Welt gleichgültig ist und die Welt gleichgültig gegen das Wissen über sie. Erst in dem Augenblick, wenn die Bekümmernis in seiner Seele erwacht: was wohl die Welt für ihn zu bedeuten habe und er für die Welt, was alles das in ihm, wodurch er selbst der Welt angehört, für ihn zu bedeuten habe und er damit für die Welt —, dann erst, in dieser Bekümmernis, kommt der innere Mensch zum Durchbruch. Diese Bekümmernis wird nicht gestillt durch ein genaueres und umfassenderes Wissen, sie begehrt eine andere Art Wissen, ein Wissen, das in keinem Augenblick nur Wissen bleibt, sondern sich im Augenblick des Besitzes in Tat verwandelt; denn sonst ist es kein Besitz . . . Wenn ein Mensch mit seinem Wissen alles umspannen könnte, aber nichts von dem Verhältnis dieses Wissens zu ihm selbst wüßte, so würde er ein Zeugnis (über sein Wissen) etwa dadurch zu gewinnen suchen, daß er über das Verhältnis seines Wissens zum Gegenstande sich Klarheit verschaffte, aber er hätte nicht verstanden, daß ein ganz anderes Zeugnis notwendig ist; die Bekümmernis wäre noch nicht in seiner Seele erwacht. Sobald diese erwacht, wird sich sein Wissen als trostlos erweisen."[1])

„Während dem objektiven Denken das denkende Subjekt und dessen Existenz gleichgültig ist, hat der subjektive Denker als existierender an seinem eigenen Denken wesentliches Interesse,

[1]) Achtzehn erbauliche Reden, Samlede Värker, 1901—06, III 302f. Diese Stelle übersetzt von Geismar und Marx: S. Kierkegaard, Religion der Tat, sein Werk in Auswahl, 1930, S. 93f.

existiert in ihm. Darum hat sein Denken eine andere Art von Reflexion, nämlich die der Innerlichkeit, des Besitzes, wodurch sie dem Subjekt und keinem anderen gehört. Während das objektive Denken das Resultat alles sein läßt und der ganzen Menschheit behilflich ist zu betrügen durch Abschreiben und Ableiern des Resultats und des Fazits, läßt das subjektive Denken alles auf das Werden ankommen und läßt das Resultat aus, teils weil das gerade dem Denker gehört, indem er den Weg geht, teils weil er als existierender beständig im Werden ist, was doch jeder Mensch ist, der sich nicht verführen ließ, objektiv zu werden, unmenschlich zu Spekulation zu werden."[1])

Während aber Kierkegaard sich voll bewußt ist, daß er mit dieser Denkweise im Gegensatz zu aller Wissenschaft und auch zu aller Philosophie steht, der es auf reine, objektive Erkenntnis ankommt, wird heute von modernen Philosophen dieses Denken in die Geisteswissenschaften und in die Philosophie selbst hineingetragen, auch in die der Vergangenheit.[2]) Es wird der Nachweis

[1]) Abschließende unwissenschaftliche Nachschrift, ebd. VII 59 (S. 199).

[2]) Vgl. Spranger a. a. O. S. 6f.: „Die Bewegung, die ich zunächst nur durch drei Vertreter gekennzeichnet habe, ist in der gegenwärtigen Generation so breit und stark, daß man sie nicht übersehen kann. Ließe sich doch auch der ganze Pragmatismus in seinen Spielarten vom utilitarischen bis zum ethisch-religiösen heranziehen; denn sie alle setzen ein praktisches Orientierungsziel über der Wissenschaft voraus. Der merkwürdige Umschwung hat ein ganzes Geflecht von Motiven, die mit der Gesamtlage des Geistes und der mindestens in Deutschland empfundenen Kulturkrisis zusammenhängen. Aus dem inneren Zusammenhang der Wissenschaftsgeschichte gesehen, ist es zunächst der Kampf gegen das bloß positivistische Wissenschaftsideal und gegen die Fremdherrschaft naturwissenschaftlicher Methoden in den Geisteswissenschaften, der zu einer solchen Betonung des Weltanschauungsmomentes, der Lebensbezogenheit und der schöpferischen Originalität geisteswissenschaftlicher Aspekte geführt hat. Und nicht nur in der Prinzipienlehre, sondern auch in der Einzelarbeit selbst: Originalgenies haben sogar in der Geisteswissenschaft mit der stärksten kritischen Tradition, in der klassischen Philologie, Boden gewonnen. Auf den verschiedensten Gebieten sonst beginnt der élan vital und die imagination créatrice die wissenschaftliche Arbeit zu durchwirken. Ohne ein Körnchen vom Geiste Nietzsches oder Stefan Georges möchte heut kaum eine Dissertation mehr entstehen. Der Vorgang wird noch ernster, wenn man bemerkt, daß es sich doch nicht immer nur um ästhetische Stimmungen, um „Erlebnis"produktionen und um mythische Schau handelt, sondern um eine grundsätzliche Revision des Verhältnisses zwischen „Erkenntnis und Leben" geht, daß oft ethische Entscheidungen im Sinne Kierkegaards hinter den wissenschaftlichen Standpunkten liegen und daß man geisteswissenschaftliche Stellung-

versucht, daß im Grunde genommen alle Geisteswissenschaftler und alle Philosophen von je her nur eine verkappte Objektivität zur Schau stellten, daß sie im tiefsten selbst existenzielle Denker waren, die durch ihre persönlichen Stellungnahmen und Entscheidungen ihnen selbst oft unbewußt die Voraussetzungen schufen, von denen die nur scheinbar objektiven Gebilde abhängig sind. Ist aber so alle Geisteswissenschaft in Wahrheit von letzten weltanschaulichen Voraussetzungen abhängig und kann nur von einer Weltanschauung religiöser oder philosophischer oder gar politischer Art aus betrieben werden, dann bliebe — so meint Spranger — nichts anderes übrig, als die Universitäten als Stätten der freien, voraussetzungslosen Forschung aufzuheben und an ihre Stelle Weltanschauungshochschulen zu setzen, in denen katholische oder protestantische, marxistische oder bürgerliche oder sonst welche Wissenschaft betrieben wird. Hiergegen kämpft Spranger selbst als Vertreter des Geistes der Wissenschaft und der Universität. Er erkennt weithin die Ergebnisse des eifrigen Suchens nach den letzten Voraussetzungen an, auf denen die einzelnen Geisteswissenschaften ruhen; aber er erklärt schließlich: „Keine bestehende Wissenschaft ist voraussetzungslos. Aber indem sie Wissenschaft ist, hat sie einen eigenen Sinn und eine eigene Aufgabe, die sich über die Verschiedenheiten der Voraussetzungen hinauszuwölben vermag." Ich glaube, daß es vor allem not tut, diesen „eigenen Sinn" einer jeden Wissenschaft so klar wie möglich herauszuarbeiten, wobei unter dem eigenen Sinn nicht etwa nur die übliche methodische Grundlegung zu verstehen ist, auch nicht nur das „Wesen", das als eine geistige Größe oder — wenn man will — eine „Idee" abgelöst von allen einzelnen Menschen, die ihr dienen, für sich besteht, sondern zugleich auch die ganze geistige Haltung, die jede Wissenschaft von denen fordert, die sich ihr widmen wollen, das „Ethos", das eine jede Wissenschaft ebenso in einem Menschen hervorbringen kann wie eine bestimmte Religion oder Weltanschauung. Sucht man heute die Einzelwissenschaften in größere

---

nahmen nach dem berühmten Fichteschen Wort als Charaktersache versteht. Endlich wurzelt hier auch eine moderne Auffassung, die mindestens hinsichtlich der Metaphysik schon Dilthey vertreten hat, daß nämlich in den letzten Prinzipien der Wissenschaftsansätze alte religiöse Grundhaltungen säkularisiert weiterwirken.

Zusammenhänge einzuordnen, womöglich gleich in den Gesamtzusammenhang des „Lebens" selbst, stellt man immer wieder mit Nietzsche die höchst unwissenschaftliche Frage nach dem „Nutzen und Nachteil für das Leben", so möchte ich um der Klärung alles dessen willen, worum es sich heute handelt, das umgekehrte Verfahren empfehlen: die möglichst strenge Herausarbeitung des Wesens und des Ethos jeder einzelnen Wissenschaft und deren Abgrenzung gegen alles ihrem Wesen Fremde, das durch weltanschauliche und philosophische Betrachtungen und Bedürfnisse in sie hineingetragen und mit ihr verbunden wurde. Ich versuche dies zunächst an dem Beispiel der Geschichte als Wissenschaft, die ja die umfassendste Geisteswissenschaft ist. Hierbei wird vieles zu sagen sein, was dem Historiker, der vom Ethos seiner Wissenschaft erfüllt ist, für selbstverständlich gilt. Daß man sich aber dieser Selbstverständlichkeiten heute weithin nicht mehr bewußt ist, zeigt ein Blick in die Literatur, die Spranger kritisiert hat, und darum muß das Selbstverständliche gesagt werden. Eine wichtige Hilfe bieten dabei die Schriften der Vergangenheit, in denen von unserem Gegenstande zuerst gehandelt wurde, weil sie noch unberührt sind von der Vermengung und Vermischung des Heterogenen, die das Merkmal aller modernen Literatur, auch der wissenschaftlichen und philosophischen, zu werden droht.

Wie jede Wissenschaft, so reicht auch die Geschichtswissenschaft gleichsam mit ihrem Anfang und mit ihrem Ende, mit ihren Grundlagen und mit ihren letzten Zielen in das weite Gebiet der Philosophie und der Weltanschauung hinein. Wo der Historiker sich über die Grundlagen, die Methoden und das Wesen seiner Wissenschaft Rechenschaft geben will, muß er mit den Mitteln des Philosophen arbeiten; er muß die Erkenntnistheorie, die Logik, die Methodenlehre, die Psychologie zu Hilfe rufen. Ebenso ist er da, wo es sich um das Höchste handelt, um den letzten Sinn seines Forschens und Wissens, auf die Philosophie angewiesen, in deren Gebiet die Beantwortung der Fragen gehört: Was ist der Sinn der Weltgeschichte? Was ist ihm entsprechend der Sinn aller Arbeit an der Erforschung des Geschehenen, der Sinn der Geschichtswissenschaft selbst? Es fragt sich nur, ob der Historiker als solcher diese Überlegungen über die letzten Begründungen seiner Wissenschaft und ihre höchsten Ziele anstellen muß, um überhaupt Histo-

riker sein zu können. Ein Blick auf die lange Reihe der großen Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber von der Antike bis zur Gegenwart lehrt uns, daß es durchaus nicht zum Wesen des Historikers gehört, Methodologie der historischen Wissenschaften und Metaphysik der Geschichte zu treiben. Die Methoden werden aus dem Material und aus den immer neuen Aufgaben, die der Stoff seinem Bearbeiter stellt, gefunden, und ihr Wert liegt nicht in ihrer erkenntnistheoretischen Begründung, sondern in ihrer Bewährung und in ihrer Leistung für die Lösung der aus der Sache selbst sich ergebenden Aufgaben.

Zwischen der Geschichtswissenschaft und der Geschichtsphilosophie besteht sogar da, wo ihr Wesensunterschied noch deutlich empfunden wird, eine oft recht drastisch in die Erscheinung tretende Feindschaft. Der „eigentliche" Historiker lehnt die geschichtsphilosophischen Grundlegungen seiner Wissenschaft ebenso ab wie die metaphysischen Krönungen seiner Arbeit, die — wie er meint — leeren Spekulationen, und er bekämpft sie besonders da, wo sie in seine eigene Arbeit und in ihre Ergebnisse einbrechen. Das ist nicht eine besondere Eigentümlichkeit des Historikers. Auch der „echte" Naturwissenschaftler verhält sich zur Naturphilosophie nicht anders. Erscheint eine neue philosophische Betrachtung und Bearbeitung der Geschichte wie etwa die universalhistorische eines Lamprecht, die ästhetisch-romantische der Historiker aus dem Stefan-George-Kreise oder die kulturmorphologische eines Spengler, so macht sich der „eigentliche" Historiker alsbald an die Arbeit, um durch sein Wissen und durch das von ihm herbeigeschaffte Material an einzelnen Tatsachen und Ergebnissen zu zeigen, daß dies alles in den Einzelheiten teilweise falsch, in den hergestellten Zusammenhängen recht zweifelhaft und im ganzen auf voreiligen und unhaltbaren Verallgemeinerungen beruht. Es handelt sich dabei oft nicht nur um sachliche Gegensätze, sondern um eine echte Feindschaft, die durch eine hinter der kalten Sprache der Wissenschaft nur schlecht versteckte Antipathie genährt wird. Mit welcher Überheblichkeit spricht heute nur allzu oft der Geschichtsphilosoph von der immer noch in kümmerlichem und falsch verstandenem Positivismus befangenen Geschichtswissenschaft! Und mit welcher beißenden Ironie weist der Historiker auf die schäbigen Stellen des prächtigen Mantels hin, den der Philosoph

sich umgeworfen hat, um den König zu spielen, der die Historiker nur als Kärrner benutzt, die ihm die Steine zu seinen Gedankengebäuden zu beschaffen haben!

Aber diese echten, der Vermengung von Geschichtswissenschaft und Geschichtsphilosophie ablehnend gegenüberstehenden Historiker scheinen allmählich auszusterben, und wir hören sie schon die „Alten" nennen, die unbelehrbaren Vertreter des geistlosen Wissenschaftsbetriebes des 19. Jahrh., und so stark sich auch der Gegensatz zwischen Geschichtswissenschaft und Geschichtsphilosophie hier und da noch äußert, ebenso nachhaltig haben beide in den letzten Jahrzehnten aufeinander eingewirkt, so daß man sagen kann: viele „moderne" Historiker sind fast zu Philosophen geworden. Dadurch aber droht die scharfe Grenze zwischen beiden Gebieten zu verschwimmen, und es treten heute eine Fülle von Mischgebilden auf, die der Unklarheit ihrer Schöpfer in den wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes ihren Ursprung verdanken und die nur allzu viel dazu beitragen, die allgemeine Unklarheit allen wissenschaftlichen und weltanschaulichen Fragen gegenüber zu vermehren; denn gerade die mit philosophischen und weltanschaulichen Motiven durchsetzten Darstellungen werden gelesen und gekauft, während die Werke unserer großen alten und neuen Historiker in den Bibliotheken verstauben. Hier haben wir wieder auf Kants Mahnung zu hören: „Es ist nicht Vermehrung, sondern Verunstaltung der Wissenschaften, wenn man ihre Grenzen ineinanderlaufen läßt."[1]) Wenn Kant auch selbst eine Geschichtsphilosophie entwarf, so war er doch weit davon entfernt, mit ihr auf die Geschichtswissenschaft einwirken zu wollen und hielt beide streng auseinander: „Daß ich mit dieser Idee einer Weltgeschichte, die gewissermaßen einen Leitfaden a priori hat, die Bearbeitung der eigentlichen bloß empirisch abgefaßten Historie verdrängen wollte, wäre Mißdeutung meiner Absicht."[2])

Während Wesen, Sinn und Zweck der Geschichtsphilosophie von den Philosophen selbst immer neu und immer klarer herausgearbeitet wurden, weil es zur Eigenart des Philosophen gehört, daß er sich zunächst über sich selbst, sein eigenes Denken und

[1]) Kant, Kritik der reinen Vernunft, Akademie-Ausgabe, III 8, 7.

[2]) Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, VIII 30, 29.

Wollen Rechenschaft gibt, ist das Wesen der Geschichtswissenschaft, die ganze geistige Haltung, das „Ethos" des Historikers nur selten zu reinem und klarem Ausdruck gekommen, wenn es auch überall in den Werken der großen Geschichtsschreiber gleichsam zwischen den Zeilen ein unvergängliches Leben führt. Dagegen haben nicht selten die Philosophen selbst das Wesen des Historikers und der Geschichte als Wissenschaft gerade im Unterschied zur Geschichtsphilosophie in treffenden und eindrucksvollen Worten herausgearbeitet. Die älteste, klassisch klare und kurze Darstellung dieses Ethos gibt, soweit ich sehe, der Philosoph Schelling in seinen „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" vom Jahre 1803.[1]) Lassen wir alles beiseite, was hier aus Schellings eigenem philosophischen System und der ihm entsprechenden Terminologie eingeflossen ist, so erhalten wir folgendes Bild:

Geschichte als Wissenschaft darf zunächst nicht von einem Standpunkt aus betrieben werden, weder von einem religiösen noch von einem philosophischen aus. Schelling erklärt: „Es versteht sich, daß ich hiermit weder die religiöse noch die philosophische Konstruktion der Geschichte leugne; allein jene gehört der Theologie, diese der Philosophie an und ist von der Historie als solcher notwendig verschieden." Über Schellings Andeutung hinausgehend, läßt sich diese notwendige Verschiedenheit wohl am besten folgendermaßen mit Worten umschreiben: Der Historiker muß das tiefste Verständnis für theologische und religiöse Gegenstände und Persönlichkeiten haben; denn mit einem Worte Schleiermachers: „alle wahre Geschichte hat überall zuerst einen religiösen Zweck gehabt und ist von religiösen Ideen ausgegangen; wie denn auch das Feinste und Zarteste in ihr nie wissenschaftlich mitgeteilt, sondern nur im Gefühl von einem religiösen Gemüt kann aufgefaßt werden"; aber er darf als Historiker nicht selbst Theologe sein, gebunden an ein theologisches System und eine von vornherein bestimmte Ansicht des Lebens, der Welt und der Weltgeschichte. Der Historiker muß ein ebenso tiefes Verständnis für alles Philosophische haben; denn das geschichtliche Leben wird weithin durch den Kampf der Weltanschauungen von innen

[1]) Werke, V 306ff.

heraus bestimmt, und seine einzelnen Erscheinungen sind ohne Schulung in den philosophischen Disziplinen der Psychologie, der Ethik, der Ästhetik nicht zu begreifen; aber er darf selbst nicht Philosoph sein, weil er es sonst nicht vermeiden könnte, sich von vornherein auf eine seinem System und seiner Weltanschauung entsprechende Sinngebung festzulegen oder auch nur in der Geschichte etwa optimistisch mit den Augen Kants einen ständigen Fortschritt der vernünftigen Erkenntnis auf dem Wege zur Gründung einer vernünftigen Menschengemeinschaft zu sehen oder mit Schopenhauer sie pessimistisch zu betrachten als „die vorübergehenden Verflechtungen einer wie Wolken im Winde beweglichen Menschenwelt, welche oft durch den geringfügigsten Zufall umgestaltet werden".[1])

Während Theologie und Metaphysik an die Geschichte überhistorische, ja überweltliche Maßstäbe anlegen und ihr einen überzeitlichen Sinn abzugewinnen versuchen, dadurch daß sie einen Standpunkt einnehmen, der außerhalb dieser unserer Welt und der Weltgeschichte liegt, wählt der Historiker, der „pragmatische" Geschichtsforschung treibt, seinen Standpunkt innerhalb des Allgemein-Menschlichen. Er sieht in der Geschichte einen didaktischen oder politischen Zweck, um dessen willen sie durchforscht und dargestellt werden soll. In der pragmatischen Geschichtsschreibung sieht Schelling das gröbste Mißverständnis des Wesens der Geschichte als einer Wissenschaft, ja ihre Profanierung und Entheiligung:

„In Griechenland ergriffen die erhabensten, gereiftesten, erfahrungsreichsten Geister den Griffel der Geschichte, um sie mit ewigen Charakteren zu schreiben. Herodotus ist ein wahrhaft Homerischer Kopf, im Thukydides konzentriert sich die ganze Bildung des Perikleischen Zeitalters zu einer göttlichen Anschauung. In Deutschland, wo die Wissenschaft immer mehr eine Sache der Industrie wird, wagen sich gerade die geistlosesten Köpfe an die Geschichte. Welch ein widerlicher Anblick, das Bild großer Begebenheiten und Charaktere im Organ eines kurzsichtigen und einfältigen Menschen entworfen, besonders wenn er sich noch Gewalt antut, Verstand zu haben, und diesen etwa darein setzt, die Größe der

[1]) Die Welt als Wille und Vorstellung, II 3, 38 (Reclam S. 519).

Zeiten und Völker nach beschränkten Ansichten, z. B. Wichtigkeit des Handels, diesen oder jenen nützlichen oder verderblichen Erfindungen, zu schätzen, und überhaupt einen so viel als möglich gemeinen Maßstab an alles Erhabene zu legen; oder wenn er auf der anderen Seite den historischen Pragmatismus darin sucht, sich selbst durch Räsonnieren über die Begebenheiten oder Ausschmücken des Stoffes mit leeren rhetorischen Floskeln geltend zu machen, z. B. von den beständigen Fortschritten der Menschheit und wie wir's denn zuletzt so herrlich weit gebracht. Dennoch ist selbst unter dem Heiligsten nichts, das heiliger wäre als die Geschichte, dieser große Spiegel des Weltgeistes, dieses ewige Gedicht des göttlichen Verstandes; nichts das weniger die Berührung unheiliger Hände vertrüge."

Demnach wäre es — auf moderne Verhältnisse übertragen — als eine Entheiligung und Verunreinigung der Geschichte zu betrachten, wenn alles in ihr nur vom wirtschaftlichen Standpunkt aus gesehen und die Weltgeschichte ganz in Klassenhaß und Klassenkampf aufgelöst würde, wenn alles vom Interesse der Gesellschaft aus betrachtet und die Geschichte zur Soziologie umgeformt wird, wenn alles biologisch von einer Rassentheorie her verstanden und zur Verherrlichung einer Rasse mißbraucht wird, wenn alles psychologisch gedeutet und aus psychologischen Komplexen und Verdrängungen erklärt wird, wenn um irgendeines politischen, wirtschaftlichen oder auch wissenschaftlichen Sonderinteresses willen die Geschichte nur von einer solchen Seite aus betrachtet und gedeutet werden soll. Wohl muß der Historiker gründlich die Wirtschaftswissenschaft, die Soziologie, die biologischen Grundlagen des Völkerlebens, die Psychologie und noch vieles andere kennen und dies alles zur Erforschung der historischen Wahrheit verwerten, aber er darf selbst nicht Politiker, nicht Vertreter einer Wirtschaftstheorie, nicht Soziologe, Biologe, Psychologe einer bestimmten Richtung sein. Er hat sich jeder Monomanie zu enthalten, die wohl zur Verfolgung dieses oder jenes einen Fadens in dem reichen Teppich des historischen Lebens ihre guten Dienste leisten mag, aber den Blick auf das ganze in den Teppich hineingewobene Bild unmöglich macht. Dieser Blick auf das Ganze aber ist der Blick des Historikers, und auf die Erfassung des Ganzen kommt es an.

Damit ist die Geschichtswissenschaft gegen jede theologische und philosophische Sinngebung der Geschichte ebenso abgegrenzt wie gegen jede aus irgendwelchen Einzelinteressen hergeleitete Zwecksetzung. Theologie und Philosophie auf der einen, der Pragmatismus mit seinen mannigfaltigen Schattierungen auf der anderen Seite machen es dem Historiker, der sich ihnen hingibt, unmöglich, das Ideal zu erreichen, dem seine wissenschaftliche Forschung und Darstellung zustrebt: die reine Objektivität, wie sie in dem berühmten Ausspruch Rankes zum Ausdruck kommt, daß er sein eigenes Selbst auslöschen möchte, um nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen oder, wie es Schelling in der Philosophensprache ausdrückte: „Die Historie in ihrer höchsten Idee muß von aller subjektiven Beziehung unabhängig und befreit sein."

In dem Begriff der Objektivität aber ballen sich nun alle Schwierigkeiten zusammen, die im Wesen der Geschichte als einer Wissenschaft und in der so schwer zu verwirklichenden Haltung des echten Historikers liegen. Friedrich Nietzsche hat zuerst die allzu flach verstandene Objektivität der Geschichtswissenschaft, wie sie zu seiner Zeit betrieben wurde, und ihre Einwirkung auf die Kultur und die Erziehung verflucht und das Gespenst des alle lebendige Ursprünglichkeit ertötenden Historismus heraufbeschworen, mit dem dann Ernst Troeltsch in seinem großen Werke „Der Historismus und seine Probleme" vergeblich gerungen hat. Und das Ende einer durch drei Jahrzehnte hindurch von den sich ständig mehrenden Geschichts- und Kulturphilosophen betriebenen Kritik der historischen Wissenschaften und der historischen Vernunft, wie Dilthey in Analogie zu Kants Kritik der reinen Vernunft die von ihm gestellte Aufgabe formulierte, scheint heute die mehr mit Leidenschaft als mit Sachlichkeit weithin vertretene und propagierte Überzeugung zu sein, daß es eine voraussetzungslose, von allen religiösen, weltanschaulichen und sonstigen Beeinflussungen freie Geisteswissenschaft und vor allem eine objektive Wissenschaft und Darstellung der Geschichte nicht gebe, nicht geben könne und nicht geben solle. Dabei aber bleibt im unklaren, was denn eigentlich unter Objektivität der Geschichtsforschung und vor allem der Darstellung der Ergebnisse dieser Forschung verstanden werden soll. Daß es sich nicht um dieselbe Objektivität

handeln kann, die der Naturwissenschaftler erreicht, der Tatsachen konstatiert, das Vorgefundene begrifflich ordnet und nach Gesetzmäßigkeiten durchforscht, darf nach den scharfsinnigen Untersuchungen, die Windelband, Rickert und ihre Schüler über die prinzipiellen Unterschiede der naturwissenschaftlichen und der geisteswissenschaftlichen Begriffsbildungen und Methoden durchgeführt haben, als von vornherein einleuchtend betrachtet werden.[1])

Um das begrifflich zu fassen, was unter der Objektivität des Historikers zu verstehen sein könnte, haben die großen deutschen Philosophen den Blick zunächst auf die Kunst und die tendenzfreie objektive Darstellung des Lebens durch die großen Künstler gerichtet. So erklärt Schelling: „Es versteht sich, daß der Historiker nicht, einer vermeinten Kunst zu lieb, den Stoff der Geschichte verändern kann, deren oberstes Gesetz Wahrheit sein soll. Ebensowenig kann die Meinung sein, daß die höhere Darstellung den wirklichen Zusammenhang der Begebenheiten vernachlässige, es hat vielmehr hiermit ganz dieselbe Bewandtnis wie mit der Begründung der Handlungen im Drama, wo zwar die einzelne aus der vorhergehenden und zuletzt alles aus der ersten Synthesis mit Notwendigkeit entspringen muß, die Aufeinanderfolge selbst aber nicht empirisch, sondern nur aus einer höheren Ordnung der Dinge begreiflich sein muß. Erst dann erhält die Geschichte ihre Vollendung für die Vernunft, wenn die empirischen Ursachen, indem sie den Verstand befriedigen, als Werkzeuge und Mittel der Erscheinung einer höheren Notwendigkeit gebraucht werden. In solcher Darstellung kann die Geschichte die Wirkung des größten und erstaunenswürdigsten Dramas nicht verfehlen, das nur in einem unendlichen Geiste gedichtet sein kann." Auch Hegel greift auf den Dichter zurück, um das Schaffen des ursprünglichen, naiven Historikers zu verdeutlichen.[2]) Wilhelm von Humboldt hat in seiner „Rede

[1]) Die wichtigsten Vorarbeiten hatte hier übrigens schon Schopenhauer geleistet in dem Kapitel „Über Geschichte" im zweiten Band des Hauptwerkes „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Buch, 37. Kap. (Reclam S. 515ff.), nur daß er auf Grund seiner Untersuchungen der Geschichte den Charakter einer Wissenschaft überhaupt absprach, während Windelband und Rickert nach einer philosophisch begründbaren Theorie der historischen Wissenschaften suchten und sie nach Analogie der von Kant geleisteten Grundlegung der Naturwissenschaften konstruierten.

[2]) Philosophie der Weltgeschichte, Besondere Einleitung: I. Die verschiedenen Arten der Geschichtsbetrachtung (Ausgabe von Lasson, VIII 1,

über die Aufgabe des Geschichtsschreibers" den Vergleich zwischen dem Dichter und dem Historiker durchgeführt. Schopenhauer stellt sogar in Hinsicht auf Objektivität und Wahrheitsgehalt die Poesie über die historische Darstellung: „Der Historiker soll der individuellen Begebenheit genau nach dem Leben folgen, wie sie an den vielfach verschlungenen Ketten der Gründe und Folgen sich in der Zeit entwickelt; aber unmöglich kann er hierzu alle Data besitzen, alles gesehen oder alles erkundet haben: er wird jeden Augenblick vom Original seines Bildes verlassen, oder ein falsches schiebt sich ihm unter, und dies so häufig, daß ich glaube annehmen zu dürfen, in aller Geschichte sei des Falschen mehr als des Wahren.[1]) Der Dichter hingegen hat die Idee der Menschheit von irgendeiner bestimmten, eben darzustellenden Seite aufgefaßt, das Wesen seines eigenen Selbst ist es, was sich in ihr ihm objektiviert: seine Erkenntnis ist . . . halb a priori: sein Musterbild steht vor seinem Geiste, fest, deutlich, hell beleuchtet, kann ihn nicht verlassen: daher zeigt er uns im Spiegel seines Geistes die Idee rein

---

S. 168: „Der Arten, die Geschichte zu betrachten, gibt es überhaupt drei: die ursprüngliche, die reflektierende und die philosophische Geschichte. Was die erste betrifft, so meine ich dabei, um durch Nennung von Namen gleich ein bestimmtes Bild zu geben, z. B. Herodot, Thukydides und andere ähnliche Geschichtsschreiber. Sie lebten im Geiste der Begebenheiten, die sie beschrieben, gehörten ihm an und zu. Sie übersetzten das Geschehene, die Taten, Begebenheiten und Zustände, die sie vor sich gehabt hatten, in das Reich der geistigen Vorstellung. Sie bewirken, daß das Vorübergegangene, in der Erinnerung Lebende, unsterbliche Dauer erhält. Sie binden zusammen, was flüchtig vorüberrauscht, und legen es im Tempel der Mnemosyne nieder, zur Unsterblichkeit. Freilich haben auch diese unmittelbaren Geschichtsschreiber Berichte und Erzählungen anderer vorgefunden (es ist nicht möglich, daß ein Mensch alles allein sehe), aber doch nur, wie der Dichter auch die gebildete Sprache, der er so vieles verdankt, als Ingrediens besitzt. Auch der Dichter arbeitet seinen Stoff für die Vorstellung aus. Bei ihm liegt das Hauptwerk; es ist seine Schöpfung. Ebenso ist es bei den Geschichtsschreibern. Aber wie der Dichter seinen Stoff in der Empfindung hat, so ist es auch die mehr sinnliche als geistige Vorstellung, in die er ihn überträgt. Gedichte haben nicht die historische Wahrheit, haben nicht die bestimmte Wirklichkeit zum Inhalt."

[1]) So sagt Schopenhauer ein andermal in seiner bissigen Weise: „Daß die Geschichtsmuse Klio mit der Lüge so durch und durch infiziert ist wie eine Gassenhure mit der Syphilis. Die neue, kritische Geschichtsforschung müht sich zwar ab, sie zu kurieren, bewältigt aber mit ihren lokalen Mitteln bloß einzelne, hier und da ausbrechende Symptome; wobei noch dazu manche Quacksalberei mit unterläuft, die das Übel verschlimmert." Parerga und Paralipomena, II. Bd. § 233 (Reclam, S. 437f.).

und deutlich, und seine Schilderung ist, bis auf das Einzelne herab, wahr wie das Leben selbst. Die großen alten Historiker sind daher im einzelnen, wo die Data sie verlassen, z. B. in den Reden ihrer Helden, Dichter; ja, ihre ganze Behandlungsart des Stoffes nähert sich dem Epischen: dies aber eben gibt ihren Darstellungen Einheit, und läßt sie die innere Wahrheit behalten, selbst da, wo die äußere ihnen nicht zugänglich, oder gar verfälscht war . . . Die neuen dagegen, wenige ausgenommen, geben meistens nur 'ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer, und höchstens eine Haupt- und Staatsaktion'. — Wer also die Menschheit ihrem inneren, in allen Erscheinungen und Entwicklungen identischen Wesen, ihrer Idee nach erkennen will, dem werden die Werke der großen, unsterblichen Dichter ein viel treueres und deutlicheres Bild vorhalten, als die Historiker je vermögen: denn selbst die besten unter diesen sind als Dichter lange nicht die ersten und haben auch nicht freie Hände."[1]) Daß der junge Nietzsche in der Gefolgschaft Schopenhauers nicht viel anders denken wird, ist zu erwarten. Wichtig aber ist bei ihm vor allem, daß er gerade die Beziehung zum Künstlerischen als das Unterscheidungsmerkmal zwischen der von ihm anerkannten echten und der von ihm bekämpften falschen Objektivität bezeichnet, wenn er über die Arbeit des Historikers sagt: „Dazu gehört aber vor allem eine große künstlerische Potenz, ein schaffendes Darüberschweben, ein liebendes Versenktsein in die empirischen Data, ein Weiterdichten an gegebenen Typen — dazu gehört allerdings Objektivität, aber als positive Eigenschaft. So oft aber ist Objektivität nur eine Phrase. An Stelle jener innerlich blitzenden, äußerlich unbewegten und dunklen Ruhe des Künstlerauges tritt die Affektation der Ruhe; wie sich der Mangel an Pathos und moralischer Kraft als schneidende Kälte der Betrachtung zu verkleiden pflegt. In gewissen Fällen wagt sich die Banalität der Gesinnung, die Jedermanns-Weisheit, die nur durch ihre Langweiligkeit den Eindruck des Ruhigen, Unaufgeregten macht, hervor, um für jenen künstlerischen Zustand zu gelten, in welchem das Subjekt schweigt und völlig unbemerkbar wird. Dann wird alles hervorgesucht, was überhaupt nicht aufregt, und das trockenste

[1]) Die Welt als Wille und Vorstellung, I. Bd., 3. Buch § 51 (Reclam, S. 325).

Wort ist gerade recht. Ja man geht so weit anzunehmen, daß der, den ein Moment der Vergangenheit gar nichts angehe, berufen sei ihn darzustellen. So verhalten sich häufig Philologen und Griechen zueinander: sie gehen sich gar nichts an — das nennt man denn wohl auch ‚Objektivität'!"[1]) Und um noch einen modernen Zeugen anzuführen, sei darauf hingewiesen, daß Theodor Lessing, der in seinem Buche „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen"[2]) die radikalste Kritik an aller Geschichtsschreibung ebenso wie an aller Geschichtsphilosophie geübt hat, doch den in der geistigen Haltung des Künstlers verharrenden Historiker unter allen anderen als den relativ besten Typus gelten läßt. Er schreibt über ihn: „Wer diese ungeheure Seelenkraft besitzt, den grauenhaften Höllenbildern der Weltgeschichte rein als schauendes Auge sich hinzugeben . . ., für den gilt das tiefe Wort Buddhas: Es ist alles schrecklich zu sein, aber schön zu sehn . . . Beobachten wir näher den Schlag des ästhetischen Geschichtsschreibers, so fällt uns auf: die bewundernswerte Freiheit von aller Stellungnahme zum eigenen Erlebnis und der Verzicht auf das Auswertenwollen der Tatsachen, die als Lebensgeschehnis eben jenseits von Vernunft und Sinn beharren. — Der ästhetisch gerichtete Historiker (mag das nun naive Ursprünglichkeit des Gefühls oder letzte menschliche Weisheit sein) hat alle Geschichtsereignisse, selbst auf die Gefahr hin, mitleidlos, grausam, unsozial, unbewegt, uninteressiert zu heißen, lediglich als Bild der Anschauung vor Augen. Und während der moralische Mensch im Grund sich selber liebt, erlebt der Schauende, im fremden Dinge weilend, die Liebe des fremden Dinges zu sich selbst und lernt es auf diese Art zu bestätigen. Können wir die Berechtigung einer Lebenstatsache nicht erfassen, so besagt das nur, daß wir weit von ihr entfernt sind; und unser Gut und Schlecht entfremdet uns mehr und mehr und vereinzelt uns gegenüber der Lebendigkeit. Der künstlerisch Schauende kennt weder das Gut und Schlecht, noch das Wahr und Falsch. Er begrübelt das Leben nicht, auch da nicht, wo er als Philosoph spricht."

Aber die Geschichte als Wissenschaft fällt doch durchaus nicht mit der Kunst zusammen, wenn auch der Geschichtsschreiber selbst den Blick des Künstlers und die Beherrschung der sprach-

[1]) Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, 6. Abschnitt.
[2]) 1. Aufl. 1919, S. 244f., 4. Aufl. 1926.

lichen Form besitzen muß, die es ihm gestattet, das Stück historischen Lebens, das er mit innerlichster Erfassung durchlebt hat, zu einer Geschichte zu formen. Was Kunst und Geschichte voneinander trennt, ist der verschiedene Wahrheits- und Wirklichkeitsbegriff, der beiden zugrunde liegt. Kants Theorie, daß die Kunst überhaupt keinen Wahrheitsgehalt habe und nur schöner Schein sei, wurde schon von Schiller, von Goethe und noch energischer von den Romantikern zurückgewiesen. Für Schiller ist die künstlerisch-geniale Betrachtung der Welt die Vorstufe der wissenschaftlichen, und nur durch das Morgentor des Schönen kann der Mensch in das Land der Erkenntnis eindringen. Einem Goethe entspringt die Dichtung selbst aus der Wahrheit des von ihr erfaßten Lebens, und der Dichter empfängt „aus Morgenduft und Sonnenklarheit der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit". Der Romantiker Novalis aber behauptet kühn: „Die Poesie ist das absolut Reelle. Dies ist der Kern meiner Philosophie. Je poetischer, desto wahrer." Eine sich hiermit bewußt berührende Auffassung des Wahrheitsgehalts der Geschichte ist heute weithin verbreitet. Ihre Neubelebung verdankt sie Nietzsches Forderung einer „monumentalen" Geschichtsschreibung, die dem Leben durch die bewußt künstlerische Gestaltung der großen Heroen der Geschichte als leuchtender Vorbilder dienen soll, und der neuromantischen Geschichtsauffassung des George-Kreises, dem wir die durchgeformte Darstellung einzelner großer Gestalten der Vergangenheit verdanken, bei deren Neuschöpfung das eigentlich Historische nur das Material darstellte, aus dem um eine erschaute „organische Mitte" das Ganze gebildet wurde, dessen „innere Wahrheit" sich allein aus dem harmonischen Zusammenwirken aller Glieder in einem geistig-körperlichen Organismus von selbst offenbart, eine Auffassung und ein Streben, die schließlich dahin führten, daß der aus historischem Material bewußt herausgearbeitete große „Mythos" über die Geschichtsschreibung gestellt und ihm der tiefere und unmittelbar für das Leben fruchtbare Wahrheitsgehalt zugebilligt wurde. Auch Spenglers Geschichtsauffassung und Darstellung ist eine durchaus künstlerische, durch Intuitionen bestimmte. Seine Betrachtung der Kulturen als Organismen, von denen jede einen Frühling, Sommer, Herbst und Winter hat, jede mit religiös-mystischer Innerlichkeit beginnt und in Äußerlichkeit und Technik er-

stirbt, hat nur dieselbe subjektive Berechtigung wie etwa der Leitgedanke der Geschichtsphilosophie Herders, daß jedes Volk (und jede Kultur) den Gipfel der ihm möglichen Humanität erreicht habe, wenn es seine eigene, ihm von Natur gegebene Anlage voll zur Entwicklung brachte, und daß es infolgedessen religiöse, ästhetische, politische, technische und noch viele andere Völker und Kulturen gibt. Was bei Spengler Verfall ist, kann bei Herder Anfang einer Blüte sein. Nur in der Geschlossenheit der nach einheitlichen Gesichtspunkten gestalteten Gesamtbilder liegt die „innere Wahrheit", die nur so lange dauert, als man innerhalb eines solchen Kunstwerkes bleibt und sich von ihm gefangen nehmen läßt. Will man aber nur diese innere Wahrheit als Wahrheit überhaupt gelten lassen, so wird die schlichte Tatsache verdeckt, daß die künstlerische Wahrheit und Wirklichkeit ihrem Wesen nach doch eine andere ist und sein muß als die historische.

Die künstlerische Wirklichkeit und ihre Wahrheit ist immer irgendwie eine vom Menschen, vom Künstler selbst sinnvoll gestaltete, eine ideale Wirklichkeit, die wohl aus dem wirklichen Leben entspringt, auch auf das Leben gerade durch die Erleuchtung und in sich geschlossene Herausarbeitung einer tiefen Erkenntnis zurückwirkt, aber doch selbst in einer eigenen, vom Leben abgehobenen Sphäre bleibt. Daß es sich auch in der Kunst um ein Erkennen und um Wahrheitsstreben handelt, ist eine zwar ungewöhnliche, aber doch in der modernen Philosophie anerkannte und begründete Vorstellung: „Niemand wird zögern, von Erkennen zu sprechen, wenn ein Maler unter vielen Möglichkeiten eine bestimmte Farbe auswählt, wenn ein Tonschöpfer seine Akkorde als die in diesem Zusammenhang notwendigen formt, wenn ein Dichter beim Arbeiten eine Handlung seines Helden als nicht sinngemäß abändert. In allen diesen Fällen findet ein Auswählen, Bejahen oder Verwerfen zum Zwecke eines Wirkens statt; nur ist dies Wirken nicht auf Beherrschung der Außenwelt, sondern auf Schöpfung einer Wirklichkeit eigener Art, einer ästhetischen Wirklichkeit gerichtet. Jene Außenwirklichkeit wird gerade zerstört zugunsten einer von innen her orientierten Wirklichkeit. Der Maler gibt im Bilde Farben, der Dichter, selbst wenn er ein Modell aus der Außenwelt benutzt, ändert dessen Züge ab, aber nicht nach Laune und Willkür, sondern auf Grund einer in seinem Ich liegenden Not-

wendigkeit."[1]) So ist Kunst bewußte „Sinngebung des Sinnlosen", und ihre Wahrheit besteht in dem Sinn, der durch sie geschaffen wurde. Geschichte als Wissenschaft aber will das gerade nicht sein, und so weit sie sich auch mit der Kunst berührt, soviel auch Künstlerisches im Historiker selbst mit enthalten sein muß, da, wo es sich um die Wahrheit handelt, gehen beide auseinander. Beide haben den Willen zur Wahrheit, was sie aber unter Wahrheit verstehen, ist etwas sehr Verschiedenes. Auch hier trifft Schelling, obgleich er selber Romantiker ist und ihm die ästhetische Betrachtung und der ästhetische Wahrheitsbegriff am nächsten liegen, mit instinktiver Sicherheit das Richtige. Die künstlerische, ebenso wie die religiöse und die philosophische Sinngebung gehören für ihn in das „Reich der Freiheit", des „Idealen", und sie haben ihre Wahrheit durch die Beziehung des Idealen auf die reale Welt, die sich Schelling als „Identität" der Freiheit und der Notwendigkeit darstellt. Der Historiker aber hat es allein zu tun mit der „Realität", dem „Reiche der Notwendigkeit". So schreibt er: „Wir haben die Historie auf die gleiche Stufe mit der Kunst gesetzt. Aber, was diese darstellt, ist immer eine Identität der Notwendigkeit und Freiheit, und diese Erscheinung, vornehmlich in der Tragödie, ist der eigentliche Gegenstand unserer Bewunderung. Diese selbe Identität aber ist zugleich der Standpunkt der Philosophie und selbst der Religion für die Geschichte, da diese in der Vorsehung nichts anderes als die Weisheit erkennt, welche in dem Plane der Welt die Freiheit der Menschen mit der allgemeinen Notwendigkeit und umgekehrt diese mit jener vereinigt. Nun soll aber die Historie weder auf dem philosophischen noch auf dem religiösen Standpunkt stehen. Sie wird demnach auch jene Identität der Freiheit und Notwendigkeit in dem Sinne darstellen müssen, wie sie vom Gesichtspunkt der Wirklichkeit aus erscheint, den sie auf keine Weise verlassen soll. Von diesem aus ist sie aber nur als unbegriffene und ganz objektive Identität erkennbar, als Schicksal. Die Meinung ist nicht, daß der Geschichtsschreiber das Schicksal

[1]) R. Müller-Freienfels: Irrationalismus, Umriß einer Erkenntnislehre, 1922, S. 222, vgl. S. 231: „Der Künstler schafft sich eine Sonderwirklichkeit, die den Forderungen seines Ich, das allerdings mannigfache überindividuelle Beziehungen wahrt, genug tut, die jedoch der Außenwelt des praktischen Lebens gegenüber unabhängig ist."

im Munde führe, sondern daß es durch die Objektivität seiner Darstellung von selbst und ohne sein Zutun erscheine. Durch die Geschichtsbücher des Herodotus gehen Verhängnis und Vergeltung als unsichtbar überall waltende Gottheiten; in dem höheren und völlig unabhängigen Stil des Thukydides, der sich schon durch die Einführung der Reden dramatisch zeigt, ist jene höhere Einheit in der Form ausgedrückt und ganz bis zur äußeren Erscheinung gebracht." Geschichte erscheint also hier nicht als „Sinngebung des Sinnlosen" von irgendeinem über dem Geschehen liegenden Standpunkte aus, auch nicht als „logificatio post festum", sondern als ein Verharren gerade in der Sinnlosigkeit, die sich uns darstellt als unbegreifliches Schicksal, unsinniges Verhängnis, unverstehbare Vergeltung für — man weiß nicht was. Das ist nicht nur eine philosophische Konstruktion des Wesens der Geschichte, unternommen zu dem Zwecke, die Geschichte von der Kunst, der Religion und der Philosophie möglichst scharf abzuheben. Schon Polybios hat neben seiner pragmatischen, auf den „Nutzen" bedachten Auffassung der Geschichtsschreibung, die er mit fast allen antiken Historikern teilt, gerade diesen Wesenszug hervorgehoben. Er wendet sich gegen die ästhetische Historie, die nach der Lehre des Aristoteles die Begebenheiten der Geschichte zu Tragödien formt und im Leser Mitleid und Sympathie mit den agierenden Helden erregen will. Was die Geschichte vom kunstvoll gestalteten Drama und seiner psychologischen Wirkung unterscheidet, ist für ihn die Tatsache, daß alles in ihr ein *παράδοξον* ist, daß hier alles wider Erwarten, gegen die Meinung der Menschen geschieht, daß es *παρὰ λόγον*, gegen die Vernunft, gegen unser Bedürfnis nach Sinn geht. In der Geschichte herrscht nicht wie im antiken Drama die Moira als Inbegriff der „ewigen, ehernen, großen Gesetze, nach denen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden", sondern die Tyche, deren Macht sich in den *παράλογα* und *παράδοξα* offenbart.[1]) Es ist dieselbe

[1]) Vgl. hierzu jetzt die Arbeit von Kurt Lorenz: Untersuchungen zum Geschichtswerk des Polybios, Stuttgart 1931, aus dem ich folgenden Abschnitt hierher setze (S. 11f.): „Haben die früheren Historiker die Aufmerksamkeit des Publikums durch das Lob der Geschichte erregt, so reizt bei dem Werk des Polybios die Eigenart des Stoffes an sich. Der Gegenstand des Themas wird in seiner Gesamtheit als ein *παράδοξον* bezeichnet. Diese Tatsache, die von Polybios durch Voranstellung des Pronomens scharf unterstrichen wird, kann nicht nachdrücklich genug betont werden. *Παράδοξον*

Tyche-Fortuna als Geschichtsprinzip, gegen die Augustinus in seinem „Gottesstaat" immer wieder kämpft, weil er in ihr das eigentlich heidnische Prinzip der Geschichtsauffassung im Gegensatz zur christlich-theologischen Sinngebung der Geschichte sieht[1]), dieselbe Fortuna, die Boethius gerade zum Philosophen sprechen läßt: „Das ist mein Wesen, dies unaufhörliche Spiel spiele ich: Ich drehe das Rad in rollendem Kreis, meine Freude habe ich daran, das Unterste zu oberst und das Oberste zu unterst zu kehren. Steige auf, wenn du magst, aber nur unter der Bedingung, daß du, wenn die Regel meines Spiels deinen Abstieg verlangt, das nicht als ein dir angetanes Unrecht betrachtest."[2])

Daß wir hier vor dem Wesen der Geschichte stehen, wie es sich dem Historiker im Gegensatz zum Theologen und zum Philosophen darstellt, wird ohne weiteres einleuchten, wenn wir — wie Thukydides auf den von ihm selbst noch miterlebten Peloponnesischen Krieg — auf das weltgeschichtliche Geschehen zurückblicken, das uns noch frisch in der Erinnerung lebt, auf den Weltkrieg und die Revolution. Welche drohende Gewitterwolke vor dem Kriege seit Jahren über uns hing, das erkannten wir erst, als der Blitz

---

ist im Sprachgebrauch des Autors Ausdrucksform für all das, was ‚wider die *δόξα*', was ‚wider Erwarten' ist. Einmal werden all die zahlreichen Einzelvorgänge innerhalb des großen geschichtlichen Ablaufs, die einen allem menschlichen Ermessen und Erwarten unerwarteten Ausgang, sei es zum Guten, sei es zum Schlechten, nehmen, als „*παραδόξως*" geschehen bewertet. (Der „fein ausgeprägte Sinn für das Irrationale in der Geschichte" — W. Siegfried, Studien zur geschichtlichen Anschauung des Polybios, S. 30 — zeigt sich bei Polybios in der Frequenz dieses Begriffes. Allein in den vollständig erhaltenen Büchern I—III kommt *παράδοξος* 51 mal vor! Daneben finden sich noch zahlreiche synonyme Begriffe wie *παράλογος*, *ἀνέλπιστος* und *ἀπροσδόκητος* . . .). Was für die Einzelvorgänge gilt, gilt natürlich erst recht für den Ablauf des Gesamtgeschehens, wenn dieser als *παράδοξον τῶν πράξεων* gekennzeichnet wird. Für alle Dinge, bei denen eine rationale Erklärung mangelt, werden also irrationale Momente herangezogen. Aus Äußerungen des Polybios selbst ergibt sich als Trägerin dieses irrationalen Prinzips, das sich hinter dem *παράδοξον* verbirgt, die Tyche. Sie ist für Polybios der große Faktor, der über allem historischen Leben waltet. Diese dem menschlichen Wollen, Denken und Tun entzogene irrationale Macht liebt es, stets die wichtigsten Dinge *παρὰ λόγον* zu entscheiden. Gerade in den *παράλογα* kündet sie den Menschen ihre gewaltige Macht."

[1]) Vgl. die hierüber gesammelten Stellen bei A. Doren: Fortuna im Mittelalter und in der Renaissance (Vorträge der Bibliothek Warburg 1922—23, I. Teil, Berlin 1924), S. 76f.

[2]) Boethius, De consol. II 2, vgl. Doren a. a. O. S. 79ff.

einschlug und der Krieg wider alles Erwarten da war. Unsere Feinde führten ihn im Namen der Gerechtigkeit und der Gleichberechtigung der Völker, aber wer kann in diesem Kampfe von mehr als zwei Dutzend Völkern der Erde gegen ein einziges mit seinen zwei Verbündeten eine Gerechtigkeit entdecken? Wir siegten und siegten, aber wir siegten uns zu Tode. Die Nationen, die uns eingekreist, den Krieg vorbereitet und vom Zaune gebrochen hatten, erklärten uns für die Alleinschuldigen gegen alle Vernunft und gegen allen Sinn. In Rußland brach zuerst die Revolution aus, und gerade in dem Lande, das sich in ganz Europa am wenigsten dazu eignete, das ein fast reiner Agrarstaat ist, in dem mehr als 83 Prozent der Bevölkerung vom Ackerbau leben, wurde der Marxismus, diese auf den reinen Industriestaat zugeschnittene und erst in ihm zu verwirklichende Theorie, mit der härtesten Inkonsequenz durchgeführt. Überall, wohin wir blicken, Sinnlosigkeit! Hier lassen sich wohl einzelne ineinander verschlungene Ketten von Ursachen und Wirkungen aufdecken; aber das Ganze spottet einer Gesamtsinngebung. Ja, wir würden es als eine Entstellung der Wahrheit, einen Mangel an Objektivität oder — in Schellings Sinne — als eine Entheiligung dieses gewaltigen Geschehens empfinden, wenn es religiös gedeutet würde als der Kampf einer civitas Dei gegen die civitas terrena. Wir möchten wohl sagen: „Im Streite zur Seite hat Gott uns gestanden", aber wir stocken, wenn es weiter heißen soll: „Er wollte, es sollte das Recht siegreich sein"; denn wir wissen, daß das nicht wahr ist. Wir würden auch jede philosophische Sinngebung als unzureichend ablehnen müssen. Kants Fortschrittsglaube, der die Staatengeschichte in einem Völkerbund und ewigem Frieden gipfeln läßt, erscheint als eine Naivität, wenn wir an diesen Völkerbund und diesen Frieden von Versailles denken. Wir können uns nach der Geschichtsphilosophie der Neukantianer nicht mehr so ohne weiteres davon überzeugen, daß der Sinn der Geschichte in der Verwirklichung von Werten der Kultur bestehe, weil wir zu viele Unwerte sehen, auf deren Verwirklichung es vor allem abgesehen zu sein scheint. Alle unsere Begriffe von Zusammenhang, Fortschritt und Entwicklung stellen sich als voreilige Verallgemeinerungen heraus, und mit der Theorie vom Klassenkampf ist ebensowenig anzufangen wie mit der Lehre von der Überlegenheit der nordischen Rasse über alle anderen; denn es kam ja

alles ganz anders, als es nach diesen Theorien hätte kommen müssen; nicht der Sozialismus, sondern der überstiegenste Kapitalismus regiert die Welt, und die Heldentaten der nordischen Rasse haben nicht ihr, sondern den anderen zum Siege verholfen. Eine ästhetische Auffassung und Darstellung des Ganzen als einer ungeheuren Tragödie scheint schon eher möglich; aber wir könnten dabei doch die vielen dazwischen spielenden Komödien und Satiren nicht vergessen, aufgeführt von den Komödianten der Weltgeschichte, von der ganzen Schar der lächerlich kleinen Menschen, die sich im rechten Augenblick an das kreisende Rad der Geschichte klammerten, um selbst eine kurze Spanne Zeit Geschichte zu machen, bis sie wieder in den Abgrund der Bedeutungslosigkeit geschleudert wurden. Und gar jede didaktische Auswertung klänge wie bitterer Hohn; denn, wenn etwas, so hat es uns die Geschichte der jüngsten Vergangenheit selbst gelehrt, daß Hegel mit seinem harten Worte recht behalten hat: „Was die Erfahrung und die Geschichte lehren, ist dieses, daß Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben."[1])

Für den Historiker, der einen so gewaltigen Stoff wie den Weltkrieg zu bewältigen haben wird, kommen alle diese Standpunkte gar nicht in Frage, weil er von keinem aus seinen Gegenstand voll erfassen könnte. Ist er deshalb aber völlig standpunktslos, ganz „objektiv"? Wird er nicht entweder ein Deutscher oder ein Franzose oder ein Engländer, ein Katholik oder ein Protestant, ein Sozialist oder ein Bourgeois sein, und wird nicht diese bloße Zugehörigkeit zu einem Volke, einer Kirche, einer Klasse allein schon seine Objektivität beeinflussen und jeden die Dinge in einem anderen Lichte sehen lassen?

Die Historiker selbst zeigen uns, daß dies durchaus nicht notwendig ist. Wir denken etwa an einen Hippolyte Taine, der die Geschichte der französischen Revolution schrieb und die Götzen entthronte, an die sein Volk glaubte und noch glaubt, ohne damit etwas von seinem Franzosentum aufzugeben und ohne daß seine Zugehörigkeit zur französischen Nation ihm an der Herausarbeitung der Wahrheit hinderlich war und seine Objektivität trübte.

[1]) A. a. O. S. 174.

Wir denken an zahlreiche protestantische Gelehrte, die die Geschichte des Christentums und der Kirche erforschten und ihren eigenen Protestantismus und ihr Christentum hinter dem Streben nach Wahrheit und rücksichtsloser Offenheit so weit zurücktreten ließen, daß eine reine Objektivität erreicht wurde. Wir denken an bürgerliche Forscher, die das Wesen des Bourgeois selbst mit völliger Vorurteilslosigkeit analysierten. Wo es sich allerdings um Katholiken und Sozialisten handelt, ist eine solche Objektivität nur dem möglich, der nicht die Gefahr scheut, aus seiner Kirche oder aus seiner Partei ausgeschlossen zu werden. Aber immer wieder haben sich Männer gefunden, die diese Gefahr nicht scheuten und sie um der Wahrheit willen auf sich nahmen.

Was aber dieses Wahrheitsstreben gegen innere und äußere Bindungen möglich macht, ist die dritte Eigenschaft des echten Historikers, die zu seiner Wahrheitsliebe und zu seinem Streben nach Objektivität hinzukommen muß: der Sinn für Gerechtigkeit. Für die Darstellung des Wesens dieser Tugend hat Nietzsche die schönsten Worte gefunden: „Wahrlich niemand hat in höherem Grade einen Anspruch auf unsere Verehrung als der, welcher den Trieb und die Kraft zur Gerechtigkeit besitzt. Denn in ihr vereinigen und verbergen sich die höchsten und seltensten Tugenden wie in einem unergründlichen Meere, das von allen Seiten Ströme empfängt und in sich verschlingt. Die Hand des Gerechten, der Gericht zu halten befugt ist, erzittert nicht mehr, wenn sie die Waage hält; unerbittlich gegen sich selbst legt er Gewicht auf Gewicht, sein Auge trübt sich nicht, wenn die Waagschalen steigen und sinken, und seine Stimme klingt weder hart noch gebrochen, wenn er das Urteil verkündet. Wäre er ein kalter Dämon der Erkenntnis, so würde er um sich die eisige Atmosphäre einer übermenschlich schrecklichen Majestät ausbreiten, die wir zu fürchten, nicht zu verehren hätten: aber daß er ein Mensch ist und doch aus läßlichem Zweifel zu strenger Gewißheit, aus duldsamer Milde zum Imperativ ‚du mußt', aus der seltenen Tugend der Großmut zur allerseltensten der Gerechtigkeit emporzusteigen versucht, daß er jetzt jenem Dämon ähnelt, ohne von Anbeginn etwas anderes als ein armer Mensch zu sein, und vor allem, daß er in jedem Augenblicke an sich selbst sein Menschentum zu büßen hat und sich an einer unmöglichen Tugend tragisch verzehrt — dies alles stellt ihn in

eine einsame Höhe hin, als das ehrwürdigste Exemplar der Gattung Mensch; denn Wahrheit will er, doch nicht nur als kalte, folgenlose Erkenntnis, sondern als die ordnende und strafende Richterin, Wahrheit nicht als egoistischen Besitz des Einzelnen, sondern als die heilige Berechtigung, alle Grenzsteine egoistischer Besitztümer zu verrücken, Wahrheit mit einem Worte als Weltgericht und durchaus nicht etwa als erhaschte Beute und Lust des einzelnen Jägers. Nur insofern der Wahrhafte den unbedingten Willen hat, gerecht zu sein, ist an dem überall so gedankenlos glorifizierten Streben nach Wahrheit etwas Großes."[1]) Diese Tugend der Gerechtigkeit aber ist nur den großen, reifen, weltüberlegenen Menschen möglich, und in der Forderung, daß nur ein solcher Geschichte treiben und Geschichte schreiben sollte, stimmen sogar die beiden Antipoden Nietzsche und Hegel überein. Nietzsche erklärt: „Geschichte schreibt der Erfahrene und Überlegene. Wer nicht einiges größer und höher erlebt hat als alle, wird auch nichts Großes und Hohes aus der Vergangenheit zu deuten wissen"[2]), und Hegel schreibt: „Hoch gestellt müssen eigentlich solche Männer sein. Nur wenn man oben steht, kann man die Sachen recht übersehen und jegliches erblicken, nicht wenn man von unten herauf durch eine dürftige Öffnung geschaut hat."[3])

Versuchen wir es, dieses Ethos des Historikers und dieses Wesen seiner Wissenschaft in der reinen Idealität festzuhalten, so stellt es sich dar als eine geistige Haltung, eine Art, die Menschen und die Ereignisse zu sehen, als eine Weltanschauung, die nicht der Stützen oder Krücken einer anderen Weltanschauung, Philosophie oder Religion bedarf, sondern sich als gleichberechtigt neben sie stellt. Selbstverständlich handelt es sich hier um ein Ideal, das von keinem Historiker voll verwirklicht wird. Es steht damit ebenso wie mit allen anderen idealen Lebensformen. Auch der christliche Mensch trägt die Sünde in sich, auch der reinste Idealist trägt einen peinlichen materiellen Erdenrest mit sich herum. Das aber ist kein Grund dagegen, daß es Christen und Idealisten gibt, die sich mit Recht so nennen nach dem Ideal, dessen Verwirklichung sie zu-

[1]) Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, Abschnitt 6.
[2]) Ebd., Abschnitt 6.
[3]) Philosophie der Weltgeschichte, Besondere Einleitung, I, S. 170 (Lasson).

streben. Ein Kierkegaard nennt die historische Betrachtung und die ihr zugrundeliegende Weltanschauung „trostlos" und findet heute hierin begeisterte Zustimmung. So sei sie denn trostlos! Soll es denn nur Menschen geben dürfen, die in ständiger Bekümmernis, Angst und Sorge leben und des Trostes bedürftig sind? Man fragt ferner im Anschluß an Nietzsche nach dem Nutzen der Historie für das Leben und meint sie als wertlos verachten zu dürfen, weil sich ein solcher Nutzen nicht nachweisen läßt. Aber es braucht doch nicht alles dem Leben zu nützen, und gerade das Beste und Höchste läßt sich nicht an dem Maßstab des Nutzens messen. Wenn man auf Goethes Wort sich heute so gern beruft „Was fruchtbar ist, allein ist wahr", so sei daran erinnert, daß derselbe Goethe da, wo er von den verschiedenen Denkweisen spricht, das Denken der auf den Nutzen abzielenden Menschen auf die unterste Stufe stellt.[1]) Diese reine Objektivität, das freie Schweben über den Dingen läßt sich nicht durchführen, wird weiterhin eingewendet und wieder im Sinne Kierkegaards behauptet: der Mensch, auch der Gelehrte, muß sich entscheiden; er steht vor dem „Entweder-Oder" auch

[1]) Zur Morphologie, Soph.-Ausg. II 6, S. 301 f.: „Freilich wird nach der verschiedenen Weise der Menschen gar verschiedentlich gefragt.

Um uns in diesen verschiedenen Arten einigermaßen zu orientieren, wollen wir sie einteilen in:

Nutzende,
Wissende,
Anschauende und
Umfassende.

1. Die Nutzenden, Nutzen-Suchenden, -Fordernden sind die ersten, die das Feld der Wissenschaft gleichsam umreißen, das Praktische ergreifen; das Bewußtsein durch Erfahrung gibt ihnen Sicherheit, das Bedürfnis eine gewisse Breite.

2. Die Wißbegierigen bedürfen eines ruhigen uneigennützigen Blickes, einer neugierigen Unruhe, eines klaren Verstandes und stehen immer im Verhältnis mit jenen; sie verarbeiten auch nur im wissenschaftlichen Sinne dasjenige, was sie vorfinden.

3. Die Anschauenden verhalten sich schon produktiv, und das Wissen, indem es sich selbst steigert, fordert, ohne es zu bemerken, das Anschauen und geht dahin über, und, so sehr sich auch die Wissenden vor der Imagination kreuzigen und segnen, so müssen sie doch, ehe sie sich's versehen, die produktive Einbildungskraft zu Hilfe rufen.

4. Die Umfassenden, die man in einem stolzeren Sinne die Erschaffenden nennen könnte, verhalten sich im höchsten Grade produktiv; indem sie nämlich von Ideen ausgehen, sprechen sie die Einheit des Ganzen schon aus, und es ist gewissermaßen nachher die Sache der Natur, sich in diese Idee zu fügen. Vgl. hierzu mein Buch: Goethes Denken, 1932, S. 138 ff.

in der Wissenschaft, und die Entscheidung ist es, die seinen Wert als Mensch ausmacht. Wir fragen dagegen: Und nach der Entscheidung? Habe ich mich nun entschieden, bin ich auf diese oder auf jene Seite getreten, habe ich einen sogenannten „Standpunkt" gewonnen, was sagt dann, wenn ich nun wieder meine wissenschaftliche Arbeit aufnehme, mein wissenschaftliches Gewissen, mein Wahrheitsgewissen dazu? Es führt mich — falls ich die Wissenschaft nicht überhaupt aufgebe — vor ein zweites „Entweder-Oder", das mich, wie auch jetzt die Entscheidung ausfallen mag, mit Gewißheit ins Unethische hinabzieht. Es bleiben mir nur die beiden Möglichkeiten: entweder ein Fanatiker zu werden, der überhaupt nur noch das erkennen kann, wofür er sich ein für allemal entschieden hat, der alles andere ablehnt, ungerecht ist und ungerecht sein will, oder ich erhalte mir den freien Blick, sehe alles wohl, was zu meinem Standpunkt nicht paßt, und fange an, mich selbst und andere zu belügen, die Tatsachen und die Worte zu verdrehen, nur um meine Entscheidung nicht einschränken oder gar rückgängig machen zu müssen. Was aber die ganze Frage nach der persönlichen Entscheidung in religiösen und weltanschaulichen Angelegenheiten für den echten Historiker, der das Ethos seiner Wissenschaft verstanden und ergriffen hat, zu einer müßigen Frage macht, ist die Tatsache, daß er sich bereits entschieden hat, und zwar für die Wahrheit gegen den Glauben, für die Objektivität gegen die Subjektivität, für die Trostlosigkeit gegen das Trostbedürfnis, für den Mut gegen die Angst und Bekümmernis einer Seele, die den Anblick der Wirklichkeit nicht aushält. Damit aber geht der besondere ideale Typus des Historikers in den allgemeinen des wissenschaftlichen Menschen überhaupt über, wie ihn Spranger in seinen „Lebensformen"[1]) herausgearbeitet hat: „Der rein theoretische Mensch ist nur eine Konstruktion. In der wirklichen Welt wird es ihn nicht geben, wohl aber hat er seine innere Folgerichtigkeit, der sich ein lebendiges Wesen annähern kann, wenn nämlich in ihm die erkenntnismäßige Einstellung mit entschiedener Einseitigkeit vorherrscht . . . Nur eine Leidenschaft darf in ihm lebendig sein, die Leidenschaft des objektiven Erkennens, diese aber im wörtlichsten Sinne. Denn der theoretische Mensch in seiner ganz

[1]) 3. Aufl. 1922, S. 110f.

reinen Geistesart kennt nur ein Leiden: das Leiden am Problem, an der Frage, die auf Erklärung, Zusammenhang, Theoretisierung dringt. Dies ist seine metaphysische Bewegtheit, daß er verzweifeln kann am Nichtwissen, jubeln kann über eine bloß theoretische Entdeckung, und wäre es eine Einsicht, die ihn tötet. Er verzehrt sich als physisches Wesen, damit die rein geistige Welt eines Begründungszusammenhanges geboren werde. Es ist in ihm ein Sinn für Reinlichkeit des Erkenntnisverfahrens, eine alles andere nicht achtende Wahrhaftigkeit." Ein solcher Mensch ließ sich — mit Kierkegaards Worten — „verführen, objektiv" und damit „unmenschlich" zu werden. In dem Worte „verführen" liegt die Verurteilung der Wissenschaft als Sünde. Damit aber stoßen wir auf den tiefsten Unterschied zwischen dem religiösen und aus religiösen Motiven philosophierenden Denker auf der einen, dem Gelehrten auf der anderen Seite: Das Essen vom Baume der Erkenntnis, das dem einen als Sünde gilt, ist für den anderen die Quelle seiner besten Kraft und seiner höchsten Tugend.

WELTGESCHICHTE DER SCHRIFTLOSEN KULTUREN.

SCHLUSS.

VON FRITZ KERN.

16. Städtische Herrenkultur (mixo- und epineolithisch).

Der Schnitt zwischen der bäuerlichen und der städtischen Kultur ist (S. 428, 523) nicht immer leicht; die Fundaussagen sind oft unzureichend. Es gibt viel Übergänge und Mischungen, die so oder so einzureihen wären, nichts gegen das System beweisen, aber sich ihm nur ungern einfügen; man kann nur nach dem hauptsächlichen Schwergewicht ordnen. Bei dieser Sachlage erhebt sich vor allem die Frage, ob die älteste Stadtkultur durch einfache friedliche bäuerliche Akkumulation an bevorzugten Zentren bäuerlicher Wirtschaft entstanden sei oder durch gewaltsame Überschichtung von Bauern (oder Pflanzern) durch Hirtenkrieger, entsprechend der engen Nachbarschaft und zugleich dem grellen Kontrast von Oasen- und Steppendasein im vorderen Orient, dem Ursprungsgebiet der städtischen Herrenkultur.

Wilhelm Schmidt und ihm folgend W. Koppers und der Soziologe F. Oppenheimer (dieser wirkungsvoll überspitzt) hatten auf Grund völkerkundlicher Eindrücke ohne weiteres den zweiten Vorgang angenommen (gewaltsame Überschichtung, nicht friedliche Akkumulation). Die Frage ist nun, was sagt gegenüber diesen unbestimmten ethnologischen Vermutungen die Archäologie des 4. und 3. Jahrtausends?

Die älteste Stadtkultur liegt möglicherweise in Westturkestan, in der Art von (S. 46) Anau II (rund 3000 bis 2500 v. Chr.). (S. 608) „Vielleicht ist das Städtertum dort von Protoschumerern geschaffen und später — sicher noch vor 3000 v. Chr. — nach Mesopotamien übertragen worden. Dann dürfen wir alle übrige alte Stadtkultur Vorderasiens und Ägyptens als sekundär bezeichnen." Die neue Lebensform bot „unwiderstehliche Anreize.

So darf es uns nicht wundern, wenn uns gleich zu Anfang schumerisches, semitisches, elamisches, ägyptisches Städtertum entgegentritt." Die älteste Dynastie von Ur setzen wir (S. 45) mit Christian und Weidner um 2600—2500, die spätvordynastische Zeit Ägyptens um 3500—3000, die frühdynastische Zeit (Menes) um 3000, die erste und zweite Dynastie um 3000—2800 an. Um oder bald nach 3000 (S. 330) „schlagen die primären Bauernkulturen, die wir kennen, in städtisches Wesen um".[1])

Es ergibt sich hieraus, daß wir Stadtkultur archäologisch früher bezeugt haben als Hirtenkriegerkultur. Daraus darf man nun nicht schließen, daß tatsächlich auch die Hirtenkriegerkultur jünger sei als die Stadtkultur; die erstere ist eben archäologisch überhaupt erst sehr schlecht bezeugt. Menghin möchte Anau II (S. 429f.) als Überschichtung eines Reiter- oder Hirtenkriegervolks über ein vorbäuerliches Rinderhirtenvolk erklären. Es läßt sich nicht sicher ausmachen, ob diese herrenmäßigen Reittierzüchter schon in dem Hirtenkriegerzustand herübergekommen sind, dessen Grenzen gegen das Junghirtentum ohnehin fließend sind; wahrscheinlich darf man es aber annehmen. Es ist nach dem Fundbestand also auch unwahrscheinlich, daß die überschichtete Unterschicht schon vollbäuerlich lebte; zweifelhaft, ob es schon Bauerntum in jener Zeit und Gegend gab. Aber der ganze Vorgang sieht jedenfalls mehr nach Gewalt als nach friedlicher Akkumulation aus.

Die zeitlich nächstjüngere Kultur, die Menghin den Stadtkulturen zurechnen möchte, ist (S. 48, 431ff.) Susa I, das möglicherweise noch vor 3000 v. Chr. zurückgeht, jedenfalls bald nach 3000 bestanden hat, also wohl gleichzeitig mit der noch rein bäuerlichen Eridukultur Mesopotamiens. Susa I ist im wesentlichen Fortsetzung einer bäuerlichen Kultur, macht also eher

[1]) Die große Aufräumungsarbeit des den Gesamtstoff durchdenkenden Universalhistorikers hat Menghin zu einem Anhänger des „Herabdatierens" gemacht. Da die Herrenkultur der Ausgangspunkt der absoluten Datierung des Neolithikums ist, so nehmen auch die sie rahmenden späten Tiefkulturen an dieser Herabsetzung der absoluten Zeitansätze notwendig teil. Für die frühen Tief- und die Grundkulturen gilt diese Abhängigkeit von den Datierungen der Herrenkultur indes nicht mehr, und bei ihnen scheinen mir die bestbegründeten geologischen Daten der Neigung zum Herabdatieren zu widersprechen.

den Eindruck einer friedlichen Akkumulation. Jedoch ist der Fortschritt gegenüber der Bauernkultur gering und nicht ganz sicher umschreibbar. Vielleicht ist diese Beleggruppe also überhaupt vorderhand aus dem Problem der Stadtentstehung auszuscheiden. Jedenfalls hält Menghin jede Stadtkultur für sekundär gegenüber dem Typus Anau II.

Die dritte Beleggruppe, Mesopotamien (S. 435f.), zeigt auch archäologisch wieder deutliche Spuren von Überschichtung einer ansässigen Bauernkultur durch eine fremde Herrenschicht, die Schumerer. Somit neigt also der archäologische Befund im Ganzen zu einer Bestätigung der erwähnten Schmidtschen Auffassung; jedoch sind weitere archäologische Aufhellungen dringend erwünscht. Jedenfalls glaubt Menghin (S. 470) erwiesen, daß bei der städtischen Hochkultur stets Reittierzüchter-, Hornviehzüchter- und Jungpflanzer(Schweinezüchter)elemente zusammengewirkt haben, auch schon in Anau II. Im allgemeinen erscheint Stadtkultur als eine durch gewaltsame Überlagerung seitens Hirtenkriegertum bereicherte Fortsetzung der Bauernkultur; aber dies gilt vielleicht noch nicht ganz für die ersten Anfänge, aus denen man, vorbehaltlich weiterer archäologischer Aufklärung, die Vermutung ziehen könnte, daß Rinderhirtenkultur irgendwie von sich aus wurzelhaft näher zu Stadtkultur veranlagt war, wie Hausbau und Niederlassungsart von Anau I andeuten kann; durch die Überlagerung von Reittierzüchtern in Anau II wären diese Ansätze zur Vollreife gelangt, und von diesem primären westturkestanischen Stadtherrentum wären dann alle späteren Bildungen von Stadtkultur schon beeinflußt.

Wir müssen jetzt auch die Induskultur heranziehen, die Menghin nur kurz erwähnt. Marshalls grundlegendes Mohendscho-Daro-Werk ist erst ein Jahr nach Menghin erschienen. Hier offenbarte sich uns großartig die dritte klassische Hochkultur des 3. Jahrtausends, die ebenbürtig neben der schumerischen und der ägyptischen steht; die vierte große und eigenständige Hochkultur, die kretische, erreicht ihre Blüte erst im 2. Jahrtausend. Die Ägäis wurde noch vor 2000 in städtische Entwicklung einbezogen. Marshall möchte die Induskultur am liebsten noch ins 4. Jahrtausend hinaufsetzen, jedenfalls aber in die erste Hälfte des dritten. Wenn man aber mit Christian und Weidner die schume-

rische Chronologie herabsetzt, so wird man entsprechend auch mit der Induskultur verfahren dürfen und müssen, zumal wenn man kein Ausgräber ist, der mit Geldgebern zu tun hat, die ihre weiteren Zuschüsse ein klein wenig gemäß dem sensationell hohen Alter der zu Tage tretenden Funde zu bemessen pflegen. Es ist nun hoch interessant, die wurzelhaften Zusammenhänge der Induskultur mit den bisher bekannten Stadtkulturen zu verfolgen. Da haben diese südeurasiden Drawida, welche die eigentlichen Träger der Induskultur gewesen sind, mit Anau I die besondere Betonung des Hornviehzüchtertums gemein, wie als erster Flor gesehen hat. Da die Rinderhirten unter allen Neolithikern am stärksten mit den kunstsinnigen Totemisten zusammenhängen, so würde sich hier eine alte Vermutung von Schmidt und Koppers bestätigen, wonach Stadtwesen und Totemismus enger zusammenhängen. Die Religion der Induskultur ist so eminent pflanzerisch wie die taurische Religion; es fehlt aber auch nicht an Totemistischem in der Induskultur. In jedem Falle dürfte übrigens mit ihr die heutige extrem mutterrechtliche Hochkultur an der südlichen Westküste Vorderindiens zusammenhängen.

Man wird nun also Menghins Anaubefund auf Grund der Induskultur doppelt ernst zu nehmen haben. Wir kämen dann zu einer Spaltung der Stadtkultur. Die frühstädtische (mixoneolithische) Herrenkultur wäre eine fortentwickelte (totemistisch-vorbäuerlich-hirtenkriegerische) Herrenkultur. Die reifstädtische (epineolithische) Hochkultur würde durch die Überschichtung von Reitervölkern, mindestens durch das Eindringen von Pferde- und Kamelzucht, sowie durch die Ausbildung der eigentlichen Hochkulturzüge charakteristischer. Diese wichtige Zweiteilung der Stadtkulturperiode ist eigentlich bereits durch Menghins Anau-Befund gegeben.

Wie dem sei: jedenfalls lebt jede Stadt vom Hinterland, das wir im Fall Anau II nicht kennen; jedenfalls erscheint ferner in allen besser bekannten Fällen die Grundrente der Stadtherren wesentlich auf abhängige Feldarbeit begründet. Die städtische Herrenhochkultur, der Mutterschoß aller Hochkulturen, ist endlich jedenfalls in den natürlichen Brennpunkten der beiden bis dahin fortschrittlichsten Kulturen der Welt, der Bauern- und der Hirtenkriegerkultur, entstanden, in den Oasen und Stromtälern

des vorderen Orients. Archäologisch (S. 327) ist die städtische Herrenkultur mit ihren opulenten Bedürfnissen gekennzeichnet durch den Aufschwung von Hausbau und Siedlung, Handel, Gewerbe, bildender Kunst, durch Monumente großen Stils und Schrift.[1])

In der Herrenhochkultur wird die Schrift unter Verbesserung ihrer Technik zu einer wesentlichen Grundlage verschiedener Kulturgebiete erhoben; das Schriftlichkeitsprinzip breitet sich aus in Recht, Wirtschaft, Politik, Schule, Geschichte, Unterhaltungsliteratur usw. Seither bilden die schriftlichen Quellen neben den ungeschriebenen eine so wichtige Urkundengruppe, daß die Scheidung von Schriftkulturen und schriftlosen Kulturen mindestens vom Standpunkt des quellenforschenden Historikers aus ihre Berechtigung behalten wird, auch wenn wir die einseitige philologische Richtung der Geschichtsforschung, die zum Schaden der Kulturgeschichte gebräuchlich war, heute ablehnen. In merkwürdiger Überschätzung hat wieder einmal Herm. Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit (1932), die „ältesten Geschichtsquellen" mit den ältesten „schriftlichen" gleichgesetzt! Das von Wirth zusammengetragene Material kultisch-kalendarischer Bilderschrift stammt entweder aus rein pflanzerischer oder aus pflanzerisch-totemistischer Mischkultur. Daß wir heute weit ältere Geschichtsurkunden besitzen, ist Wirth, obwohl er jetzt auch Menghin anführt (!), offenbar noch nicht klar geworden. An sich ist die Sammlung und Durcharbeitung dieses paläepigraphischen Stoffs eine Notwendigkeit, und wie weit Wirths Arbeit diese Aufgabe bewältigt hat, das muß die Fachkritik erweisen, allerdings weniger die „der geistigen Laienschaft und des akademischen Nachwuchses", denen Wirth bezeichnenderweise seine Materialien „vor allem" übergibt. Offenkundig verkehrt in Methode und Er-

[1]) Die Herrenkultur steht an der Peripherie des Ethnologen wie des Prähistorikers. Ihre Darstellung genügt darum weder in den ethnologischen noch in den prähistorischen Arbeiten den Anforderungen des Historikers. Das zeigt sich auch bei Menghin. Seine Umrißzeichnung der Herrenhochkultur (S. 608, 526ff.) gehört zu den schwächsten, mindestens den unfertigsten Teilen des Buches; einige Sätze sind geradezu zu beanstanden. Hier weist selbst der universalste Vorgeschichtler die Grenzen seiner Zuständigkeit auf. Menghins Geschichtsphilosophie (S. 609ff.) steht als persönliches Bekenntnis außerhalb unserer Beurteilung.

gebnis ist Wirths These von der amerikanischen Urheimat der weißen Rasse und seine Konstruktion eines entsprechenden nordatlantischen Kulturkreises. Er hat nur Äußerlichkeiten der Kulturkreismethode nachgeahmt unter völliger Blindheit für ihr tatsächliches Vorgehen und ihre Leistung. Was die Verwendung der Schrift in den Tiefkulturen angeht, so sind zu unterscheiden kultisch (oder magisch) bildhafte Darstellungen und gedächtnisstützende profane Mitteilungen (vgl. etwa Weule, Vom Kerbstock zum Alphabet). Trotzdem also strenggenommen der Ausdruck „schriftlos" allein für die Grundkultur stimmt und man die Tiefkulturen schriftarm nennen müßte, so berechtigt doch wohl der Ausnahmecharakter des Schriftlichen und sein noch enges Verhältnis zum Bild in den Tiefkulturen den Ausdruck „schriftlos" (im Gegensatz zu den Schriftkulturen) für alle Nichthochkulturen.

Die Anfänge der Herrenhochkultur (S. 475) bilden die „Geschichte" des Alten Orients. Methodisch muß hier (S. 328f.) Menghin mit vollem Recht fordern, daß die Althistoriker weit mehr, als dies bisher üblich ist, ihren Blick auch an „vorgeschichtlichen" Quellen schulen; es ist an der Aufhellung dieses Grenzstreifens zwischen schriftlosen und Schriftkulturen noch vieles zu leisten und vielleicht die Zeit nicht fern, wo gerade dieses Grenzgebiet die Talente anzieht. Vieles kann man schon heute aus Menghins interessanter Analyse der ältesten Hochkulturen lernen, die wir hier übergehen müssen.

(S. 328) Der Übergang zu Bronze- und Eisenverarbeitung macht phaseologisch in der Kulturgeschichte keinen großen Einschnitt, so wichtig er für gewisse archäologische Einzelarbeiten ist. Die Bezeichnung „Metallzeit" kann also entbehrt werden (S. 443, 607).

Tüchtige Fortschritte des Menschenwerks konnte uns jeder neue Kulturkreis anzeigen; die Neuerungen der Herrenhochkultur wirken gewaltig, schlechthin groß noch auf uns. Sie sind von einer Auseinanderziehung der Stände begleitet, und der ständische Unterschied bedeutet verschiedenen Anteil an dem Kulturgut, das meist nur für die Herren so überwältigend reich und neu geschaffen wurde.

17. Die sekundären (abendländischen) Bauern- und Herrenkulturen (mixo- und epineolithisch).

Wir hatten die Aufzählung der Bauernkulturen abgebrochen mit den unterägyptischen Deltakulturen, die sich in ihrer stark pflanzerischen Grundlage so sehr von dem rinderhirtlich begründeten oberägyptischen Bauerntum unterschieden. Diese Deltakulturen sind der ganzen nordafrikanischen Küstenzone entlang ausgestrahlt, wo die sog. (S. 51, 361ff.) kleinafrikanische Grottenkultur ihren Typus noch vor 3000 v. Chr. fortsetzt, aber recht gemischt, nicht nur mit viel alter fortwirkender Jägerkultur, sondern auch mit Einschlägen eines barbarischen Herrentums. Ich wähle diesen Ausdruck, um eine meist in enger Symbiose mit Bauerntum oder, wo dieses fehlt, mit Pflanzertum lebende derbe bäuerlich-aristokratische oder hirtenkriegerhafte Herrenkultur zu bezeichnen, die als Ableger der orientalischen städtischen Hochkulturen deren Ansprüche vergröbert und vereinfacht weiterträgt, sozusagen die Pioniere der neuen, örtlich konzentrierten Hochkulturstrebungen in die noch ungebrochene weite Welt der Tiefkulturen hinein. Schon in der mittelprähistorischen Zeit Ägyptens um 3400 v. Chr. wirkt in der mittleren Negadekultur Oberägyptens, der Gerzeh-Kultur (S. 349), in das Bauerntum der Amrahkultur (siehe oben) ein verstärkter Einschlag von Herrentum herein (S. 471). Vor 3000 v. Chr. (prädynastisch) erreicht Ägypten die Hochkultur, und von nun ab beginnt es fernhin zu strahlen (S. 361ff.). In der jüngeren nordafrikanischen Grottenkultur (um 2500 v. Chr.) hat barbarisches Herrentum m. E. seine Denkmäler zurückgelassen in den Steinhügelgräbern des 3. Jahrtausends, die in verwickelter Wechselwirkung, die man bei Menghin (S. 362, 365f.) nachlesen möge, mit dem ägyptischen Grabbau des Alten Reichs teils dessen Formen angeregt, teils aber auch dessen Monumentalität nachgeahmt und in roheren Formen weitergetragen haben. Die kolossale Jenseitsfürsorge des ägyptischen Hochkulturherrentums war ganz aus dem Geist der Grabfürsorge des Reiter- und Hirtenkriegertums heraus gesteigert worden und mußte so auf das ursprungs- und wesensverwandte Herrentum außerhalb der Grenzen der Hochkulturreiche zurückwirken.

(S. 51, 359, 368, 461) Die südlich angrenzende Saharakultur

(um 2500 v. Chr.) ist die aus der Jägerkultur (Spätcapsien) umgeformte Mischkultur von teils hirtenkriegerischen, teils bäuerlichen Völkern, die ihre Wohnplätze auf den Dünen in der Nähe heute verschwundener Flüsse und Teiche hatten.

Wir betrachten jetzt das Übergreifen der mixoneolithischen Kulturen nach Europa. (S. 607) „Die Bauernkultur drang von Ägypten und dem vorderen Orient, vermittelt durch die nordafrikanische und die ostmittelländische Bauernkultur, nach Europa vor, wo sie zunächst drei Zweige entfaltete, den westeuropäischen, den donauländischen und den nordisch-indogermanischen. Die Eigenheiten dieser sekundären Bauernkulturen erklären sich aus den verschiedenen mio- und protoneolithischen Unterlagen, die in sprachlicher und rassischer Hinsicht offenkundig zumeist die Oberhand behalten haben. Das europäische Bauerntum blüht als selbständige Kultur durch die ganze Bronze- und Eisenzeit und noch länger, nur ganz allmählich mit dem von Süden herandrängenden Städtewesen sich verbindend."

(S. 387ff.) Die westeuropäische Bauernkultur ist die am schlechtesten erforschte der drei neolithischen Kulturzonen Europas, aber auch die am wenigsten in sich ausgeglichene. Weder ihre Grundlagen noch die späteren Einflüsse sind zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen; was einem Unterkreis gehört, darf nicht dem andern zugeschrieben werden. Einer dieser Unterkreise ist die Pfahlbaukultur Süddeutschlands und der Schweiz. Eingesprengt in das westeuropäische Bauerntum sind Elemente von Herrentum, so (S. 395) die großen Paläste auf Malta. Was die Megalithgrabbauweise anlangt, so hat Menghin (S. 404ff.) die von der älteren Forschung und auch von mir in meinem „Stammbaum und Artbild der Deutschen" (1927) vertretene Auffassung, sie bezeichne die Wanderzüge eines eigenen Volkstums, des sog. „Megalithvolks", fallen gelassen; er sieht in ihnen jetzt nur noch die Überbleibsel einer gewaltigen Religionsbewegung, die sich aus Nordafrika zu den verschiedensten Völkern verbreitet hat. Muß ich in der Streichung des Megalithvolkes Menghins vertiefter Sachkunde folgen, so kann ich ihm doch darin schwer zustimmen, die mit so großem Arbeitsaufwand errichteten Gräber und ihre Massenbestattungen seien bäuerliche Sippengräber; sollte nicht doch auch hier Herrentum, wenn schon vielleicht einheimisches, im Spiele

sein? Dann hätte sich die megalithische Grabsitte eben zum Herrentum verschiedener Völker verbreitet. Daß Bauern- und Herrentum in verschiedenem Verhältnis und mit allerlei Übergängen doch sozusagen dualistisch, genossenschaftlich und herrenrechtlich, nebeneinander und miteinander existieren, das ist, meine ich, eine aus der späteren Geschichte so gut bezeugte und vollebendige Erscheinung, daß wir Ähnliches, wie etwa bei Germanen oder Kelten, auch schon in dem Neolithikum West- und Nordeuropas annehmen dürfen. (S. 72f.) Den Übergang der älteren westeuropäischen Kulturen jägerischen und pflanzerischen Charakters in bäuerliche Kulturen läßt Menghin um 3000 v. Chr. einsetzen. Den (S. 284, 521) protoneolithischen Jungpflanzereinschlägen Europas folgte jetzt alsbald die Welle nordafrikanisch-orientalischer Bauernkultur.

Um 3000 v. Chr. (S. 61, 469) hat sich von den Sudetenländern und Südwestpolen aus die rein bäuerlichste aller europäischen Bauernkulturen zu bilden begonnen, die (S. 369ff.) in viele Untergruppen zerfallende donauländische (bandkeramische) Kultur, deren friedliche Kolonisationsausbreitung sich vom Rhein bis zur Donaumündung erstreckt. Dieser sich rasch und emsig vermehrende große Kreis von Lößbesiedlern hatte seine Bauernkultur nicht (S. 469) wie der westeuropäische Kreis von Nordafrika empfangen mit der ägyptischen Hochkultur im Hintergrund, sondern (S. 467, 471) von Vorderasien her mit der babylonischen Hochkultur dahinter. Auch die Religion der donauländischen Bauernschaften war wohl vor allem (S. 383) aus der taurischen Kultur beeinflußt. Die (friedlichen?) Rückwirkungen der donauländischen Bauernkultur auf die taurische und auf die ostmittelländische Balkankultur und weiter auf den vorderen Orient blieben auch nicht aus; wir verfolgen sie besonders (S. 449) an der Ausbreitung des donauländischen Ornamentstiles, der Bandkeramik, ihrer Spiralen und Mäander, ihres (S. 385) Torsionsstiles in die südöstlichen Stadtkulturen hinein.

Auf dem südlichen Balkan war mittlerweile die langsame Aufzehrung der vorgeschobenen westtaurischen Bauernkultur durch die ostmittelländische (vgl. oben) und beider innere Umwandlung im Gange. Etwa um 2400 v. Chr. (S. 53, 339) pflanzt sich in der taurischen Bauernkultur Nordgriechenlands der gewaltige stadtähnliche herrentümliche Festungsbau von Dimini auf. Die ost-

mittelländische Bauernkultur wurde (S. 48, 53, 443ff.) seit etwa 3000 v. Chr. in Ost- und Westkleinasien, auf Kypern und den Kykladen und auf Kreta (frühminoisch I und II) durch städtische Herrenkultur überhöht; diese älteste Stadtkultur auf europäischem Inselboden besaß an Haustieren und Kulturpflanzen eine große Fülle, „das meiste, was der Mensch bis dahin der Natur abgerungen". Schon in Troja II (2500 v. Chr.) aber wirken (S. 445) fremdartige, nordische Einflüsse herein; die jüngste Abzweigung der ostmittelländischen städtischen Herrenkultur, die frühhelladische (2400 v. Chr.), enthält (S. 339, 450) Volks- und Kulturströme, die nordisch-donauländische Mischkultur barbarisch mit Ostmittelländischem verbinden. Ein Ringen um den Balkan hatte begonnen und keineswegs ein bloß friedlicher Kampf der Kulturen. (S. 450) Schritt auf Schritt gewinnt in Griechenland die frühhelladische Mischkultur den taurischen Gruppen den Boden ab; Dimini steht schon in Wettbewerb mit der frühhelladischen Kultur im Peloponnes und in Mittelgriechenland und nimmt (S. 339, 450) ihre Einwirkungen auf, ebenso wie ihre Nachfolgerin, die letzte taurische Kultur in Europa, die (S. 53, 340) verkümmernde Rachmanikultur. Die Überschichtungen und Kämpfe, von denen wir hier nur einen Teilausschnitt flüchtig berühren konnten, lenken nun aber unseren Blick auf den Ausgangsraum der kräftigsten politisch-kriegerischen Bewegung, den leider in dieser Skizze nur ganz unzulänglich schilderbaren Herausbildungskreis der nordisch-indogermanischen Eroberervölker.

In der nordischen Bauernkultur, deren Kerngebiet (S. 469) Jütland mit den dänischen Inseln ist und die Norddeutschland und das südlichste Schweden mit umfaßt, vereinigten sich der westeuropäisch(-nordafrikanische) und der donauländisch(-vorderasiatische) Kultureinstrom mit der von uns früher (vgl. oben) skizzierten kräftigen einheimischen Mischkultur des Epimiolithikums, in der uraltes eiszeitliches Jägertum die Kultureinwirkungen von Althirten- wie von Altpflanzerseite in sich aufgenommen hatte, und ganz zuletzt, im 4. und zu Beginn des 3. Jahrtausends, auch noch die Gaben der jungpflanzerischen Kulturwelle. Dieser vorbäuerlichen Kultur folgte nun (S. 78) in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends das vollbäuerliche Neolithikum. Um 2700 v. Chr. drang auch die Megalithkultur von Westeuropa her in das Ostsee-

gebiet vor, wurde aber nur von einem Teil der Stämme aufgenommen, so daß eine Kulturspaltung eintrat. Es steht heute fest, daß dieser nordische Kulturkreis um die Mitte des 3. Jahrtausends der Kulturkreis der Ur-Indogermanen war, insbesondere jene westjütische Gruppe, die die Megalithsitte ablehnte.[1]) Die Gründe, die Menghin (S. 552ff.) für die Gleichsetzung der Indogermanen mit den Trägern des nordischen Neolithikums entwickelt, enthalten wohl schon eine endgültige Lösung dieser einst vielumstrittenen Frage. Denn die archäologische Erforschung der neolithischen Kulturkreise ist heute so weit vorgeschritten, daß nur, wer einen anderen bestimmten Kulturkreis als den urindogermanischen zu bezeichnen in der Lage wäre, noch ein Recht hätte, die nordische Heimat der Indogermanen zu bezweifeln. Das ist, wie zuletzt Childes Widerruf seiner früheren These erwiesen hat, unmöglich. Aber jener nordische Kulturkreis bietet eine eigentümliche Vereinigung von ungebrochener Eigenkraft der heimischen Überlieferungen der Vorzeit mit einem von außen her angeregten blühenden Bauerntum und aktiven Herrentum; auch die südrussische Hirtenkriegerkultur, die den nordisch-neolithischen Urindogermanen (S. 414; Flor 155, 210) die herrentümliche Pferdezucht vermittelt hat, wirkt auf diesen zum Größten bestimmten urindogermanischen Kulturkreis ein.[2])

[1]) Statt „östlichen Jütland" auf S. 411 muß es „westlichen" heißen.

[2]) In der urindogermanischen Kultur ist nach dem Gesagten das Bauerntum zwar schon herrschend geworden, doch aber erst eine verhältnismäßig junge Erscheinung. Vielleicht erklärt es sich auch hierdurch, daß die nach Südosten abziehenden indogermanischen Scharen in Südrußland so leicht in Hirtenkriegerkultur übertreten konnten (vgl. unten S. 45, Anm. 1). So fest wie später bei den Germanen etwa hat das Bauerntum bei den Urindogermanen doch noch nicht gesessen. In meinem „Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten", 1927, habe ich, wie Neckel und Mollison erkannt haben, „die Bedeutung der günstigen Ausbildung eines Bauerntypus für die weltgeschichtliche Rolle der Germanen" (Mollison in Anthr. Anz. 5, 1928, 235ff.) scharf herauszustellen versucht. Daß einige in Rassen- und Kulturgeschichte dilettierende Nationalisten mich in Büchern und Artikeln als Verkenner des indogermanischen Bauerntums angegriffen haben, ist ein Mißverständnis, angesichts meiner Bemühung, z. B. in dem Kapitel „Herren und Bauern" gerade die universalgeschichtliche Bedeutung des Bauerntums zu erfassen, welches von den Völkerkundlern bisher, weil Bauerntum meist unter Hochkulturen liegt, als kaum in ihre Forschungszone hereinragend fast unbearbeitet geblieben, von den Volkskundlern aber, die fast ausschließlich mit ihm zu tun haben, wiederum nicht auf dem Hintergrund

Neben dem überwiegend indogermanisierten atlantisch-mitteleuropäischen Bauerntum haben sich (S. 524) zwei andere Bauernkulturgruppen in Europa erhalten, die nordosteuropäische und die kaukasische. Im kaukasischen Bauerntum sind die vorbäuerlichen Zustände besonders stark erhalten.

Von (S. 78) Finland und dem östlichsten Norddeutschland erstreckte sich um 3000 v. Chr. bis (S. 83) zum äußersten Osten Sibiriens noch ein kaum abgewandeltes Althirtentum[1]), nur an seiner Westgrenze von den proto- und mixoneolithischen Entwicklungen der nordischen Kultur berührt und, als sog. vorkammkeramische Kulturengruppe, wie wir sahen, oberflächlich neolithisiert. Um 2500 v. Chr. verstärkte sich — wie schon erwähnt — diese Neolithisierung ein wenig; es beginnt die (S. 243ff.) kammkeramische Kultur dieser ungeheuren Flächen. Doch diese blieb im Kerne Althirtentum, (opsi)miolithische Knochenkultur, die trotz allen möglichen Vorstößen neolithischer Kulturen in ihr Herrschaftsgebiet blieb, was sie immer gewesen war, und auch, nachdem um 1500 v. Chr. die Bronzezeit West- und Mittelsibiriens begonnen hatte, ihre Überlebsel zum Teil bis heute bewahrte. Es dauern in der Welt ja auch allerhand protolithische Grundkulturen an; diese Rückständigkeit hat also nichts Besonderes. Dort nun,

anderer Kulturen herausgearbeitet worden ist. Erst Menghin hat die entscheidende Klärung auch hier gebracht. Seine universalgeschichtliche Herausgestaltung der Bauernkulturen gehört zu den wahren Glanzstücken seines Buches. Bei den indogermanischen Auswandererscharen der Mitte des 3. Jahrtausends ist nun das Erbe vaterrechtlicher Kulturen, zumal der Hirtenkulturen, weit ausgeprägter dominant als etwa bei den Bandkeramikern oder Tauriern; man vergleiche die Sprödigkeit der Arier und Griechen gegen die pflanzerischen Religionselemente mit der stärkeren Aufnahme solcher Elemente bei den im Norden verbliebenen Kelten und Germanen. Schon Gräbner hatte ja das Überwiegen der nichtpflanzerischen Kulturelemente im Urindogermanentum festgestellt, das ich in meinem Buch S. 201 so formulierte: „Das indogermanische Bauerntum ist entstanden aus einer eigentümlichen Verschmelzung von Hirten- und Pflanzerkultur; allerdings ist die Hirtenkultur der schöpferische und maßgebende Bestandteil gewesen." Menghin S. 555f.: „Bei der Entstehung des nordischen Kulturkreises hat miolithische Knochenkultur einen sehr wesentlichen Anteil gehabt (s. S. 422, 466). Es ist hier also an der Basis eine Schicht vorhanden, die im engsten Zusammenhang mit den nord- und innerasiatischen Nomadenkulturen steht. Dies erklärt viele Zusammenhänge . . ." Ferner: „Soviel steht fest, daß sich nordische und Steppenkultur am Dniepr über die Tripoljekultur hinweg schon frühzeitig berührt haben."

[1]) Vgl. oben.

wo das Althirtentum Osteuropas an die nordische Bauernkultur der Ostsee angrenzte, hat (S. 88, 524) die finnisch-permische Völkergruppe Bauernkultur angenommen; dieses nordosteuropäische Bauerntum der Westfinnen hat sich (S. 532) über Jäger- und Fischerkulturen mit geringem pflanzerischen Einschlag (S. 243) erst zu Beginn der Bronzezeit dem mitteleuropäisch-atlantischen angenähert (S. 78, um 1900 v. Chr. Kiukainenkultur); ihr Herrentum auch berührt womöglich noch stärker großbäuerlich als das der benachbarten indogermanischen Stämme.

18. Weiteres über die Indogermanen.

Es fehlt hier an Raum, die Ausbreitung der indogermanischen Einzelvölker zu verfolgen und die Einwirkungen, die ihr Volkstum und ihre Kultur zunächst nach Mitteldeutschland, dann nach Südosten auf den Balkan und nach Asien hineingetragen hat, wovon wir oben S. 39 nur eine Probe geben konnten. Es ist eine der bewegtesten Epochen der Menschheitsgeschichte; angeschwollen war der Gegensatz und die Berührung zwischen Kriegern und Erzeugern, zwischen Steppenmenschen, Bauern, Burg- und Stadtbewohnern.

Aus welchen Grundfaktoren und wo das Indogermanentum sich gebildet hat, ist durch die Schichtenarchäologie schon weitgehend klargestellt und auch oben geschildert worden. Aber wie die Indogermanen aus diesen Faktoren eigentlich zusammenwuchsen und dann weiter wuchsen, das ist im einzelnen noch recht dunkel. Es spricht manches dafür, daß die auswandernden Ur-Indogermanen Kriegerbünde waren, aus denen ganze neue Stämme oder Völker wurden, aus Abkömmlingen älterer Völker und Völkchen, die sozusagen mit dem Erfolg der neuen Bewegung weg- und in diese einschmolzen. Ähnlich vielleicht also wie in der germanischen Völkerwanderung die Alemannen, Sachsen, Franken entstanden. Für diese Struktur der auswandernden Ur-Indogermanen als Kriegerbünde scheint mir die unheimliche Schnelligkeit ihrer Expansion zu sprechen und ihre Durchschlagskraft, die ein paar Jahrhunderte, nachdem überhaupt erst Megalithkultur den Norden angerührt hatte, schon im Südosten Europas die größten Bewegungen heraufgeführt hat. Um 2700 erst an der Ostsee durch die Megalithkultur erweckt, sitzt nordisches Herrentum um 2400 v.Chr.

schon in der Burg von Troja. Allerdings war auch die donauländisch-bandkeramische Bauernkultur rasch und kräftig über ein weites Gebiet hergewachsen, sie offenbar friedlich. Es ist interessant, wie z. B. auf dem Balkan drei große Bauernkulturen Boden voneinander gewinnen und aneinander verlieren, die ostmittelländische, taurische und bandkeramische, schon bevor sich der vierte Faktor, der nordische, kämpfend und zuletzt beherrschend darüberlegt. Die Expansion dieser Bauernkulturen bzw. der vielen verschiedenen Volks- und Sprachgruppen, aus denen sie bestanden, ähnelt noch mehr der kolonisatorischen Durcheinanderziehung verschiedener Bauernvölker im modernen russischen Reich, in Kanada u. dgl. Dabei kam es sicher auch zu Reibungen, doch nicht zu herrenmäßiger Überschichtung. Die Bandkeramiker nun, die vorher so urwüchsig und kräftig ihre Ellenbogen nach allen Seiten gebraucht und ihr Kulturgut, wie z. B. die Keramik beweist, sogar weit über ihren Siedlungsraum hinaus anderen hatten mitteilen können, sie erwiesen sich wie weiches Wachs unter den Händen der Indogermanen, die als Herren bzw. Krieger kamen. Daß schon im nordischen Kulturkreis selber neben dem Bauerntum mit einem barbarischen Herrentum zu rechnen ist, wie oben erwähnt, darauf weist archäologisch die Entfaltung einer über bäuerliche Art teilweise hinausgehenden Pracht im Inventar des nordischen Kulturkreises; darauf weist ferner der Megalitheinfluß; dann die mehr hirtenhaft als pflanzerhaft bestimmte Soziologie der auswandernden Indogermanen, endlich eben deren kriegerische Expansionsart von Beginn an. Denn wir kennen zwar im nördlichen Südamerika die (durch Hochkultureinfluß entstandene) Abnormität von kriegerisch-eroberungssüchtig gewordenen Pflanzervölkern; aber niemals hat ein reines Bauernvolk, soweit wir wissen, sich gewaltsam einem anderen überschichtet. Wo kriegerische Expansion zur Dominante eines bäuerlichen Kulturkreises wird, da sehen wir stets Gruppen unter nichtbäuerlicher Führung. Kann dieses anzunehmende Herrentum in der nordischen Bauernkultur nur durch friedliche Akkumulation entstanden sein? Gewiß gibt es auch bei Bauern Besitzunterschiede; aber der reiche Bauer legt sich in reinen Bauernkulturen nicht als Herr über die weniger besitzenden. Nicht aus bloß bäuerlichem Wohlstand, sondern aus dem Beutemachen nach außen muß man sich das nordische Herren-

tum entstanden denken. Das Bauerntum ist vorkapitalistisch, die Anfänge der kapitalistischen Wirtschaft (Rentenhäufung eines nicht handarbeitenden Besitzers, der menschliche Untertanen bewirtschaftet) liegen im Junghirten- und Hirtenkrieger- bzw. Wikingertum, einem Kriegsunternehmertum, das dualistisch mit dem Bauerntum zusammenlebt. In der nordischen Kultur selber werden die bäuerlichen Gemeinfreien die Hauptschicht gewesen sein. Aus Berufskriegern (Gefolge) und jüngeren Bauernsöhnen dürften sich die ersten Kerne der indogermanischen Expansionslawine gebildet haben. Auch Unfreie konnten als Gefolgsleute aufsteigen.

Schon die Archäologie der (S. 412) Schnurkeramiker läßt sich am ehesten deuten als Hinterlassenschaft indogermanischer Kriegerbanden. Hierhin deuten die Siedlungsformen, die Frauenwahl[1]) und das „expansive Wesen der Jungschnurkeramiker, das möglicherweise mit Einflüssen der sich erschließenden Steppenwelt zusammenhängt".[2]) Die Romantik, die Völkerwanderungen indogermanischer Völker auf bäuerliche Landnot als einzige Ursache zurückzuführen, ist von der Wissenschaft schon seit einiger Zeit preisgegeben; man sieht räuberische Unternehmungskraft als ein, vielleicht das wichtigste Leitmotiv. Der Typus und Hergang ist bei den Indogermanen etwas anders als im Orient, wo Hirtenkrieger und Oasen- bzw. Strombauern aneinander grenzen, durch Überschichtung verwachsen und die Stadtkultur erzeugen. Stadtkultur entsteht in Europa (ausgenommen das nicht-indogermanische Kreta) noch lange nicht. Wo indogermanische Eroberervölker sich auf eine Stadtkultur legen, da tritt überall, in Indien, auf Kreta usw. wie zuletzt im fränkischen Gallien für mehrere Jahrhunderte eine Zerrüttung, Lähmung und Verkümmerung der Stadtkultur ein; obwohl die Indogermanen die materielle Zivilisation der Unterworfenen annehmen möchten. Die Herren- und Bauernkultur der nordischen Leute versteht das herrenmäßige Organisieren unterjochter Völker noch nicht so gut wie die Hirtenkrieger des Südens. Der indogermanische Lebensstil lernt noch früher mit der Burg als mit der Stadt hantieren.

Für die Auseinanderentwicklung der erobernden indogermani-

[1]) Kern, Stammbaum und Artbild, S. 173.

[2]) Menghin, S. 556. Gemeint ist die Hirtenkriegerkultur der südrussischen Steppe.

schen Einzelvölker haben wir wieder Parallelen an den germanischen Völkerwanderungsstämmen oder auch an den griechischen Stämmen: nur daß bei diesen die Wiederzusammenfügung der Stämme zu einem Volkstum teilweise gelang.[1])

[1]) Koppers erklärt (Anthropos 26, 238ff.) die Indogermanenthese Menghins nicht für sicher falsch, aber auch noch nicht für sicher als richtig bewiesen, möchte die Frage nach der Herkunft der Indogermanen noch offen lassen und gibt zwei Gründe, die gegen Menghin sprechen sollen. Sollten sie sich als nicht sehr stichhaltig erweisen, so würde auch Koppers m. E. sich dem archäologisch erdrückenden Beweisstoff für die Herkunft der Indogermanen aus dem nordischen Neolithikum kaum verschließen, dem, soviel ich sehe, die Kenner des Neolithikums heute kaum irgendwo noch eine greifbare Gegenthese entgegenzustellen versuchen. Der eine Kopperssche Einwand ist die Abneigung, die Arier für ein ursprüngliches Bauernvolk zu halten, das zum Hirtenkriegertum überging. „Ohne Frage, absolut unmöglich ist ein derartiger Entwicklungsprozeß nicht. Aber gewöhnlich ist er auch nicht." Die Erscheinung der Indogermanen bleibt, wie man sie deute, immer ungewöhnlich und in manchem einzigartig in der Weltgeschichte. Aber so wie Koppers die Menghinsche These sieht, haben es die Indogermanen allerdings sicher nie gemacht. Nicht Bauern haben Reittierhirten überrannt, sondern Kriegerscharen von Herren- und Bauernart haben, nachdem sie, was auch beispiellos in der Geschichte bis dahin war, den ganzen großen bäuerlichen Donaukulturkreis unterjocht hatten, in ihrer ungeheuren Räuber-, Regenten-, Kolonisten- und Sprachverbreitungskraft zugleich auch die Hirtenkrieger- und Herrenregion Südrußlands betreten. Dort verstärkte sich ihr kriegerischer Herrencharakter womöglich noch ins Extreme, Weiträumige. Wer weiß, ob nicht bei diesem Zug ins Weite das Fernziel Babylonien dem einen oder anderen Führer schon im Sinne lag. Jedenfalls war damals schon die Entwicklung begonnen, die so zahllose Europäer und Außereuropäer, weil sie indogermanische Sprache und andere Kulturelemente ererbt haben, zu Indogermanen stempelt, obwohl ihre Vorfahren die Feinde, aber freilich auch die Unterlegenen dieses kleinen, aber sich unheimlich trotz allen Kriegen regenerierenden und ausbreitenden Volkes bzw. seiner Teilvölker waren. Wenn in Südrußland, wie Koppers betont, früher Hirtenkrieger auch über ideal geeignetem Bauernhumusboden saßen, so braucht man gerade den Indogermanen der Ockergräberkultur nicht den Gedanken zuzutrauen, als erste diesen Steppenboden umzubrechen, wenn sie ihn als Steppe angetroffen hatten. Ihr Sinn stand nach Reichtum, Macht und Herrschaft, nicht mehr nach Bauernschweiß; hatten sie doch schon fast halb Europa erobert. Sie schickten sich an, in Asien als Burgherren einzubrechen. Das larmoyante Bild ihrer Besessenheit vom Pflug möge man aufgeben; auch die Wikinger, die Franken des 5. Jahrh. usw. waren eben Herrenräuber nach der vornehmsten Fasson der Zeit, nicht mehr, wie ihre Ahnen und zu Hause gebliebenen Brüder, Klein-, Mittel- und adlige Großbauern, sondern politische Unternehmer, von denen auch immer wieder der weniger prosperierende Teil zum Bauernwerk zurückkehren konnte und mußte, wo dieses bestand, wie z. B. in Indien. Aber so wenig wie die indogermanischen Oberschichten der Hettiter oder Mitanni braucht man sich die Indogermanen der Ockergrab-

Die Bauernkulturen Europas sind mehr und mehr (S. 524) zur „Unterströmung" geworden, wesentlich infolge der herrenmäßigen

kulturen als bloße verhinderte Bauern vorzustellen, vielmehr dürfte ihnen Großherdenbesitz, Raub und Beherrschung vorzüglicher als Handarbeit erschienen sein, und wenn ihnen ihr Status nicht genügte, griffen sie nicht zur Hacke, sondern zur Waffe und zogen erobernd ein Stück weiter nach Süden oder Osten. Mit der Wanderung jenisseischer Pflanzer („Bauernvölker" bei Koppers ist ein Lapsus calami) gibt es hier gar nichts zu vergleichen, und eine geistige Depression bei der Abstoßung der bäuerlichen Gewohnheiten des Nordens erwarte ich hier so wenig wie bei irgendeinem Wikingervolk, sondern das Gegenteil. Übrigens hat Südrußland nördlich vom Schwarzen Meer noch heute sehr weite Flächen der Viehzucht ohne Körnerbau. Koppers' zweiter Einwand, der Zweifel, ob die Hirtenkrieger am Dniepr Altaier oder Uralier waren, kann m. E. die archäologischen Instanzen überhaupt nicht erschüttern. Ich sehe mit Flor auch keinen Grund, weshalb man die Ugrier nicht direkt ans altaische Pferdehirtentum anschließen dürfte. Flor schreibt mir dazu: „Die ungarischen Nationalisten, die ähnlich unseren Wotansgläubigen die alte ungarische Religion wieder einführen wollen, propagieren die Wiederabhaltung des Pferdeopfers, und zwar müsse es ein weißes Pferd sein! Was will man mehr als dieses echt innerasiatisch-hirtenkulturliche Pferdeopfer. Die Magyaren sind die einzigen, die in Europa Equus Przewalski züchten, während die Indogermanen den Tarpan züchteten. Ich wies aber schon darauf hin, daß auch die südrussische Hirtenkriegerkultur das Przewalskipferd besessen haben dürfte. Und interessanterweise macht mich Prof. Amschler darauf aufmerksam, daß die heutigen Osseten, die sicher noch zur alten südrussischen Hirtenkriegerkultur gehörten und wohl erst später indogermanisiert wurden, noch heute das Przewalskipferd besitzen. Schon in meinem Buch habe ich die Vermutung geäußert, daß die Osseten nichts anderes seien, als indogermanisierte Altaier oder Ugrier. Ich glaube, die Ugrierhypothese lebt, sie lebt besser als die Theorie von der östlichen Herkunft der Indogermanen."

Bei den linguistischen Indogermanologen macht sich seit einiger Zeit eine Rückwendung zur „asiatischen Urheimat" geltend. Darin scheint mir eine Ironie des Schicksals zu liegen, da ja nun gerade die archäologischen Akten über den Fall nahezu geschlossen sein dürften. Wohlgemerkt, es gibt wohl keinen namhaften Archäologen mehr, der die indogermanische Art der mitteldeutschen Schnurkeramiker bezweifelt. Nur von diesem festen Ausgangspunkt aus gibt es noch Verschiedenheiten der Auffassung. Das in der Darstellung der jüngeren Perioden so ansprechende Buch von E. Wahle, „Deutsche Vorzeit" (1932) bedeutet in der Behandlung des Indogermanenproblems keinen Fortschritt und läßt leider für die älteren Perioden die kulturgeschichtlich-ethnologisch-archäologische Methode vermissen. H. Güntert lehnt in seiner Abhandlung „Zur Frage der Urheimat der Indogermanen" (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, N. F. Heft 16, 1930) erfreulicherweise die älteren tier- und pflanzengeographischen Sprachargumente als nicht stichhaltig ab. Er argumentiert aber selbst mit indogermanisch-ostasiatischen Sprachgleichungen für: Hund, Pferd, Ochse, Gans, Eule, Rabe, Axt, Becher, und mit dem Einfluß des Duodezimalsystems. Wenn man nun aber die verwickelten Kulturgrundlagen des vorindogermanischen nordischen

Überschichtung der indogermanischen Eroberer zunächst über das donauländische Bauerntum nach der Mitte des 3. Jahrtausends, dann infolge des immer weitergreifenden Ausbaues der Herrenkultur überhaupt. Bäuerliches Genossenschaftsrecht und bäuerliche Kleinbesitzerfamilienkultur leben fortan als der bescheidenere Partner in einer Dauerehe mit herrenrechtlicher Staats- und Adelskultur fort. Wo Bauern sind, da sind jetzt in der Regel auch Herren, und so verliert die Bauernkultur in dieser Modifikation scheinbar ihr volles Eigenwesen, wird Anhang und Daseinsunterlage meist städtischer Hochkultur. Manchmal schluckt diese sie förmlich auf, wie im Orient. Indes hat sich eben Europas bäuerlicher Grundcharakter von etwa 3000 v. Chr. bis 1800 n. Chr. für die größten Strecken zäh bewahrt, und wir haben uns während dieser langen Zeit, gewissermaßen bis „gestern", daran gewöhnt, im „Volk" eben den bäuerlichen Menschen zu sehen, der fruchtbar große Volksmassen bildet und ernährt, den eigentlichen Volksleib bildet. Durch die Bauernkultur ist unser Erdteil wirtschaftstechnisch und bevölkerungsmäßig auf eine ganz neue Stufe gehoben worden, und nachdem Europa dadurch, daß es sich dem Bauerntum erschloß, so kräftig geworden war, um auch ein starkes Herrentum zu tragen, hat es durch die lange Konservierung seiner herrenmäßig gelenkten und beschränkten Bauernkultur (S. 330, 524) seine Vormacht in der Menschheit verankern können. Denn die Fellachisierung des Bauerntums durch Hirtenkrieger- und städtisches Herrentum hat das „sekundäre" Bauerntum Europas nur stellenweise und episodisch so auszehren können, wie es dem „primären" morgenländischen Bauerntum zu seinem größten Teile geschah. Während im Morgenland die Verstädterung sehr früh einsetzte und das in Oasen und Stromtälern dichtgedrängte Bauerntum auch entsprechend früh geknechtet wurde, während dort außerdem das Hirtenkriegertum der Steppen in immer wiederholten Einbrüchen seine Fremdherrschaften aufrichtete, kam das europäische Bauerntum nur selten in Berührung mit dem reinen

Kulturkreises in Betracht zieht, ferner die Aufnahme so vieler Lehngüter durch die Indogermanen und endlich die analog verwickelten Kulturverhältnisse Mittel- und Ostasiens, so wird die Übernahme von Lehnwörtern in der einen wie in der anderen Richtung nicht das mindeste Erstaunen erregen. Wie man aus solchen Sprachbefunden irgend etwas für die Ursitze der Indogermanen folgern will, ist mir schwer verständlich.

Hirtenkriegertum, und das Herrentum Europas war lange ländlich, barbarisch oder halbbarbarisch und vielfach mit dem Bauerntum durch volkhafte Bande verknüpft und durch ständische und wirtschaftliche Übergänge in Blutsaustausch. Verstädterung, Latifundien, massenhafte Unfreiheit traten erst spät, mit der hellenistisch-römischen Kolonisation, ihren für das Bauerntum verheerenden Siegeszug auch im südwestlichen Europa an; sie blieben aber im Mittelalter wieder so relativ bescheiden, daß die genossenschaftlichen und familiären Kräfte der Bauernkultur als Lebensform hochqualifizierter Rassen lange erhalten blieben. Hierauf, also zum Teil auf seiner späteren und langsameren Entwicklung und auf der geringeren Wirtschaftszusammendrängung und Staatskonzentration beruhte die Anwartschaft des west- und mittelnördlichen Europas auf seine Hegemonie in den nachchristlichen Jahrtausenden, als die Bauernkultur der ostsüdlichen Oasen-, Stromtäler- und Mittelmeerküstengebiete schon großenteils ausgeschöpft war.

19. Östliche Weiterentwicklungen (mixo- und epineolithisch).

Während Europas große Sache um und nach 3000 v. Chr. der Aufschwung des Westens, Donaulandes und Nordens zu dem neuen Bauerntum und barbarischen Herrentum war, gingen im Vorderen Orient gleichzeitig schon die meisten Bauernkulturen der Verstädterung, seine Bauernschaften der Fellachisierung entgegen. In Palästina z. B. (S. 47) setzen die Stadthügel um 3000 ein, sind bis etwa 2500 noch dörflich, dann erst städtisch; die syrische (S. 471) Bauernkultur war stark in Berührung mit den Kriegerstämmen der Steppe; an der Grenze war ein Gürtel halbnomadischer Lebensformen mit einem Herrentum, das Megalithbauten errichtete und offenbar mit Nordafrika in Verbindung stand. Die syrische Stadtkultur hängt ab von der ägyptischen und der mesopotamischen, obwohl sie (S. 477), an Volksmasse gering, doch eine gewisse Selbständigkeit behauptet und später durch die Fernwirkung der phönikischen Städte und des jüdischen Geisteszentrums sogar Weltbedeutung erlangt hat. Zur gleichen Zeit, als sie entstand, 2600 bis 2500 v. Chr., aber (S. 45) erhob sich auch schon aus dem angrenzenden syrisch-arabischen Hirtenkriegertum die Dynastie

von Akkad. Nördlich von der Kubankultur, im eigentlichen südrussischen Steppengebiet, im Norden begrenzt durch die kammkeramische Hirtenkultur, entfaltete sich im Ausgang des 3. Jahrtausends (S. 452) die etwa bis 1700 v. Chr. fortdauernde nordpontische Hirtenkriegerkultur, die, ärmlicher als die Kubankultur, (S. 459) kaum mehr Zuströme von der orientalischen Stadtkultur her spüren läßt, dagegen schon (S. 460) indogermanische Einwirkung. Die gleichzeitige jüngere Kubankultur (S. 454) wird ebenfalls schon vom Ansturm der Indogermanen berührt; sie verlor viel vom Glanz der alten Kubankultur. Hier in Südosteuropa wurde also unter dem Szepter der herrenbäuerlichen Indogermanen, die in der südrussischen Steppe sich ganz zu sekundären Hirtenkriegern verwandelten, die Wirkung der alten städtischen Herrenhochkultur des Orients zunächst geschwächt. Dagegen nahmen die orientalischen Hirtenkriegerstämme durch die Nachbarschaft der Stadtkultur selbst immer mehr städtische Ansprüche in sich auf. Sie gewöhnten sich ja (Akkad, Hyksos usw.) immer mehr daran, ihre parasitäre Lebensform von der Ausbeutung von Bauern auf die Beherrschung von Hochkulturreichen auszudehnen. Infolgedessen nahmen die hirtenkriegerischen Reichsgründungen seit dem späteren Verlauf des 3. Jahrtausends immer mehr den Charakter einer barbarisierten Herrenhochkultur an. (S. 462) „Solche Mischgebilde halbstädtischer Art haben sich im Einflußbereich der altägyptischen Kultur entwickelt. In der Kermakultur Dongolas haben wir einen vollkommen klaren Fall von Stadtkultur auf der Unterlage von Hirtenkriegerkultur vor uns. Er beweist, daß spätestens um 2000 v. Chr. solche Bildungen gegen das Innere Afrikas vorzudringen begannen. Von dieser Zeit ab geht durch den Sudan und Südostafrika eine kraftvolle Welle von Stadtkultur, wenn sie auch erst später zu entscheidenden Umgestaltungen geführt haben mag." Diese Sudankulturen tragen also wohl noch mixoneolithische Stadtkulturelemente durch den schwarzen Erdteil, früher als diese in unser Europa drangen, ausgenommen den ägäischen Kreis. (S. 530) Das so oft, zuletzt wieder einmal von Frobenius „entdeckte" Zimbabwe ist ein mittelalterliches Reich dieser Art.

(S. 476) Die ostmittelländische städtische Herrenhochkultur verlor im 2. Jahrtausend zwar an Raum, aber nicht an Kraft.

Das seebeherrschende Kreta wurde eine gewaltige Kulturmacht, die Europa bis in den Norden befruchtete. Daß das Griechentum die minoische Kultur aufnahm, wurde zu einem Ereignis ersten Ranges. Freilich (S. 477) sog die abendländische Welt orientalische Hochkultur auch aus anderen Quellen. Die altindogermanischen Eroberungen Vorderasiens, die Einwanderung der Etrusker nach Italien, der Entdeckergeist der Jonier, der Hellenismus und das römische Reich, die Araberausbreitung, die Kreuzzüge und vor allem das Christentum selbst boten Brücken genug. „Aber die Stadtkultur als eine typische Lebensform unseres Erdteils ist doch in erster Linie durch die kretisch-mykenische Kultur vermittelt." (S. 608) „Im Mittelmeergebiet verbreitete sich die Stadtkultur im Lauf des letzten Jahrtausends v. Chr., zum Teil von den Semiten Syriens und Phönikiens, noch mehr aber von den Griechen und Etruskern aus der ägäisch-ostmediterranen Welt vermittelt. Von der altmittelländischen bis zur modernen europäisch-amerikanischen Stadtkultur führt eine ungebrochene Linie." Ganz ungebrochen ist sie freilich nicht; mindestens bedeutet die Verkümmerung der Stadtkultur im abendländischen Frühmittelalter ein zeitweiliges Einfrieren, und die im späteren Mittelalter neu auftauende abendländische Stadtkultur, die Grundlage der neuzeitlichen Entwicklung, setzt sich durch die hier gepflegte moderne Aufklärungskultur von den gleichzeitigen Resten der altmittelländischen und orientalischen Stadtkutur deutlich ab.

Die Stadtkultur Westturkestans und Innerasiens, an die Oasen einer immer mehr austrocknenden Landschaft gebunden, führte bis zur Gegenwart einen harten Kampf gegen das die Steppen beherrschende Hirtenkriegertum, dessen Völkerwellen aufeinander folgen (vgl. S. 475, 477). Bis heute blühen die Hirtenkriegerkulturen Syrien-Arabiens und Ostafrikas; die geschichtliche Erweiterung des Hirtenkriegergebiets hier wie in Innerasien führt teils auf die organisierte kriegerische Ausdehnungskraft, teils auf die Klimaverschlechterung der Trockengebiete zurück. In der Oasenstadtkultur Innerasiens, wo um Christi Geburt im Tarimbecken Städte blühten, die die Vermittlung zwischen Ost und West groß machte, liegt die Wurzel der chinesischen städtischen Herrenhochkultur, die kaum viel vor 1000 v. Chr. zurückgeht. (S. 323) „Die sog. chinesische Geschichte ist bis etwa 1100 v. Chr.

als Gelehrtensage zu betrachten." Die älteste Geschichte Chinas vor der städtischen Herrenhochkultur können uns weniger die schriftlichen Quellen enthüllen als die archäologischen. Die ältesten chinesischen Neolithkulturen (S. 81), „die Ch'i-Chia- und die Pu-Chao-Chai-Gruppe, können unmöglich viel vor 2000 v. Chr. angesetzt werden." Es sind dies, was Menghin bei Veröffentlichung seines Buches noch nicht wissen konnte, schon volle mixoneolithische Bauernkulturen; denn die in Stockholm jetzt beendete zoologische Untersuchung der Hoanghokulturen hat ergeben, daß in den beiden ältesten Stufen schon Rind, Schaf, Ziege, Schwein da sind.[1]) Auf der Grundlage einer in China noch nicht unmittelbar aufgefundenen, aber zu erschließenden Jungpflanzerkultur hat sich mithin im 3. Jahrtausend in China ein großer sekundärer Bauernkulturkreis gebildet, parallel zu den europäischen. Für die (S. 525) Vermutung, die chinesische Bauernkultur habe sich erst im Gefolge von Hirtenkriegertum oder sogar von einem Herrentum, das mit westlicher oder zentralasiatischer Stadtkultur bekannt war, gebildet, liegen keine bestimmten Anzeichen vor. Allerdings enthalten diese ältesten Bauernkulturen Chinas (S. 291) jene hochentwickelte Tonware „mit edlen Formen und weitgeschwungenem Henkel", jene Dreifüße mit hohlen Ständern (Li), in denen der Geschmack der späteren chinesischen Hochkultur sich schon ankündigt.

Auf diese ersten vollbäuerlichen Kulturen Chinas folgt irgendwann nach 2000 v. Chr. die Jang-Schao-Kultur mit ihrer gleich überaus reich entfalteten Gefäßmalerei, die sehr wahrscheinlich aus dem donauländischen Westen, aus der jüngeren Tripoljekultur stammt.[2]) Innerasiatische Zwischenglieder fehlen freilich bis jetzt. Doch glaubt Menghin seine scharfsinnige Hypothese, die Tocharer als Vermittler anzusehen, (S. 556f.) durch den Tallgrenschen Widerspruch nur noch besser begründet. Die künstlerisch überraschend hochstehende (S. 301) Spiralbandornamentik des japanischen Neolithikums würde über die Jang-Schao-Kultur hinweg

[1]) Dementsprechend wäre denn nun S. 289ff., wo diese Kulturen noch als epiprotoneolithische Jungpflanzerkulturen auftreten, umzuarbeiten. (Briefliche Mitteilung Menghins).

[2]) Die von Menghin S. 291 erwähnte Vermutung Salmonys auf Beziehungen zu der Indus-Hochkultur ist nach dem bisher vorgelegten Material nicht erweisbar.

dann auch vielleicht mit Europa zusammenhängen.[1]) Interessante Wurzelverbindungen zwischen minoischem und ostasiatischem Kunstempfinden tun sich hier auf. Doch darf man wohl den bandkeramischen Einfluß auf die chinesische Gesamtkultur nicht überschätzen. Er ist gut, um unseren immer noch nicht ganz von der Vorstellung, China sei „weit weg" und „ziemlich abgeschlossen", befangenen Europäerblick auf die zahlreichen westöstlichen Zusammenhänge der gesamten Kulturgeschichte auch im 2. Jahrtausend einmal hinzulenken.

Der Reis als Bauernpflanze des Ostens ist in der Jang-Schao-Kultur und im japanischen Neolithikum festgestellt. China wurde ein Ausstrahlungspunkt bäuerlicher Kultur. Auf chinesische und vorderindische Einflüsse geht die Bauernkultur Hinterindiens und Indonesiens zurück; schon die jüngere Somrong-Senkultur mag vollbäuerlich sein.

Die Ausbildung der (S. 533) Hirtenkriegerkultur in der Mongolei ist spätestens für die Zeit um Christi Geburt gesichert.

In Asien und Afrika (S. 525) ist das Bauerntum durch Reiter- und Hirtenkriegervölker immer wieder geschädigt worden, es führt teilweise ein kümmerliches, unterdrücktes Dasein, wenn es auch auf geeigneten Böden der Überschichtung widersteht und z. B. in Vorderasien, Turkestan, Nordafrika immer wieder durchschlägt. Im ganzen kann man hier aber nirgends die innere, volksmäßige Verbundenheit von Bauern- und Herrentum mit zahllosen Übergängen feststellen, die die Stärke der meisten indogermanischen Einzelvölker ausmachte, so lange sie sich diese Verbindung zu bewahren wußten.

Je mehr wir uns den geschichtlichen Zeiten näherten, desto mehr verbot uns der begrenzte Raum dieser Abhandlungen, den zahllosen Windungen der geschichtlichen Vorgänge genauer zu folgen. Zuletzt konnten wir nur noch ein paar Einzelheiten herausgreifen, und jetzt müssen wir ganz abbrechen, obwohl z. B. die Überleitung der indogermanischen Einzelvölker aus der Vorgeschichte in die Geschichte zu den zweifellos meistbeachteten Teilen

[1]) Sie gehört noch dem 2. Jahrtausend v. Chr. an. Die Spiralornamentik der Südsee ist wohl jünger.

der Menghinschen Ordnungsarbeit gehören wird. Staunen faßt den Leser immer wieder darüber, welche ungeheure Masse von Einzelheiten hier souverän gemeistert ist, mit wie klarem Blick und fester Hand die Fäden des geschichtlichen Geflechts auseinandergelegt sind, auch an Stellen, wo andere Bücher erst wirre Knäuel zu bieten vermochten.

Der „Hiatus" zwischen Alt- und Jungsteinzeit besteht jetzt nicht mehr. Das Auseinanderklaffen von Völkerkunde und Vorgeschichte, und die peinliche Scheidung beider von der „eigentlichen" Geschichte (ein nunmehr überlebter Ausdruck) ist beseitigt. Ein Werk, das einen so gewaltigen Sprung nach vorwärts bedeutet und die Fachwelt auf Jahre, vielleicht Jahrzehnte in Atem halten wird, kann natürlich nicht damit rechnen, im ersten Augenblick von allen verstanden zu werden. Noch weniger werden jene Gelehrten, deren eigenes Geschichtsbild durch dies neue zerstört wurde, ihm freudig beipflichten. Man muß hier mit Menschlichem, mit Eintrübungen, Verwechslungen, Verzögerungen in der Aufnahme und Verarbeitung der neuen Gesichtspunkte rechnen. Das Entscheidende aber ist: es gibt kein geschlossenes Gegenbild. Auf der anderen Seite stehen lauter Bruchstücke, spezialistische Einseitigkeiten oder kompilatorische Verschwommenheiten. Darum muß sich unser neues Geschichtsbild schneller oder langsamer durchsetzen, weil es die einzige vorhandene „Diskussionsbasis" bildet. Nur als solche, nicht als etwas Fertiges, wird es dargeboten. Menghin und ich wissen nur zu gut, wie viel z. B. noch für Bauern- und Herrenkulturen zu tun ist, die so lange vernachlässigt wurden, weil sie fast gar nicht mehr in das Arbeitsfeld der Völkerkundler fielen, die Fachhistoriker und Volkskundler aber im allgemeinen zu wenig Durchbildung in universal-kulturhistorischer Methode genossen.

Mit bemerkenswertem Verständnis hat man in England (Burkitt, Macalister, Man) die Menghinsche Gesamtkonzeption aufgenommen. In Deutschland hat noch kein Prähistoriker das Ganze zu würdigen unternommen. Einzelpunkte werden diskutiert, leider auch vieles oberflächlich und halbverstanden weiterbehandelt. Es gibt in einem solchen Werk natürlich ungezählte Einzelheiten, die im weiteren Verlauf der Forschung richtiger werden. In den Jahren 1931 und 1932 sind wir innerhalb der kulturgeschichtlichen

Schule auch wieder weitergekommen.[1]) Menghins zweite Auflage und andere Veröffentlichungen werden davon zeugen. Das Gesamtgerüst aber ist durch keine Einwendung, die bisher erhoben werden konnte, soweit mir bekannt, ernsthaft berührt worden. Man kann es nur würdigen, überhaupt aufnehmen nur, wenn man sich sowohl in Ethnologie wie in Prähistorie auskennt. Daher die Ratlosigkeit so mancher Forscher vor diesen Veröffentlichungen. Eine dumpfe Abneigung gegen das Neue, ein abwehrendes Mißbehagen älterer Forschungsstufen ist die unvermeidliche Begleiterscheinung kräftiger Wachstumsrucke in der Wissenschaft. Die Beweisgrundlage der älteren Weltgeschichte kann heute wohl nur noch auf der ganzen Breite der kulturgeschichtlichen Erkenntnisse, über Fachschranken hinweg, nachgeprüft und verbessert werden. Insofern ist jetzt der alte Grundsatz Lamprechts, den Walter Goetz auch stets vertreten hat und der dieser Zeitschrift mit zugrundeliegt, seiner Erfüllung nähergerückt: daß Kulturgeschichte zugleich Universalgeschichte, Universalgeschichte selbstverständlich Kulturgeschichte sein müsse. Die jüngere Forschergeneration wird sich der angebahnten festen Verknüpfung von europäischer und Weltgeschichte, von Völker- und Volkskunde, Prähistorie und ,,Fachhistorie' ganz sicher in ihren lebendigsten Vertretern nicht verschließen.

[1]) Daß das Bild der Grundkulturen wahrscheinlich schon gesicherter ist als das der älteren Tiefkulturen, betont W. Koppers in seinem für Fachhistoriker zur Einführung sehr nützlichen Vortrag ,,Was ist und was will die völkerkundliche Universalgeschichte" (Hist. Jahrbuch der Görresgesellschaft 52, 1932, 40 ff.).

ZUR GESCHICHTE DES REPUBLIKANISMUS, INSBESONDERE IN DEUTSCHLAND.

VON GEORG STEINHAUSEN.

Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß sich in der geschichtlichen Entwicklung ein deutlicher, wenn auch zuweilen unterbrochener Fortschritt von unfreien despotischen zu immer freieren Staatsformen vollziehe. Abgesehen davon, daß es mit der Idee des Fortschritts der Menschheit überhaupt eine eigene Sache ist, daß diese Idee vielleicht zu den großen Illusionen der Menschheit gehört, und daß man eher ein ständiges Auf und Ab feststellen muß, ist jedenfalls rein chronologisch jener Fortschritt nicht festzustellen. Die Blütezeit der Republik liegt im Altertum, bei den Griechen (Athenern) und Römern, auch bei anderen Völkern Italiens. Die Republik folgte auf ein primitives Heerführerkönigtum, bestand in Rom beinahe 5 Jahrhunderte, in Athen und sonst in Griechenland etwa 4 und wurde wieder durch die Monarchie abgelöst. Auch Karthago war Republik. Grausam drückender Despotismus sodann hat nicht nur in den großen orientalischen Reichen des Altertums geherrscht, sondern auch in den späteren Zeiten des römischen, seit Diokletian absolut gewordenen Kaisertums oder bei den russischen Zaren noch in der beginnenden sog. Neuzeit — in beiden Fällen freilich unter Einwirkung orientalischer Geistesverfassung. Wenn man hiernach bis zu einem gewissen Grade manche Staatsformen mehr von dem Wesen der Völker, dort der Orientalen, hier der politisch äußerst begabten Griechen und Römer, abhängig machen könnte, so könnte man einen Fortschritt zu freieren Staatsformen nicht sowohl in der Zeitfolge der allgemeinen Entwicklung als in der Entwicklung eines Volkes oder eines Völkerkreises oder, etwa im Sinne Spenglers und seiner Vorgänger, im Ablauf einer Kultur ausgedrückt finden, wobei dann aber die meist auf dem Höhepunkt erreichte freie Staatsform, wie bei der griechischen und römischen Republik, wieder durch eine militärische Monarchie oder einen Cäsarismus abgelöst wird. Den heutigen „freien" Republiken

könnte ja auch, wie schon durch die sozialistische Zwangspraxis, so vor allem durch die bolschewistische Gewaltherrschaft ein grausamer Rückschlag bevorstehen.

Wenn man annehmen könnte, wie es F. Kern[1]) tut, daß im Leben der Völker nach einer Phase des Vorherrschens zentrifugaler Kräfte, die beim Begehren nach Kraftzusammenballung zu einer monarchischen Spitze führe, eine zweite Phase eintrete, sobald der Nationalinstinkt sich so durch alle Bestandteile des Volkes durchgesetzt hat, daß diese auch ohne persönliches Oberhaupt doch nach einer Richtung wirken und schaffen (etwa Parlamentsregierung mit dem Oberhaupt [König oder Präsident] als bloßer Dekoration), so haben wir bei den Germanen ein ausgesprochenes Gegenbeispiel. Hier steht am Anfang der uns bekannten Entwicklung die selbstherrliche, souveräne Volksgemeinde mit einem Königtum, das mehr eine Ehrenstellung bedeutete, oder ganz königslos, wie es noch die von aristokratischen Edelingen geführten Sachsen zu Karls des Großen Zeiten waren. Die Franken und Alemannen hatten noch in der Völkerwanderungszeit, also in einer Zeit notwendiger „Kraftzusammenballung", ein ziemlich schwaches Königtum, auch mehrere Könige nebeneinander. Erst unter dem Einfluß der römischen Traditionen in den eroberten Provinzen bildete sich das Königtum bei den in das Römerreich dringenden Germanen straffer, absoluter und machtvoller aus, bis es in dem Beherrscher des großen Universalreiches, in Karl dem Großen, auf den Deutsche wie Franzosen später ihre monarchische Entwicklung zurückführten, der auch das römische Kaisertum wieder aufnahm, gipfelte. Was vom Altertum in Hinsicht der Staatsform zunächst nachwirkte, war also die Monarchie, die absolute Monarchie der Spätzeit, nicht die Republik. Diese wirkte als Vorbild erst in neuerer Zeit auf die Völker wieder ein. Übrigens war die römische Republik eine wesentlich aristokratische — der eigentlich herrschende Faktor war der Senat —, und in Athen gab zur Blütezeit der Demokratie doch ein Mann, nämlich Perikles, den Ton an. Die römische wie die griechische Republik waren überdies mit der Sklaverei eines Großteils der Bevölkerung verbunden, kannten also keine allgemeinen Menschenrechte. Andererseits kennt

[1]) Vgl. „Die Grenzboten", 80. Jahrg. (1921), S. 81.

das Altertum nur die unmittelbare Republik, nicht die auf eine Vertretung des Volkes gegründete.

Das Mittelalter ist, eben teilweise in Anknüpfung an die antike Spätmonarchie, eine Hauptzeit der Monarchie. Ihre Glanzzeit in Deutschland waren die freilich nicht ungetrübten Tage der deutschen Kaiserherrlichkeit unter den sächsischen, salischen, staufischen Herrschern. Nach dem tragischen Ende der letzteren folgte dann ein dauernder Verfall der Zentralmacht infolge der zunehmenden Emanzipation der Fürsten, der geistlichen wie der weltlichen, also zugunsten einer Menge von größeren und kleineren monarchischen Einzelstaaten. Aber es entwickelten sich bei dieser Zersplitterung und der Selbstherrlichkeit der politischen Einzelbildungen auch republikanische Staatsformen, freilich nur kleineren Umfangs, die aber doch nicht zulassen, von einem ausschließlich monarchischen Charakter des Mittelalters zu sprechen. Die altgermanische kriegerisch-bäuerliche freie Volksgemeinde (die sich übrigens auch noch lange in den skandinavischen Königreichen geltend machte) lebte fort in den sächsischen und friesischen kleinen Bauernrepubliken im Lande Wursten, Ammerland, Hadeln usw., die, wie die Dithmarschen, sich auch tapfer gegen Fürsten und Herren ihrer Haut zu wehren wußten. Weiter erstanden, aus Freiheitstrieb und Genossenschaftsgeist heraus, im späteren Mittelalter die zahlreichen Stadtrepubliken in mehr oder minder scharfem Kampf mit den Stadtherren. Von den mittel- und norddeutschen Städten kamen weiterhin viele unter die Botmäßigkeit der Fürsten. Aber dauernd erhielt sich eine große Zahl freier Reichsstädte, zum Teil freilich von lächerlicher Bedeutungslosigkeit, zum Teil aber auch von starker wirtschaftlicher und politischer Macht, wie Nürnberg, Ulm, Augsburg, Köln, Bremen, Hamburg usw. Die mächtige Hansa war ein großer republikanischer Bund.

Bis zur Gegenwart erhielt sich von den republikanischen Staatsgebilden im deutschen Reich des späteren Mittelalters die freie Eidgenossenschaft, die Schweiz, ein Bund bäuerlicher und städtischer Republiken, der sich schon am Ende des Mittelalters vom Deutschen Reich emanzipierte und zur europäischen Macht entwickelte.

Eine weit größere und selbständigere Bedeutung als die deutschen Stadtrepubliken erlangten diejenigen Italiens, dessen Zersplitterung ja fast ebenso groß war wie die Deutschlands. In diesen

italienischen Stadtrepubliken tritt aber auch ein eigentlich republikanisches Bewußtsein hervor, ohne Zweifel anknüpfend an antike Traditionen. „Allein in den städtischen Gemeinwesen Italiens", heißt es in einem ausgezeichneten älteren Aufsatz Fr. v. Bezolds[1]), „hatte sich damals ein bewußter und von den Nachwirkungen des mittelalterlichen (kirchlich bestimmten) Staatsideals fast ganz befreiter Republikanismus herausgebildet." Die „guelfischen Stadtstaaten fühlten sich mehr und mehr als rechte Erben der altrömischen res publica und ihrer Unabhängigkeit". Selbst die italienische Kunst hat im 13. und 14. Jahrh. die Republik personifiziert darzustellen versucht. „Die vornehmste Heimstätte einer republikanischen Gesinnung" war Florenz. Hier erklärte man das altrömische Kaisertum für eine Tyrannis, hier konnte Cäsar als verbrecherischer Tyrann angesehen und seine Ermordung verherrlicht werden. Aber diese Blütezeit der republikanischen Gesinnung hielt nicht lange an. Nicht zum wenigsten infolge der stetigen inneren Unruhen, der Beutepolitik und Korruption der um die Herrschaft ringenden Klassen und Parteien machte sich in der eigentlichen „Renaissance", wie eben v. Bezold auseinandersetzt, ein immer stärkerer Zug zur Monarchie geltend, die ja in Italien ebenfalls zahlreich durch die größeren und kleineren „Tyrannen"höfe vertreten war. Gerade der neue Humanismus war aristokratisch gerichtet, sehnte sich von der Unruhe und dem Treiben der Menge, überhaupt vom staatlichen Getriebe hinweg nach Ruhe und Beschaulichkeit, die ein gesicherter Fürstensitz besser bot als die Stadtrepubliken mit ihren Wirren. „Petrarcas Beispiel zeigte, wie man auch ohne äußere Nötigung zugleich für den antiken Freistaat schwärmen und sich in der schwülen Luft eines Tyrannenhofs behaglich fühlen konnte." Auch „konnte sich mancher grundsätzliche Gegner der Fürstenherrschaft der Bewunderung nicht erwehren, die ihm der eine oder andere der zeitgenössischen Miniaturcäsaren abnötigte". Freilich wurde immer wieder hohe Kultur mit der republikanischen Staatsform in Verbindung gebracht und — worin die Renaissance die spätere von ihrem Bildungsideal befruchtete Zeit nachhaltig beeinflussen sollte — „gerade unter dem Einfluß humanistischer Anschauungen der

[1]) Fr. v. Bezold, Republ. u. Monarchie i. d. italien. Literatur d. 15. Jahrh., Historische Zeitschrift, Bd. 81, S. 433ff.

Tyrannenmord als eine Wiedergeburt antiken Hochsinns gefeiert". Aber der Zug der Zeit, bestimmt vor allem durch die tatsächlichen politischen Machtverschiebungen, ging auf die Monarchie. Und ähnlich wie in Griechenland „geborene Republikaner, ein Xenophon, ein Isokrates, die verpönte Alleinherrschaft zu verherrlichen wagen und nicht nur bei Aristoteles, sondern sogar bei Platon eine sympathische Betrachtung der monarchischen Staatsform unverkennbar hervortritt, so sehen wir manche von den besten Söhnen der niedergehenden italienischen Freistaaten ihr Interesse der Monarchie und dem Herrscher, wie er sein soll, zuwenden". Auch kulturell macht sich das Übergewicht der fürstlichen Höfe geltend. Den „eigenwilligen uomo singulare der florentinischen Kultur" verdrängt das Ideal des Hofmannes, des cortegiano. Und „in der Masse der Untertanen entwickelt sich mit der Gewöhnung an die Tyrannis ein monarchisches Gefühl, dessen Äußerungen, ursprünglich von oben vorgeschrieben, später zur zweiten Natur werden". Die italienischen Stadtrepubliken gingen unter, nur eine, die von jeher für sich stand, das mächtige Handelsemporium Venedig, die aristokratische Republik, entwickelte sich zur Stellung einer bedeutenden europäischen Macht, die erst im 18. Jahrh. verfiel und mit dessen Ende ihre Selbständigkeit verlor.

Um die Wende vom Mittelalter zur sog. Neuzeit setzte überhaupt eine Epoche des Aufstiegs fürstlicher Macht ein. In Frankreich, England und Spanien bildeten sich große Zentralmonarchien, die schon an sich die Bedeutung der Krone steigern mußten. In Deutschland verfiel zwar die Zentralmacht weiter, aber die Macht der Einzelfürsten steigerte sich. Zunächst freilich behielten in den deutschen Einzelstaaten noch die Stände ihre Bedeutung und ihren im 15. Jahrh. auf den Höhepunkt kommenden Einfluß. Erst allmählich konnten sich die Fürsten von diesem fast gleichberechtigten Faktor mehr und mehr emanzipieren. Schließlich vollzog sich, vor allem unter dem Einfluß jener absolutistisch gerichteten westeuropäischen Monarchien, Frankreichs voran, im 17. Jahrh. der Übergang vom ständischen zum absoluten Staat. Im 16. Jahrh., als sich der Typus des christlichen Fürsten durch die Reformation eigenartig entwickelte, ähnliche Erscheinungen auch auf katholischer Seite das überall in dieser Zeit gesteigerte Übergewicht der christlich-kirchlichen Belange zeigten,

blieb das schon aufkommende fürstliche Streben nach absoluter Gewalt durch das gerade für die Fürsten besonders geltende Gebot des christlichen Verhaltens (das übrigens auch auf eine damals hervortretende patriarchalische, hausväterlich-christliche, das Wohl des Landes betonende Haltung der in diesem Streben mit den Ständen einig gehenden Fürsten hinwirkte) doch noch wesentlich gemildert. Wenn Luther seine Ziele durch Zusammengehen mit der damals ausschlaggebenden Macht der Fürsten zu erreichen suchte, so liegen andererseits im Protestantismus von vornherein gewisse der Macht der Fürsten widerstrebende Tendenzen. Treitschke spricht einmal[1]) von „jenen republikanischen Gedanken, welche zum Wesen des Protestantismus gehören und in allen Zeiten, da er sich stark fühlt, ihr gutes Recht fordern". Was Luther angeht, so mögen von ihm folgende seinen geringen Respekt vor Fürsten zeigende Aussprüche, von denen der eine freilich die seiner Bewegung feindlichen Fürsten betrifft, hier stehen. In der dem Herzog Johann zu Sachsen gewidmeten Schrift „Von weltlicher Obrigkeit" (1523) heißt es: „Denn Gott der Allmächtige unsere Fürsten toll gemacht hat, daß sie nit anders meinen, sie mügen tun und gebieten ihren Untertanen, was sie nur wollen; (und die Untertanen auch irren und glauben, sie seien schuldig, dem Allen zu folgen;) so gar und ganz, daß sie nu angefangen haben, den Leuten zu gebieten, Bücher von sich zu tun, glauben und halten, was sie fürgeben ... Sie schreiben und lassen Zettel ausgehen, der Kaiser habs geboten, und wollen christlich gehorsame Fürsten sein; gerad, als wäre es ihr Ernst und man den Schalk hinter ihren Ohren nicht merkt ... Solch Leut hieß man vorzeiten Buben; itzt muß man sie christliche gehorsame Fürsten heißen ... Weil denn solcher Narren Wüten langet zu Vertilgung christlichs Glaubens, Verleugnung göttlichs Worts und zu Lästerung göttlicher Majestät, will und kann ich meinen ungnädigen Herrn und zornigen Junkern nicht länger zusehen, muß ihn(en) zum wenigsten mit Worten widerstehen". In seinem Sendbrief „An die Ratsherrn aller Städte deutsches Landes" von 1524 schreibt er: „Fürsten und Herrn solltens tun (nämlich gute Schulen errichten); aber sie haben aufm Schlitten zu fahren, zu trinken und in der Mummerei zu laufen und

[1]) Deutsche Gesch. i. 19. Jahrh., Bd. 3, S. 397.

sind beladen mit hohen merklichen Geschäften des Kellers, der Küchen und der Kammer."

Solche gelegentliche Stellungnahme Luthers, die sich mit anderen Äußerungen von ihm zugunsten sehr weitgehender Gewalt der Fürsten gegenüber ihren Untertanen freilich im Widerspruch befindet, gründet sich ohne Zweifel auf den Boden der Religion, nicht auf jene fürstenfeindliche Strömung der Renaissance. Können und dürfen die Fürsten auch das Gewissen der Untertanen binden oder bestimmen? — das ist es, was bei Luther wie bei den anderen Reformatoren gelegentlich zur kritischen Betrachtung der Fürstenmacht führt. An sich gilt allen Reformatoren die Obrigkeit als von Gott eingesetzt, man hat sie zu ehren und ihr zu gehorchen. Jene religiös bestimmte Frage ist es auch, die der Richtung der sog. Monarchomachen Ende des 16. Jahrh. zugrunde liegt.[1]) Der Name stammt von W. Barclay, dem Verfasser einer Streitschrift De regno et regali potestate adversus Buchananum, Brutum, Boucherium et reliquos Monarchomachos (1600). Der Anspruch auf Bestimmung der Konfession der Untertanen führt zur Erörterung der „Frage nach der Grenze der Fürstengewalt" überhaupt, führt auf das politische Gebiet. Noch waren ja auch die ständischen Rechte nicht ganz geschwunden, so daß man sich in der allgemeinen Anschauung noch nicht willenlos den Fürsten beugen zu müssen glaubte. Die Greuel der Glaubenskriege zumal in Frankreich und den Niederlanden und die Bedrängung der Andersgläubigen sonst ließen die ganze Frage auch in handgreiflicher Bedrohlichkeit erscheinen. Die meisten der monarchomachischen Streitschriften stammen von Franzosen, deren Land von politischem Parteileben erfüllt war, weiter von Schotten — auch Schottland war eine Stätte innerer Kämpfe — und von Spaniern, wenigstens einem, dem Jesuiten Mariana. („Durch die ganze Staatslehre der Jesuiten zieht sich der Gedanke der Volkssouveränität mit allen seinen Konsequenzen.") Die Grundsätze der Monarchomachen vertritt auch doktrinär-systematisch der deutsche Gelehrte Johannes Althusius. Bei den Monarchomachen wird also „aus der Frage nach der Gehorsamspflicht der Untertanen eine Frage nach der Fürstenmacht überhaupt"; man kam zur Herausarbeitung des Gedankens der

[1]) Vgl. zu dem Nachfolgenden R. Treumann, Die Monarchomachen, 1895.

Volkssouveränität (ein Gedanke, der dem ganzen Mittelalter schon nicht fremd gewesen ist[1])); und in der Lehre vom Widerstandsrecht betonte man stark die Berechtigung des Tyrannenmordes. Hier lag nun unbedingt ein Einfluß jener an der Antike genährten Renaissanceauffassungen vor. Dem antiken Bewußtsein war das Verdienstliche des Tyrannenmordes tief eingeprägt; Harmodius und Aristogeiton, die Mörder des Peisistratiden Hipparch, wurden in Gesängen verherrlicht.[2]) In der Hochrenaissance, im 16. Jahrh., tritt solche Anschauung wieder allgemein auf: selbst Vertreter des Absolutismus, Bodin und Barclay, lehren, daß ein Tyrann getötet werden dürfe; sie meinen freilich einen solchen, der sich in einem freien Staatswesen die Gewalt anmaßt. Die Monarchomachen meinten aber auch den zum Tyrannen gewordenen Fürsten. Indessen, für die Entwicklung der republikanischen Idee haben die Monarchomachen wenig zu besagen. „Alle Angriffe gelten nur der absoluten Monarchie, nicht der Monarchie überhaupt: das Streben der Schriftsteller richtet sich auf die Erlangung eines ständisch beschränkten Fürsten."

Gewisse Verbindungslinien ziehen sich von den religiösen Bewegungen des 16. Jahrh. zu den späteren Republiken insofern, als sich die demokratische Kirchenverfassung Calvins auf die schottische Kirche übertrug, weiter auf die Puritaner, deren Anschauungen wieder sich in der Gestaltung des öffentlichen Lebens in den amerikanischen Kolonien auswirkten, mittelbar also die Entstehung der nordamerikanischen Republik beeinflußten.[3])

Auf das Puritanertum gegründet war auch die Persönlichkeit Cromwells und der Geist seines Heeres, mit dem er Karl I. von England niederzwang: nach dessen Hinrichtung entstand die englische Republik, die aber später doch wesentlich auf die Herrschaft Cromwells („Lord-Protektor" nach der neuen Verfassung vom 16. Dezember 1653) hinauslief. Sein zweites Parlament bot ihm sogar die Königskrone an, die er freilich ausschlug; seine Rechte wurden aber noch verstärkt.

---

[1]) Vgl. Fr. v. Bezold, Die Lehre von der Volkssouveränität während des M.-A., Historische Zeitschrift, Bd. 36, 1876.

[2]) Über die Geschichte der Lehre vom Tyrannenmord vgl. R. Treumann a. a. O. S. 41 ff.

[3]) Vgl. Treumann a. a. O. S. 35 f.

Die Cromwellsche Republik blieb eine Episode. Bei der zweiten Vertreibung der Stuarts durch die „glorreiche Revolution" dachte niemand an die Errichtung einer Republik. Aber das Parlament machte seine Bedingungen bei der Akzeptierung des neuen Herrschers. Mit der bill of rights wurden die Rechte des Parlaments bedeutend erweitert, seine Stellung als entscheidender Faktor des Staatslebens begründet; fortan stand die freiheitliche Verfassung Englands — mittels welcher aber eine aristokratische Schicht das eigentliche Regiment in England hatte — in scharfem Gegensatz zu dem absoluten Herrschertum auf dem Kontinent. Den englischen König hielt man hier (mit Unrecht) für nicht recht sicher. Friedrich der Große meinte später (im Anti-Macchiavell), man sehe keinen Staat außer England, in dem der König Ursache habe, sich vor seinem Volk zu fürchten. Theoretisch war indes auch auf dem absolutistischen Kontinent die republikanische Idee in den Köpfen lebendig, vor allem wegen der dauernden Bedeutung, welche die Antike seit der Renaissance für die gesamte Bildung und auch die politische Anschauung hatte. Vom klassischen Altertum zehrten die Lateinschulen wie die Universitäten, und das antike Freiheitsideal drang auch unter dem Szepter des Absolutismus in einer stetigen Strömung zu den Geistern. Dazu kam dann mit der siegreichen „Aufklärung" eine fortschreitende geistige Befreiung. Die naturrechtlichen Ideen gewannen immer stärkere Bedeutung und das Individuum als solches immer größere Geltung. Ein aufgeklärter Herrscher wie Friedrich der Große konnte theoretisch auch die Vorzüge der Republik anerkennen und maß ihr bei der für die Monarchie nachteiligen Möglichkeit der Ablösung tüchtiger durch untüchtige Herrscher sogar den Vorteil größerer Beharrung der politischen Tradition bei; von der Menge und ihrer Fähigkeit zum Herrschen dachte er andererseits sehr gering und erkannte auch andere Gefahren der republikanischen Staatsform. Auf die Fürsten war er freilich auch wenig gut zu sprechen. Es ist ein bekanntes Wort von ihm, daß sie „meistens Canaillen" seien. In steigender Kritik an den Fürsten, gelegentlich auch in Fürstenhaß, also mehr negativ, äußerte sich dann auch sonst der freiere Geist der Zeit, zumal bei dem größeren Selbstbewußtsein des geistig und materiell gewaltig aufstrebenden Bürgertums. Es war dies der natürliche Rückschlag gegen die Übersteigerung der Fürstengeltung im Absolutismus und

die einseitige Konzentrierung alles Webens und Strebens auf den Fürsten und den Hof. Der Fürst war zum Halbgott, zum Gott geworden; das Ideal des Menschentums war der „vollkommene Hofmann". Der Hof war „der erhabene Schauplatz, auf welchen aller Welt Augen gerichtet sind" (Talander), die „beste hohe Schule". Der Absolutismus war ein romanisches Produkt, auf Deutschland übertragen. Romanisch war auch jenes höfisch-aristokratische Ideal, ausgebildet in feiner Form im Italien der Renaissance (der „Cortegiano" des Baldassare di Castiglione), weitergeformt in Spanien und Frankreich, übernommen, zumeist freilich in unfreier, lächerlich-übertriebener Form, auch in Deutschland. Die große Zahl der Höfe, der mittleren, kleinen und kleinsten, in Deutschland trug nicht dazu bei, das Ansehen der Fürsten und des Hofes zu erhöhen. Nur das in weiter Ferne Thronende und selten in die Erscheinung Tretende verleiht Nimbus; das fürstliche Wesen, das man täglich in nächster Nähe sich abspielen sah, vor dem man freilich auch ständig in submissester Devotion ersterben mußte, dessen Geheimnisse, Skandale, Lächerlichkeiten, Sünden und Laster man aber auch kannte, tuschelnd besprach, verspottete, konnte nur scheinbar solchen Nimbus wahren, wenn es auch vielen Untertanen dauernd einen servilen Zug aufdrückte. Wo aber ein durch wahnwitzige Verschwendung das Land aussaugender, durch lasterhafte Sittenlosigkeit die Gemüter erregender, durch despotischen Druck sie empörender Serenissimus regierte, da mochte sich in freieren, unabhängiger gerichteten Köpfen gerade in kleinen Ländern ein Geist der Opposition, der Kritik am fürstlichen Wesen überhaupt einnisten.

Von solchen Empfindungen, weit mehr jedoch von jenen Einflüssen der Antike genährt war der Tyrannenhaß, wie er sich bei den Dichtern des Göttinger Hainbundes, vor allem bei den gräflichen Brüdern Stolberg in ihren Freiheitsgesängen äußerte („der Tyrannen Rosse Blut, der Tyrannen Knechte Blut, der Tyrannen Blut! Der Tyrannen Blut! Der Tyrannen Blut Färbte Deine blauen Wellen"), weniger abstrakt und aus den wirklichen Zuständen herausgewachsen bei Chr. Fr. Dan. Schubart auftrat, der vom Herzog Karl Eugen von Württemberg wegen seiner „freventlichen Antastung fast aller gekrönter Häupter auf dem Erdboden" (in der von ihm seit 1774 herausgegebenen „Deutschen Chronik") lange

Jahre auf dem Hohenasperg eingekerkert wurde. Aus solcher Geisteshaltung stammt auch das Motto auf dem Titelblatt der zweiten Auflage von Schillers „Räubern": In Tyrannos, stammt die wesentliche Grundstimmung des Aufschreis der mißhandelten „Canaille" in „Kabale und Liebe", in welchem Stück der Fürst selbst oder vielmehr das damalige Fürstenregiment freilich nur im Hintergrund steht. Aber auch Dichter, die selbst im Fürstendienst standen, wie Wieland, der im übrigen durchaus für den fürstlichen Alleinherrscher eintrat und die Form der Republik nur für kleinere Gebiete gelten ließ, oder der „Fürstenknecht" Goethe zeigen gelegentlich die kritische Haltung, die die Zeit mehr und mehr gegenüber dem fürstlichen Wesen annahm. In Wielands „Oberon" heißt es:

„. . . Zum Fürstendienst erzogen,
Lief er mit Tausenden, vom Schein wie sie betrogen,
Dem Blendwerk nach, das immer vor der Hand
Ihm schwebte, immer im Ergreifen ihm entschwand,
Dem schimmernden Gespenst, das ewig Opfer heischet
Und, gleich dem Stein der Narrn, die Hoffnung ewig täuschet."

Und in Goethes „Egmont" steht die Stelle: „Wie selten kommt ein König zu Verstand! Und sollten sich viele nicht lieber vielen vertrauen als einem?"

Sehr viel später (1827) sagte der Greis Goethe zu Eckermann: „Ich will nun just eben nicht damit prahlen, aber es war so und lag tief in meiner Natur: ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwert dahinter steckte, nie viel Respekt." Wie er in fürstlichen und aristokratischen Kreisen durchaus wie ein Gleichgestellter auftrat, trotz aller jedem Fürsten zunächst entgegengebrachten formalen Devotion, so hat er auch in früheren Jahren in der Tat genug kritische briefliche und dichterische Äußerungen über Fürstenwesen und Fürstendienst getan. Er war im übrigen durchaus Anhänger der unbeschränkten Fürstenherrschaft. Er hat auch gelegentlich geschmeichelt; ebenso hat Wieland es z. B. fertiggebracht, 1775 bei der Mündigkeitserklärung Karl Augusts von Sachsen-Weimar eine Kantate zu dichten, in der es heißt:

„Amalia, dir danken wir
Den großen Wonnetag, die allgemeine Lust!
Du hast den Göttersohn geboren,
Geboren unsern Karl August.
. . . . . .

Der Morgenröte goldner Zeiten
Folgt nun der Tag. Seht, Bürger, über Euch,
Seht Euren Karl August,
Wie Er der Frühlingssonne gleich
Hervor aus Wolken bricht!"

Im ganzen sind die antimonarchischen Regungen in Deutschland im 18. Jahrh. so geringfügig, daß irgendeine republikanische Bewegung an sie nicht im entferntesten anknüpfen konnte. Der Anstoß zu einer neuen Entwicklung der Dinge in der damaligen Welt kam von den Angelsachsen, bei denen ja schon im 17. Jahrh. jene episodenhafte Cromwellsche Republik entstanden war. Diesmal aber wurde der Grund zu einer dauernden Republik gelegt, nicht im Mutterlande, sondern, im Kampf mit diesem, in den englischen Kolonien in Nordamerika. Ihre Bedrückung und Ausbeutung durch das Mutterland war der eigentliche Grund des kriegerischen Widerstandes, schließlich der Losreißung, aber im Hintergrunde standen dabei neben den puritanischen Traditionen die ideellen Anschauungen von den natürlichen Rechten der Menschen und des Volkes, Rechte, auf die man sich bei den Beschwerden auch von Anfang an berief. Diese, eigentlich schon aus dem Altertum stammenden, im Mittelalter christlich gefaßten, durch die Reformation in ihrem Sinne ausgebildeten naturrechtlichen Lehren hatten im gesteigert individualistischen Sinne nach dem Vorgang Hollands gerade in England ihre besondere Pflege erhalten (Locke) und waren so auf die Kolonien übergegangen, wo die freiere natürliche Atmosphäre ihnen auch eine Art Lebenshintergrund schuf. Die bills (oder declarations) of rights der einzelnen nordamerikanischen Staaten erwuchsen also in gewissem Grade organisch.

Wie die neue nordamerikanische Republik selbst, in der übrigens dem Präsidenten fast monarchische Befugnisse eingeräumt sind, so wirkten ihre Ideen, die eben in jenen Erklärungen der Menschenrechte ausgedrückt waren, in Europa zunächst fast allein auf Frankreich, wo ihnen die namentlich aus englischen Quellen gespeiste, von den Franzosen vielfach radikaler gestaltete naturrechtlich-individualistische Aufklärung mit ihrer gerade in Frankreich geübten leidenschaftlichen Kritik an Staat, Gesellschaft und Kirche entgegenkam, wo ein Rousseau mit seinem Contrat social die größte Wirkung übte und der im Lande herrschende Druck, wirtschaftliche Nöte usw. einer Umwälzung den

Boden bereiteten. Nicht durch tatsächliche politische Zusammenhänge und Einflüsse, aber theoretisch gründete sich die französische Revolution mit auf jene Ideen. Den bills of rights Virginias und anderer nordamerikanischer Einzelstaaten ist die Erklärung der Menschenrechte durch die konstituierende Nationalversammlung im August 1789 im wesentlichen nachgemacht worden.[1]) Mit der Idee der Volkssouveränität mußte der Gang der Dinge zur Republik führen, wenn auch nicht zu dem Königsmord und den weiteren Scheußlichkeiten, die die französische Revolution entstellten. Nicht vergessen darf man aber jenen Einfluß des antiken republikanischen Ideals, dem viele große und kleine Führer der französischen Revolution begeistert anhingen. Jetzt wurde es zum ersten Male seit der Renaissance wieder verwirklicht und wirkte fortan in der nunmehrigen westlichen Form erneut auf Deutschland und andere Länder.

Eben jene Greuel und Schrecken machten nun viele Köpfe außerhalb Frankreichs, die der Revolution bei ihrem Ausbruch begeistert zugejubelt hatten, ihr wieder abwendig, so namentlich in Deutschland, wo jene Begeisterung natürlich nur rein idealen, abstrakten Charakter getragen, sogar Fürstinnen und Minister, wie den preußischen Minister Grafen Hertzberg, angesteckt hatte. Aber trotz dieser Abwendung und trotz der Unterdrückung der revolutionären Herrschaft durch den neuen monarchischen Machthaber Napoleon, trotz der späteren Wiederherstellung der bourbonischen Monarchie in Frankreich und trotz des Zusammenschlusses der alten legitimen Gewalten Europas in dem Gedanken der nachdrücklichen Bekämpfung und Ausrottung der revolutionären und republikanischen Ideen waren diese doch nicht mehr zu ertöten. Auf die Republik ging im alten Europa das Streben weiter Volkskreise zunächst nicht, sondern nur auf Mitheranziehung des Volkes, der Bürger, also auf „Konstitution", auf Verfassung. Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte seinen Untertanen im Enthusiasmus der Befreiungskriege vom Wiener Kongreß aus eine Verfassung verheißen, und Artikel 13 der deutschen Bundesakte versprach allen Bundesstaaten ständische Verfassungen. Es hatten auch die süddeutschen Fürsten sowie der von Weimar ihr Ver-

[1]) Vgl. G. Jellinek, Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, 2. Aufl.

sprechen eingelöst, und nichts erbitterte mehr als die Nichtinnehaltung des Versprechens seitens der größeren Mächte. Es war klar, die absolute Monarchie war seit der französischen Revolution nicht mehr zu halten; sie mußte früher oder später überall fallen. Die Zeit der Revolution und Napoleons hatte im übrigen in Deutschland das Übermaß fürstlichen Wesens insofern erheblich eingeschränkt, als im Gefolge der Koalitionskriege durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 die geistlichen Fürsten säkularisiert wurden und später die Rheinbundsfürsten von Napoleon die Vollmacht zur Mediatisierung kleiner Reichsfürsten und Reichsgrafen in ihrem Gebiet erhielten: beides hieß später der Wiener Kongreß gut.

Ganz schlief in Deutschland in der Napoleonischen wie in der Restaurationszeit auch die republikanische Idee nicht. Rein theoretische Anhänger derselben gab es wie schon im 18. Jahrh. noch vielfach unter den Gebildeten. Ein bemerkenswertes Urteil über die Disposition gerade der Deutschen zur Republik fällte der geistreiche, später berühmte Militär Carl v. Clausewitz, derselbe, der 1807 das Wort schrieb[1]): „Hätten die, welche an der Spitze der Völker stehen, sich besser gezeigt, die Völker würden von einem anderen Geist beseelt sein." In einem ebenfalls 1807 geschriebenen Aufsatz: „Die Deutschen und die Franzosen" bemerkt Clausewitz: „Dieser Geist der Deutschen (der mangelnde Nationalsinn) eignet sie sehr wenig zu Bürgern einer großen einförmigen Monarchie. Wenn es eine Regierungsform gibt, welcher er am wenigsten entgegen ist, so ist es die republikanische, wo sein Geist der Kritik sich an der richtigen Stelle befinden und ein gesetzmäßiger Anteil an der Regierung sein Interesse mehr an das Vaterland knüpfen würde."[2])

Eine auf praktische Erfolge ausgehende republikanische Bewegung revolutionären Charakters gab es in den romanischen Ländern. Zunächst in Spanien. Hier hatte schon während der Unabhängigkeitskämpfe gegen Frankreich eine radikale Partei die Einberufung konstituierender Cortes (1809) durchgesetzt, das

[1]) K. Schwartz, Leben des Generals Carl v. Clausewitz usw., Bd. I, S. 288.

[2]) Ebenda, Bd. I, S. 83. Vgl. dazu H. Rothfels, Carl v. Clausewitz, S. 118.

Ergebnis der Beratungen dieser Versammlung war eine Verfassung, die dem Monarchen nur noch einen ganz beschränkten Platz ließ (1812). Der zurückgekehrte Ferdinand VII. weigerte sich, sie anzuerkennen, und führte ein extrem reaktionäres Regiment, das schließlich 1820 zum Aufstand und zur Wiederherstellung jener Verfassung von 1812 führte. Mit Hilfe des bourbonischen Frankreichs wurde aber die Revolution niedergetreten, und seit 1823 führte Ferdinand sein antirevolutionäres reaktionäres Regiment von neuem. Die Revolution von 1820 wirkte auf Italien, wo die Restauration nach dem Sturz Napoleons überall ein drückendes freiheitsfeindliches Polizeisystem gebracht und die Anhänger freiheitlicher und nationaler Ideale in geheime Gesellschaften gedrängt hatte. Die Aufstände in Neapel und Sardinien 1820 wurden mit österreichischer Hilfe unterdrückt. Aber der scharfe Druck förderte nur jene geheimen Gesellschaften, deren wichtigste die der Carbonari (Köhler) war. Ihre Verfolgung nach dem Niederschlagen der Revolution in Neapel ließ jedoch den Mittelpunkt der Bewegung nach Frankreich wandern, wo ebenfalls seit längerem geheime Gesellschaften bestanden, die sich mit den Carbonari schon verbündet hatten. Gegen diese Pariser „Charbonnerie" gründete nach der Pariser Julirevolution von 1830, die übrigens viele Mitglieder in das Lager des neuen „Bürgerkönigs" führte, der Carbonaro Mazzini den Bund des „Jungen Italien", dessen Ziel die nationale Einigung in der Form der Republik war. Mazzini flüchtete, verfolgt und zum Tode verurteilt, bekanntlich nach London. Ein begeisterter Anhänger der Republik war Garibaldi: nach der Revolution von 1848 beantragte der große Freischärler im römischen Parlament am 8. Februar 1849 die Errichtung der Republik.

Jene romanischen Revolutionen von 1820 wirkten in gewisser Weise auch nach dem biedermeierischen, politisch in Stickluft gehaltenen Deutschland, dessen ganzes politisches Interesse sich nur „dem Auslande zuwenden" konnte. „Mit dem Namen Revolution ward wieder ein Kultus getrieben", sagt Treitschke[2]), „wie vor Zeiten, als Klopstock die Morgenröte der gallischen Freiheit besang". „Radikale Heißsporne" wollten auch ihre Revolution in dem ewig zurückbleibenden Deutschland haben. Aber mit Recht

[1]) Deutsche Geschichte, III, S. 130.

bemerkt Treitschke, daß jene südlichen Revolutionen den Freveln eines gewalttätigen Despotismus entsprangen, von dem man in Deutschland nicht gut reden konnte.

Die revolutionäre republikanische Wühlerei hörte in Frankreich auch nach der Julirevolution keineswegs auf. Aber selbst in ruhigeren Kreisen machte der Republikanismus Fortschritte. L. Schücking sagt von der Zeit unter Louis Philipp: Es „war in Frankreich zum Dogma geworden, daß der Menschheit irdisches Glück von einer einzigen politischen Form abhänge, der republikanischen."[1]) Von jener Agitation schreibt H. Heine in seinen Pariser „Berichten über Politik, Kunst und Volksleben" („Lutetia") unter dem 30. April 1840: „Eine Frucht dieser Saat (der unter den Arbeitern verbreiteten Lektüre, nämlich der Reden Robespierres, der Pamphlete Marats, der Revolutionsgeschichte des Cabet, der Libelle Cormenins usw.), droht aus Frankreichs Boden früh oder spät die Republik hervorzubrechen." Als bedeutendstes Organ der Republikaner nennt Heine die Revue du progrès Louis Blancs, der aber damals im Streit mit den Mitgliedern der Redaktion Felix Pyat (später Mitglied der Kommune 1871) und Auguste Luchet war. „Während die Friedenszeit . . . sehr günstig ist für die Verbreitung der republikanischen Lehren, löst sie unter den Republikanern selbst alle Bande der Einigkeit." Das eigentliche Hemmnis der Republik sei aber das Geld. „Die große Menge, der hohe und niedere Plebs, der edle Bürgerstand, der bürgerliche Adel, sämtliche Honoratioren der lieben Mittelmäßigkeit begreifen ganz gut den Republikanismus — eine Lehre, wozu nicht viel Vorkenntnisse gehören, die zugleich allen ihren Kleingefühlen und Verflachungsgedanken zusagt, und die sie auch öffentlich bekennen würden, gerieten sie nicht dadurch in einen Konflikt — mit dem Gelde. Jeder Taler ist ein tapferer Bekämpfer des Republikanismus, und jeder Dukaten ein Achilles." Heines Meinung, daß „die Sympathie, die der Republikanismus erregt, dennoch durch die Geldinteressen beständig niedergehalten wird", mochte damals noch bis zu einem gewissen Grad zutreffen. Man „fürchtete für sein Eigentum". Daß gerade die Plutokratie in der republikanischen Staatsform die ihr zusagende und für sie vorteilhafte Staatsform

[1]) L. Schücking, Lebenserinnerungen, II, S. 123f.

findet, sollte eine spätere Zeit lehren.[1]) Heines Ansicht war hier ebenso irrig wie die am Anfang der ganzen Partie ausgesprochene Meinung, daß das republikanische Regiment sich in Frankreich nicht halten werde bei dem eitlen Nationalcharakter der Franzosen. Zwar die Republik von 1848 hatte keinen allzu langen Bestand, wohl aber die spätere von 1870. Als Grund der geringen Dauerhaftigkeit der Republik führt Heine dann an, daß sich ein Staat immer nur „durch die Geistesmacht der großen Individualitäten, die ihn lenken", erhalte, daß in einer Republik, wie man sie jetzt erstrebe, aber „ein eifersüchtiger Gleichheitssinn herrsche, der alle ausgezeichneten Individualitäten immer zurückstoße, ja unmöglich mache". „Durch dieses Grundübel ihrer Natur müssen jene Republiken notwendigerweise zugrunde gehen, sobald sie mit energischen und von großen Individualitäten vertretenen Oligarchien und Autokratien in einen entscheidenden Kampf geraten. Daß dieses aber stattfinden muß, sobald in Frankreich die Republik proklamiert würde, unterliegt keinem Zweifel."

Heine, der in Paris dauernd lebende und zum Halbfranzosen gewordene Deutsche — seine Schriften waren wie die aller zum „Jungen Deutschland" gerechneten Autoren durch Bundestagsbeschluß vom Dezember 1835 verboten —, war trotz seiner freiheitlichen Gesinnung kein Republikaner, aus ästhetischen Gründen, wie seine Gegner meinten, und unterschied sich dadurch von anderen Vertretern des Jungen Deutschlands, wie Gutzkow oder Th. Mundt, die sich freilich ein schwärmerisches Ideal von Republik zurechtmachten. Auch Ludwig Börne war kein ausgesprochener Republikaner. „Die Notwendigkeit einer erblichen Herrschergewalt", schreibt er einmal[2]), „ist das Erzeugnis einer tiefen Berechnung, die nur der denkende Mensch, nicht die gedankenlose Menge anzustellen fähig ist. Nur allein jener begreift es, daß es eine politische Religion, daß es ein höchstes schaffendes, erhaltendes und richtendes Wesen im Staate geben müsse." Und in den „Briefen aus Paris" schreibt er am 3. November 1830: „Ich fange an und werde ein Republikaner, wovon ich bis jetzt so weit entfernt war." Gutzkow aber hat schon 1837 den Fürsten die „Re-

[1]) Vgl. mein Buch: Der polit. Niedergang Deutschlands in seinen tieferen Ursachen, S. 69f.

[2]) Fragmente und Aphorismen 253.

präsentantenrolle eines notwendigen Begriffs", später überhaupt die Notwendigkeit einer erblichen Herrschergewalt zugestanden. Eine eigentliche republikanische Bewegung war, wie angedeutet, in dem damaligen Deutschland nicht möglich. Die „Demagogen", gegen die sich die Verfolgungen der Reaktion zumal seit den Karlsbader Beschlüssen von 1819 richteten, waren freiheitlich und national gerichtete Männer und Jünglinge ohne republikanische Neigungen. Daß es auch revolutionäre republikanische Elemente gab wie in Westeuropa, sagten wir schon, ihr Vorhandensein zeigten das Hambacher Fest von 1832 und das Frankfurter Attentat von 1833. Aber der Grundzug der vom österreichisch-preußischen Polizeisystem verfolgten Anschauungen war doch der Liberalismus.

Ein Umstand förderte in dieser ganzen Zeit freilich die Vorliebe für die Republik gerade in Deutschland in weiteren Kreisen, das war der Eindruck, den das große freistaatliche Wesen in Nordamerika in immer zunehmendem Maße auf Europa machte, um so mehr als die Auswanderung dorthin wuchs und die Neuamerikaner verlockende Berichte nach der Heimat sandten. Nicht nur die, die unter wirtschaftlichem Druck standen, sondern auch viele, die die politischen Zustände in Deutschland bitter empfanden, sahen in den Vereinigten Staaten das Land ihrer Sehnsucht.

Unter den Gebildeten wirkte nach wie vor das antike Ideal auf eine theoretische Vorliebe für die Republik hin, vorzüglich durch den humanistischen Unterricht. Der Geschichtsunterricht ließ oft den Übergang von der Monarchie zur Republik als Zielform, als eine gegebene Entwicklung erscheinen.[1]) Diese Haltung hat bekanntlich kein Geringerer als Bismarck am Anfang seiner „Gedanken und Erinnerungen" in klassisch-charakteristischer Form skizziert: „Als normales Produkt unseres staatlichen Unterrichts verließ ich Ostern 1832 die Schule als Pantheist und wenn nicht als Republikaner, doch mit der Überzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei, und mit Nachdenken über die Ursachen, welche Millionen von Menschen bestimmen könnten, Einem dauernd zu gehorchen, während ich von Erwachsenen manche bittre oder geringschätzige Kritik über die Herrscher

[1]) Wie Graf Reventlow, Monarchie? S. 15 richtig bemerkt.

hören konnte." Dabei war es damals eine Zeit, in der gerade in Preußen, aber auch anderswo, wie in Sachsen, fast ein Kult mit dem Königshause getrieben wurde. In Preußen wurde unter Friedrich Wilhelm III. in der Zeit nach den Freiheitskriegen, aber auf dem Hintergrunde des friderizianischen Ruhmes, recht eigentlich die Überzeugung von der Größe und der Mission Preußens unter dem Hohenzollernaar begründet und verbreitet. Was Bismarck von der theoretischen Schätzung der Republik rückblickend berichtet, wird im übrigen durch Memoiren und Biographien sonst mehrfach bestätigt. Auch Graf Schack z. B. sah in seiner Jugend „die Republik als das Erstrebenswerte" an.[1])

Die zunehmende und nach seiner Ansicht unvermeidliche Minderung der Geltung und Macht der Monarchie zeichnet im Jahre 1843 (13. März) Varnhagen gelegentlich einer Flugschrift des Generals v. Canitz „Wohin?" in seinem Tagebuch so: „Wie ihr Verfechter, gibt auch die Monarchie nach; und vergebens zeigt er (Canitz) den offenen Abweg, ruft er warnend sein ‚Wohin', wir gehen ihn, fürcht' ich, doch unvermeidlich, König, Volk, Alle! Es hilft uns nicht, daß wir Maß halten, den König über alle Parteien erhaben stellen, der Kampf ist im Gange, die Parteien lassen nicht ab, und, wollend oder nicht, steht der König auf der einen Seite, wird angegriffen, beschädigt und verdrängt, so viel es gelingt! Diese Sache geht weiter und immer weiter, und alles fördert sie, der Trotz und Eigensinn wie die Nachgiebigkeit, die Augenblicke der Beliebtheit wie die der Ungunst beim Volke. Die Geschichte wälzt ihre mächtigen Wogen dahin. Nur die Genialität eines großen Herrschertalentes könnte darin eine bedeutende Änderung machen, ein neues, festes Dasein gründen; aber die Genialität kunstliebender Phantasie kann dabei nichts tun."

Nein, die phantastisch-romantische Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. — auf ihn geht die letzte Redewendung Varnhagens — war in der Tat nicht diejenige eines Retters der Monarchie. Nicht lange nach dem Zeitpunkt dieser Niederschrift Varnhagens kam die Revolution des März 1848: Friedrich Wilhelm war, wie andere deutsche Fürsten auch, nahe daran, abzudanken. Von

[1]) Ad. Friedr. Graf v. Schack, Ein halbes Jahrhundert, Bd. I, S. 28.

seiner Hauptstadt aber schrieb am 29. Mai 1848 Kurd v. Schlözer[1]: „Früher bot Berlin das Bild eines übertriebenen Monarchismus, jetzt ist es der Sitz der offensten Anarchie." Zu einer Republik wäre es aber damals, auch wenn Friedrich Wilhelm (wie Ludwig I. von Bayern) abgedankt hätte, gleichwohl nicht gekommen.

Selbstverständlich gehörte die Republik aber zu den Forderungen der jetzt laut und wüst auftretenden Radikalen, zumal der radikalen Jugend. Zu der gehörte damals z. B. der stud. jur. Johannes Miquel in Göttingen, der sich später (auch nach einem kommunistischen Stadium) recht erheblich wandeln sollte, er, der spätere Oberbürgermeister von Frankfurt und königlich preußische Finanzminister. Als Führer einer nicht sehr großen radikalen Minderheit verfaßte er auf dem Studententag in Eisenach Pfingsten 1848 eine von der Versammlung dieser Gruppe auch angenommene Adresse an die deutsche konstituierende Nationalversammlung, in der es heißt: „Wir wollen die Republik als die einzige Staatsform, die eines edlen und gebildeten Menschen würdig ist, und die als ihr erstes Panier das teuer errungene Kleinod unserer Revolution, die gleiche Berechtigung Aller, obenanstellt. Mit Volkssouveränität und Volksglück ist Fürstensouveränität und Fürstenglück unverträglich: in ihrer Vereinigung erblicken wir vielmehr nur einen unheilbaren Zwiespalt, vor dem zu bewahren wir um jeden Preis dem Volke schuldig zu sein glauben."[2])

Aber solche Radikalismen verfingen nur bei einem kleinen Teil, wie hier der Studenten, so der bürgerlichen und bäuerlichen Bevölkerung. Das Jahr 1848 bedeutete keineswegs einen starken Durchbruch oder gar den Sieg der republikanischen Idee. Durchgesetzt hatte sich nur die Idee der konstitutionellen Monarchie. In den Verhandlungen der „Deutschen konstituierenden Nationalversammlung" über die Reichsverfassung, und zwar über das Reichsoberhaupt, im Januar 1849 sagte der Abgeordnete Schütz von Mainz, der sich in dieser Rede als „entschiedenen Republikaner" bezeichnete: „Ich gebe zu, daß das deutsche Volk im März (1848) nicht allgemein die Republik verlangte", fügte aber hinzu, das habe an der Unterdrückung der Preßfreiheit in den

[1]) Vgl. Deutsche Revue, 1920, März, S. 215 (Jugendbriefe Schlözers).
[2]) Vgl. Wilh. Mommsen, Johannes Miquel, S. 35.

Jahren vorher gelegen, wodurch jede Verkündigung des republikanischen Gedankens unterbunden gewesen sei. Das von der Linken (Schüler von Jena, H. Simon, Wigard) zu der Frage des Reichsoberhaupts eingebrachte „Minoritäts-Erachten I" lautete: „Die Ausübung der Regierungsgewalt wird einem Reichsoberhaupt übertragen. Wählbar ist jeder Deutsche." Der Abgeordnete Schüler sagte dazu: „Wir verlangen eine republikanische Spitze, welche über den einzelnen Dynastien steht." Der Bundestag habe zwar auch schon eine Art Republik bedeutet, aber eine schlechte, eine aristokratische; er wolle eine demokratische Republik. Daß eine solche Spitze mit dem Weiterbestehen der deutschen Einzelmonarchien in krassem Widerspruch stand, störte die Linke nicht; ihr Hintergedanke war zweifellos, auf diesem Wege auch zur Beseitigung der Einzelmonarchien zu kommen. Aber dieser Gedanke wurde von ihr nicht ausgesprochen. Der Abg. Biedermann, der für das „preußische Kaisertum" eintrat, deckte jene notwendige Folge der Übertragung der Republik auf ganz Deutschland auf, meinte jedoch zugleich, „daß selbst diejenigen, welche die Republik in ganz Deutschland wollen, sich bescheiden, daß es gegenwärtig in ihrer Kraft nicht liegt, sie einzuführen".

Jenen Widerspruch machte auch der Berichterstatter des Verfassungsausschusses über die Frage des Reichsoberhaupts, G. Beseler, als Hauptargument zugunsten der „monarchischen Spitze" geltend. „Denn ganz abgesehen von der theoretischen Frage, ob Monarchie oder Republik die vorzüglichere Regierungsform — hier handelt es sich von gegebenen Verhältnissen, und mit diesen schien es unvereinbar, daß den Monarchien Deutschlands ein republikanischer Präsident als Träger der höchsten Regierungsgewalt im Reich vorgesetzt werde." Die Frage, ob die Republik an sich vorzuziehen sei, wurde also zurückgedrängt — auf diese Frage ging später (22. Januar) nur der für die Republik eintretende Abg. Fröbel ein. Theoretisch mochte ja auch mancher nicht zur Linken gehörige Abgeordnete die Republik für die beste Staatsform halten. Charakteristisch sind die Ausführungen des gegen die Linke auftretenden Abg. Falk: „Diese republikanische Form, die hier für Deutschland vorgeschlagen wird, erachte ich für den letzten Versuch der republikanischen Partei, ihre Ansichten in Deutschland zur Geltung zu bringen. Ich kann mir wohl erklären, daß man sich

für die Republik begeistern kann; ich kann den Enthusiasmus begreifen, der in einzelnen Gemütern gerade für diese Staatsform lebt. Allein nicht ein theoretischer Grundsatz über die beste Staatsform darf uns leiten ... Ich bin der festen innigen Überzeugung, daß jetzt (!) für Deutschland die republikanische Staatsform nicht angemessen ist. Das Volk hat sie zurückgewiesen. Es ist nicht unsere Sache, sie ihm aufzudrängen ... ich halte diese republikanische Spitze unter den gegebenen Verhältnissen (!) in Deutschland für unausführbar." Das Minoritäts-Erachten der Linken wurde mit 339 gegen 122 Stimmen verworfen. Ganz klein war die republikanische Minorität immerhin nicht.

Die Lage um die Mitte des Jahrhunderts hat 1853, zurückblickend auf die ganze Entwicklung bis dahin, G. Gervinus, der freiheitlich gerichtete Historiker, in seiner „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrh."[1]) so gezeichnet: Gegenüber den Einwirkungen der immer stärkeren individualistischen Geisteshaltung, dem allgemeinen Drängen nach Ausgleichung der Standesunterschiede, dem Einfluß der Gleichheitsideen auf das Verlangen nach Herrschaft des Volkswillens bei gleichzeitigem Andringen der unteren Klassen habe die monarchische Gewalt ihrerseits seit den Zeiten der französischen Umwälzung ihren Zauber eingebüßt. Sie habe seit der Herstellung der Bourbons „durch den gemeinsamen Wortbruch, mit dem den Völkern die zugesagten Rechte vorenthalten wurden, jedes Vertrauen verloren. Ihre neuesten Taten haben ihr bei Vielen die letzten moralischen Stützen entzogen." Mit Recht betont dann Gervinus die oben schon erwähnte Einwirkung Amerikas. „Die demokratische Verfassung Amerikas ist das Vorbild und die Vorliebe der großen Massen." „Der Anblick dieses rasch aufschießenden, freien, glücklichen Staates ohne König, Adel und geistlichen Stand war von einem wunderbaren Reize grade für die Völker. Und eben dieser Staat allein übt grade auf die Völker eine so wenig beachtete wie gewaltig wirkende, unhemmbare und unmittelbare Einwirkung aus." Gervinus verweist auf die brieflichen Berichte der dort zu Wohlstand und Glück gelangten Auswanderer — von den verunglückten schweige man (ebenso, kann man hinzufügen, von den großen Mißständen in dem „freien Lande"). Dazu

[1]) S. 169ff.

kämen dann „die Wirkungen der Literatur, die in allen Teilen Europas gleichmäßig demokratisiert ist". „Ferner bilden die vom Despotismus Vertriebenen, die heimatlosen Polen, Ungarn, Italiener eine weitere geordnete Propaganda. Ihre Grundsätze, wie aristokratisch die Führer sein mögen, sind notwendig demokratisch, weil sie der Massen bedürfen." Gegen diese vereinigte Gewalt gleichmäßiger, unfaßbarer politischer Einwirkungen habe die monarchische Politik der Erhaltung auf dem Gebiete geistiger Einflüsse nichts zu stellen als einen einflußlosen Teil der Presse. Das Feld sei daher den demokratischen Grundsätzen freigegeben.

„Sie schreiten auf jedem Wege vor, auf dem gewaltsamen der Revolution . . ., noch wirksamer aber auf dem stillen Wege der untergrabenden Gewalt der Ideen und Sitten." „Die Emanzipation aller Gedrückten und Leidenden ist der Ruf des Jahrhunderts . . . Dies ist der große Zug der Zeit. Die Stärke des Glaubens und der Überzeugungen, die Macht des Gedankens, die Kraft der Entschlüsse, die Klarheit des Ziels, die Ausdauer der Hingebung ist in dem volkstümlichen Lager, alles, was einer geschichtlichen Bewegung den providentiellen Charakter, den Charakter der Unwiderstehlichkeit gibt."

Diese Darlegung des Professors Gervinus zeugt auch für seine eigene Überzeugung.

Auch außerhalb der roten Linken waren manche Köpfe nicht nur theoretisch für die Republik eingenommen, sondern sahen in ihrer Durchsetzung auch eine Forderung der praktischen nationalen Politik. Sehr bemerkenswert ist in dieser Beziehung eine Äußerung E. M. Arndts in einem Aufsatz vom 28. Juni 1849: „Es sind nicht alle, welche diesen roten Durchbruch (Ablösung der Monarchie durch die Republik) für die einzige Möglichkeit erachten, zur deutschen Einheit und Macht zu gelangen, Abenteurer oder verlorene Narren oder Verbrecher."

In der Reaktionszeit nach 1848 ging auch die republikanische Strömung keineswegs zurück. Und jene theoretische Vorliebe für die Republik unter den Gebildeten und Geistigen war fast noch stärker verbreitet als vorher. Oder man sah, in Begeisterung für die Idee der deutschen Einheit, wenigstens die Vielfürsterei in Deutschland als schweres und bald zu beseitigendes Hindernis an. Der junge Häckel schreibt am 14. Mai 1860 an

Hermann Allmers[1]): „Dann werden die 36 Raubfürsten nicht lange mehr sich des Parasitenlebens freuen." Und am 5. September 1860 im Hinblick auf das italienische risorgimento und Garibaldis Taten[2]): „Daß dieses herrliche Beispiel freier Völkereinigung auch für unser Deutschland von der größten Bedeutung sein wird, kann ich gar nicht zweifeln. Sollte ein Volk, das in moralischer Bildung und Kraft, in Ausbildung tiefen Gemütslebens und hoher Gerechtigkeitsgefühles so hoch über den entarteten Italienern steht, es nach diesem großen Beispiel, das ihnen gegeben wird, noch lange mit ansehen, daß seine edelsten Knospen unter der Herrschaft von 36 schmarotzenden Raubfürsten samt ihrem gehorsamen Dienerpack unentwickelt zertreten werden?" In Fürstenhaß äußerte sich überhaupt die republikanische Neigung der Jugend. Von dem jungen Adickes, dem späteren Oberbürgermeister von Frankfurt, heißt es in einer Biographie[3]): „Als Student (1864ff.) erging er sich in Briefen und Gedichten sogar nicht ungern in Kraftausdrücken gegen die Fürsten." Verging dergleichen meist in älteren Jahren, so hielt sich doch auch in der älteren Generation dieser Zeit ein theoretischer idealer Republikanismus, der praktisch ja ganz harmlos war und mit dem Republikanismus der politischen Revolutionäre, von dem noch zu sprechen sein wird, nichts zu tun hat.

Selbst nach 1870, nachdem sich durch die Erfolge des preußischen Militärstaates und die Gründung des deutschen Reichs, verbunden mit der Wiedererrichtung des Kaisertums, die monarchische Idee, wie noch zu zeigen sein wird, außerordentlich gekräftigt hatte, blieb in den geistigen Kreisen das republikanische Ideal oder die Abneigung gegen das Fürstentum lebendig. In Vischers Roman „Auch Einer" (1878) heißt es: „Eigentlich wäre auch mein Geschmack Republik, aber eine recht strenge usw." Und Nietzsche ruft im „Zarathustra": „Oh, meine Brüder, ich weihe und weise euch zu einem neuen Adel . . . Euer Wille und euer Fuß, der über euch selber hinaus will — das mache eure neue Ehre! Wahrlich nicht, daß ihr einem Fürsten gedient habt — was liegt noch an Fürsten!" Auch an einer späteren Stelle sagt ein König: „Was liegt noch an uns Königen!"

[1]) Siebs, Hermann Allmers, S. 222. [2]) Ebenda S. 227.
[3]) Franz Adickes, sein Leben und sein Werk, 1929, S. 230.

Aber auch staatswissenschaftliche Theoretiker hielten zum Teil an dem republikanischen Ideal fest, so A. Schäffle, der die Republik an sich für die beste Staatsform hielt, nicht freilich für Deutschland, Österreich-Ungarn, Italien als „Völker und Völkergemengsel, welche durch ihr Naturell, ihre Geschichte und ihre Zusammensetzung zentrifugalen Neigungen frönen"; für sie sei, „wenigstens für absehbare Zeit", die Erbmonarchie gerade in einem demokratischen Zeitalter das Beste.[1])

Der praktische Republikanismus wurde in der Zeit nach 1848 (wie vorher) vor allem in der internationalen revolutionären Strömung vertreten, die immer mehr sozialistischen, kommunistischen und anarchistischen Charakter annahm. Im Jahre 1868 machte Theodor v. Bernhardi, der scharf beobachtende Politiker und Diplomat, über die damaligen Republikaner folgende Bemerkungen[2]): „Als ihre Hauptaufgabe sieht es die kosmopolitische Revolution jetzt an, Napoleon III. zu stürzen. Über ihre Macht leben diese Republikaner, wie sich ergibt, in den großartigsten Täuschungen; daß sie aber doch eigentlich schwach sind, so gefährlich ihre Umtriebe auch aussehen mögen, das liegt in dem Wesen der Partei selbst. Vor einem Menschenalter waren die Herren Ideal-Republikaner, wie ich sie nennen möchte, und mußten die Erfahrung machen, daß die Massen nicht für die idealen oder luftigen Güter in Bewegung zu bringen waren; jetzt sind sie ‚praktisch' geworden und verweisen auf das Handgreifliche; sie sind mehr oder weniger Sozialisten und Kommunisten, und damit können sie allerdings die untersten Schichten der Gesellschaft aufregen und momentan großen Unfug treiben, großes Unheil anrichten, aber sehr gewiß haben sie alle Besitzenden zu Feinden, und eben deshalb werden ihre Siege ihnen immer sehr bald wieder durch einen rettenden Militärdespotismus entrissen werden, den alle Besitzenden in ihrer Angst auf das eifrigste unterstützen." Eine eigentliche republikanische Bewegung bestand nach wie vor am meisten in den romanischen Ländern, in Frankreich unter der innerlich faulen cäsaristischen Monarchie Napoleons III., in Italien, in Spanien. In letzterem Lande trat in den sechziger Jahren als glühender und beredter Verteidiger und Verkünder der Republik

[1]) A. Schäffle, Aus meinem Leben, Bd. II, S. 205f.
[2]) Aus dem Leben Th. v. Bernhardis, Bd. 8, S. 371.

der Professor der Geschichte Emilio Castelar hervor. Er wurde 1873—74 Präsident der Exekutivgewalt, eine Art Diktator, wobei ihm Verleugnung seiner Grundsätze vorgeworfen wurde.

Die bürgerliche Demokratie in Deutschland hing noch vielfach an dem Ideal der Republik, aber mehr im stillen; nicht ganz mit Unrecht sprach Bismarck später von den Fortschrittlern als „Kryptorepublikanern". Überhaupt sah man noch immer in vielen politischen Kreisen die Republik, auch wenn man ihr abhold war, als unvermeidlich an. In den Fürstenkreisen herrschte vielfach eine Art Untergangsstimmung. Und die leitenden Stellen der katholischen Kirche hatten um die Mitte des Jahrhunderts sich mehr oder weniger von der Aristokratie der Vergangenheit zur Demokratie der Zukunft gewandt. Darüber hat schon Renan geschrieben.[1]) Und H. Gelzer, der Historiker, teilte in den neunziger Jahren „eine Äußerung, welche 1870 der Kardinal von Prag (Fürsterzbischof v. Schwarzenberg) seinem (Gelzers) Vater gegenüber getan hatte", in einem Aufsatz über Jakob Burckhardt mit, die so lautete[2]): „Wir haben unsere ganze (katholische) Sache auf die Völker gestellt; mit der Monarchie rechnen wir nicht mehr." Als Gelzer diese Äußerung Burckhardt mitteilte, bemerkte dieser sehr ernst: „Sehen Sie, diese Prälaten haben eine äußerst feine Witterung für die kommenden Dinge. Sie verstehen die Zeichen der Zeit. Schwarzenberg als Grandseigneur kennt seine Leute von Grund aus."

Indessen für die unvermeidlich erscheinende Entwicklung kam eine sehr wirksame Retardation. Sie ergab sich aus jenem kraftvollen Aufstieg Preußens in den sechziger Jahren, der mit der Einigung Deutschlands und der Erneuerung des deutschen Kaisertums gekrönt wurde. Das neue Deutsche Reich, kraftvoll und mächtig unter Bismarcks Führung dastehend, trotz aller inneren Kämpfe und Mißhelligkeiten, trotz des widerstrebenden Partikularismus und der Wühlarbeit des Sozialismus in der neugewonnenen Einheit unerschüttert, wirtschaftlich gewaltig aufstrebend und bald einen steigenden allgemeineren Wohlstand hervorbringend und fördernd, war auch ein kräftiges Bollwerk der Monarchie. Nicht nur das preußische Königtum, nun mit der

[1]) Essais de morale et de critique (1859), S. 141ff.
[2]) Vgl. meine Zeitschrift für Kulturgeschichte, Bd. 7, S. 48.

Kaiserkrone bekleidet und das Reich führend, stand kräftiger da als je, auch die Einzelfürsten fühlten sich gesicherter als in den vorhergehenden Jahrzehnten trotz gelegentlicher Empörung über Beschränkung ihrer Rechte. Bülow urteilt vollkommen zutreffend[1]): „Die deutschen Fürsten fühlten, daß es ihnen nie so gut gegangen war als in dem durch Bismarcks Politik wiedererrichteten Deutschen Reich." Aber ebenso kräftigte sich die Stellung der Fürsten, vor allem des Königs und Kaisers, im Volk. „Wir trauen", schrieb Paul de Lagarde 1878[2]), „nach langem Mißtrauen jetzt wieder den Kronen Deutschlands". Die Erfüllung der langegefühlten Sehnsucht nach nationaler Einheit verlieh dem Kaisertum in weitesten Kreisen des Volkes einen ganz anderen Nimbus und eine ganz andere Bedeutung, als ihm nach formalen staatsrechtlichen Begriffen als bloßem Bundespräsidium zustand. Eine besondere Stärkung der Monarchie bedeutete die enge Verbindung des preußischen Königs und seines Hauses mit der Armee, deren Offizierkorps in seiner großen Mehrheit seit 1848 und seit der Konfliktszeit durchaus royalistisch eingestellt war, die aber auch als Ganzes, sich bei der allgemeinen Wehrpflicht aus allen Volkskreisen ergänzend, in königstreuer Gesinnung erzogen wurde und auch weithin von ihr erfüllt war. In ihrer Zuverlässigkeit und ihrer Stärke war sie eine außerordentliche Stütze der Monarchie und zudem ein gewaltiges Machtmittel. Die Liberalen und auch viele alte 1848er Demokraten, deren Ziel doch immer vor allem die Erringung der nationalen Einheit gewesen war, fühlten sich mit der Monarchie völlig versöhnt, zumal Bismarck wie schon dem Norddeutschen Bunde, so dem Deutschen Reiche das an das Wahlrecht von 1848 anknüpfende allgemeine gleiche und geheime Wahlrecht gegeben hatte, ein Schritt, dessen Bedenklichkeit und Gefährlichkeit spätere Zeiten haben erkennen müssen. Aus dem Bürgertum schwanden die früher vorhandenen monarchie- und fürstenfeindlichen Gefühle — wie hatte man früher auf die Fürsten gescholten! — fast völlig, der Republikanismus ging an die Sozialdemokratie über, hielt sich zum Teil auch noch in der süddeutschen Demokratie.

Charakteristisch mag eine Äußerung Theodor Mommsens aus

[1]) Denkwürdigkeiten, I, S. 122.
[2]) Deutsche Schriften, I, S. 254.

dem Jahre 1898, dem Jahre des spanisch-amerikanischen Krieges, sein, die im Weltkrieg von den Zeitungen ausgegraben wurde:[1]) „In meinen jungen Jahren war der Glaube ziemlich allgemein verbreitet, daß die Weltordnung stetig zum Besseren fortschreite und daß dieser Fortschritt durch die mehr und mehr allgemeine Einführung der Republik zum Ausdruck komme. Dieser Jugendeselei hat man sich allmählich entwöhnt, nachdem man Gelegenheit gehabt hatte, dergleichen Umgestaltungen tatsächlich mitzuerleben. Aber auf die arge Enttäuschung, die dieser (der oben erwähnte) Krieg den Republikfreunden bereitete, war man doch nicht gefaßt. Die heuchlerische Humanität, die Vergewaltigung des Schwächeren, die Kriegführung zum Zweck der Spekulation und der gehofften Agiotage drücken diesem amerikanischen Unternehmen ein Gepräge auf, welches noch nichtswürdiger ist als das der schlimmsten sog. Kabinettskriege, und sind wohl geeignet, den letzten Republikaner von seinen Träumen zu befreien."

Bei den Theoretikern, zumal den älteren, blieb zum Teil freilich auch jetzt noch die Republik die ideale Staatsform. Wir haben oben schon solche Stimmen gehört. Und ein Mann wie Treitschke, der in jüngeren Jahren übrigens durchaus demokratisch gesinnt war, urteilte noch in seiner „Politik"[2]): „Dagegen soll man sich hüten, zwischen Republik und Monarchie einen sittlichen Rangunterschied feststellen zu wollen . . . Der Historiker muß sich begnügen zu fragen, welche Staats- und Rechtsform für ein bestimmtes Volk in einer bestimmten Zeit die angemessenste ist."

Den Anschauungen vieler politisch interessierten Köpfe sonst mochte ein Urteil entsprechen, das der süddeutsche volkstümliche katholische Pfarrer und Schriftsteller Hansjakob gelegentlich abgibt[3]): „Ich bin theoretisch durch und durch Republikaner und von dem Ideal einer Republik längst erfüllt . . ., aber ich bin zur vollen Einsicht gelangt, daß unser Volk noch (!) keiner Republik fähig ist, und daß die dermaligen Republikaner unserer Tage alles eher sind als wahre Männer der Freiheit." Und vorher heißt es: Zur Zeit „wünsche ich fürs deutsche Volk ein ziemlich absolutes monarchisches Regiment unter möglichster Beseitigung des durch Mißbrauch diskreditierten Konstitutionalismus".

[1]) Zitiert bei Thomas Mann, Betrachtungen eines Unpolitischen (1918), S. 349f. [2]) II, 2, S. 10. [3]) In Italien, Bd. I, S. 190f.

In den letzten Worten macht sich eine Empfindung geltend, die bald nach der Gründung des Reiches infolge der parlamentarischen Kämpfe Bismarcks mit den Parteien, überhaupt infolge der immer größeren Rolle des Parteiwesens sowie des Auftretens und der Ansprüche der Parteien im Parlament sich namentlich in den wachsenden betont national gesinnten Kreisen verbreitete (nach der Reichsgründung verschob sich die leidenschaftliche Vertretung des nationalen Gedankens mehr und mehr von links nach rechts), ebenso aber auch bei den Beamten, die in der Konfliktszeit in Preußen überwiegend konstitutionell gesinnt gewesen waren, von einzelnen ultrakonservativ und royalistisch eingestellten Beamten abgesehen. Die Gesinnung der letzteren deckte sich ziemlich mit der des Offizierskorps, von dessen royalistischer Gesinnung schon gesprochen wurde; seine politische Betätigung, Ausübung des Wahlrechts usw., war indessen verfassungsgemäß ausgeschlossen. Es wurde, namentlich in der Zeit Wilhelms II., mehr und mehr Mode, auf den Reichstag zu schelten, von „Schwatzbude" u. dgl. zu sprechen — zunächst reine Stimmungssymptome ohne praktische Bedeutung. Es handelt sich also um eine später immer zunehmende Reaktion gegen die so lange erstrebte große Errungenschaft des 19. Jahrh., den Konstitutionalismus, oder, wenn nicht gegen diesen an sich, so doch gegen dessen Schwächen und unerfreuliche Folgeerscheinungen, an denen es, wie bei jeder menschlichen Institution, nicht fehlte, die aber größtenteils durch jenes demokratische Wahlrecht herbeigeführt waren, vor allem gegen das offenbare Streben der linksstehenden Parteien, die Machtbefugnisse und den Einfluß der Volksvertretung in Richtung und nach dem Vorbild des westlichen Parlamentarismus, dem gegenüber Deutschland rückständig erschien, zu erweitern. An sich lagen schon in den Befugnissen und Rechten des Reichstags Mittel und Möglichkeiten, die Monarchie „konstitutionell mattzusetzen".[1])

Im Parlamentarismus, der von dem Linksliberalismus und der Demokratie, natürlich auch von der Sozialdemokratie offen erstrebt wurde, lag andererseits ohne Zweifel ein auf ein bloßes Scheinkönigtum, damit auf eine der jetzt noch nicht zeitgemäß erscheinenden Republik genäherte Staatsform zielendes Moment.

[1]) So Otto Mittelstädt, Vor der Flut (1897), S. 125.

Aber wie Bismarck, so leisteten auch die späteren Regierungen jedem Streben in dieser Richtung planmäßigen Widerstand, um so mehr, als Wilhelm II. von stark autokratischen Neigungen erfüllt war und sich seinem ganzen Wesen nach am liebsten als völlig unbeschränkten Monarchen gesehen hätte.

Indes eben in der Auffassung Wilhelms II. von seinem Amt und in der Art, wie er es handhabte, lag nun wieder ein erneut die Monarchie schädigendes Moment. Sank das Ansehen der Parlamente in den gebildeten und besitzenden Klassen mehr und mehr — die sozialdemokratischen Schichten freilich konnten auf den Reichstag, der auf dem Boden des demokratischen Wahlrechts erwuchs und bei der immer größeren Zahl ihrer Abgeordneten die Stätte ihres zunehmenden Einflusses wurde, mit ganz anderen Augen schauen —, so sank auch das Ansehen der Krone in weiten Kreisen immer mehr. Einen großen Teil der konservativen und nationalliberalen Schichten, auch der unpolitischen nationaldenkenden Männer und Frauen hatte der Kaiser sich durch die Entlassung Bismarcks entfremdet. Die Fehler und Mißgriffe seiner Regierung, der Anstoß, den sein persönliches Regiment immer häufiger erregte, der „Zickzackkurs", die Einbuße an Ansehen und Vertrauen im Ausland steigerten die Besorgnis der monarchistischen, zumal der „völkischen", „alldeutschen" Kreise, wie sie die zurückgegangenen antimonarchischen Gefühle in anderen Teilen des Volkes, nicht nur bei der Sozialdemokratie, wieder stärker hervorriefen.

Schon Ende 1891 schrieb Graf Waldersee in seinen „Denkwürdigkeiten"[1]: „Ich hatte in Berlin Gelegenheit, den Redakteur des ‚Deutschen Wochenblattes', Dr. Arendt (er war freikonservativer Abgeordneter) zu sprechen. Er war sehr pessimistisch, besonders infolge des Zurückgehens des monarchischen Ansehens namentlich in den bisher gut gesinnten Kreisen. Wenn die engere Umgebung mit dem Kommandanten des Hauptquartiers an der Spitze sich nicht scheut, in höchst unehrerbietiger Weise über den Kaiser zu sprechen, ist das eigentlich kein Wunder." Zu Anfang des nächsten Jahres notiert er[2]: „Die ‚Kölnische Zeitung' schreibt zum Neuen Jahre: Leute, die durch unsere Erfolge, durch Kaiser Wilhelm I. und Bismarck von republikanischen Neigungen bekehrt

[1]) II, S. 228. [2]) II, S. 228f.

seien, würden jetzt durch Kaiser Wilhelm II. wieder zu ihrer alten Liebe zurückgeführt." Und November 1893 heißt es anläßlich der kaiserlichen Rede bei der Rekrutenvereidigung[1]): „Bestätigt sich diese Nachricht, so müssen die Sozialdemokraten frohlocken, denn niemand schafft ihnen mehr Rekruten als der Kaiser."

Es kamen wohl Tage, an denen es schien, als ob das deutsche Kaiserreich wirklich glänzend in der Welt dastehe. Stolz auf die starke und hervorragende Armee, stolz auf die immer mächtigere Flotte, sein Lieblingswerk, stolz auf die gewaltig aufstrebende Wirtschaft, die die Welt eroberte, und die Fortschritt auf Fortschritt machende deutsche Technik, mochte der Kaiser sich an festlichen Tagen wohl mit anscheinender Berechtigung im Glanze seiner Krone sonnen und an eine herrliche Zukunft unter seiner Führung glauben. Gern hörte er dann vielleicht von ausländischen Stimmen, nach denen man Deutschland um seinen Kaiser beneide. Bestärkt wurde er in der überoptimistischen Einschätzung seiner Machtstellung wie seiner „Erfolge" wie seiner eigenen Person durch den von ihm selbst, von seinem Bedürfnis nach Glanz und Ruhm geförderten Byzantinismus, der von seiner Umgebung und dem Hofe aus die hohen Beamten und Offiziere, die Wirtschaftsgrößen, die Professoren und immer weitere Kreise in zunehmendem Maße ergriff. Aber wenn, wie eine der oben wiedergegebenen Äußerungen Waldersees zeigt und auch dessen eigenes Verhalten bestätigt, mit dem Byzantinismus der dem Kaiser näher stehenden Kreise ein starkes heimliches Medisieren und Kritisieren einherging, so begleitete auch den Mode gewordenen Byzantinismus aller strebsamen weiteren Kreise eine immer zunehmende und immer erbittertere Kritik am Kaiser. Andererseits trug der ekle Byzantinismus zu jener Wiederbelebung monarchiefeindlicher Stimmungen bei, indem sich ehrliche und selbständig denkende Naturen im Innersten von diesem Getriebe abgestoßen fühlten.

Die Stärke und Allgemeinheit der Kritik am Kaiser beleuchtet eine Äußerung in einer an sich nicht weiter bedeutungsvollen Schrift von Ed. Goldbeck, Briefe an den deutschen Kronprinzen (1908)[2]): „Ich habe in den letzten 20 Jahren in den verschiedensten Lebenssphären verkehrt, vom mediatisierten Fürsten bis

[1]) II, S. 299. [2]) S. 13f.

‚hinab' zum Journalisten und habe niemanden gefunden, der nicht ‚geschimpft' hätte . . . Ich wähle geflissentlich dieses vulgäre Wort, weil es die Manier, wie der Deutsche die ihm verfassungsmäßig verbürgte Freiheit in Wort und Schrift benutzt, treffend charakterisiert . . . Je näher dem Throne, desto intensiver, desto bitterer die Kritik. Die Bourgeoisie ist weit loyaler: sie hat viel zu tun, muß Geld machen und kennt die ‚dessous' der einzelnen Aktionen nicht, mit denen wir von Zeit zu Zeit geblufft werden."

Schon 1897 hatte der Reichsgerichtsrat a. D. Otto Mittelstädt in jener damals „unliebsames" Aufsehen erregenden Schrift „Vor der Flut", in der er von einem wesentlich „völkischen" Standpunkt aus tief pessimistische Betrachtungen über die Abwärtsentwicklung Deutschlands, über das „schleichende Siechtum deutschen Gemeinwesens" anstellte, den Rückgang monarchischen Empfindens hervorgehoben. Seit dem Tode Wilhelms I. und der Entlassung Bismarcks sei es „mit dem Glauben wie mit der Liebe des Volks für die Monarchie mehr und mehr abwärts gewandelt".[1]) Ihn überschleicht „die trübe Vorstellung, die Ära Bismarck sei schließlich doch wohl nur ein flüchtiges retardierendes Moment in der Geschichte des Niederganges der deutschen Monarchie gewesen, die durch die Regierungen des zweiten, dritten und vierten Friedrich Wilhelm von Preußen bis zu dem Tage abwärts führt, da im Jahre 1862 die preußische Krone im Begriff war, vor der Parlamentsherrschaft der Fortschrittspartei zu kapitulieren".[2]) „Politisch-revolutionäre Umwälzungen so gut wie internationale Konflagrationen können uns in jedem Augenblick überziehen. Wenn ich mich mit Bangen frage, wo in solcher Schicksalsstunde die deutsche Monarchie im deutschen Volke noch die lebendigen Kräfte finden wird, deren sie zur Erhaltung des eigenen und des nationalen Daseins bedarf, so kann mir der Gedanke keinen Trost erbringen, daß im Grunde alles ein wenig faul in unserem Staatswesen sei, das antimonarchische nicht weniger als das monarchische Volkstum."[3])

Die Lage fünf Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges stellte Friedrich Naumann[4]) so dar: „Irgendwelche Absichten oder Möglichkeiten, vor einer nächsten weltgeschichtlichen Prüfung (!) die

[1]) S. 127. [2]) S. 136. [3]) S. 139f.
[4]) In „Neue Rundschau", 1909 (Was kommt nach der Monarchie?).

verfassungsmäßige Grundlage unseres Regierungssystems zu ändern, bestehen fast auf keiner Seite, um so weniger, als bei allen schweren Sorgen, die man hinsichtlich der monarchischen Führung hat, jede andere Art, die nationalen Kräfte zu organisieren und zu dirigieren, als noch gefahrvoller und für jetzt geradezu undenkbar erscheint. Die Monarchie ist ja deshalb so hoch gestiegen, weil es neben ihr überhaupt keine regierungsfähige Stelle gibt. Es gibt keine regierungsfähige Aristokratie und keine regierungsfähige Demokratie, keine regierende Parlamentsmehrheit und nicht einmal eine Stelle, die morgen die sichere Führung der Staatsgeschäfte in die Hand nehmen könnte, wenn heute die Monarchie versänke. Um die mächtige Zentralstelle herum ist eine höchst unbehagliche Leere ... Sie (die Monarchie) beruht nicht zum kleinsten Teile darauf, daß die größten organisatorischen Talente des Deutschtums nicht in die politische Arbeit hineingehen. Wir sind ein unpolitisches Volk, und deshalb kommen wir nicht los vom Monarchen ... Genug, daß wir als Ergebnis des letzten, Bismarckschen Jahrhunderts eine so bedauerliche politische Blutarmut im deutschen Volke vorfinden, daß es keine hinreichenden Gegenkräfte gegenüber der Monarchie gibt! Es gibt keine Macht, die einen offenen Kampf mit der Monarchie mit irgendwelcher Hoffnung auf Erfolg unternehmen könnte. Was hat denn die Sozialdemokratie erreicht? Ist etwa der Thron schwächer geworden durch ihre Angriffe? Im Gegenteil: aus Angst vor der Sozialdemokratie wurden die letzten alten Achtundvierziger monarchisch."

Aber wenn Naumann so im Jahre 1909 die verhältnismäßig sichere Situation der Monarchie in Deutschland feststellt, so gehen diesen Darlegungen doch folgende Worte voran: „Die monarchische Person wird voraussichtlich so lange an der Spitze der deutschen Reichsverwaltung stehen, als sie einen ehrenhaften Frieden zu garantieren in der Lage ist oder sich im Kriege bewährt. Welche Folgen eine Niederlage haben würde, kann niemand vorhersehen, da in diesem traurigsten Falle alles auf die Umstände ankommt, unter denen sich das Unheil vollziehen würde." Die gleichen Besorgnisse für die Monarchie wie für das ganze Vaterland hörten wir eben Mittelstädt im Fall „internationaler Konflagrationen" äußern. Waldersee hat ebenfalls im Fall eines unglücklichen Krieges den

Untergang der Hohenzollernmonarchie und die Republik prophezeit.[1])

Dieser unglückliche Krieg ist gekommen: er endete mit dem Zusammenbruch Deutschlands. Wie stark aber auch jetzt noch das monarchische Gefühl oder wie gering die Hinneigung zur Republik war, das zeigt die Auffassung Eberts, des nachmaligen ersten Reichspräsidenten, eines der Führer der Sozialdemokratie am 9. November. Daß er kein grundsätzlicher Gegner der Monarchie sei, war schon manchem bekannt wie Dr. Simons, der es dem Prinzen Max von Baden zur Kenntnis brachte. Als dann am 9. November Phil. Scheidemann „die deutsche Republik ausgerufen hatte", machte ihm Ebert nach Scheidemanns Bericht eine leidenschaftliche Szene und rief: „Du hast kein Recht, die Republik auszurufen. Was aus Deutschland wird, ob Republik oder sonst was, das entscheidet eine Konstituante."[2])

Indessen, eben nach der „Revolution" und nach dem Verschwinden der Fürsten erschien immer weiteren Kreisen die republikanische Staatsform als unvermeidlich. Dr. Hugo Preuß schrieb bald darauf: „Im Sinne praktischer Politik gab es vor dem November 1918 fast keine Republikaner in Deutschland, nach dem November 1918 zunächst fast nur noch Republikaner."[3]) Von der konstituierenden Nationalversammlung wurde die republikanische Staatsform mit 262 gegen 75 Stimmen angenommen, wobei zu den Ablehnenden noch die „Unabhängigen" gehörten. Wie heute eine Volksabstimmung ausfallen würde, ist nicht leicht zu sagen. Eine überwältigende Majorität würde die Republik auf keinen Fall erzielen.

---

[1]) Denkwürdigkeiten, II, S. 240.

[2]) Phil. Scheidemann, Memoiren eines Sozialdemokraten, II, S. 301 und 313.

[3]) Hugo Preuß, Republik oder Monarchie, Deutsche Revue, 47. Jahrg., Bd. 4, S. 1 ff.

DILTHEY UND DAS PROBLEM DER HISTORISCHEN BIOGRAPHIE.[1])

VON JOACHIM MÜLLER.

Immer wieder erweist sich in geisteswissenschaftlichen Bemühungen die Fruchtbarkeit eines Anknüpfens an Dilthey, sei es nun, daß man seine Ergebnisse übernimmt, sei es, daß man seine zahllosen Ansätze weiterbildet, seine von ihm selbst offengelassenen Problemstellungen einer Lösung näherzubringen versucht. Wenn man für die Erörterung des Problems der geisteswissenschaftlichen Biographie[2]) Dilthey zum Ausgangspunkt wählt[3]), so hat man sich am besten zu vergegenwärtigen, daß ein großer Teil — wenn nicht der größte — von Diltheys Forschen der Entwicklung einer Wissenschaft vom Menschen galt. Auch Diltheys Wissenschaftslehre und seine Erkenntnistheorie münden nach verhältnismäßig knappen Darlegungen der Grundlagen des Philosophierens — die Natur- und Geisteswissenschaften gleichermaßen umfassen — und nach dem Abgrenzen von natur- und geisteswissenschaftlicher Begriffsbildung, ihrer verschiedenen Problemstellung, Methodik und Arbeitsstruktur wieder in die Erforschung der geistig-geschichtlichen Welt, die Dilthey am tiefsten am Herzen lag. Diese Welt wird vom realen Menschen getragen. Sie erkennen heißt den Menschen erkennen. Kultur-

[1]) Die folgenden Ausführungen dienten, in etwas kürzerer und weniger geschlossener Form, als Ausgangspunkt für eine Diskussion über das Problem der historischen Biographie im Rahmen eines Seminars von Joachim Wach (im Institut für Kultur- und Universalgeschichte an der Universität Leipzig), der immer wieder die Notwendigkeit betont, Geistesgeschichte in Diltheys Geist und auf ihm weiterbauend zu treiben, d. h. die kulturellen Erscheinungen und Zusammenhänge, die geistig-geschichtliche Welt unter systematischer Perspektive zu betrachten und so erst in der Historie wahrhaft die positivistisch-kausale Einstellung zu überwinden.

[2]) Das heißt sowohl die Biographie geistesgeschichtlich bedeutsamer Persönlichkeiten wie auch die Lebens- und Werkgeschichte dieser Persönlichkeiten in geisteswissenschaftlich fundierter Darstellung.

[3]) In Frage kommen besonders der V. und VII. Bd. der Ges. Schriften.

philosophie, Lebensphilosophie, Anthropologie sind darum die Einzeldisziplinen, die diese Erkenntnis erstreben. Sie alle sind auf die Erfassung des Menschen, seines Wesens, seines Verhaltens im Leben und zum Leben, seines Werkes, als welches sich das umfassendste Kultursystem wie die singulärste Objektivation enthüllt, abgerichtet. Die Ausgangsformel dieser Wissenschaft vom Menschen im weitesten Sinne ist die Frage: Wie erlebt der Mensch die Welt? Vom erlebenden Menschen her, der zunächst in seiner Totalität genommen wird, wird die „Realität der Außenwelt" wie das Leben als Ganzes konstituiert. Erst wenn dieses „Gegenüber", im existentiellen Sinne, nicht in bloßer Subjekt-Objekt-Relation, erkannt ist, wendet sich der Mensch zu sich selbst, d. h. vorerst zu sich als Gattungswesen, noch nicht als Individualität. Die nunmehr spezielle Wissenschaft vom Menschen stellt die Frage: Wie sieht der die Welt erlebende, das Leben erfassende, vom Leben getragene Mensch aus? Was weiß der Mensch von sich selbst? Wie steht er sich selbst gegenüber?

An eine Beantwortung dieser Fragen ist erst zu denken, wenn man von der theoretisch-philosophischen Anthropologie den Schritt zum konkreten einzelnen Menschen getan hat, d. h., wenn anstatt nach dem Menschen als solchem, im allgemeinen, dem Menschen schlechthin und seinem Wesen nach dem Problem der menschlichen Individualität gefragt wird. Denn nur so ist der Mensch wirklich, als geistig-geschichtliche Seinswelt wirklich.

Dies ist das erste: Wie entsteht Individualität, speziell menschliche Individualität? Wie entsteht, mit Dilthey, „die so rätselhafte Individuation"?[1]) Die Psychologie, Anthropologie, Typologie geben im einzelnen darauf Antworten. Hier ist nur das Wesentliche anzudeuten: Die beiden Gesetze, nach denen sich die Individuation des Wirklichen überhaupt vollzieht, und zugleich die beiden Ansatzpunkte, von denen aus Individualität erkannt und erfaßt wird, sind: Typik und Singularität. Die Typik ist das vom Leben selbst gegebene Ordnungsprinzip, das in dem unaufhaltsam dahinfließenden Strom die immer wiederkehrenden Gleichförmigkeiten und Regelmäßigkeiten erkennen läßt. Auf diesem Typischen erst erhebt sich das Singuläre. Speziell für den

[1]) V, 273.

Menschen heißt das: Auf dem Allgemeinmenschlichen breitet sich das Individuelle aus. Die höchste Stufe der Individuation des Wirklichen ist das menschlich-geschichtliche Leben. An der menschlich-geschichtlichen Individualität erst haftet ein „selbständiges Interesse“[1]), weil sie, wie es in der Einleitung in die Geisteswissenschaften heißt, „nicht nur der Grundkörper der Geschichte, sondern in gewissem Sinne die größte Realität derselben“ ist. Die Frage: Wie wird Individuation allgemein aufgefaßt, wird zum Problem: Wie wird menschlich-geschichtliche Individuation verstanden? Noch einmal gilt hier ganz allgemein: Vermöge der Gemeinsamkeiten in den Individualitäten verstehen wir sie, vermittels der typischen Strukturen, die immer wieder im Strom des Allgemeinmenschlichen auffindbar sind, erfassen wir das uns Wesensanaloge. Auf der Basis der prinzipiell gleichen psychophysischen Organisation verstehen wir uns.[2]) Alles, was über das Verstehen allgemein gilt (und was hier nicht behandelt werden kann), ist speziell auf das Verstehen der Individualität anzuwenden. „Verstanden“ wird unmittelbar und mittelbar. Nur das zweite interessiert uns hier, da wir uns nunmehr auf die geistig-geschichtliche Individualität beschränken. Verstanden wird die geschichtliche Individualität aus Äußerung und Ausdruck, Nichtobjektiviertem und Objektiviertem (für die Biographie heißt das später: „Zufalls“-Dokument und Werk-Leistung).

Die Stufen des Verstehens nach Dilthey seien kurz aufgeführt, immer mit dem Blick auf das Verstehen der historischen Individualität. Die Wahrnehmung und Apperzeption der bloßen Äußerung führt hinein in den Lebenszusammenhang, kraft des „Wissens über Gemeinsamkeit“[3]), die zwischen Menschen besteht, kraft der gemeinsamen Lebenserfahrung. In der Auffassung jeder individuellen Lebensäußerung ist die Beziehung zwischen Lebensäußerung und dem sich in ihr ausdrückenden Geistig-Seelischen

[1]) V, 271.

[2]) Das spezifische Problem des Verstehens des Du soll hier nicht erörtert werden. Dazu müßte das Verstehensproblem einschließlich seiner Geschichte in seiner ganzen Breite aufgerollt werden, und es wären zur Ergänzung von Dilthey die Kulturpsychologie und Kulturphilosophie Simmels, Sprangers und Litts vor allem heranzuziehen, dazu die grundsätzlichen Erörterungen zum Verstehensproblem bei J. Wach, Das Verstehen II, 1929, und H. Freyer, Theorie des objektiven Geistes[2], 1928.

[3]) VII, 209.

lebendig. Freilich: Nun entstehen oft Widersprüche und Zweideutigkeiten, die Lebensäußerung kann mehrfachen „Sinn" enthalten; hier muß dann zurückgegangen werden auf eine Mehrheit, ja am besten auf die Gesamtheit von Lebensäußerungen, auf den gesamten erforschbaren Lebenszusammenhang.

Am eindeutigsten ist die Individualität zu verstehen aus dem von ihr gelösten objektivierten Gebild, dem Werk, der Leistung. Hier ist der ursprüngliche „Sinn" des Erlebnisausdrucks, dem das Objektivationsprodukt entsprang, klar zu fassen. Vom Grundverhältnis des durch Induktions- oder Analogieschluß festzustellenden Zusammengehörens von Ausdruck und Ausgedrücktem, Erwirktem und Wirkendem dringt das höhere Verstehen vor zum Zusammenhang von Werk und Leben. Dies geschieht durch das „Sichhineinversetzen"[1]), d. h. durch die Transposition des eigenen erlebten und erworbenen seelischen Zusammenhangs in den fremden Zusammenhang, der sich aus der einzelnen zu verstehenden Äußerung oder dem einzelnen Werk ergibt. In diesem Sichhineinversetzen wird die Totalität des Seelenlebens des Verstehenden aktiviert: Aus der Transposition wird ein Nachbilden, das durchaus ein Nacherleben ist und sich vom bloßen Erleben als bloßem Innewerden einer fremdseelischen Wirklichkeit prinzipiell unterscheidet durch die schöpferische Funktion: „Nacherleben ist das Schaffen in der Linie des Geschehens."[1]) Indem wir verstehend in den fremdseelischen Erlebniszusammenhang eindringen, schreiten wir erlebend in diesem nunmehr sich kontinuierlich entfaltenden Zusammenhang mit (dies gilt vom lyrischen Gedicht an bis zur Weltgeschichte, hier wieder von der miterlebend „verstandenen" bis zum Verstehen der vom Geschichtsschreiber dargestellten).

Hier erhebt sich nun die Frage: Wie wird die verstandene Individualität, das im nacherlebenden Sichhineinversetzen nachgebildete Leben dargestellt? Zweierlei führt zu dieser Frage: einmal, daß das tiefere geschichtliche Verstehen eine besondere Begabung, ja eine „persönliche Genialität"[2]) erfordert, und zum anderen, daß die Vermittlung eines solchen Verstehens nicht nur wünschenswert, sondern notwendig ist. Denn in der Geschichte

[1]) VII, 214. [2]) VII, 216.

erst, dies hat Dilthey immer wieder betont, erkennt sich der Mensch ganz. Und: erst das verstehende Nacherleben überhaupt macht den Menschen zum Menschen, eröffnet dem in der „Determination" des individuellen Lebens beschränkten Menschen unendliche Perspektiven des Menschlichen, zeigt ihm Existenzmöglichkeiten, die ihm in seiner einzelnen realen Gebundenheit nicht zugänglich sind.

Bevor nun zu sprechen ist von der wissenschaftlichen Darstellung der verstandenen historischen Individualität (was, wie unten näher gezeigt wird, der eigentliche Bezirk der historischen Biographie ist), ist, aus Gründen einer klareren Abgrenzung, kurz auf das hinzuweisen, was von Dilthey über die Rolle gesagt wird, die die künstlerische Darstellung der Individualität überhaupt und besonders der historischen Individualität einnimmt. Jene berühmte Einsicht Diltheys, daß die Kunst das „Organ des Lebensverständnisses" ist, daß sie erst die eigentlich gültige Lebensdeutung gibt[1]), erhält ja erst dadurch ihre besondere Prägnanz, daß für Dilthey der zentrale Gegenstand der darstellenden Kunst (= künstlerischen Darstellung) die menschlich-geschichtliche Welt ist (was mir freilich in dieser Ausschließlichkeit nicht ganz treffend erscheint). Die Kunst erst bringt die menschlich-geschichtliche Welt und deren Individuation „zum Verständnis" dadurch, daß sie den „bloß" gelebten und erlebten Lebenszusammenhang in die helle Sphäre des Nachbildens hebt, das bloße Innewerden des Lebens in der Distanzierung des gestalteten Kunstwerkes zum Wissen um seinen Bedeutungszusammenhang macht. Der Mensch und die Welt (und da es sich immer hier um eine geschichtliche Welt handelt, ist das immer eine irgendwie menschbezogene, auf den Menschen hingeordnete Welt), die wir im Kunstwerk vor uns stehen sehen, öffnen uns Perspektiven, die uns weit herausführen aus unseren individuellen Schranken, und wenn wir mit solchem erweiterten Blick wieder in unser eigenes Sein zurückkehren, sehen wir dies nun gewissermaßen mit geschärftem Auge an. Die Kunst lehrt uns, uns selbst besser zu

[1]) V, 274. Eine übrigens in der Geschichte der Ästhetik noch längst nicht genügend hervorgehobene epochemachende Erkenntnis, ohne die die auf Dilthey folgende wesentliche Ästhetik, etwa die Volkelts, gar nicht denkbar ist, auch wenn man das mehr um eine rein philosophische Ergründung der Kunst bemühte Forschen Simmels gebührend würdigt.

verstehen: „Die Kunst versucht auszusprechen, was das Leben sei".[1])

Nun glaubt Dilthey freilich, daß nicht nur die Darstellung der menschlichen Individualität überhaupt am besten in der Kunst geschieht, sondern daß diese künstlerische Darstellung der erste Weg, die Voraussetzung alles in diesem Sinne tieferen Lebensverstehens ist. Ganz ausdrücklich sagt Dilthey, daß die heraushebende und verdeutlichende, also wirklich verstehendes Auffassen erst ermöglichende Darstellung einer geschichtlichen Individualität (Zeit, Situation, Gestalt) am besten in der Kunst und besonders in der Dichtung erfolgt, daß die künstlerische Darstellung allem wissenschaftlichen Verstehen und Studium der geistig-geschichtlichen Welt den Weg bereitet.

Dies muß an diesem Punkte, wo die Erörterung der Theorie der wissenschaftlichen Biographie einzusetzen hat, als eine

[1]) V, 280. — Dilthey ist ja, dies füge ich hier hinzu, weil es in gewisser Hinsicht für die Biographie bestimmend ist, auch dadurch so wichtig, daß er das in der Kunsttheorie von Opitz bis Schopenhauer so quälend empfundene Ungenügen an der Aristotelischen Sinndeutung der Kunst, zu der man doch trotz aller anderen praktischen Erfahrung und theoretischen Reflexion immer wieder zurückkehrte, erst eigentlich philosophisch überwand. Zwar hat schon die Ästhetik der deutschen Klassik und des deutschen Idealismus, in Goethe, Schiller, Humboldt, Hegel vor allem repräsentiert, durchaus klar ausgesprochen, daß Kunst, weit davon entfernt, „Nachahmung" zu sein, ihr eigenes Gesetz hat. Goethe vor allem betonte dies immer wieder, wenn er etwa sagt: Es kommt auf die „Übereinstimmung des Kunstwerks mit sich selbst" an, oder: „Der Künstler soll nicht sowohl gewissenhaft gegen die Natur, er soll gewissenhaft gegen die Kunst sein" (Anmerkungen zu Diderots Versuch über die Malerei). Er soll zwar von der Natur immer wieder ausgehen, aber sich über sie erhebend eine „zweite Natur" schaffen, „etwas Geistig-Organisches" (Einl. in die Propyläen), eine „ideale Wirklichkeit" voll eigener Gesetzlichkeit (Winckelmann). Aber Dilthey hat diese Einsichten doch eigentlich erst philosophisch formuliert und begründet. Das Wort von der Kunst als Lebensdeutung ist wahrhaft etwas wie ein Sesamwort. Mit anderen Bemerkungen Diltheys zusammengenommen, ergibt sich bei ihm die klare Erkenntnis von der „Autonomie des künstlerischen Raumes" — d. h.: Jedes große Werk ist eine Welt für sich, in der das Leben nach eigenen Gesetzen und Kategorien verläuft, die nichts mit denen der außerkünstlerischen Wirklichkeit zu tun haben, vor allem nicht an ihnen gemessen werden dürfen, in der die Individuation vom inneren Mittelpunkt des Werkes aus vollzogen wird. Kunst ist niemals, um hier Gundolf zu zitieren, „Abbild, Nachbild einer fertigen Wirklichkeit", sondern „Ausdruck einer eigenen, von der fertigen Welt unabhängigen Wirklichkeit" (Einleitung zum Goethe), womit Goethes Überzeugung ebenso wie Diltheys philosophische Begründung gekennzeichnet ist.

Merkwürdigkeit herausgehoben werden. Und zugleich sei im Anschluß daran hier kritisch etwas Negatives vorausgenommen. Es geht nämlich wirklich aus einer ganzen Reihe von Stellen hervor, daß Dilthey nicht nur — was ja noch durchaus einleuchtend ist — auf die künstlerischen Mittel hinweist, deren sich die wissenschaftliche Biographie ebenso bedient, wie alle Geisteswissenschaften vom Menschen damit arbeiten, sofern sie Darstellung sind, sondern daß er die Darstellung einer historischen Gestalt in einem Kunstwerk durchaus gleichwertig neben die wissenschaftliche Darstellung des Geschichtsschreibers stellt, ja daß er manchmal die Evidenz der künstlerischen Form (im historischen Drama oder Roman) für höher anzusehen geneigt ist als die Evidenz der wissenschaftlichen Biographie. Es scheint mir, daß wir uns diese Auffassung heute nicht mehr zu eigen machen können, diese Auffassung, die doch wohl dem Auseinanderfallen von Kunst und Wissenschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entsprang. Diese Theorie Diltheys ist um so erstaunlicher, wenn wir seine praktisch durchgeführten Biographien betrachten, die uns doch in ihrer Evidenz unübertreffbar erscheinen und die wir, obwohl wir sie durchaus als wissenschaftliche Leistung, wenn auch in der Darstellung von einem ausgesprochen künstlerischen Instinkt bestimmt, werten, keineswegs durch einen Schleiermacherroman oder ein Hegeldrama ersetzt wissen möchten. Ich glaube, daß es sich heute hier um ein klares und eindeutiges Bekenntnis zur modernen geisteswissenschaftlichen Methode der Biographie handelt, die gerade in Diltheys Todesjahr ihre neue Blütezeit begann mit Gundolfs Shakespearebuch und mit Rudolf Ungers Hamann, die aber für uns heute in Dilthey selbst ihren vorbildlichen Vorläufer hat. Diltheys bescheidene Unterschätzung dieser seiner wissenschaftlichen Darstellung ist darum nur historisch verständlich, und man ist von hier aus nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, Dilthey gegen sich selbst in Schutz zu nehmen[1]) (vgl. hierzu S. 103f.).

[1]) Um noch einmal klar zu machen, was gemeint ist und warum ich diese Unterscheidung und Scheidung so wichtig nehme, wähle ich ein einfaches Beispiel: Wenn ich heute die historische Gestalt Goethes erlebend erfassen und verstehen will und die Wahl habe, dies an Hand von Trentinis Goetheroman (ich nehme dabei das beste, was ich an künstlerischer Darstellung Goethes kenne) oder aber an Hand der Biographien von Simmel und Gundolf zu tun, so werde ich unbedingt zu den letzteren greifen.

Das Problem der Biographie setzt also dort ein, wo es sich darum handelt, die verstandene Individualität, das im Nacherleben nachgebildete Leben darzustellen. Dilthey hat zwar die Frage gestellt: Ist Biographie Wissenschaft? Aber er hat sie, wie sich aus dem eben Bemerkten ergibt, nie eindeutig beantwortet. Biographie ist Wissenschaft und noch etwas mehr. Und dieses Etwas ist für ihn im Grunde das Wesentliche, d. h. die Darstellung ist das eigentliche Problem. Wenn schon die wissenschaftliche Interpretation als ein „kunstmäßig nachbildendes Verstehen" „etwas Genialisches"[1]) an sich hat, so ist die Darstellung dieses Verstehens und seines Objektes, die Projektion des erfaßten Geschichtlichen eine „Kunst" schlechthin.

Wie nun das Verstehen eines fremden Seelen- und Lebenszusammenhanges desto tiefer und vollständiger werden kann, je stärkere „Sympathie" vorhanden ist, je mehr ein emotionales Offensein vorliegt, je mehr das Sichhineinversetzen in das Andersseelische zu einem mitfühlenden Miterleben wird, je mehr das fremde Leben als eigenes empfunden werden kann, so ist auch für den Biographen, den Geschichtsschreiber einer Individualität die Lösung seiner Aufgabe desto leichter, je verwandter er sich mit seinem eigenen Lebensgefühl, seiner eigenen Lebenserfahrung dem zu beschreibenden Leben fühlt. Am stärksten wird darum die „Intimität des Verstehens"[2]) sein, wenn ein Mensch sich sein eigenes Leben als Objekt setzt und seinen eigenen Lebenslauf darstellt. Die Theorie der Selbstbiographie steht also am Beginn. An der Autobiographie tun sich am unmittelbarsten diejenigen Kategorien auf, die für die Theorie der Biographie konstituierend sind.

Ein Mensch also unternimmt es, den Zusammenhang seines Lebens, den er bisher implicite erlebte, auszusprechen. Er wird sich zuerst bewußt, daß dieser reale Lebenszusammenhang besteht in dem Ineinander von Plänesetzen, Wertungen, Zweckrealisierung. Das Leben als gelebtes Leben hat nun der Darstellung des „historischen" Zusammenhanges insofern vorgearbeitet, als es die bedeutsamen Momente, die Erlebnisse voll „Dignität"[3]), die einschneidenden Ereignisse und entscheidenden Wendungen in der Erinnerung bewahrt hat. Durch die Selbstbesinnung,

[1]) V, 278. [2]) VII, 199. [3]) VII, 200.

die in der Autobiographie ihre Darstellung findet, wird der reale Verlauf des individuellen Lebens zum Bewußtsein gebracht, die Individualität gelangt zum Wissen um ihren Lebensverlauf, zum Wissen um den Gesamtsinn des Lebens, der in seiner „Entwicklung" liegt, wobei Entwicklung „der von innen bestimmte Zusammenhang im Lebensverlauf"[1]) ist, die von innen her treibende Entelechie und Teleologie. Diese Rückschau, dieser geschichtliche Blick über das eigene Leben, der den Lebenszusammenhang von Erinnerung zu Erinnerung abtastet und nachbildet, erfolgt unter der Kategorie der Bedeutung. Sie ist für Dilthey „die eigenste Kategorie geschichtlichen Denkens".[2]) Sie allein überwindet bloßes Nebeneinander und Miteinander. Sie allein erfaßt Vergangenheit im selben Sinne einer konstituierenden Kategorie, wie alle Gegenwart von Wertsetzung und alle Zukunft von Zweckverwirklichung bestimmt wird. Der gelebte Sinn also wird in der Erinnerung zur gewußten Bedeutung. Alle einzelnen Ereignisse und Begegnungen des eigenen Lebens, sofern sie nur überhaupt in einem „Lebensbezug" zu diesem Leben standen, irgendwie mitbauten an seiner Struktur, jede erinnerbare, vergangene „Gegenwart", jeder vergangene Moment, der einmal Gegenwart war, erhält, wenn er auch zunächst seinen Eigenwert besitzt, seine „Bedeutung" erst im Zusammenhang des überschauten Lebens.

Dilthey hat selbst auf einige Typen der Selbstbiographie hingedeutet. In Augustins Konfessionen ist der Lebenszusammenhang gemessen am Ereignis der Bekehrung. Alle einzelnen Lebensmomente bekommen ihre Bedeutung durch ihre Beziehung auf dieses Ereignis, sind von diesem zentralen Punkt aus beleuchtet. Nach der Form dieses so gesehenen Lebensganges könnte man das den Typ der konzentrischen Autobiographie nennen. Hierher gehören alle Konversionsautobiographien, etwa die der Pietisten, Jung-Stillings, in kleinerem Stil etwa die von Albert Schweitzer. Auch Nietzsches grandiose Selbstdarstellung im „Ecce Homo" kann als konzentrische Autobiographie aufgefaßt werden. Der zentrale Punkt, um den alle Lebensstadien und Seelenschichten hier gelagert sind, ist die mit maßlosem Stolz erkannte, aber auch mit maßlosem Schmerz gebüßte Mission des Kulturkritikers und

[1]) VII, 245. [2]) VII, 202.

Apostels eines neuen Menschheitsideals. — Der zweite Typ, den Dilthey anführt, ist Rousseau. Er will die Berechtigung seiner individuellen geistigen Existenz nachweisen und deutet von dieser Voraussetzung aus seinen Lebensverlauf. Auch das scheinbar Sinnloseste, „Zufälligste", das verworrene Drängen, das abenteuernde Schweifen, das Spielen mit dem Leben, ja das Gemeine und Schmutzige hat „Sinn", steht nicht beziehungslos in seiner Entwicklung und bekommt von dem Standpunkt des resumierenden Beschauers aus, der den Zusammenhang verstehend erkennt, „Bedeutung" und damit Wert. Dieser Typus einer logificatio post festum, einer posteriorischen Sinndeutung, wie man ihn bezeichnen könnte, ist nicht sehr häufig vertreten. — In Goethes Dichtung und Wahrheit — dies Beispiel nimmt Dilthey als dritten Typus — „verhält sich ein Mensch universal-historisch zur eigenen Existenz"[1]), d. h. er sieht seine Existenz verflochten mit der historischen Epoche. Individualität und Zeit geben sich gegenseitig ihre Bedeutung. Der autonome Lebensmoment ist bedeutungsvolle Station der individuellen Entwicklung und zugleich auch „in den Zusammenhang des Lebens hineinwirkende Kraft.[2])" — Zur Ergänzung von Dilthey könnte man als vierten Typus die politische Selbstbiographie anführen, wenn man sie nicht unter den zweiten Typus rechnen will, da sie fast immer unter dem Aspekt einer Rechtfertigung des eigenen Lebens und vor allem Handelns steht. Das größte Beispiel sind wohl Bismarcks Gedanken und Erinnerungen.[3])

[1]) VII, 198.

[2]) VII, 199. — Die Gefahr, daß bei diesem Typus die Erzählung individueller Erlebnisse und die historischer Ereignisse unverbunden nebeneinanderstehen und das Ganze nicht über die Stufe des chronikalischen Berichtes oder der Sammlung von Kulturkuriosa (dem in der Biographie die Stufe der Anekdotenreihung entspricht, wie unten näher gezeigt wird) hinauskommt, ist sehr groß. Ihr sind besonders oft die englischen und französischen „Memoiren" des 17. und 18. Jahrhunderts erlegen.

[3]) Das Problem der verkappten Selbstbiographie, wie sie etwa im Typus des Grünen Heinrich oder des Anton Reiser vorliegt, soll hier nicht berührt werden. — Eine höchst fruchtbare Anwendung von Diltheys bekannter Typenlehre auf eine Theorie der Autobiographie schlägt cand. phil. Johannes Hennig-Leipzig vor: Ein „naturalistischer" Typus zeigt eine pessimistisch-skeptizistische Betrachtung des eigenen Lebens; ein „objektiv-idealistischer" Typ läßt eine „horizontale" Lebenslinie erkennen, das Lebensgefühl ist passivistisch-kontemplativ; in einem „dualistisch-idealistischen"

Für die Theorie der Biographie im allgemeinen bedarf es, nachdem die hauptsächlichsten Kategorien aufgezeigt sind, noch einiger Ergänzungen. Die Bestimmungen für das Verstehen des eigenen Lebens werden nunmehr übertragen auf das Verstehen des fremden Lebens. Hier, wo es sich nicht um Selbsterinnerung handelt, ist eine materiale Vorarbeit nötig, und sie ist eine speziell wissenschaftliche Angelegenheit. Dieses Material sind die Dokumente im weitesten Sinne. Aus ihnen, die „als Ausdruck und Wirkung einer Persönlichkeit“[1]) überkommen sind, wird die historische Individualität verstanden und im Nacherleben aufgebaut (solche Dokumente sind Briefe, Berichte über die Individualität, Werke, Leistungen). Der Lebensverlauf, den der Biograph aus diesen Dokumenten im Nacherleben versteht, wird durch die Kategorie der „Selbigkeit“ zusammengehalten und durch die Kategorie der Bedeutung der einzelnen Zustände, Erlebnisse, Geschehnisse ordnend erfaßt. Deutlicher ist von Dilthey in diesem Zusammenhange hervorgehoben, daß der Biograph weiterhin den „Wirkungszusammenhang“ zu verstehen hat, in dem das Individuum, das ja niemals isoliert in der Luft schwebt, sondern eben ein geschichtliches ist, von seinem „Milieu“ bestimmt wird, wobei das uns etwas ominös klingende „Milieu“ gemeint ist als das geschichtliche Lebensganze, in das das Individuum eingebettet ist und von dem es Einwirkungen erfährt, von dem es geformt wird, zugleich auf dieses Ganze wieder zurückwirkend.[2]) Immer lebt das Individuum in einer geschichtlich bedingten „Sphäre von Gemeinsamkeit“. Es wird also von der Biographie gefordert, daß sie sich zur Zeitgeschichte ausweitet, daß sie mit der verstehenden Darstellung

---

Typ ergibt sich eine aufwärtsweisende Lebenslinie, meist wird in das eigene Leben eine religiöse Idee hineininterpretiert. Das Exponiertsein, das Hennig mit Recht als eine der wesentlichsten Kategorien der Autobiographie erkennt, ist an diesem letzten Typ besonders markant zu beobachten. — Zum Problem der Autobiographie liegt schon eine sehr beachtliche Literatur vor, wovon nur genannt seien: Georg Misch, Gesch. der Autobiographie I, 1907. — Hans F. Günther, Jung Stilling, 1928. — Reihe „Selbstzeugnisse“ in der Sammlung „Deutsche Literatur“; bes. Bd. I, Einl. v. M. Beyer-Fröhlich. — Werner Mahrholz, Deutsche Selbstbekenntnisse, Berlin 1919. — H. Gruhle, Die Selbstbiographie als Quelle histor. Erkenntnis (Erinnerungsgabe f. M. Weber, 1923).

[1]) VII, 246.

[2]) Diesen Verstehensprozeß nennt Spranger die „übergreifende“ Interpretation des zu verstehenden Objekts. Anm. von J. Wach.

der Individualität zugleich die Kultursysteme in das Verständnis einzubeziehen sucht, wobei das Problem der Biographie eben darin liegt, daß die Individualität Mittelpunkt des verstehenden Interesses, Mittelpunkt der Darstellung ist und zugleich als eingebettet in den allgemein-historischen Zusammenhang aufzuzeigen ist. Zwar, sagt Dilthey, „reizt das Geheimnis der Person zuerst um seiner selbst willen zum Versuch des Verstehens, aber die geistige Welt wird durch den objektiven Geist u n d (von mir gesperrt) die Kraft der Individualität bestimmt".[1])

Von hier aus ergibt sich die Abgrenzung, welche Individualitäten nur Gegenstand der historischen Biographie sein können: eben die, die irgendwie „Mittelpunkt" waren, in denen sich Geschichte sichtbar und bedeutsam vollzog, die, wenn es erlaubt ist, dieses Schlagwort einmal zu gebrauchen, „Geschichte machten", die in der Grenzenlosigkeit des historischen Geschehens zur wirklichen Gestalt kristallisiert sind. Freilich beruht die Möglichkeit der Biographie als wissenschaftlicher Leistung, als Aufgabe des Geschichtsschreibers andererseits wieder darauf, daß sich nicht Individualität und Welt als endloses Kräftespiel gegenüberstehen, sondern daß das Individuum eingebettet ist in die objektive Sphäre, in den übersubjektiven Lebenszusammenhang der Kultursysteme. Das Individuum ist eben der Kreuzungspunkt von überindividuellen Zusammenhängen; Kultursysteme und Objektivationen laufen durch das Individuum hindurch. Das, was hier Dilthey immer wieder deutlich sieht, ist nichts anderes als — mit einem modernen kulturphilosophischen Ausdruck — die „Reziprozität der Perspektiven".[2])

Das Problem der Darstellung schließt sich hier unmittelbar an. Die Form der Biographie wird nur dann wirklich erfüllt sein, wenn die Evidenz der Struktur eines historisch bedeutsamen Menschenlebens erreicht ist. Daß eine solche Formerfüllung eine

[1]) VII, 212/213.

[2]) Übrigens hat Dilthey auch die andere Seite dieser „Reziprozität", die von Litt, von dem ja dieser Ausdruck stammt, so scharf betont wird, gesehen: daß uns nämlich kein Mensch und keine Sache bloß als „Objekt" gegenüberstehen, sondern daß sie in irgendeinen Lebensbezug zu uns treten, d. h. irgendwie eine Erweiterung oder Verengerung unseres Daseinsraumes, eine Erhöhung oder Verminderung unserer Lebenskraft bedeuten. Dies gilt auch und ganz besonders von der historischen Individualität, die wir verstehen wollen.

künstlerische Tat ist, steht außer Zweifel. Gerade im Anschluß an Dilthey und unter Berufung auf ihn würde ich dafür plädieren, daß man unbedingt und unnachsichtlich nur das als Biographie gelten läßt und bezeichnet, was dieser Formforderung gerecht wird. Der historische Mensch soll — sagt Dilthey — in der Biographie fortleben. Das kann er nur, wenn er in ihr zur Gestalt verlebendigt ist.[1]) Alles, was diese Forderung nicht erreicht, fällt unter die Form der Vita, die eine Datensammlung (und als solche rein materialen und orientierenden Wert hat) oder Anekdotenreihung ist (als solche oft treffende Einzelcharakterisierungen gebend), niemals aber einen Lebenszusammenhang in seiner Bedeutung offenbart. Dieser Typus der Vita wird etwa repräsentiert durch Herodot, Plutarch, die Heiligenviten, die Skizzen der Allgemeinen Deutschen Biographie (mit Ausnahmen natürlich). Auch eine gewisse Richtung der positivistischen „Biographie", die eine bloße Stoffakkumulation gibt, gehört hierher, vor allem die, die sich auf Scherers Formel stützt, daß die Individualität sich konstituiere aus dem Erlebten, Ererbten und Erlernten, wobei das erste als unwesentlich erscheint. Die zahllosen, im rein Deskriptiven und Referierenden verharrenden Einleitungen in Dichterausgaben zwischen 1880 und 1910 sind hierher zu zählen.[2])

[1]) Es ist außerordentlich interessant, hierzu eine Bemerkung Goethes (jetzt in den Paralipomena zu den autobiogr. Schr. Inselausg. V, 769) heranzuziehen: „Die Biographie sollte sich einen großen Vorrang vor der Geschichte erwerben, indem sie das Individuum lebendig darstellt und zugleich das Jahrhundert, wie auch dieses lebendig auf jenes einwirkt. Die Lebensbeschreibung soll das Leben darstellen, wie es an und für sich und um sein selbst willen da ist . . . Alles wahrhaft Biographische, wohin die zurückgebliebenen Briefe, die Tagebücher, die Memoiren und so manches andere zu rechnen sind, bringen das vergangene Leben wieder hervor, mehr oder weniger wirklich oder im ausführlichen Bilde." (Sperrung von mir.) Hier sind eigentlich alle Forderungen von Diltheys Theorie der Biographie schon in nuce enthalten: Abgrenzung von der nurwissenschaftlichen Geschichtsdarstellung durch die Betonung der künstlerischen Leistung der biographischen Arbeit, Biographie als in erster Linie Verlebendigung der Individualität, im Zusammenhang und in der Wechselwirkung aber mit der Zeit, in der sie lebt.

[2]) Vita würde ich auch die Seelenstudie aus rein psychologischem Interesse nennen, das einen Menschen nur um seines Lebensprozesses willen betrachtet ohne Rücksicht auf irgendeine objektive Leistung. Stefan Zweigs Casanovaskizze wäre dafür typisch. Auch die vom psychoanalytischen oder psychiatrischen Gesichtspunkt geschriebene „Pathographie" hat hier ihren Platz.

Bevor zum Schluß noch einiges zu Diltheys praktischer Biographik zu sagen ist und einige Linien angedeutet werden sollen, die von seiner Theorie und Praxis aus in die Theorie und Praxis der Biographie überhaupt hineinführen, ist hier noch eine kritische Bemerkung hinzuzufügen.

Ich vermisse in der Theorie Diltheys, der die Kategorien des Erfassens einer historischen Individualität so sorgfältig und vollständig aufzuweisen versuchte, eine Kategorie, die ich als besondere Kategorie allerdings für die biographische Arbeit betont sehen möchte: die Kategorie des Schicksals. Gewiß sagt Dilthey an einer Stelle einmal deutlich, daß in allem Verstehen wie im Leben selbst „ein Irrationales" zu finden ist, daß die letzte Evidenz nur subjektiv erlebbar, nie rational greifbar ist. Gewiß ist in Diltheys Lebensbegriff, besonders auch in der Weltanschauungslehre des späten Dilthey, viel Irrationales, durchaus Antiintellektualistisches. Dennoch scheint mir, daß man in der Theorie und Praxis der Biographie bewußt mit dieser Kategorie arbeiten muß. Man wird mit ihrer Hilfe vieles tiefer „verstehen" und erfassen als mit Hilfe der Diltheyschen Kategorie „Bedeutung", für die die Kategorie „Schicksal" in den mir vorschwebenden Fällen einzusetzen wäre. Es soll damit keineswegs eine Mystifizierung gefordert werden. Es ist noch nicht einmal damit ohne weiteres einer Mythisierung der Weg gebahnt. Man kann etwa in Nietzsches Leben das Erlebnis Wagner und Sokrates durchaus als Nietzsches „Schicksal" auffassen — und man wird diesen Erlebnissen meines Erachtens allerdings mit solcher Bezeichnung gerechter, als wenn man ihre „Bedeutung" im Lebenszusammenhang abliest —, ohne schon Nietzsches Lebensganzheit zum Mythos zu erhöhen, wie es allerdings Bertram getan hat. „Schicksal" ist dort an einer historischen Individualität aufzeigbar, wo noch keine Willensgestaltung des Lebens eingesetzt hat, wo noch nicht eine Wertentscheidung vollzogen wurde, sondern wo das Leben dem Menschen „Material" bereitstellt. In diesem Sinne ist Italien für Goethe, ist Sophiens Tod für Novalis „Schicksal" gewesen, war Luthers Urerlebnis: „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott" sein „Schicksal". Diese Schicksalsmomente markieren alle eine Wende im Leben dieser historischen Menschen. Man „versteht" sie nicht ganz, wenn man nur von ihrer „Bedeutung" spricht.

„Bedeutung" ist zwar nach Diltheys Meinung die umfassendste Kategorie der Lebenserfassung, aber doch nicht die einzige und nicht die an die letzten und entscheidendsten Tiefen der Persönlichkeit heranführende. Man kann hier auf Gundolf hinweisen, der die Schicksalskategorie geradezu zum Maßstab des Historisch-Wesentlichen macht, wenn er sagt, daß nur große Menschen Schicksal haben und dadurch qualitativ von anderen Menschen geschieden sind. Ein solches „Schicksal" ist natürlich immer immanent. Es ist ein psychisches Faktum, kein metaphysisches Fatum. Es ist ein Lebensmoment, das, aus dem individuellen Leben herauswachsend, die individuelle Lebensbewegung konstituiert. Sein Gegensatz ist das bloße geschichts-, ereignis- und geistlose biologisch-vitale Sein (wie es auch Simmel sah).

Der Doppelaspekt der biographischen Darstellung, die, auch wenn es ihr in erster Linie um die Verlebendigung der Individualität geht, gerade, um diese Verlebendigung zu erreichen, nie den Zeitzusammenhang außer acht lassen darf, stand am Ende von Diltheys Theorie der Biographie. Diesen Doppelaspekt hat Dilthey auch in seiner biographischen Praxis im Auge gehabt. Er war als Biograph immer zugleich Historiker in dem tieferen Sinn, in dem er selbst diese Bezeichnung genommen wissen wollte. Am ausgesprochensten führte er dies an seiner Schleiermacher-Biographie durch. In der Vorrede heißt es, daß er nicht nur eine individuelle Entwicklungsgeschichte schreiben will, sondern zugleich ihren Zusammenhang mit der geistigen Bewegung ihrer Zeit darzulegen habe. In wie unvergleichlicher Weise dies Dilthey getan hat, kann hier im einzelnen nicht weiter betrachtet werden. Nur angedeutet sei, daß um die Gestalt des großen Theologen solche epochalen Gesamtbewegungen wie Pietismus, Aufklärung, Romantik lebendig werden, daß Schleiermachers Individualhistorie verwebt ist in die Geschichte der Philosophie und die Geschichte des Christentums. An Schleiermacher zeigt Dilthey auch die beiden anderen Aufgaben der historischen Biographie, die erfüllt werden müssen: Wenn der Biograph „den ganzen Lebensgehalt Schleiermachers inhaltlich darlegen" will (so in der Vorrede), so kann dies zunächst nur einmal durch eine sorgfältige Interpretation aller seiner Schriften und durch die Erzählung aller seiner in den Dokumenten aufbewahrten Tätigkeit geschehen. Wenn man dann

von hier aus (so sagt Dilthey an anderer Stelle in theoretischen Erwägungen) Schleiermachers Leben überblickt, „so scheint seine Biographie durch die Mannigfaltigkeit seines Wirkens sich aufzulösen.“[1]) Aber die innige Versenkung in diese Lebensfülle und ihren Ablauf wird dann doch den inneren Zusammenhang in dieser Vielheit erkennen. Die biographische Darstellung muß dann die Evidenz der Struktur zu vergegenwärtigen wissen, also daß nicht eine Reihe oder Summe von Lebensdaten und Beschäftigungen, sondern ein einheitliches lebendiges Ganzes voll „Zusammenhang“ und „Bedeutung“ vor uns steht. Dazu kommt das andere, das in Diltheys Gesamtkonstitution ruht und das auch in seine praktische Geschichtsschreibung reichte: nämlich sein systematisches Interesse. Aus dem Bild eines bestimmten geschichtlichen Daseins, das der Biograph aufrichten will, soll sich zugleich ein überhistorischer „Zusammenhang bleibender Ideen“ herausheben. Die Geschichte einer bestimmten Individualität hat Werte gezeitigt, die für immer, nachdem sie einmal ans Licht gekommen sind, in Geltung bleiben, die dem Bewußtsein der Menschheit nicht mehr verloren gehen dürfen.

Die harmonische Vereinigung aller dieser Aspekte ist Dilthey außer im Schleiermacher noch gelungen in den beiden Monographien „Leibniz und sein Zeitalter“ und „Friedrich der Große und die Aufklärung“. Auch hier sind Diltheys theoretische Forderungen erfüllt: auch hier wächst die Individualität, wie es schon die Titel andeuten, aus dem zeitlichen Boden und dem kulturellen Raum, ohne daß sie sich in bloße Beeinflussung auflöst, ohne daß sie bloß Empfängerin und Veranlasserin der geistigen Strömungen wird.[2]) In der Jugendgeschichte Hegels überwog das systematische Interesse das biographische: es ist eine Werkinterpretation, deren Zusammenhang in der Herausbildung einer Weltanschauung besteht. Aber es ist nicht eigentlich eine Entwicklung der Individualität. Auch an zwei anderen Stellen, wo Dilthey historische Erscheinungen behandelt, ist sein Inter-

[1]) VII, 247.

[2]) Daß beide Abhandlungen trotzdem nicht die letzte plastische Verlebendigung zeigen, liegt vielleicht daran, daß Dilthey trotz der biographischen Intention doch zu stark auch Zeitgeschichte an sich geben wollte. — Von kleineren Arbeiten Diltheys wären noch zu erwähnen die biographischen Skizzen über Süvern, Baur, Carlyle.

esse kein ausgesprochen biographisches. Man wird darum diese Darstellungen für die Erkenntnis von Diltheys biographischen Absichten nur mit Vorsicht heranziehen können. In „Auffassung und Analyse des Menschen im 15. und 16. Jahrhundert" handelt es sich um den Versuch, eine Zeitstruktur herauszuarbeiten, den Menschentypus einer bestimmten Epoche zu zeichnen. Und in „Erlebnis und Dichtung" ist das Interesse mehr psychologischer Natur: Wie wächst Dichtung aus dem Erlebnis, wie geht Erlebnis in Dichtung ein? Wenn auch Dilthey gegenüber dem positivistischen Pragmatismus und dessen sinnloser Stoffsummation und Detailakribie ein höheres, d. h. geistiges Verstehen der historischen Gestalt gibt, wenn er das Werk, gegenüber dem positivistischen, unverbundenen Nebeneinanderstellen von Lebensdaten und Werkanalyse, als organischen Ausdruck der erlebten Wirklichkeit deutet, so sind diese vier Arbeiten, wie sie auch Dilthey hingestellt haben wollte, mehr „Studien", womit keineswegs etwas gegen ihre Einzigartigkeit und, im Falle des Novalis-Essay, auch heute noch nicht übertroffene Qualität gesagt sein soll. Sie sind aber mehr Beiträge zu einer Anthropologie des dichterisch schaffenden Menschen als Biographien, wenn auch hier und da aus der Zergliederung der Erlebnissituation und der Werkinterpretation plötzlich einmal die Individualität in ihrer Ganzheit greifbar und lebendig herauswächst.

Wenn man von Diltheys theoretischer und praktischer Biographik die Linien weiterführen will zu einer Typik der historischen Biographie, so wird man zunächst im Anschluß an Dilthey jenen Doppelaspekt von Individuum und Zeitzusammenhang als obersten Leitsatz ansehen, ja geradezu als eine Norm für jede Biographie, insofern sie den Anspruch macht, Geschichtsschreibung zu sein, setzen müssen. Nur dies wird man übereinkommen müssen als Biographie zu bezeichnen. Kein Mensch, insofern er nicht nur biologisches, sondern geistig-geschichtliches Wesen ist, schwebt isoliert in einem gemeinschaftslosen Raum. Zeit und Mensch treten immer, mit Jakob Burckhardt zu sprechen, in „geheimnisvolle Verrechnung". Nur der Künstler darf die zeitlose Individualität darstellen. Das bloße Porträt, die bloße „Charakteristik" ist noch keine Biographie. Plutarch hat diese Art propagiert, und es ist bezeichnend, daß sich

noch Emil Ludwig auf ihn beruft (übrigens in einer immerhin diskutablen theoretischen Einleitung zu „Genie und Charakter"). Auch Herodot würde noch in diese vorbiographische Kategorie gehören, deren literarische Formen Anekdote, Vita und Sensationsessay (im Falle Ludwig) sind.

Die eigentliche Biographie aber ist, mit Ranke, „zugleich Geschichte". Es ist interessant und wesentlich, daß gerade Ranke so entschieden (in der Einleitung zum Wallenstein) diese Überzeugung Diltheys von der Wechselwirkung teilt: „Indem eine lebendige Persönlichkeit dargestellt werden soll, darf man die Bedingungen nicht vergessen, unter denen sie auftritt und wirksam ist. . . . Die Begebenheiten entwickeln sich in dem Zusammentreffen der individuellen Kraft mit dem objektiven Weltverhältnis." Wenn ich für die Erfüllung dieses Prinzips der historischen Biographie neben Diltheys Schleiermacher und Rankes Wallenstein noch andere Beispiele bringen soll, so würde ich vor allem Justis Winckelmann und Ungers Hamann nennen (beide auch insofern bedeutsam, als die erstere sich noch in manchem mit dem Positivismus berührt, die zweite schon in die moderne Ideengeschichtsschreibung weist, für die die Individualität sich oft zum Ideenträger abstrahiert). Auch Rudolf Hayms Hegel und Herder liegen schon auf dieser Linie. Ein recht glücklicher Versuch, Schillers Leben unter speziell zeitgeschichtlicher Perspektive zu sehen, ist neuerdings von H. H. Borcherdt gemacht worden (im Ergebnis allerdings vielfach anfechtbar).

Innerhalb dieser so abgegrenzten Biographik würde es zwei Haupttypen geben: Man kann mehr den Akzent auf die Seelengeschichte legen oder auf die Werkgeschichte. Beides kommt selten rein vor. Leben und Werk sind mehr oder minder eine Einheit wie Mensch und geschichtliche Welt. Der Versuch einer Seelengeschichte ist Goethes Winckelmann. Seelengeschichte, Biographie gleichsam „von innen", geben ausgesprochenermaßen Kühnemanns Darstellungen (Herder und Goethe) und Viëtors für die künftige Richtung der modernen Literaturwissenschaft einen höchst bedeutsamen Weg weisender Junger Goethe. Auch Romain Rollands Künstlerbiographien und, aus einem anderen Gebiet, Gerhard Ritters Luther sind vielleicht hier einzureihen. Freilich wird schon in diesen Biographien häufig und ganz natür-

lich[1]) Seelengeschichte aus der Werkinterpretation, also mittelbar, dargestellt. Sie wächst aus der Werkgeschichte heraus. Hier scheint mir Gundolfs Goethe, vielleicht auch sein Shakespeare, besonders bezeichnend. Gundolf wird also hier durchaus unter die wissenschaftlichen Biographen gerechnet. Vieles von den „Standbildern" des Georgekreises, vor allem dann, wenn ein bestimmter Menschentyp in der grandiosesten Form seiner historischen Erscheinung gezeigt werden soll, fällt freilich aus diesem Bezirk heraus und ist eindeutig künstlerische Leistung, nur von hier aus zu messen und zu werten. Gundolf aber gehört zu den bahnbrechendsten Biographen auch im wissenschaftlichen Sinne, gerade weil bei ihm Biograph und Künstler zu so einzigartiger, freilich nicht übertragbarer Vereinigung gelangt sind.[2]) Außerdem erfüllt Gundolf mehr, als man es sich gewöhnlich klarmacht, die Norm der Verschränkung von Individualität und geistiger Umwelt. Man braucht nur das erste Drittel des Goethe einmal daraufhin durchzusehen, um dies bestätigt zu finden. Allerdings wird dieser Aspekt immer wieder durchbrochen von dem Willen, die große Gestalt darzustellen, auch im besonderen Falle des Goethe. Hier vor allem ist Gestalt in einem neuen tiefsten Sinne gefaßt: als Lebens- und Schaffenseinheit, die von einem Mittelpunkt aus ihre Durchstrahlung empfängt. Das berühmte Gleichnis von der Kräftekugel in der Einleitung zum Goethe hebt Diltheys Kategorie der Entwicklung und des Zusammenhanges (wie ich glaube ganz in Diltheys Sinn) aus dem bloßen einlinigen Ablauf heraus und sieht das Goethesche Leben in seinen Werken als Wachsen von „Jahresringen". Leben und Werk sind Ausdruck der gleichen seelischen Grundkräfte. Es gibt keine Trennung mehr zwischen Erlebnis und Werk. Leben, Erleben und Werk sind „die verschiedenen Attribute einer und derselben Substanz, eine geistig-leibliche Einheit". Das Werk ist nicht Zeugnis eines Ablaufes, sondern der Ausdruck, die Gestalt, die das Leben enthält, eine Auffassung, die sich von der Diltheys gar nicht so weit entfernt, obwohl sie deutlich ge-

[1]) Da ja die seelische Bedeutsamkeit, wie sie für die betr. historische Erscheinung „Anlaß" der historischen Größe — dokumentiert im Werk — war, für den Historiker aus dem Werk erst wieder abzulesen ist.

[2]) Darüber ist wohl heute kein Zweifel mehr. Die Würdigung seines Werkes gerade von „akademischer" Seite anläßlich seines Todes haben das in beiden „Seiten" zur Ehre gereichender Weise erst kürzlich gezeigt.

rade gegen Dilthey gerichtet ist, sondern letztlich nur die Konsequenz von Diltheys Theorie vom Verstehen der Individualität gibt. Den Typus, den diese Biographie Gundolfs repräsentiert, kann man gut bezeichnen, wenn man den Gundolfschen, allerdings zunächst sehr kühn erscheinenden, Satz: „Der Künstler existiert nur, insofern er sich im Kunstwerk ausdrückt", erweitert zu der These: Der historisch wesentliche Mensch existiert nur, insofern er sich im Werk, in der Leistung manifestiert. Dies aber ist im Grunde eine sehr simple Weisheit, die allerdings in der Praxis der historischen Biographie sehr häufig vergessen wird.

Die Abgrenzung der wissenschaftlichen Biographie, wie sie hier im Anschluß an Diltheys Theorie und Praxis skizziert wurde, hat gewiß — das wird ohne weiteres zugestanden[1]) — ihre Problematik. Immerhin scheint es mir gerade vom Standpunkt der heute immer wieder so heiß geforderten und erstrebten geisteswissenschaftlichen Besinnung aus notwendig, daß man sich um solche Grenzziehung ehrlich bemüht. Der Wissenschaftler mag, ja muß sich künstlerischer Mittel bei der biographischen Arbeit bedienen. Andererseits darf man aber nicht als Wissenschaftler auftreten, wenn man nur Künstler ist, darf nicht anmaßend eine Stufe höher als der wissenschaftliche Biograph stehen wollen, wenn man in effektvoller Aufmachung Anekdoten aneinanderreiht.[2]) Ein anderes ist es, den historischen Menschen zu verlebendigen, ein anderes, den Menschen überhaupt darzustellen. Daß man nur von dieser Scheidung aus zu einer Typik der Biographie fortschreiten kann, ist wohl kaum anzuzweifeln. Darüber allerdings, wie im einzelnen diese Typik auszubauen ist, wird noch manches zu sagen sein.

---

[1]) Außerdem lassen die vorstehenden Ausführungen trotz des Willens zu überfachlicher Betrachtung erkennen, daß der Verfasser Literarhistoriker ist. Gerade darum wäre eine Ergänzung etwa von seiten eines politischen Historikers oder eines Kunsthistorikers sehr wünschenswert. — Es braucht wohl im übrigen nicht betont zu werden, das in dieser Abhandlung auf Vollständigkeit kein Anspruch gemacht wurde.

[2]) Wobei die Sensation im übrigen darin besteht, das Große als Zufallsprodukt alltäglicher Konstellationen und durchschnittsmenschlicher Haltungen zu enthüllen. Dies sei gegen Ludwig gerichtet. — Vgl. dazu auch Gundolfs Polemik gegen die „Modernisierung der Geschichte", d. h. „die Erklärung der Heroen aus heutigen Gesinnungen und Zuständen", in Dichter u. Helden, 1923², S. 48.

MISZELLE.

JACOB BURCKHARDTS WERKE.

VON WALTER GOETZ.

Mehr als irgendein anderer unserer großen Historiker hat Jacob Burckhardt neuerdings die Forschung auf sich gezogen. 1927 erschien Carl Neumanns Buch, Gedrucktes und Ungedrucktes aus jahrzehntelanger Arbeit vereinend[1]), alles freilich von neuem überarbeitet und dem Stande einer Forschung angepaßt, die Neumann selber zum großen Teile herbeigeführt und mit seinen Gedanken befruchtet hat. 1929 stellte R. Winners die „Weltanschauung und Geschichtsauffassung J. Burckhardts" dar[2]); 1930 schrieb Walther Rehm ein biographisches Lebensbild[3]), das auch durch ein ausführliches, in dieser Ausdehnung noch nicht vorhandenes Literaturverzeichnis ausgezeichnet ist und neben den vollständigen Büchern allein rund 80 Aufsätze über Burckhardt aufzuzählen vermag. Der wertvolle Aufsatz R. Stadelmanns über „Jacob Burckhardt und das Mittelalter" (Hist. Zeitschr. 142) sei dieser Zusammenstellung noch hinzugefügt. Vor allem aber sind die beiden Gesamtausgaben der Werke Burckhardts bedeutungsvoll, die seit Ablauf der Schutzfrist zu erscheinen begonnen haben: Die Taschenausgabe des Verlags von Alfred Kröner und die „Jacob Burckhardt-Gesamtausgabe" in 14 Bänden, die, von Emil Dürr, Werner Kaegi, Albert Oeri, Felix Stähelin, Hans Trog (†) und Heinrich Wölfflin betreut, seit 1929 bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herauskommt.

Die Taschenausgabe will die Werke Burckhardts dem großen Publikum zu billigerem Preise zuführen. Sie bringt deshalb keine neue Editionsarbeit, keine Berichtigung der alten Texte, sondern Handlichkeit und Billigkeit sind in erster Linie maßgebend gewesen. Aber der Herausgeber Rudolf Marx hat den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", der „Griechischen Kulturgeschichte" und den „Kulturgeschichtlichen Vorträgen" jeweils ein Nachwort hinzugefügt, auf das hier aufmerksam gemacht werden soll; ein feinsinniger Kenner Burckhardts leitet den Leser zum tieferen Verständnis dieser Werke hin. Die Griech. Kulturgeschichte ist etwas verkürzt wiedergegeben; Wiederholungen oder allzu breite Ausführungen des Kollegs sind beschränkt worden. Das Recht dazu wird man dem Herausgeber zugestehen dürfen, denn es scheint mit Vorsicht und Pietät ausgeübt zu sein.

---

[1]) Carl Neumann, Jacob Burckhardt. München, F. Bruckmann, 1927. 402 S.

[2]) Leipzig, B. G. Teubner (Beitr. z. Kulturgesch. des Mittelalters und der Renaissance H. 40). 91 S.

[3]) W. Rehm, Jacob Burckhardt. Frauenfeld u. Leipzig, Huber u. Co. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Bd. 68/70). 293 S.

Bei den Vorträgen sind anstatt der 24 der Erstausgabe Emil Dürrs von 1919 nur 16 gebracht. Die „Erinnerungen aus Rubens" hat Hans Kurschmann, „Die Zeit Konstantins des Großen" Ernst Hohl herausgegeben; die „Kultur der Renaissance" und der „Cicerone" bieten den Text der Urausgaben. Alle Bände sind mit Registern versehen. Diese Taschenausgabe wird viele neue Leser für Jacob Burckhardt gewinnen; sie darf mit Recht empfohlen werden.

Die Gesamtausgabe hat natürlich ein anderes und höheres Ziel: sie will aus Burckhardts Nachlaß bringen, was noch ungedruckt ist, und sie will gewissenhaft festgestellte und gültige Texte der Werke bieten. Bei Burckhardts Art, seine Bücher nach der ersten oder zweiten Ausgabe anderen Gelehrten zur Betreuung zu übergeben, ist solche Textbereinigung eine notwendige Aufgabe. Bei der „Kultur der Renaissance" (Bd. 5, der als erster 1930 erschien), glückte es dem Herausgeber Werner Kaegi, das Handexemplar Burckhardts aus italienischem Privatbesitz wieder zu entdecken, so daß die zahlreichen späteren Bemerkungen und Änderungen, die Burckhardt in dieses Exemplar eingetragen hatte, aber seinem Nachfolger nicht übergab, bei der Neuausgabe verwendet oder in Anmerkungen bekannt gegeben werden konnten. Überhaupt zeigt die Arbeit Kaegis, was bei so gründlicher Bearbeitung geleistet werden kann: er hat das Werden der „Kultur der Renaissance" aus Burckhardts Vorlesungen und Vorträgen aufzuhellen gewußt, den Einfluß Franz Kuglers, Leos, Rankes, Sismondis, Michelets und anderer nachgeprüft, das Andenken von Freunden, die mit dem Werke verbunden sind, wie Luigi Pichioni, Heinrich Schreiber, Hans Wieland neu erweckt und die Urteile bekanntgegeben, die Waagen, Schnaase und Lübke dem Verfasser brieflich mitteilten oder die sich 1861/62 in der historischen Literatur zeigten. Es ist nicht unwichtig, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der damalige Jenaer Privatdozent Bernhard Erdmannsdörffer — gezeichnet ist nur mit B. E. — die „Kultur" in der Historischen Zeitschrift anzeigte und dabei den Grundgedanken, daß die Renaissance aus Antike und italienischem Volksgeist entstanden sei, richtiger begriff als zahlreiche Kritiker der letzten Jahrzehnte; er nannte das Buch ein „Muster für die Behandlung der Kulturgeschichte überhaupt". Werner Kaegi hat auch die Geschichte, die Leidensgeschichte der späteren Auflagen ausführlicher darstellen können, aus Briefen der Verleger und Burckhardts selber, aus unbekanntem Material, das sich in Burckhardts Nachlaß und im Archiv von E. A. Seemann in Leipzig fand. Auch die von Valbusa angefertigte italienische Übersetzung wird in ihrer Entstehung verfolgt, und ebenso werden die Übersetzungen in andere Sprachen zusammengestellt. Ein Anhang kennzeichnet die Verbesserungen zur 1. Auflage, die Burckhardt in der zweiten von 1869 vornahm. Kaegis Herausgeberarbeit ist ausgezeichnet — sie ist von wahrem Verständnis für den großen Landsmann erfüllt.

Doch wird man auch den übrigen Herausgebern gegenüber mit dem Lob nicht kargen dürfen. Diese Burckhardt-Gemeinde, aus der Hans Trog

während der Arbeit am 1. Bande durch allzu frühen Tod herausgerissen wurde, ist gleichmäßig vom Geiste des Meisters erfüllt. Die „Frühen Schriften" (Band 1) dankt man noch Hans Trog und mit ihm zusammen Emil Dürr; sie enthalten, was Burckhardt von 1838—1852 geschrieben hat. Da findet sich die kurze Selbstbiographie, die er — etwa 1889 — nach Basler Sitte für die Verlesung bei seinem Leichenbegängnis aufgezeichnet hatte — eine Skizze, die bei aller Knappheit doch ganz den Geist Burckhardts atmet. Da sagt er: „Die Aufgabe seines akademischen Lehrstuhls glaubte er, den Bedürfnissen einer kleineren Universität gemäß, weniger in der Mitteilung spezieller Gelehrsamkeit erkennen zu sollen, als in der allgemeinen Anregung zu geschichtlicher Betrachtung der Welt." Oder am Schluß: „Ein bescheidener Wohlstand habe ihn in der späteren Zeit davor bewahrt, um der Honorare willen schreiben zu müssen und in der Knechtschaft buchhändlerischer Geschäfte zu leben." Aus wenig bekannten Zeitschriften sind hier Jugendaufsätze, wie die „Bilder aus Italien" (über seine ersten Reisen nach Italien 1837 und 1838), und unbekannte Aufsätze, wie der über Karl Martell (von 1840) oder über die Bekehrung der Alemannen zum Christentum (von 1846) gegeben. Sodann all jene ersten schon bekannten Schriften: „Die Kunstwerke der belgischen Städte", „Conrad von Hochstaden", „Erzbischof Andreas von Krain und der letzte Konzilsversuch in Basel 1482—1484" sind abgedruckt. Noch sind andere kleinere Arbeiten jener Jahre zurückgehalten; doch sollen sie in Nachtragsbänden noch erscheinen.

Der 2. Band bringt „Die Zeit Konstantins des Großen" — ein Werk, das 1852 als erstes Zeichen der kulturgeschichtlichen Darstellung Burckhardts erschien und seinen Ruhm begründete. In vielen Einzelheiten veraltet bleibt es doch ein unvergängliches Meisterwerk, in dem eine geschichtliche Persönlichkeit ganz aus Zeit und Umwelt erfaßt ist. Der Herausgeber Felix Stähelin hat sich darauf beschränkt, in einer kurzen Einleitung das Werden des Werks aus Vorlesungen und immer tieferen Forschungen zu schildern; die eigentliche Ausarbeitung geschah dann im Laufe eines Jahres. Auch die zweite, 1880 gedruckte Auflage ist von Burckhardt selber durchgesehen und vermehrt worden. Es ist dabei dem Herausgeber insofern ein kleiner Irrtum begegnet, als er diese Tatsache der Neuherausgabe durch Burckhardt als einzigartig ansieht; in der Tat hat ja Burckhardt auch die 2. Auflage der „Kultur der Renaissance" persönlich herausgegeben, allerdings nicht mit so starken Veränderungen wie bei der Neuherausgabe des Konstantin. Stähelin hat — was kaum einer Rechtfertigung bedarf — jede Veränderung des Textes dieser 2. Auflage abgelehnt; was die Einzelforschung inzwischen neu herausgebracht hat, kann der Fachmann leicht feststellen, dem größeren Publikum aber wird es gleichgültig sein, ob die eine oder andere These inzwischen neu aufgestellt und vielleicht auch schon wieder aufgegeben, ob hier und da ein Dokument als unecht erwiesen worden ist, während Burckhardt es noch als echt benutzte. Die Hauptsache bleibt, ob das von Konstantin entworfene Bild haltbar ist. Denn wo die Meinung

der Geschichtsforscher zwischen Verherrlichung und Verwerfung schwankt, wäre vollständige Verzeichnung des Helden ein Todesurteil über das Buch. Stähelin läßt die Hauptauffassungen von Konstantin in der neueren Literatur an uns vorübergehen: von Burckhardt, der ihn verurteilte, über die Rettung Seecks bis zu Eduard Schwartz; wie bei der „Kultur der Renaissance" kehrt das Urteil der Forscher langsam wieder zu Burckhardt zurück, der schärfer in den tiefsten Grund der Dinge und der Menschen sah als seine Kritiker. „Die Herrlichkeit dieser Bilder wird niemals welken" — so schließt Stähelin seine Einführung, und man kann ihm dabei ohne Rückhalt zustimmen. Das Große an der Geschichte ist nicht ihre volle Wiederherstellung, denn sie ist für immer unmöglich, sondern das Eindringen des Historikers in das Wesen der Vergangenheit, eben so wie Burckhardt es tat. Er hat sein Werk selber charakterisiert, als er in der „Kultur der Renaissance" von Machiavelli schrieb: „Es könnte in der Storia fiorentina gegen jede Zeile irgend etwas einzuwenden sein, und ihr hoher, ja einziger Wert im Ganzen bliebe dennoch bestehen."

Die Ausgabe der „Griechischen Kulturgeschichte" stammt ebenfalls von Stähelin. Auch hier ist der Schilderung vom Entstehen dieser Vorlesungen eine Skizze von ihrer Aufnahme in der gelehrten Welt beigefügt, als sie nach Burckhardts Tod als Buch herausgegeben wurden. Der ersten Anerkennung folgten heftige Angriffe von seiten der Altertumsforschung und langsam dann die Rückkehr zur bewundernden Würdigung des Werkes. Freilich muß man hinzufügen, daß Althistoriker wie Kaerst und Pöhlmann oder Kunsthistoriker wie Carl Neumann oder Historiker wie Billeter und Walther Rehm das günstige Urteil vertreten, während die Philologen sich noch nicht zur Anerkennung entschließen können.

Die „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" und „Historischen Fragmente aus dem Nachlaß" sind im 7. Bande von Albert Oeri und Emil Dürr herausgegeben worden. Die „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" sind Wiederabdrucke der Erstausgabe von 1905, samt der Einleitung, die damals Albert Oeris Vater Jakob Oeri geschrieben hatte, denn darin ist alles Nötige über die Entstehung dieser, ursprünglich „Über das Studium der Geschichte" genannten Vorlesungen gesagt. Die Historischen Fragmente aber bringen Vorlesungen und Vorträge, die dem Altertum, dem Mittelalter, dem 15. bis 18. Jahrh. gewidmet sind und unendlich viel Lehrreiches und Geistvolles neu aus dem Nachlaß zur erstmaligen Kenntnis bringen. Die Lehrtätigkeit Burckhardts wird uns erschlossen: sie gilt 30 Jahre lang, von 1844—1874 vorwiegend der Geschichte, und zwar von der Alten Geschichte bis zur Französischen Revolution und Napoleon, wobei der Nachdruck auf der deutschen Geschichte lag. Kunstgeschichte las er zunächst nur nebenbei; erst von 1874 an tritt sie gleichwertig neben die Geschichte, und von 1886 an las er bis zum Schluß seiner Lehrtätigkeit (1893) nur noch Kunstgeschichte. Was in diesen Vorlesungen auffällt, ist der zum Teil rein politisch-geschichtliche Inhalt; er nahm es jedenfalls höchst gewissenhaft mit der ihm übertragenen Aufgabe, und erst seit 1871 tritt das kulturgeschichtliche Element als das

wichtigere hervor. Der Deutsch-Französische Krieg war daran schuld — er wirkte auf Burckhardt auf das tiefste ein, obwohl er nur ein historischer Beobachter war. Aber der Kampf der „zwei größten Geistesvölker" Europas war ihm der Beginn einer neuen Zeit, und er sah voraus, daß jetzt Neues „unter vielen Schmerzen" geboren werde. Sein Pessimismus hinsichtlich der Zukunft wuchs seitdem noch mehr als zuvor. Das Grauen, das er gegenüber der Französischen Revolution empfand, wirkte in ihm fort und erzeugte die Sorge, daß ganz Europa dem Zusammenbruch entgegengehe. Der Herausgeber hat übrigens gerade an diesen Vorlesungen feststellen können, wie Burckhardt arbeitete: wie er den Text zu seinen Vorlesungen entwarf, Quellenauszüge hinzufügte, die im Laufe der Jahre immer stärker anschwollen, wie er Bemerkungen hinzufügte zu seinen eigenen Anschauungen und zu denen anderer Autoren, oft geradezu Zwiegespräche mit sich selber und mit anderen. Natürlich sind aus diesen Vorlesungen nur Teile veröffentlicht, Stellen von besonderer Prägung und von besonderem Gehalt. Das Schönste sind die Einleitungen zu den Vorlesungen; da holt er weit aus und gibt weltgeschichtliche Betrachtungen in immer neuer Formung, denn er hat wohl kaum jemals dieselbe Fassung zweimal vorgetragen. In unablässiger Arbeit gestaltet er neue, wie es vermehrte Einsicht oder auch Zeitumstände erforderten.

Die „Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien" — Band 12 der Ausgabe — hat Heinrich Wölfflin herausgegeben. Er faßt in der Einleitung noch einmal zusammen, was wir über Burckhardts Absichten in bezug auf die italienische Kunstgeschichte wissen: er behandelte nur die Architektur und Dekoration in der „Geschichte der Renaissance" von 1867; das übrige blieb Entwurf und ging zum Teil in die Aufsätze über, die Hans Trog 1898 als „Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien" herausgab. Die Bildhauerkunst blieb auch hier ausgeschlossen; Burckhardt hat dem provisorischen Manuskript den Vermerk gegeben, daß es nicht gedruckt werden solle. Aber Wölfflin teilt uns nun mit, wie das Werk über Malerei und Bildhauerkunst gedacht war: nicht als eine Künstlergeschichte, sondern als Geschichte der Kunst und des Publikums, der Künstler und ihrer Probleme, der Stoffe und der Aufgaben. Was nun schließlich von allen Entwürfen noch feste Fassung in Burckhardts letzten Lebensjahren erhielt, wurde in den „Beiträgen" herausgegeben und wird jetzt nach Trogs Ausgabe von neuem geboten. Mit Bedauern stellt man an diesen Aufsätzen fest, wieviel uns verloren gegangen ist, als Burckhardt auf die Veröffentlichung einer Geschichte der gesamten Renaissancekunst verzichtete.

Noch stehen in dieser Gesamtausgabe Band 3 und 4 (Der Cicerone), Band 6 (Die Kunst der Renaissance in Italien), Band 13 (Die Erinnerungen aus Rubens und Aufsätze zur griechischen Kunst), Band 14 (Die Vorträge) aus, aber man darf angesichts der bereits veröffentlichten Bände sagen, daß ein Jacob Burckhardts würdiges Werk von den Herausgebern geleistet worden ist.

LITERATURBERICHT.

NEUERE KIRCHENGESCHICHTE.

Mehr als je bedarf dieser Literaturbericht der Auswahl. Die vielen Gedenkfeiern der Deutschen und Schweizer Reformation, die in den letzten Jahren begangen werden konnten, haben der kirchengeschichtlichen Arbeit weithin die Richtung gewiesen. Dazu befruchtet unverändert die gegenwärtige Lage in der systematischen Theologie des Protestantismus die theologiegeschichtlichen Arbeiten und kommt dadurch den Anregungen entgegen, die noch immer von Holls Arbeiten zu Luther und Calvin ausgehen. Die Untersuchungen einzelner theologischer Fragen, die Luther, Zwingli, Calvin, die Spiritualisten und Täufer betreffen, haben an Zahl keineswegs nachgelassen. Trotz dieser Vielheit der Einzelforschung, deren Bewegtheit unvermindert anhält, kommen schon Werke, die ein Gesamtbild vermitteln. Das Zeitalter der Glaubensspaltung haben die Profanhistoriker in zwei umfassenden Darstellungen geschildert. Karl Brandi will in seinem zweibändigen Werk Deutsche Reformation und Gegenreformation (1927—30) den bewegendsten und trotz so vieler Enttäuschungen an Menschen und Vorgängen größten Schritt unserer deutschen Geschichte in seiner universalen Bedeutung herausarbeiten. Damit ist offen die Abkehr von der Auffassung vollzogen, die, im Hochgefühl des Liberalismus entstanden, in der Aufklärung die entscheidende Wendung der Geschichte erblickte. Auch in der Propyläen-Weltgeschichte, wo Paul Joachimsen die deutsche Reformation dargestellt hat (5. Bd., 1930), ist die Beurteilung die gleiche. Schon in der Linienführung Brandis vom Mittelalter zur Reformation bricht die Auffassung durch, daß die Zeit für Reformen vorüber war und sich eine Neugründung notwendig machte. In dem Werk des Propyläenverlages, das ja eine Weltgeschichte sein will, findet die katholische Restauration in Europa endlich wieder einmal eine geschlossene Darstellung, in die sich freilich drei Forscher: Walter Goetz, Erich Marcks und Wilhelm Mommsen teilen. Gerade dadurch, daß der Kampf gegen die spanisch-habsburgische Weltmacht und die Türkenkriege in der Darstellung aufs stärkste berücksichtigt sind, sieht man, wie wenig es der kirchlichen Restauration gelang, für ihr großes kirchliches Ziel alle katholischen Mächte politisch zu einigen. — Auch in der Lutherforschung zeigt sich die Neigung zur Synthese. Erich Seeberg ließ den 1. Band seiner Theologie Luthers erscheinen, der die Gottesanschauung be-

handelt.[1]) Hans Preuß hat schon auf Grund dieses einen Bandes das Urteil gefällt: „Geistesgeschichtlich verhält er sich zu Holls Luther etwa wie die auf Kant folgende deutsche Spekulation." Aber so lange die anderen Bände — noch drei sind in Aussicht gestellt — nicht vorliegen, begnügt man sich am besten mit dem Hinweis auf die besonderen Ziele, die sich diese Theologie Luthers gestellt hat. Sie will die geschichtliche Stellung Luthers nicht im Vergleich von Einzelideen herausarbeiten, sondern auf die religiöse Grundhaltung zurückführen. Und diese Aufgabe wird im 1. Band trefflich bewältigt. Wie hier die auf dem griechischen Intellektualismus sich aufbauende Gottesidee des Aquinaten, das Aufkommen der heilsmäßigen Gottesanschauung im Nominalismus, die schwankende Stellung der Mystik mit der im Inkarnationsdogma wurzelnden Auffassung Luthers verglichen werden, rechtfertigt dieses Werk. Freilich werden als Quellen für Luther nur diejenigen der Frühzeit herangezogen. — Ganz anderen Charakter trägt Ottmar Dittrichs Luthers Ethik (1930), ein Werk, das aus den Vorarbeiten des Verfassers zum 4. Band seiner Geschichte der Ethik herausgewachsen ist. Hier kommt Luther allein zu Wort. Der Zusammenhang zwischen Glaube und Ethik bildet den Ausgangspunkt: die Theologie Luthers als Grundlage seiner Ethik und die Ethik Luthers auf Grund seiner Theologie. Wenn auch hier nicht wie bei Erich Seeberg der Vergleich mit der ethischen Anschauungswelt des Mittelalters angestellt ist, bildet doch die ethische Neugründung durch Luther die grundsätzliche Auffassung dieses Buches. Fein ist, wie die organische Einheit der drei christlichen Haupttugenden die Grundlage der systematischen Darstellung der Ethik bildet und wie dabei bis in alle Abzweigungen das christlich-ethische Handeln erfaßt wird. Dittrichs Werk, das seit Luthardts Darstellung (1867) seit Jahrzehnten der erste Versuch nach dieser Richtung hin ist, hat nun freilich in M. Ludwig schnell einen Nachfolger gefunden, der zwar nicht den ganzen Luther heranzieht.[2]) Aber der Sermon von den guten Werken (1520) bildet in diesem Fragenkreis für Luther unanfechtbar einen Abschluß, so daß sich eine solche Begrenzung der Quellen rechtfertigt. Daß Ludwig zu einer solchen Arbeit berufen ist, zeigt die bisher vorliegende Einleitung seines Werkes, die den in der theologischen Literatur behandelten Problemen aus der Ethik

[1]) Seeberg, Erich, Luthers Theologie. Motive u. Ideen. 1. Die Gottesanschauung. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1929. 6, 218 S. gr. 8°. *RM* 14,—.

[2]) Ludwig, M., Das Problem Religion und Sittlichkeit bei Luther in der theol. Literatur u. s. method. Schwierigkeiten. Leipzig, Heinsius 1931. 49 S. gr. 8°. *RM* 3,—.

Als Forts. u. Erg. wird erscheinen: Religion u. Sittlichkeit bei Luther = Bd. 14 der Quellen u. Forschgn. z. Reformat.-Gesch.

Luthers nicht nur nachgeht, sondern auch dazu Stellung nimmt, und zwar — das wird man sagen müssen — in fein begründeter Form, so daß man das Beste von der eigentlichen positiven Darstellung erwarten kann. — Dagegen ist Hermann Wendorfs Lutherbuch z. T. sehr scharf abgelehnt worden.[1]) Gewiß die Aufgabe, die er sich gestellt hat, ist sehr schwer. W. will mit der Methode der Strukturpsychologie den Aufbau der Persönlichkeit Luthers erfassen. Er tut dies, indem er von dem zentralen Element des Religiösen ausgeht, um dann zum Sozialen und Politischen vorzustoßen. Und zwar tritt er an diese beiden Gebiete mit der Frage heran, ob die ihnen eigentümlichen Gesetzlichkeiten gewahrt bleiben oder Modifikationen erfahren, die sie dem Zentrum der Persönlichkeit angleichen. Ich wiederhole: bei Luther eine gewaltige Aufgabe, deren Inangriffnahme man einem bewährten Lutherforscher als Abschluß seiner Lebensarbeit wünschen möchte. Ein anderer kann da nur Stückwerk leisten. Ich sehe von vielen Einzelheiten ab, die verraten, daß sich W. in der Lutherforschung der letzten beiden Jahrzehnte nicht auskennt. Bedenken erregt schon der Ausgangspunkt. Wer die Elemente kennenlernen will, die in ihrer Gesamtheit die Persönlichkeit bilden, geht doch am besten von den Selbstaussagen aus, die er dann mit den Erlebnissen und Taten in Verbindung bringen kann. Wenn W. dies getan hätte, dann wären die beiden Abschnitte über die soziale (Übergang von kontemplativer zu aktiver Stellung, Überschätzung der Invokavitpredigten) und politische (Luther ist ein Machtmensch, aber kein politischer Mensch) Struktur wesentlich anders ausgefallen. — Weit überschreitet die theologische Sphäre das große Buch von Hans Preuß ‚Luther als Künstler' — ein Werk, das eben nur der Kirchenhistoriker schreiben konnte, der selbst, wie seine anderen Bücher ausweisen, in der Welt der Kunst lebt.[2]) Freilich G. Roethe hat einmal gesagt: Luther war kein „Künstler", und auch Preuß betont, daß bei Luther die Sache über der Form, die Wahrheit und Liebe über der Schönheit, der Prophet und Gottesmann über dem Künstler steht. Aber er fügt — vielleicht in zu schroffer Antithese — hinzu: „Luther konnte seine religiöse Sendung nur als Künstler vollenden." Dies zu erweisen, ist die Aufgabe dieses Werkes, das in den drei künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten: bildende Kunst, Musik, Dichtung die gegebene Einteilung nimmt. — Schließlich sei darauf hingewiesen, daß die erste Lutherbiographie, die wirklich diesen Namen mit Recht trägt — die Lutherpredigten des Johann Mathesius —, eine gründliche kritische Prüfung in

[1]) Wendorf, Hermann, Martin Luther. Der Aufbau s. Persönlichkeit. Leipzig, J. C. Hinrichs 1930. VI, 211 S. gr. 8°. RM 10,—; Lw. RM 12.—.

[2]) Preuß, Hans, Martin Luther. Der Künstler. Gütersloh, Bertelsmann 1931. IV, 319 S., mehr. Taf. gr. 8°. RM 9,—; geb. RM 11,—.

der Arbeit von Hans Volz erfahren hat.[1]) Und dieses Examen auf Quellen und Tendenz fällt überraschend günstig aus. Gewiß die Frontstellung gegen Katholiken und Schwärmer tritt scharf hervor, die Biographie will offenbar Luther rechtfertigen, den Mathesius mit Moses, Elias, David vergleicht und den er einen Propheten nennt. Aber — und in diesem Nachweis liegt vor allem das besondere Verdienst dieser Arbeit — Mathesius, dem ja an sich seine persönlichen Erinnerungen sehr zustatten kamen, ist meist zu den Quellen vorgestoßen, auch zu den Tischreden, und hat sie richtig verwertet. — Alle Forscher werden es begrüßen, daß das Lutherkalendarium von Georg Buchwald und das Verzeichnis von Luthers Schriften von Gustav Kawerau in neuer Auflage vorliegt.[2]) Welche Dienste diese beiden Arbeiten leisten, ist schon oft betont worden und braucht nicht wiederholt zu werden.

In den vielen Arbeiten, die das Augustanajubiläum hervorgerufen hat, steht das Bekenntnis selbst im Vordergrund. Das kann nicht anders sein, da die Publikation der Reichstagsakten immer noch aussteht. Auch der Vortrag, den Hans von Schubert über den Augsburger Reichstag im Verein für Reformationsgeschichte gehalten hat, kann auf keinen neuerschlossenen Quellen aufbauen.[3]) Daß trotzdem diesem Vortrag besondere Bedeutung zukommt, liegt in dem Bestreben begründet, den Reichstag im Zusammenhang der Reformationsgeschichte zu würdigen. Wie stark war die Lage des deutschen Protestantismus durch die eigene Uneinigkeit und die Machtfülle des Kaisers erschüttert. Erst aus dem auf einem Bekenntnis ruhenden Glaubensbund ging der Waffenbund hervor, erlitt das Kaisertum als Monarchie einen schweren Stoß und stabilisierten sich die konfessionellen Verhältnisse. — Die Arbeiten, die theologisch die Augustana würdigen, hat Heinrich Bornkamm in der Zeitschrift für Kirchengeschichte (3. Folge, 1. Bd., S. 207—18) eingehend besprochen, so daß hier darauf verzichtet werden kann. Auch B. sieht in Karl Thiemes Buch „Die Augsburgische Konfession und Luthers Katechismen auf theologische Gegenwartswerte untersucht" (1930) die wichtigste Erscheinung,

---

[1]) Volz, Hans, Die Lutherpredigten des Johannes Mathesius, kritische Untersuchung zur Geschichtsschreibung im Zeitalter der Reformation. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger Eger & Sievers 1930. XIII, 292 S. gr. 8°. = Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte Bd. XII. ℳ 20,—.

[2]) Buchwald, Georg, Luther-Kalendarium und Kawerau, Gustav, Verzeichnis von Luthers Schriften. 2. durchgesehene Auflage. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger Eger & Sievers 1929. VII, 206 S. gr. 8°. = Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 47. Jg. 2. H. ℳ 5,40.

[3]) Schubert, Hans von, Der Reichstag von Augsburg im Zusammenhang der Reformationsgeschichte. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger Eger & Sievers 1930. 36 S. = Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 45. Jg. 3. H. ℳ 1,50.

von der alle späteren Erörterungen — vor allem in der entscheidenden Frage nach dem Verhältnis zwischen Augustana und der Theologie Luthers — werden ausgehen müssen. In diesem Zusammenhang können noch drei Werke besondere Beachtung beanspruchen. An erster Stelle steht die Ausgabe der Fränkischen Bekenntnisse, d. h. der Dokumente der Bekenntnisbildung in Franken von 1524 an, die vom Landeskirchenrat der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern rechts des Rheines veranstaltet worden ist, wobei K. Schornbaum die Texte gibt, während Wilhelm Ferdinand Schmidt die theologische Einführung geschrieben hat (1930). Damit werden die Anfänge der deutsch-protestantischen Bekenntnisbildung bekannt und die letzten Motive aufgedeckt, die den entscheidenden Anstoß gegeben haben. Bekenntnis im letzten Sinne ist Glaubenszeugnis. Die Stufen, die die Bekenntnisbildung in Franken durchgemacht hat, sind äußerst lehrreich. Man lernt den Ansbacher Biblizismus 1524—25 kennen, der im engen Anschluß an Luther lebt; dann greift in Osianders Theologie des Worts ein selbständiger Kopf ein, der nicht Schüler sein will. Die Auseinandersetzungen unter den Theologen beherrschen die nächsten Jahre. Ein Vergleich mit der Augustana weist die inhaltlichen Unterschiede zwischen ihr und den fränkischen Bekenntnissen aus. Hier fehlen vor allem die philosophischen Begriffe, auf die Melanchthon im Bekenntnis zu den altkirchlichen Dogmen nicht verzichtete. Gleiche Bedeutung kommt der Veröffentlichung der 404 Artikel Johann Ecks zu, die Melanchthon in Augsburg als Anklageschrift vorfand.[1]) Im ganzen genommen sind diese Artikel ein Sammelwerk, das mit der „Ketzerliteratur" (250 Schriften werden herangezogen und zwar aus allen Gruppen) und den kirchlichen Entscheidungen (41 Sätze der Bulle Exsurge Domine) zusammengestellt ist. Zu verstehen ist, daß Luthers De captivitate babylonica ecclesiae am meisten benutzt ist. Wichtig unter den Beilagen ist der Abdruck der Schriften, in denen sich die ganze Enttäuschung der humanistischen Mittelpartei über die Schrift Ecks widerspiegelt. In einem Exkurs wird auf die Klage Ecks besonders eingegangen, daß Luther von seinen Anhängern Elias, Daniel, Gottesmann genannt wird. Die Entstehungsgeschichte dieser Benennungen wird aufgehellt. Endlich hat der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß 1930 die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche neu herausgegeben, ein Werk, das trotz mancher Kritik, die es hervorgerufen hat (Karl Thieme in Theolog.

[1]) D. Johann Ecks vierhundertundvier Artikel zum Reichstag von Augsburg 1530. Nach der f. Kaiser Karl V. bestimmten Handschrift hrsg. u. erl. Mit 2 Exkursen. 1. Elias, Daniel, Gottesmann. 2. Hieronymus von Berchnishausen. Von Wilhelm Gussmann. Kassel, E. Pillardy 1930. XXXV, 410 S. gr. 4° = Quellen und Forschungen zur Geschichte d. Augsburg. Glaubensbekenntnisses. Bd. 2. ℛ𝑀 30,—.

Literaturzeitung 57. Jg., 4. H.), wirklich eine seltene Höhe erreicht. Was hier an Einzelarbeit geleistet worden ist, übersteigt das übliche Maß. Erwähnt sei, daß Hans Volz, dem in dieser Ausgabe neben Luthers Katechismen auch die Schmalkaldischen Artikel und Melanchthons Tractatus de potestate papae zur Bearbeitung übertragen waren, seine geschichtliche Einleitung in diese beiden Schriften, die auf reichen Archivstudien beruht, erweitert im Sonderdruck herausgebracht hat.[1]) — Dieser Bericht über die Forschungen zur Reformationsgeschichte soll mit der Festschrift für Hans v. Schubert seinen Abschluß finden.[2]) Alle Untersuchungen greifen Fragen aus der Reformationsgeschichte auf, dem Forschungsgebiet, das der inzwischen verstorbene Heidelberger Kirchenhistoriker selbst so sehr gefördert hat. Ich nenne aus der Reihe der Beiträge Anrichs Edition das Bedenken Bucers über die Errichtung von christlichen Gemeinschaften, den sog. Kerngemeinden. Ein ähnliches Dokument aus dem Jahre 1547 hat Spener zur Rechtfertigung seiner Collegia pietatis zweimal drucken lassen. Ernst Feddersen gewährt in seinem Aufsatz über Philippismus und Luthertum in Dänemark und Schleswig-Holstein wertvolle Einblicke in die innere Geschichte des Luthertums und verfolgt die theologischen Richtungen bis zum Synkretismus, Pietismus und zur Aufklärung. Karl Bauer zeigt in seinem Aufsatz über Colet und Erasmus den Einfluß des ersteren auf den letzteren u. a.

Auch die Zwingliforschung steht unter dem Zeichen der Gedenktage. Aber die Arbeiten lokalgeschichtlichen Inhalts überwiegen, auf die hier verzichtet werden kann. Zum 400 jährigen Jubiläum der kirchlichen Umwälzung in Basel hat Ernst Staehelin ‚Das Buch der Basler Reformation' herausgebracht (1929). Es tritt neben das von Walther Köhler herausgegebene Buch der Reformation Huldrych Zwinglis, von dem 1931 der Verlag zum 400. Todestage Zwinglis eine einmalige billige Sonderausgabe veranstaltete. In Staehelins Werk kommt der Verlauf der Schweizer Reformation durch die Quellenstücke treffend zum Ausdruck: die kirchliche Reformbewegung, der Humanismus, der Einfluß Luthers, das Wirken Zwinglis und vor allem Ökolampads, die Täufer, die katholische Gegenbewegung. Mandate, Briefe, Drucke, Gedichte u. a. werden herangezogen, auch die Porträts fehlen nicht. Selten läßt eine Quellensammlung so lebendig und geschlossen eine Bewegung vor den Augen der Leser entstehen. Daneben läßt die Reformierte

[1]) Volz, Hans, Luthers Schmalkaldische Artikel und Melanchthons Tractatus de potestate papae. Ihre Gesch. von d. Entstehg. bis zum Ende d. 16. Jhd. Gotha, Klotz 1931. IV, 70 S. gr. 8°. *RM* 3,—.

[2]) Festschrift für Hans von Schubert zu seinem 70. Geburtstag. In Verb. mit Walter Friedensburg hrsg. von Otto Scheel. Leipzig, M. Heinsius Nf. 1929. VII, 187 S. gr. 8°. = Archiv f. Reformationsgeschichte. Erg. Bd. 5. *RM* 10,—.

Bücherstube in Zürich Quellen und Studien zur Geschichte der helvetischen Kirche erscheinen, eine Sammlung, die nach den ersten Veröffentlichungen zu urteilen, viel verspricht.[1]) Bekannt ist, daß Zwingli nach seinem Tode vorerst keinen Biographen gefunden hat, die bescheidene Würdigung durch Oswald Myconius ist die einzige zeitgenössische Darstellung. Erst in Bullingers Zürcher Reformationsgeschichte nimmt das Wirken Zwinglis die ihm zukommende Stellung ein. Aber stilkritisch beurteilt, kann Bullingers Darstellung nicht seine Arbeit sein. Woher stammt sie? Dies Rätsel ist nunmehr gelöst. Johann Stumpf, ein Schweizer Pfarrer, hat unter Benutzung der Vorarbeiten anderer eine eidgenössische Chronik geschrieben, die handschriftlich in der Zürcher Zentralbibliothek liegt. Diesem Werk hat Bullinger seine Schilderung des Wirkens Zwinglis entnommen. Leo Weisz hat alles, was in diesem Werk über Zwingli berichtet wird, chronologisch geordnet herausgegeben, und damit wird das älteste — schon in den Jahren 1531—34 im Zürcher Gebiet selbst geschriebene Zwinglibild wieder bekannt. Dabei wird als Rahmenerzählung die kurze Biographie Zwinglis benutzt, die Stumpf seinem Bericht über die Schlacht von Kappel anfügt. Derselbe Herausgeber veröffentlicht in der gleichen Sammlung Bernhard Sprünglis Beschreibung der Kappelerkriege, die — 1532 verfaßt — als Stimme aus dem Anhängerkreis Zwinglis große Bedeutung hat.[2]) Aus der reichen Zwingliliteratur sei noch Alfred Farners Darstellung der Lehre Zwinglis von Kirche und Staat hervorgehoben.[3]) Diese fein gegliederte Arbeit mit ihren vielen Rückblicken auf das Mittelalter betont vor allem die Entwicklung, die Zwinglis Anschauungen in diesem Fragenkomplex (Kirche, Staat, ihr gegenseitiges Verhältnis) durchgemacht haben. Es ist eine Entwicklung, die im Grunde genommen einen Abfall darstellt. Man denke daran, daß sich aus dem Heranziehen der Obrigkeit zu kirchlichen Aufgaben — auf Grund der Idee vom allgemeinen Priestertum und der Auffassung der Obrigkeit als membrum praecipuum ecclesiae — durch die innere Gegnerschaft, die katholischen Umtriebe, die Täuferbewegung, die Steigerung des prophetischen Sendungsbewußtseins Zwinglis die Theokratie mit

[1]) Stumpf, Johann, Chronica vom Leben und Wirken des Ulrich Zwingli, hrsg. von Leo Weisz. Zürich, Reformierte Bücherstube 1931. 100 S. gr. 8°. = Quellen und Studien zur Geschichte der helvetischen Kirche 1. Bd. — 2. Auflage mit zahlreichen Erklärungen, literaturgeschichtlichen Ergänzungen, Inhaltsangaben von Zwinglis Werken und mit Illustrationen 1931. 224 S. RM 4,80.

[2]) Sprüngli, Bernhard, Beschreibung der Kappelerkriege. Auf Grund des 1532 verfaßten Originals erstmals hrsg. v. Leo Weisz. Ebd. 1932. 64 S. = Qu. u. Stud. z. Gesch. d. helv. Kirche, Bd. 2.

[3]) Farner, Alfred, Die Lehre von Kirche und Staat bei Zwingli. Tübingen, Mohr 1930. XII, 139 S. gr. 8°. RM 9,50.

all ihrem religiösen und bürgerlichen Zwang entwickelt. Bedeutsam sind ferner die Ausführungen über den Begriff des Corpus christianum, dessen Idee — nicht die Bezeichnung selbst — im Mittelalter vorhanden war, mit dem aber die Reformatoren durch die Ablehnung der sichtbaren Kirche brachen. Auch die Antrittsvorlesung Oskar Farners über das Zwinglibild Luthers sei hier erwähnt, wenn auch die Schrift in der Beschränkung auf die unmittelbaren Äußerungen Luthers nicht den ganzen Gegensatz zwischen den beiden Reformatoren eindringlich machen kann.[1]) Meist spricht schroff abweisende Kritik aus den Worten Luthers, und die wenigen anerkennenden Urteile sind bald aufgezählt. Wer freilich die ganz verschiedene religiöse Grundlage beider wirklich erfassen will, muß sich an den Vortrag halten, den Walther Köhler zur Gedächtnisfeier des Marburger Religionsgespräches gehalten hat.[2]) Hier wird unter dem Leitwort: De fide erit contentio et de mysterio divinae operationis in nobis (Billican an Ökolampad 1527) dem Abendmahlsstreit der Charakter des sinnlosen Theologengezänkes genommen, den er in der pietistisch-aufklärerischen Geschichtschreibung bisher getragen hat, und gezeigt, wie es hier um das Wort ging, um die Gefangennahme des Verstandes unter dem Gehorsam Christi. Köhler ist es auch, der in den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte eine Rekonstruktion des Marburger Religionsgespräches versucht hat, eine Arbeit, die seine Quellenkenntnis auf diesem Gebiet der Kirchengeschichte ins hellste Licht rückt.[3])

Mehr als je wendet sich die Forschung den Gestalten und Bestrebungen zu, die in der reformatorischen Bewegung gekämpft haben, deren Ausgang aber nicht in die neuentstehenden Kirchen einmündet. Hier zeigt sich, wie segensreich sich die Zentralisierung der Forschungsarbeit auswirkt. Quellen und Abhandlungen liegen hier tatsächlich in großer Zahl vor. Die Kommission zur Erforschung der Geschichte der Reformation und Gegenreformation plant die Bibliographie des gesamten Schrifttums der Jahre 1517 bis 85. Eine Vorarbeit stellt die Herausgabe der Flugschriften zur

---

[1]) Farner, Oskar, Das Zwinglibild Luthers. Tübingen, Mohr 1931. 27 S. gr. 8°. = Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus d. Gebiet d. Theologie u. Religionsgeschichte. 151. ℳ 1,80; Subskr. Pr. ℳ 1,50.

[2]) Köhler, Walther, Das Religionsgespräch zu Marburg 1529. Tübingen, Mohr 1929. 43 S. gr. 8°. = Sammlung gemeinverständl. Vorträge u. Schriften aus d. Gebiet d. Theologie u. Religionsgeschichte. 140. ℳ 1,80; Subskr. Pr. ℳ 1,50.

[3]) Köhler, Walther, Das Marburger Religionsgespräch 1529, Versuch einer Rekonstruktion. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger Eger & Sievers 1929. 141 S. gr. 8°. = Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 148. ℳ 3.80.

Ritterschaftsbewegung des Jahres 1523 durch K. Schottenloher dar (1929). Dadurch erfährt Clemens' Flugschriftensammlung eine wertvolle Ergänzung. Das bisherige Geschichtsbild wird durch diese Veröffentlichung kaum geändert. Die Abneigung gegen das überlieferte Kirchenwesen war in diesen Kreisen äußerst stark. Religiöse und wirtschaftliche Gründe haben dafür den Ausschlag gegeben. Man staunt auch in diesen Flugschriften über die geschickte, ganz auf das Volk eingestellte Beweisführung. Dann hat der Verein für Reformationsgeschichte mit der Veröffentlichung der Wiedertäuferakten begonnen, die in territorialer Gliederung herausgebracht werden sollen.[1]) Ob sich freilich das Unternehmen in diesem Umfang durchführen lassen wird, erscheint bei dem gewaltigen Band, der für Württemberg vorliegt, sehr zweifelhaft. Die Herausgabe wird wohl mehr auf die Regestenform hinauskommen müssen. Was hier an Prozeß- und Konsistorialakten, Ratsprotokollen, Mandaten, Gutachten, Briefen, Ordnungen u. a. geboten wird, steht in dieser Reichhaltigkeit unerreicht da. Man verfolgt die Wanderprediger aus Mähren, der Schweiz und den Niederlanden, die Ausbreitung unter den Handwerkern, Tagelöhnern und Bauern, die Unterdrückung, die unter österreichischer Herrschaft hart ist, unter dem Herzog Ulrich aber milde Formen annimmt, die verschiedene Stellung zur Kirche — nicht alle brechen ganz mit ihr, viele kommen wenigstens zur Predigt. Aber im ganzen bleibt der Ertrag dieser Publikation doch hinter den gewaltigen Kosten zurück. Unter mennonitischem Protektorate stehen die Quellen und Forschungen zur Geschichte des oberdeutschen Täufertums im 16. Jahrhundert. Hier hat J. Loserth eine Quelle herausgebracht, die den Gegensatz zwischen dem Wiedertäufertum und dem Spiritualismus Schwenckfelds klar beleuchtet. Das oberdeutsche Täufertum hat, gehindert durch die Reichsgesetzgebung, kein eigenes Schrifttum entwickeln können. Seine Lieder waren bisher die einzige Quelle, die man kannte. Religiöse Lieder sind immer Stücke, in denen die Volksfrömmigkeit zum Ausbruch kommt. Aber sie können systematisch-theologische Darlegungen nicht ersetzen, von denen in letzter Zeit aus den oberdeutschen Täuferkreisen drei der Vergessenheit entrissen worden sind. Zwei davon liegen in Neudrucken vor. Zunächst das Buch der Bundesbezeugung (1542, neu hrsg. in der Gedenkschrift zur 400-Jahrfeier der Mennoniten, Ludwigshafen 1925). Die Polemik Schwenckfelds gegen die in diesem Buche vertretene Schriftauffassung der Täufer rief Marbecks Verantwortung hervor, die Loserth mustergültig heraus-

[1]) Quellen zur Geschichte der Wiedertäufer. Bd. 1. Leipzig, M. Heinsius Nf. 1930. 1. Herzogt. Württemberg. Von Gustav Bossert, hrsg. von s. Sohne Gustav Bossert. XVI, 11, 1199 S. ℳ 80,—. 4°. = Quellen u. Forschungen zur Reformationsgeschichte. Bd. 13.

gebracht hat.[1]) Die ganze Breite des Gegensatzes zwischen Spiritualismus und Biblizismus bricht hier auf und verschafft sich in den einzelnen religiösen Anschauungen Geltung. Hier findet man endlich, was man so lange vermißt hat: eine universale Darlegung der religiösen Anschauungen der Täufer, geklärt und gesichert im Widerstreit der Meinungen. Wenn nun außerdem die Testamentserläuterungen, in denen die Täufer vor allen ihre Schriftbetrachtung verteidigen, allgemein zugänglich gemacht würden, dann wäre hier mehr gewonnen als durch alle Aktenpublikationen. Angefügt sei hier, daß auch das Corpus Schwenckfeldianorum rüstig vorwärts schreitet. In den Jahren 1926—30 sind die Letters and Treatises 1540—50 herausgegeben worden. An die mennonitischen Quellenwerke sei eine kirchenrechtliche Untersuchung angeschlossen, die das Schicksal deutscher Mennoniten zum Gegenstand hat. H. Nottarp behandelt das Ringen der aus Holland nach Westpreußen eingewanderten Mennoniten um Befreiung von den kirchlichen Lasten in den Marienburger Werdern.[2]) Wie hier die staatliche Gesetzgebung eingegriffen hat, wie trotzdem der Rechtszustand (Scheidung zwischen persönlichen Abgaben und dinglichen Lasten) strittig geblieben ist, das ist in dieser Skizze glänzend herausgestellt. Möchte dadurch endlich die juristische Klärung erfolgt sein, um die jahrhundertealte Frage zur Entscheidung zu bringen. — Eine Quellensammlung stellt auch der Briefwechsel Thomas Müntzers dar, den P. Kirn aus dem Nachlaß von H. Boehmer herausgegeben hat.[3]) Die Gewohnheit Müntzers, Abschriften seiner Briefe zu nehmen, hat zur Erhaltung der meisten beigetragen, und so gewinnt man wertvolle Dokumente zu der Lebensgeschichte, religiösen Entwicklung und Stellung im Bauernkrieg (1516—25). Gute Einblicke gewähren auch die abgedruckte Bücherliste (ist sie eine Buchhändlerrechnung oder nur die Abschrift eines Bücherverzeichnisses?) und das Prager Manifest (1521), das jedenfalls in seinen verschiedenen Fassungen zeigt, daß selbst dieser radikale Revolutionär ein kluger Taktiker sein konnte. Die verschiedenen Fassungen des Prager Aufrufes untersucht zu haben,

[1]) Quellen und Forschungen zur Geschichte der oberdeutschen Taufgesinnten im 16. Jahrhundert. Pilgram Marbecks Antwort auf Kaspar Schwenckfelds Beurteilung des Buches der Bundesbezeugung von 1542, hrsg. von J. Loserth, Wien und Leipzig, Carl Fromme 1929. XII, 592 S. ℳ 25,—.

[2]) Nottarp, Hermann, Die Mennoniten in den Marienburger Werdern, eine kirchenrechtliche Untersuchung. Halle, Max Niemeyer 1929. 98 S. = Schriften der Königsberger Gelehrten-Gesellschaft, Geistesw. Klasse, 6. Jg., 2. H. ℳ 7.—.

[3]) Thomas Müntzers Briefwechsel, auf Grund der Handschriften und älteren Vorlagen hrsg. v. Heinrich Boehmer (†) und Paul Kirn. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1931. XI, 170 S. ℳ 11,—.

stellt einen Teil der Arbeit von A. Lohmann „Zur geistigen Entwicklung Müntzers" dar.[1]) Schon der Titel zeigt, daß hier noch nichts Abschließendes geboten ist. Die Zeitspanne, die wir in Müntzers Leben klar überblicken, ist tatsächlich klein, und auch da bleibt in der Deutung der Quellen manches strittig. Wichtig scheint mir der Nachweis, daß M. die Reinheit seiner Ideen antastete, um ihre Werbekraft zu erhöhen. Die ganze Gegensätzlichkeit einer Predigt, die für das Kreuz eintritt, in dem der Christ die Welt überwindet, gleichzeitig aber soziale Utopien vorzaubert, tritt stark hervor. — Außerdem liegt der 2. Band von J. Müllers Geschichte der Böhmischen Brüder vor, die den Zeitraum von 1528—76 umfaßt.[2]) 1528 ist das Todesjahr des Lucas von Prag, 1576 bringt den folgenschweren Regierungswechsel zwischen Maximilian II. und Rudolf II. Doch ist die Geschichte der Auswanderung nach Preußen und die der polnischen Unität, deren Entstehung mit der Bekämpfung der Brüder durch Ferdinand zusammenhängt, auf den dritten Band verwiesen, der das große Werk abschließen wird. Der vorliegende Band bringt vor allem die Auseinandersetzung der Brüder mit der Reformation: Die Beziehungen zu Luther und die Wendung zum Kalvinismus. Die innere Geschichte des Brüdertums wird in der Darstellung der Erbauungsbücher, der Bekenntnisbildung, der Gesangbücher behandelt. Aber dadurch, daß bei allen diesen Dingen allein die äußeren Vorgänge geschildert werden, ist der theologiegeschichtliche Ertrag dieses 2. Bandes sehr gering. Erst im 3. Band, wo dies nachgeholt werden soll, erfahren dann die im 2. Band gebrachten Vorgänge die religiöse Beleuchtung.

Unter den territorialgeschichtlichen Arbeiten tritt die Beschäftigung mit den Visitationsberichten stark hervor. Ob freilich die Drucklegung der Akten allzuviel für die innere Geschichte des kirchlich-religiösen Lebens ergeben wird, ist doch sehr fraglich. Der Wert der einzelnen Visitationsberichte ist zu verschieden. Besondere Bedeutung kommt meist allein den Visitationen unmittelbar nach der kirchlichen Reformation — in manchem Falle auch nach dem Augsburger Religionsfrieden zu. Denn bei diesen Visitationen handelt es sich um die Realisierung des neuen religiösen Wollens. Hier ging es um das religiös-sittliche Leben in der neuen Kirchengemeinschaft, während später oft nur äußere Dinge (Lehnsverhältnisse, Patronat, Vermögensverwaltung, Einkommen der Kirchendiener, kirchliche Abgaben) zur Sprache kommen und man sich mit einem allgemeinen Hinweis auf die Kirchlichkeit und den sittlichen Stand der Bevölkerung begnügt. 1931 hat

[1]) Lohmann, Annemarie, Zur geistigen Entwicklung Thomas Müntzers. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1931. 71 S. = Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance. Bd. 47. ℛℳ 4.—.

[2]) Müller, Joseph Th., Geschichte der Böhmischen Brüder Bd. 2. Herrnhut, Verlag der Missionsbuchhandlung 1931. XIII, 504 S. ℛℳ 12,—.

Walter Friedensburg die Protokolle der Kirchenvisitationen im Stift Merseburg von 1562 und 1578 herausgegeben. Hier ist der Ertrag nach der religiös-kirchlichen Seite hin jedenfalls größer als in den brandenburgischen Kirchenvisitationsabschieden und -Registern, deren Veröffentlichung — nach dem 1. Band „Prignitz" zu urteilen — ein monumentales Quellenwerk zu werden verspricht. Es sind in diesem Gebiet 1540—45, 1550—58, 1573—81 und 1600 Visitationen abgehalten worden. Wie mechanisch bei den späteren Visitationen verfahren wurde, erkennt man daran, daß die Akten der ersten wieder benutzt und mit Neueintragungen bzw. Streichungen versehen wurden. Auf die besonderen Zeitverhältnisse wurde da wenig Rücksicht genommen. Interessant sind hier die Angaben über den Gemeinen Kasten, die Armen- und Krankenpflege.[1]) — Aus der großen Zahl der Einzeluntersuchungen nimmt Dedics Darstellung des Protestantismus in Steiermark im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation eine besondere Stelle ein.[2]) Hier sieht man wieder einmal, wie viel die Forschungsarbeit von Loserth und Loesche für die protestantische Kirchengeschichtschreibung Österreichs bedeuten. Dedic setzt sich mit vielen Fragen auseinander, die so oft in der konfessionellen Geschichtschreibung erörtert worden sind, ohne in die Fehler geschichtlicher Polemik zu verfallen, und dabei findet manches seine Klarstellung: der Anfall des kirchlichen Grundbesitzes an den Adel vollzog sich bereits während der Türkenkriege, der evangelische Glaube drang stark in das Bürgertum trotz der Gegenmaßnahmen der Obrigkeit ein, die Kaisertreue des Adels schloß jeden Gedanken an Widerstand aus, seine Auswanderung brachte die Vernichtung fast des ganzen Vermögens, wovon die Kirche ihren Vorteil hatte, mit sich, die bayerischen Herzöge zeigten sich als Stützen der Gegenreformation. — Dagegen vermittelt Lothar Michels Buch „Der Gang der Reformation in Franken" keine neuen auf Grund archivalischer Studien gewonnenen Erkenntnisse, sondern gibt den Stand der Forschung in territorial-lokaler Gliederung.[3]) Eine solche Rückschau, die

[1]) Die brandenburgischen Kirchenvisitations-Abschiede und -Register des XVI. und XVII. Jahrhunderts, hrsg. von Victor Herold. 1. Bd. Die Prignitz, 1. H. Kyritz, 2. H. Pritzwalk u. Putlitz, 3. H. Perleberg, 4. H. Lenzen, 5. H. Havelberg, 6. H. Wilsnack u. Wittstock. Berlin, Gsellius 1928—30. 696 S. gr. 8°. = Veröffentlichungen der Historischen Kommission für die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin. IV.

[2]) Dedic, Paul, Der Protestantismus in Steiermark im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger Eger & Sievers 1930. 174 S. gr. 8°. = Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 149. ℳ 4,40.

[3]) Michel, Lothar, Der Gang der Reformation in Franken, auf Grund kritischer Übersicht über die bisherige Literatur dargestellt. Erlangen, Palm & Enke 1930. 166 S. gr. 8°. = Erlanger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Bd. IV. ℳ 8,50.

zugleich ein Bewußtwerden der noch zu lösenden Aufgaben darstellt, hat ihr besonderes Recht für ein Gebiet, das sich in der territorialen Geschichtschreibung besonderer Wertung erfreut. Immerhin war der fränkische Kreis so vielgestaltig, daß sich seine Territorien und Städte kaum auf die gleiche Linie stellen lassen. — Wie übrigens in einer einzelnen kirchlichen Einrichtung die territoriale Forschung noch vor großen Aufgaben steht, zeigt Ernst Schmidts Geschichte des evangelischen Gesangbuches in Rothenburg.[1]) Hier wird zur inneren Geschichte des deutschen Protestantismus ein Beitrag gegeben, dessen Nachahmung in dieser Form für andere deutsche Gebiete dringend zu wünschen wäre. Überraschend die Feststellung, daß im 16. Jahrhundert weitgehende Übereinstimmung in Liturgie, Kirchenmusik und Gemeindegesang zwischen Rothenburg und den benachbarten Städten geherrscht hat. Dann aber folgte die Zeit selbständiger liturgischer Arbeit. Große Musiker wie Erasmus Widmann und große Theologen wie J. L. Hartmann waren Träger solcher Bestrebungen. Daß letzterer das Gesangbuch als Andachts- und Erbauungsbuch in den Dienst der Hausandacht stellen wollte, ist bezeichnend für diesen Vorläufer Speners.

Die Entwicklungsgeschichte des deutschen Protestantismus kann diesmal nur in wirklich bedeutenden Erscheinungen Erwähnung finden. Zuerst sei Werner Elerts Morphologie des Luthertums (1931) genannt, dessen erster Band „Theologie und Weltanschauung des Luthertums hauptsächlich im 16. und 17. Jahrhundert" vorliegt. Daß ein solches Werk eine Lücke ausfüllt, nachdem Troeltsch und andere wesentlich den Kalvinismus behandelt haben, liegt auf der Hand. Freilich die Schwierigkeiten sind groß. Wie ist es möglich, das Gesamtbild einer Größe zu entwerfen, die den stärksten Veränderungen unterworfen war? Wer kann die religiösen Kräfte reinlich aus der Gesamtheit aller Elemente scheiden, die Geschichte machten? Und dann, wie oft wirken die im Luthertum wurzelnden Motive sogar dort, wo persönliche Bindung an das evangelische Christentum nicht mehr vorhanden ist. Schließlich die Hauptfrage: Wo liegen denn überhaupt die bewegenden Kräfte? In Bekenntnissen haben sie doch schon Gestalt angenommen. Elert sagt: „Die Morphologie schreibt nicht die Theologie Luthers; sie sucht in ihr vielmehr nur denjenigen Punkt ausfindig zu machen, der den ganzen Bau des nachfolgenden geschichtlichen Luthertums zu tragen vermag. Das wäre dann der evangelische Ansatz." Dieser evangelische Ansatz (1. Unter dem Zorn Gottes; 2. Vom Evangelium) bildet den Ausgangspunkt;

[1]) Schmidt, Ernst, Die Geschichte des evangelischen Gesangbuches der ehemaligen freien Reichsstadt Rothenburg o. d. T. Rothenburg, J. P. Peter 1928. Ausgabe 1929. 284 S., mehr. Taf., 1 Titelb. gr. 4°. Kunstldr. *RM* 20,—.

daran schließen sich notwendig die beiden weiteren Teile: „Dogma und Kirche" und „Weltanschauung". Im übrigen versucht Elert, in allen Veränderungen eine Konstante zu finden, die als Dominante alles andere bestimmt oder wenigstens mitbestimmt. Neben den Schriften und Bekenntnissen der Reformation sind die Theologen des 17. Jahrhunderts stark herangezogen. Dagegen tritt das letzte Jahrhundert auffallend zurück. Der 2. Band, der die Soziologie bringt, wird über das Gelingen der Arbeit, die auf solcher Grundlage aufbaut, entscheiden. — In den Arbeiten zur Geschichte des Pietismus kann Otto Uttendörfers Buch „Zinzendorfs Weltbetrachtung" (1929) einen Wendepunkt bedeuten. Nicht etwa deshalb, weil in dem Heranziehen der ungedruckten Reden Z.s ein ungeheures Quellenmaterial neu erschlossen ist, sondern weil die hier vorgetragene Auffassung Z.s so völlig dem üblichen Bild des gefühlsseligen, sentimentalen Mannes widerspricht. Grundlegend ist für Z. nach Uttendörfer der Individualitätsgedanke (das Leben und seine Mannigfaltigkeit, die Vielheit der Kirchen und die Einheit der Kinder Gottes, die Geschichte und die Entwicklung). Dadurch werden die Tropenidee, die Ablehnung der pietistischen Erziehung u. a. aufgehellt. Die Abkehr von der pietistischen Verfallstheorie in der Geschichtsbetrachtung (jede Zeit hat ihren epochialischen Geist) findet so ebenfalls ihre Erklärung. Auch die Abhandlung über Wort, Inspiration, Gefühl, Glauben geht durchaus neue Wege. Ob sich die Zinzendorfforschung bisher zu stark durch die Absonderlichkeiten dieses Mannes hat blenden lassen? Fast noch stärker setzt sich eine andere kleine Schrift Uttendörfers für Zinzendorf ein, den er hier sogar den genialsten Liturgen der evangelischen Christenheit nennt.[1]) Tatsächlich sind in dieser Zeit der Auflösung der alten liturgischen Gestaltungen Z.s Versuche, neue Formen zu finden (Singstunden, Liebesmahl, Bereicherung und Ergänzung der reinen Predigtgottesdienste u. a.) sehr beachtlich. Hier schuf eben ein Mann, der sich geschichtlich nicht gebunden fühlte. — Nicht so sehr überrascht wird der Forscher durch Karl Aners Buch „Die Theologie der Lessingzeit" (1929), da der Verfasser mehrere schon veröffentlichte Aufsätze hineingearbeitet hat. Immerhin ist das Zeitalter der sog. Neologie (etwa 1740—90) gründlichst erfaßt und seine Theologie von der des Wolffianismus und Rationalismus abgegrenzt. Das Verhältnis zwischen Vernunft und Offenbarung wird für die Neologie an Jerusalems „Vornehmsten Wahrheiten" gezeigt: der Offenbarungsbegriff bleibt erhalten, aber man gibt ihm die Vernunftwahrheiten zum Inhalt. Fein ist auch die Doppelstellung Lessings herausgestellt, der aber in der Preisgabe der Offenbarung dem Rationalismus

[1]) Uttendörfer, Otto, Zinzendorfs Gedanken über den Gottesdienst. Herrnhut, Winter 1931. 79 S. gr. 8°. Lw. ℳ 2,80.

vorarbeitete. — In die Übergangszeit führt Wilhelm Maurer „Aufklärung, Idealismus und Restauration" ein.[1]) Der 1. Band gibt im wesentlichen das gleiche Bild, das Wernle vom Schweizer Protestantismus dieser Zeit entworfen hat: Vernünftige Orthodoxie, Neologen, Rationalisten, Supranaturalisten, die Unterströmung in der mystisch-magischen Naturphilosophie, die Theosophen, der pietistischen Kreise in der Brüdergemeinde. Aber der 2. Band führt in seinem Gedankenreichtum zu einer Deutung unserer kirchlichen Lage in der Vorkriegszeit. Das Weiterleben der Aufklärung, die doch den Idealismus wieder überwindet, in ihren beiden Richtungen, der religiös-bejahenden und positivistisch-materialistischen, die Wesensbestimmung der Kirche der Restauration durch den Pietismus, der in der Übernatürlichkeit der Person Christi den entscheidenden Punkt sieht, sind für die Kirche des letzten Jahrhunderts entscheidend geworden. Diese Vorgänge geschichtlich an dem theologischen und kirchlichen Leben eines einzelnen deutschen Landes entwickelt zu haben, ist das große Verdienst Maurers. Wie wenig die Erweckungsbewegung als selbständige und einheitliche Bewegung angesehen werden darf, das drängt sich dem Leser auch in dem kleinen Buch auf, das Hermann Petrich über den Trieglaffer Kreis geschrieben hat.[2]) Petrich selbst steht dieser Fragestellung fern. Ihm kommt es allein darauf an, das religiöse Leben in allen seinen Kräften und Wirkungen zu erfassen, das in jenem berühmten Kreise der Erweckten in Pommern gelebt worden ist. — Auch Ewalt Quittschaus Buch „Das religiöse Bildungsideal im Vormärz" (1931) stellt den Forscher in diese religiöse Übergangszeit hinein, indem es den Seminarunterricht Preußens während des Ministeriums Altenstein auf seine religiöse Seite hin prüft. Man erkennt auch hier: Die politische Restauration macht wohl die Religion zur Grundlage des Bildungsideals; aber dieser Bildungswille geht nicht aus einer eigenen geschlossenen religiösen Überzeugung hervor. Deshalb herrscht die Aufklärung weiter. Quittschau sagt: „Die Kurve der Aufklärung sinkt beim Andringen pestalozzianischer, romantischer und christgläubiger Gedanken und Impulse, einen Augenblick scheint es einer eigengeprägten restaurativen Haltung fast zu gelingen, sie verschwinden zu machen, am Ende indessen liegt sie, nachdem

[1]) Maurer, Wilhelm, Aufklärung, Idealismus und Restauration, Studien zur Kirchen- und Geistesgeschichte in besonderer Beziehung auf Kurhessen 1780—1850, 2 Bde. Gießen, Töpelmann 1930. XII, 149; V, 296 S. gr. 8°. = Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus. 13. u. 14. H. ℛℳ 9,— u. ℛℳ 13,50.

[2]) Petrich, Hermann, Adolf und Henriette von Thadden und ihr Trieglaffer Kreis. Bilder aus d. Erweckungsbewegung in Pommern. Stettin, Fischer & Schmidt 1931. 104 S., mehr. Taf. gr. 8°. = Forschungen zur Kirchengeschichte Pommerns. Bd. 2. ℛℳ 3,—.

sie sich durch manches Andersgeartete, dieses modifizierend und wiederum ihm sich angleichend, verstärkt hat, in ruhiger Führung vor aller Augen."

Die katholische Forschung zur Reformation und Gegenreformation hat durch ihre Zusammenfassung in der Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum starken Antrieb erhalten. Sowohl die Neuausgaben der Werke katholischer Schriftsteller aus dieser Zeit schreiten rüstig vorwärts, als auch Einzelarbeiten sind in großer Zahl erschienen. Wie sehr sich das katholische Gesamturteil über die Reformation wesentlich geändert hat, zeigt die Antrittsvorlesung des Breslauer Privatdozenten für Kirchengeschichte Hubert Jedin, die sich einen Überblick über die Forschung zur Reformationsgeschichte seit 1876 zum Ziel gesetzt hat (1930). „Leistungen und Aufgaben der deutschen Katholiken"— so heißt es im Untertitel. Aber die Leistungen sind meist durch die Eingliederung in die geistesgeschichtliche Situation oder politischen Vorgänge begrenzt, Kritik wird an Denifles und Grisars Werken geübt und in der Festlegung der Aufgaben spricht bei aller Wahrung der katholischen Haltung das ehrliche Bestreben, über Polemik und Apologetik hinauszukommen. Jedins Arbeit entspricht etwa einem Ausschnitt aus dem letzten Teil von Franz Schnabels großem Werk über Quellen und Darstellungen zur Reformationsgeschichte (Deutschlands geschichtliche Quellen und Darstellungen in der Neuzeit, 1931). Dieses Werk soll der Wattenbach der Neueren Geschichte sein. Dabei ist freilich an die Fassung gedacht, die Wattenbach 1858 den Geschichtsquellen Deutschlands im Mittelalter gegeben hat. Denn es ist kein Nachschlagewerk mit bibliographischer Vollständigkeit — das wäre bei Gust. Wolfs Quellenkunde der deutschen Reformationsgeschichte (2 Bde. 1915—23) nicht zu rechtfertigen. Vielmehr galt es, wie es wirklich geschehen ist, die quellenkritische Behandlung und die geistesgeschichtliche Einordnung der Geschichtswerke, Aktenpublikationen, Briefausgaben u. a. vorzunehmen. Daß dabei Schn. bei Guiccardini und Sleidan einsetzt und bis zu Brandi und der Propyläenweltgeschichte führt, ist ein Vorzug des Werkes.

Unter den Männern, die zweifellos mit starker Anteilnahme das Auftreten Luthers verfolgt haben, ohne religiös ihm folgen zu können, ragt Christoph Scheurl hervor. Stark umstritten ist seine Beurteilung in der Geschichtschreibung, so daß man die Arbeit von Wilhelm Graf, die gerade das kirchlich-religiöse Problem in den Mittelpunkt stellt, mit Freuden entgegennimmt.[1]) Scheurls Gang ist der vieler Humanisten. Der konservative Sinn des Nürnberger Patriziers, die irenischen Neigungen der Humanisten, die

[1]) Graf, Wilhelm, Doctor Christoph Scheurl von Nürnberg. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner 1930. 159 S. = Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance. Bd. 43. *RM* 7,20.

Verbindungen mit vielen katholisch bleibenden Freunden haben dieses Mitglied der sodalitas Staupiciana immer fester in der katholischen Welt verankert. Während eines späteren Wittenberger Aufenthalts war diese Entwicklung bereits abgeschlossen. Das alles hat Graf sehr gut herausgearbeitet, und auch das stärkere Heranziehen des Archivmaterials würde dieses Bild schwerlich geändert haben.

Zur Geschichte der Gegenreformation im alten deutschen Reichsgebiet liegen größere Werke vor. Zunächst kann man bei Karl Schellhass die gewaltigen Wirkungen verfolgen, die von einem einzelnen Katholiken, dessen Kräfte in der katholischen Restauration Italiens wurzeln, ausgegangen sind. Sch. wählt den Dominikaner Felician Ninguarda, dessen Wirken in Süddeutschland und Österreich er bis zum Jahre 1577 nachgeht.[1]) Überraschend ist doch hier die Feststellung, wie wenig zunächst der Augsburger Religionsfrieden für die römische Kirche bedeutete. Denn die Auflösung der alten kirchlichen Ordnung ging unaufhaltbar sogar in den habsburgischen und wittelsbachischen Ländern weiter. Wie hat Ninguarda kämpfen müssen, um ein paar Grundsteine zur kirchlichen Reform legen zu können. Überall Widerstände, selbst im hohen Klerus — von den Klöstern ganz abgesehen. Aber die Verbindung mit Rom — mehrmals ist N. in Rom gewesen, um mit päpstlichen Instruktionen ausgerüstet besondere Autorität ausüben zu können — brachte schließlich den Erfolg. — Inwieweit der Jesuitenorden der Träger der kirchlichen Restauration in Deutschland gewesen ist, das ist das Thema der von C. Mirbt angeregten Arbeit von W. Schäfer über Petrus Canisius.[2]) Man weiß, daß C., dessen Heiligsprechung das Jubiläumsjahr 1925 brachte, sich am Ende seines Lebens nicht mehr der uneingeschränkten Gunst seines Ordens erfreut hat. Nicht im Machtkampf des Ordens um die Herrschaft in Deutschland wollte C. Führer sein, sondern in der Neubelebung des deutschen Katholizismus der Kirche das verlorene Terrain wiedergewinnen. Damit weitet sich Sch.s bedeutsame Untersuchung zur Kritik des Jesuitenordens aus: Weder Wollen noch Können gab seiner Mitarbeit an der Reform der katholischen Kirche Deutschlands eine anerkennenswerte Grundlage. Seine Stellungnahme zu den entsprechenden Forderungen wie schließlich zu der Person des Canisius selbst zeugt als

[1]) Schellhass, Karl, Der Dominikaner Felician Ninguarda und die Gegenreformation in Süddeutschland und Österreich 1560—1583, Bd. 1. Rom, W. Regenberg, Auslief. Carl Fr. Fleischer, Leipzig 1930. XII, 355 S. 4° = Bibliothek d. Preuß. histor. Instituts in Rom. Bd. 17. ℛℳ 25,—.

[2]) Schäfer, Walter, Petrus Canisius. Kampf eines Jesuiten um d. Reform d. kath. Kirche Deutschlands. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1931. 174 S. gr. 8°. ℛℳ 9,60; Lw. ℛℳ 11,50. — Zugleich sei hier auf die Auswahl aus den Werken des C. hingewiesen, die Johannes Metzler hrsg. hat (Düsseldorf, L. Schwann 1931, Religiöse Quellenschriften, Nr. 72).

der beste Beweis aus der Geschichte, quellenmäßig am Beispiel des C. und seiner Epoche belegt, gegen den Orden überhaupt. — Ein anderes Lebensbild aus dem Zeitalter der Gegenreformation legt K. Schwindel in seiner Biographie Jakob Reihings (1579—1628) vor.[1]) R., ein bayrischer Jesuit, der am Hofe Wolfgang Wilhelms v. Pfalz-Neuburg lebte und dessen Übertritt zum katholischen Glauben rechtfertigte. Aber R. nahm 1621 den evangelischen Glauben an und starb als Superintendent des Tübinger Stiftes. In dieser Tat spricht die Wirkung, die vom Schriftprinzip in seiner unüberbietbaren Folgerichtigkeit ausgeht. Die Schriften, die seinen Übertritt begleiten, zeigen die Gehässigkeit der konfessionellen Polemik der Zeit. Man freut sich deshalb, einmal von dieser Seite der Kontroversliteratur abgelenkt zu werden und die Methode kennenzulernen, die die katholischen Schriftsteller zur Widerlegung der protestantischen Angriffe auf Lehre, Kultus und Verfassung ihrer Kirche anwandten. Dies ist der Inhalt der Arbeit von Polman über die polemische Methode der ersten Gegner der Reformation.[2]) P. führt auf Grund umfassender Kenntnis der betreffenden Literatur (bis 1570) den Nachweis, wie die katholischen Schriftsteller in diesem Abwehrkampf die alten Autoritäten (Papst, Patres, Konzile) im Gegensatz zum protestantischen Schriftprinzip festigen und sichern. Die methodologische Frage wird durchaus dogmatisches Anliegen. Daß die Protestanten durch ihren zeitweiligen Rückgang auf die Geschichte (Melanchthon!) die katholischen Theologen mehr in diesem Verfahren bestärkten als erschütterten, wird von P. klar herausgearbeitet. — Für weitere Kreise sind die beiden Biographien von Borromaeus und Loyola bestimmt, die L. Celier[3]) und V. Kolb[4]) geschrieben haben. Celiers Werk hat bereits in Frankreich eine große Lesergemeinde gewonnen. Man kann von solchen Werken keine kritische Einstellung erwarten. Sie sind trotz ihres historischen Stoffes eher Beiträge zur Konfessionskunde. Celiers Werk wäre es noch mehr, wenn er den Kanonisierungsprozeß eingehender geschildert hätte. Größere Bedeutung kommt Kolbs Buche zu. Ein Jesuit schreibt die Lebens-

[1]) Schwindel, Kurt, D. Jakob Reihing. Ein Beitr. zur Geschichte d. Gegenreformation. München, Kaiser Verl. 1931. XI, 175 S. gr. 8°. = Einzelarbeiten aus d. Kirchengeschichte Bayerns. Bd. 13. ℛℳ 7,50.

[2]) Polman, P. O. F. M., Die polemische Methode der ersten Gegner der Reformation. Münster, Aschendorff 1931. VIII, 38 S. gr. 8°. = Katholisches Leben und Kämpfen im Zeitalter der Glaubensspaltung. H. 4. ℛℳ 1,20.

[3]) Celier, Leonce, Der heilige Karl Borromäus (1538—1584). Übers. von Mühlan, A. u. Kammer, Karl. Trier, Paulinusdruckerei 1929. 180 S., 1 Titelb. 8° ℛℳ 4,50.

[4]) Kolb, Victor S. J., Das Leben des hl. Ignatius v. Loyola; unter Benutzung der neuesten Quellen, aus dem Nachlaß hrsg. v. Fr. Hatheyer S. J. Freiburg, Herder & Co. 1931. VIII, 159 S. 8° = Jesuiten. Lw. ℛℳ 4.80.

beschreibung des Gründers seines Ordens, die sich wie überhaupt die Sammlung „Jesuiten" an alle wendet. Hier hat man die Darstellung, wie sich das Bild des Gründers im eigenen Orden widerspiegelt und wie man es weitergibt. Die Bedeutung eines solchen Buches neben allen reinwissenschaftlichen Arbeiten ist damit gegeben. — Die religionsgeschichtlichen Zusammenhänge der Exercitia spiritualia aufzuhellen, ist die Aufgabe, die sich L. Zarncke gestellt hat.[1]) Daß Verbindungslinien zwischen diesem Werk und der spätmittelalterlichen Erbauungsliteratur zu ziehen sind, das hat neben anderen schon Heinrich Boehmer meisterhaft gezeigt. Z. knüpft daran an, aber ihre Arbeit gewinnt dadurch ein neues Element, daß sie nicht den Vergleich auf Grund der methodischen Seelenpflege, sondern der religiösen Anschauungswelt gibt. Marien- und Heiligenverehrung, Nachahmung Christi, Eschatologie, Mystik, Kirche, Ethik sind die Vergleichspunkte. Das Bild, das sich ergibt, kann nicht einheitlich sein. Aber überraschend ist, wie stark Spannungen vorherrschen. Vor allem darin, daß Ignatius den Erlöser unter dem Bild des siegreichen Führers im Kampf sieht oder in der Nachfolge Christi die Ausbreitung des Glaubens betont, offenbart sich die zeitgeschichtliche Gebundenheit seines Werkes.

Dagegen hat v. Pastors Geschichte der Päpste das Zeitalter der kirchlichen Restauration verlassen.[2]) Unter dem Pontifikat Urbans VIII., des Papstes aus dem florentinischen Handelsgeschlecht, setzt die an Mißerfolgen und Demütigungen für die Päpste reiche Zeit der Staatsräson ein. Das Herauswachsen der romanischen und habsburgischen Länder aus der kirchlichen Gebundenheit vollzieht sich in Riesenschritten. Die Regierungsmaßnahmen verraten immer stärker die Abneigung gegen die von den Jesuiten beherrschte Kirche, da die protestantischen Länder in ihrem wirtschaftlichen Aufstieg die katholischen weit in Schatten stellen. Eine Zeit übervoll an entscheidenden politischen und kirchlichen Ereignissen zieht in diesen letzten Bänden von Pastors Papstgeschichte — nur der 2. Teil des 16. Bandes steht noch aus —

[1]) Zarncke, Lilly, Die Exercitia Spiritualia des Ignatius von Loyola in ihren geistesgeschichtlichen Zusammenhängen. Leipzig, Heinsius 1931. XI, 180 S. gr. 8°. = Schriften d. Vereins f. Reformationsgeschichte. Jg. 49, H. 1. Nr. 151. *RM* 4,80.

[2]) Pastor, Ludwig Freiherr von, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Bd. 13, Abt. 2: G. d. P. im Zeitalter der kath. Restauration u. des Dreißigjährigen Krieges, Urban VIII. (1623—44), 2. Teil, Freiburg, Herder & Co, 1929; Lw. *RM* 18.—. Bd. 14: G. d. P. im Zeitalter des fürstlichen Absolutismus. Von der Wahl Innocenz' X. bis zum Tode Innocenz' XII. (1644—1700), 2 Tle., 1929—30; Lw. *RM* 22.— u. 20.—. Bd. 15: Von der Wahl Klemens' XI. bis zum Tode Klemens' XII. (1700 bis 1740); 1930; Lw. *RM* 25.—; Bd. 16 Abt. 1: Benedikt XIV. u. Klemens XIII. (1740—1769); Lw. *RM* 27.—.

an dem Leser vorüber. Der Westfälische Frieden, gegen dessen kirchliche Bestimmungen päpstlicher Protest wirkungslos verhallt, der Utrechter Frieden, der in uralte päpstliche Lehnsrechte rücksichtslos eingreift, die letzten Etappen des Türkenkrieges, wo päpstliche Führung nochmals dem Abendland große Aufgaben zuweist — allerdings das katholische Frankreich versagt völlig —, die Vernichtung des französischen Protestantismus, die eine reine Staatsaktion war, der Prozeß gegen Galilei, die Unterdrückung des Jansenismus und Quietismus, die Ritenstreitigkeiten auf den Missionsfeldern im fernen Osten, der Kampf gegen den Jesuitenorden, die erfolglose Abwehr der Aufklärung u. a., das sind alles Vorgänge, deren Einreihung in die Kirchengeschichte, die doch zugleich eine Wertung bedeutet, an den konfessionellen Historiker höchste Ansprüche stellt. v. Pastor hat in diesen Bänden am Aufbau der Darstellung nichts geändert. Die einzelnen Päpste von Urban VIII. (1623—44) an bis auf Klemens XIII. (1758—69) stehen im Vordergrund, Wahl, Leben, Leitung der Kirche, Förderung von Kunst und Wissenschaft — so z. B. die Schilderung Roms als Barockstadt — sind nach bekanntem Schema behandelt. Auch diesmal wird die Papstgeschichte zur universalen Kirchengeschichte, in der bei den starken von den staatlichen Mächten ausgehenden Wirkungen die politischen Ereignisse stark hervortreten. Dagegen tritt die eingreifende geistige Revolution des Zeitalters hinter den äußeren Vorgängen in der Darstellung zurück. Wer an diese Bände mit der Frage herantritt, warum die neugefestigte Kirche der Restauration so schnell die Führerschaft wieder verlor und selbst eine schwere innere Krisis durchmachte, oder warum der fürstliche Absolutismus in seiner brutalsten Form— ebenso wie die religiös radikalste Form der Aufklärung — in den katholischen Ländern zur Herrschaft gelangte, findet in diesem Werk nur unzureichend Antwort. Die Grundfragen, die jene Zeit dem Historiker stellt, bleiben weithin unberücksichtigt, und die Vielheit der berichteten Vorgänge und Handlungen können über diesen Mangel nicht hinwegtäuschen.

Eine wertvolle Ergänzung zu v. Pastors Werk könnte W. Deinhardts Studie über den Jansenismus in deutschen Landen sein.[1]) Man ist nun eigentlich müde der Personen, Bücher, Verordnungen, Vorgänge und verlangt das Eingehen auf die Sache. Man erwartet in einem solchen Buch die religiöse Auseinandersetzung des deutschen Theologen mit der jansenistischen Anschauungswelt. D. ist jedoch mit seiner Arbeit nur im Vorhofe stehen geblieben,

[1]) Deinhardt, Wilhelm, Der Jansenismus in deutschen Landen. Ein Beitr. zur Kirchengeschichte d. 18. Jh. München, Verlag J. Kösel & F. Pustet 1929. VII, 142 S. gr. 8°. = Münchner Studien z. histor. Theologie. 8. ℳ 5,—.

erfüllt allerdings in dieser Begrenzung durchaus seine Aufgabe, so daß man vieles lernen kann. Der Leser hört von der Aufnahme der jansenistischen Ideen in Deutschland, den Warnungen und dem Wohlwollen, den Übersetzungen und der Ausbreitung der jansenistischen Literatur, der staatlichen Unterdrückung der Constitutio Unigenitus durch ein kaiserliches Hofdekret (1781). Aber die theologische Erörterung verliert durch die enge Kettung an Personen und Bücher. Gerade hier hätte eine aus der Materie selbst hervorgehende Gliederung einen weitreichenden Blick in die Theologie der Zeit gewähren können.

Daß die katholische Kirche durch ihre rein ablehnende Haltung sich nicht bloß stärksten religiösen Kräften verschlossen, sondern auch die Abwendung der französischen Religionsphilosophie besiegelt hat, steht fest. Ungelöst bleibt freilich immer noch die Frage, inwieweit dadurch die radikale Schwenkung der französischen Philosophie bedingt ist und ob die Kirche durch die innere Verarbeitung dieser religiös so lebendigen Elemente das Eindringen der Aufklärung hätte ausgleichen können. Gerade die Untersuchungen zur katholischen Aufklärung sind spärlich. Die Anregungen, die von Sebastian Merkle, aber auch von seinen Gegnern, hätten ausgehen können, sind doch nur teilweise auf fruchtbaren Boden gefallen. Erst in den letzten Jahren scheint sich eine Wendung vorzubereiten. Die feinsinnige Arbeit von Rup. Gießler über die geistliche Lieddichtung der Katholiken im Zeitalter der Aufklärung (1929) greift in die treibenden Kräfte der Frömmigkeit dieser religiösen Haltung ein. Leider sind nur Bruchstücke der Berliner Dissertation von Burch. Thiel über die Liturgik der Aufklärungszeit in Deutschland (1926) gedruckt. Auch führende deutsche Theologen der Zeit, wie Engelbert Klüpfel, Anselm Desing, Gerbert v. St. Blasien, dessen Briefwechsel im Erscheinen ist, Eulogius Schneider, Wessenberg, und die rheinischen Kurfürsten finden wieder stärkere Beachtung. Besondere Erwähnung verdient A. Vierbachs Arbeit über die liturgischen Anschauungen des Vitus Anton Winter (1750—1814).[1]) Teils greift V. weit über sein Thema hinaus, da er auch die Anschauungen anderer katholischer Theologen der Zeit heranzieht, teils führt seine Arbeit gerade in die Stücke katholischen Kirchentums wie Brevier, Rituale, Missale ein, deren Bestand am stärksten von allen Umgestaltungen gesichert erscheint. W. führte zu seinen Reformbestrebungen die Erkenntnis, daß die allgemeine Gleichgültigkeit, ja sogar die weit verbreitete Feindschaft gegen die Kirche in den Formen des kul-

[1]) Vierbach, Albert, Die liturgischen Anschauungen des Vitus Anton Winter. Ein Beitr. zur Geschichte d. Aufklärg. München, Verlag J. Kösel & F. Pustet 1929. VIII, 242 S. gr. 8°. = Münchner Studien zur historischen Theologie. H. 9. RM 7,50.

tischen Lebens begründet wäre. Deshalb arbeitet W. ganz in der Geisteshaltung der Zeit, die mit pädagogisch-ethischen Ideen das Übernatürliche ausscheidet. Daher der Wegfall vieler Messen im Proprium de Sanctis und die Verachtung der Privatmessen als Meßgewerbe. Die Elemente der natürlichen Religion gewinnen entscheidenden Einfluß. Das Staatsleben (Krieg, Frieden, Geburtstag des Fürsten) verschafft sich Geltung, Feste entstehen zum Wechsel der Jahreszeiten, ein Fest der Jugend kommt zur Einführung: alles in allem durchgreifende Änderungen, die fast auf eine Neugründung hinauslaufen.

Erst allmählich findet die Kirchengeschichte des letzten Jahrhunderts in katholischen Kreisen die ihr zukommende Beachtung. Das Interesse ist hier aber zu einseitig biographisch, wie die Werke über die Päpste und Kirchenfürsten der Zeit zeigen, oder die großen kirchenpolitischen Kämpfe wie der Kulturkampf haben die wissenschaftliche Arbeit angezogen. Wenig Arbeiten liegen zur Geschichte der Theologie vor. Nur die alte Tübinger Schule hat das wissenschaftliche Interesse stark gefesselt, so daß man über ihre Entstehung und Tendenzen klar urteilen kann. Mancher ihrer Gegenspieler ist damit auch in das helle Licht der Geschichte gerückt. Nun hat die Görresgesellschaft eine neue Reihe Veröffentlichungen zur Kirchen- und Papstgeschichte der Neuzeit vorgelegt. Hubert Bastgen bringt im 1. Band (1929) Forschungen und Quellen zur Kirchenpolitik Gregors XVI. Wenn weiter in diesem Umfang das Archivmaterial herangezogen werden kann, dann wird dieses Buch in der Bearbeitung der Papstgeschichte des letzten Jahrhunderts einen Markstein bilden. So lange nur die päpstlichen Verordnungen bekannt bleiben, kann sich der große Kreis der Historiker doch nur mehr oder weniger als Zuschauer fühlen. Wie sehr wünscht man z. B. wirklich Akten zu lesen, die das Wirken des jetzigen Papstes betreffen. Man denke an die weittragenden politischen Folgen seiner Sendung als Nuntius in Polen, als Visitator in Rußland und Litauen. Wie umstritten ist seine Stellung, die er an der deutschen Ostgrenze in der Zeit der Abstimmungswirren einnahm. Dann die vielen Konkordatsverhandlungen, die unter seiner Führung vor sich gegangen sind. Das Buch, das Friedrich von Lama ihm zu seinem goldenen Priesterjubiläum gewidmet hat[1]), übergeht wohl kein größeres Ereignis aus diesem Leben, die gewaltigen politischen Spannungen brechen hervor, der tiefe Einschnitt, der die neueste Periode in der Geschichte des Papsttums von der Vorkriegszeit trennt, ist richtig gesehen. Aber das Bild des Papstes ist doch ausschließlich in hellen Farben gesehen.

[1]) Lama, Friedrich Ritter von, Papst Pius XI. Sein Leben u. Wirken. Augsburg, Literar. Institut Haas & Grabherr Abt. Buchverl. 1930. VIII, 196 S., mehr. Taf. 4°. ℳ Lw. 6,60.

Die Geschichte bevorzugt meist nicht einzelne unter den Trägern des Geschehens so verschwenderisch und einseitig. Aber so lang die Archive verschlossen bleiben, ist eine letzte Stellungnahme unmöglich.

Auch die territoriale Kirchengeschichtschreibung für das deutsche Kulturgebiet gewinnt starke Bedeutung. Freilich überwiegen auch hier die Arbeiten, die auf der Grenzscheide kirchenpolitischer Vorfälle stehen. Der große Kampf, den die um Selbständigkeit ringende Kirche, die damit zugleich die Handlungsfreiheit wiederzugewinnen sucht, gegen die staatskirchlichen Prinzipien der politischen Reaktion und gegen die Bedrückungsversuche des Liberalismus, dessen Freiheitsdrängen sie ursprünglich im eigenen Interesse unterstützt hatte, führt, zieht in unserer Zeit der Neugründungen das Interesse auf sich. In der Konkordatsära reifen ja schließlich die Früchte dieses Ringens, das mit der Neuorganisation der Kirche nach den napoleonischen Wirren einsetzte. Für ein deutsches Territorium hat Aug. Hagen dies zur Darstellung gebracht. Man wünscht nur seiner Arbeit, die die Kämpfe in Württemberg während der Jahre 1848—62 erfaßt (2 Teile, 1928), die Erweiterung bis hinein in die ersten Anfänge der Reorganisation der katholischen Kirche in Süddeutschland. Für die Entstehung der oberrheinischen Kirchenprovinz liegen übrigens in den 3 Bänden des Freiburger Diözesanarchivs (N. F. 28—30, 1927—30) wertvolle Quellen und Abhandlungen vor. Dagegen hat sich K. Müller in seiner Schweizer Kirchengeschichte ein umfassenderes Ziel gestellt.[1]) Der Zusammenbruch der Kirche in der französischen Zeit, die Reformversuche Wessenbergs, die Wiederherstellung der Organisation, der Kampf gegen den politischen Liberalismus, die neuen Träger des kirchlichen Gedankens in den Orden, Vereinen und Parteien: alles dies ist vom streng katholischen Standpunkt aus gesehen und beurteilt. Also liegt hier kein sine ira et studio geschriebenes Werk vor. Aber gerade aus diesem Buch erkennt man, wie die politischen Mächte in ihrem Kampf gegen das Selbständigkeitsstreben der Kirche deren Herrschaft indirekt gefördert haben.

Breslau. Hans Leube.

[1]) Müller, Karl, Die katholische Kirche in der Schweiz seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co. 1928. 341 S. 8°. *RM* 8,—; Lw. *RM* 10,—.

FRIEDRICH BRAUN
ZUM SIEBZIGSTEN GEBURTSTAGE.

2. AUGUST 1932.

Mit 58 Jahren hat Friedrich Braun sich eine neue Heimat in Deutschland begründet. Nach fast dreißigjähriger Tätigkeit an der Petersburger Universität siedelte er nach Leipzig über, und er erklärte sich bereit, 1922 an der Universität das Lektorat für russische Sprache zu übernehmen. Aber sehr bald dehnte er diese Tätigkeit vom Sprachunterricht zur wissenschaftlichen Arbeit aus. Als ihm im Winter 1926/27 der Lehrstuhl für osteuropäische Geschichte übertragen wurde, brachte er bereits Schüler mit, die von der russischen Sprache her zur geschichtlichen Forschung gekommen waren. Der Raum, der ihm jetzt innerhalb des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte als osteuropäische Abteilung eingeräumt wurde, sah bald eine vielseitige, von eifrigen Schülern getragene Tätigkeit und dazu eine Bibliothek, die in wenigen Jahren aus bescheidenen Anfängen von etwa 600 zu mehr als 2600 Bänden anwuchs. Die durch Brauns persönliche Beziehungen im Austausch ermöglichte Erwerbung der von der Petersburger Archäographischen Kommission und anderen wissenschaftlichen Organisationen herausgegebenen Quellen zur älteren russischen Geschichte gab der Bibliothek die feste Grundlage; die neuere russische historische Literatur und vor allem bibliographisches Material und Zeitschriften schlossen sich an und ergänzten sich zu einer Arbeitsstätte, wie sie in Deutschland nur an ganz wenigen Stellen vorhanden ist.

Dies alles leistete Friedrich Braun auf einem Gebiete, dem seine Arbeitskraft ursprünglich nur mittelbar gegolten hatte, denn als Germanist hatte er sich den germanischen Spuren auf russischem Boden zugewandt, hatte russisch-skandinavische und russisch-slavische Forschungen betrieben; in Leipzig aber wurde die gesamte osteuropäische Geschichte zur beherrschenden Aufgabe. Vor-

lesungen und Übungen erstreckten sich jetzt auf mittelalterliche, neuere und neueste russische Geschichte, und schon das erste halbe Dutzend der von ihm veranlaßten Arbeiten zeigte deutlich die Vielseitigkeit seiner Anregungen, die sowohl der politischen Geschichte und dem Werden des politischen Denkens in Rußland als auch der russischen Geschichtsphilosophie und der kulturellen Arbeit Peters des Großen galten.

Man könnte angesichts solcher Tätigkeit zu der Meinung kommen, daß Brauns Stärke in wissenschaftlich-organisatorischer Tätigkeit liege, aber er würde seine Schüler nicht in so starkem Maße befruchten, wenn er nicht zugleich ein wahrhaft wissenschaftlicher Kopf wäre, ja das Vorbild eines ganz von wissenschaftlichen Problemen erfüllten Gelehrten darstellte. Nicht organisatorischer Wille, sondern wissenschaftliche Anregungskraft kennzeichnet den Mann, den Alle, die ihm nähertraten, um seiner Geistigkeit und echten Humanität willen verehren.

Ein stattlicher Kreis von Schülern zeigt sich in der bescheidenen Festgabe, die dem 70. Geburtstag Friedrich Brauns gelten soll: er möge mit Genugtuung mustern, was er in wenigen Jahren in Leipzig geschaffen hat. Der Aufschwung dieser osteuropäischen Abteilung ist so überraschend groß, daß nicht nur aufrichtigst gedankt werden muß, sondern daß sich die osteuropäische Abteilung und das Gesamtinstitut für Kultur- und Universalgeschichte nichts Besseres wünschen können als lange Fortsetzung einer so fruchtbaren Tätigkeit!

Die Herausgeber:

Prof. Dr. WALTER GOETZ Prof. Dr. GEORG STEINHAUSEN.

Die Schriftleitung:

Dr. HERBERT SCHÖNEBAUM.

VERÖFFENTLICHUNGEN FRIEDRICH BRAUNS.

Die letzten Schicksale der Krimgoten. St. Petersburg 1890.

Sonderabdruck aus dem Jahresbericht der Reformierten Kirchenschule zu St. Petersburg für 1889/90.

Mariupol'skie greki [Die Griechen von Mariupol]. St. Petersburg 1890.

„Živaja starina" II, 78—92.

Gipoteza prof. Budiloviča o gotskom proischoždenii nazvanija „Rus'" [Prof. Budilovič's Hypothese vom gotischen Ursprung des Namens Rus']. St. Petersburg 1892.

Zapiski Neofilologičeskago Obščestva II Nr. 1.

Něskol'ko slov o *Ὑλαία* i *Ἀχιλλέως δρόμος* [Einige Worte über *Ὑλ.* und *Ἀχ. δρ.*] Comment. philol. Sbornik v čest' J. V. Pomjalovskogo. St. Petersb. 1897.

Pedagogičeskoe otdělenie Neofilologičeskogo obščestva pri Sp. Universitetě [Die pädag. Sektion d. Neuphil. Ver. der Petersb. Univ.] 1898.

Obrazovanie, St. Petersburg 1898, Nr. 4.

Razyskanija v oblasti goto-slavjanskich otnošenij. I. Goty i ich sosědi do V veka. Pervyj period: goty na Vislě [Forschungen auf dem Gebiete der gotisch-slavischen Beziehungen. I. Die Goten und ihre Nachbarn bis zum V. Jh. Erste Periode: die Goten an der Weichsel]. St. Petersburg 1899.

Sbornik Otděl. russk. jazyka i slovesnosti Imper. Akad. Nauk. T. LXIV, Nr. 12.

Otčet o raskopkach v Tavričeskoj gubernii v 1898 g. [Bericht über Ausgrabungen im Taurischen Gouvernement im Jahre 1898]. St. Petersburg 1901.

Otčet Imper. Arch. Kom. 1898, p. 23—29.

Otvět Ju. A. Kulakovskomu [Antwort auf J. A. Kulakovskij's Rezension] in Žurnal Minist. Narodn. Prosv. Februar 1901, p. 500—527.

Žurnal Minist. Narodn. Prosv. März 1901, p. 218 ff.

A. N. Veselovskij (Nekrolog).

Žurnal Minist. Narodn. Prosv. April 1907 (neue Serie VIII).

Recenzija na K. F. Tiandera „Poězdki skandinavov v Běloe More" [Rezension über K. F. Tiander: „Die Reisen der Skandinaven ins Weiße Meer"].

Žurnal Minist. Narodn. Prosv. Oktober 1907 (neue Serie XI), p. 413—432.

Švedskaja runičeskaja nadpis', najdennaja na ostrově Berezani [Eine schwedische Runeninschrift von der Insel Berezan']. St. Petersburg 1907.

Izv. Imper. Archeol. Kom. XXIII, p. 66—75.

Priměčanija k t. I. trudov V. G. Vasil'evskogo [Anmerkungen zu Bd. I. der Werke von V. G. Vasil'evskij]. St. Petersburg 1908.

Trudy V. G. Vasil'evskogo. Izd. Akad. Nauk, t. I. [Werke von V. G. Vasil'evskij. Hrsg. v. d. Akad. d. Wiss. Bd. I.]

Kto byl Ingvar-putešestvennik? [Wer war Yngvarr der Weitgereiste?] 1910.

Zapiski Neofilol. Obščestva pri Imper. St. Peterb. Universitetě. IV.

Hvem var Yngvarr enn viðfǫrli? — Fornvännen 1910, p. 99 ff.

Dněprovskij porog v runičeskoj nadpisi [Eine Stromschnelle des Dnjepr in einer Runeninschrift]. St. Petersburg 1911.

Sbornik archeolog. statej, podnesennyj grafu A. A. Bobrinskomu, p. 270—276.

Romantizm. Jenskij kružok (Romantik. Jenaer Kreis). Istorija Zapadnoj literatury, hrsg. von Batjuškov, Bd. I. Petersburg 1913.

Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen. Stuttgart 1922. Japhetitische Studien I.

Zaimstvovannye slova [Die Lehnwörter]. Berlin 1923. „Beseda", Bd. I.

Pervobytnoe naselenie Evropy [Die Urbevölkerung Europas]. Berlin 1923. „Beseda", Bd. I. Sonderabdruck, Text verb. u. erg., ill. Berlin 1924.

Das historische Rußland im nordischen Schrifttum des X.—XIV. Jahrhunderts. Halle/S. 1924.
Festschrift für E. Mogk.

Varjagi na Rusi [Die Waräger in Rußland]. Berlin 1925.
„Beseda" VI—VII.

Rußland und die Deutschen in alter Zeit. Leipzig 1925.
„Germanica". Festschrift für E. Sievers.

Vorwort zu: W. Kljutschewskij, Geschichte Rußlands. Bd. I. Stuttgart 1925.

Über die russische „Intelligenz". Leipzig 1927.
„Kultur- und Universalgeschichte". Festschrift für W. Goetz.

Das Hochschulwesen der Sovetunion. Berlin 1930.
Das Akademische Deutschland. Bd. III.

Die Latinisierung der russischen Schrift.
Archiv für Schreib- und Buchwesen. 1930, Heft 3/4.

Systematische Bibliographie der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands der Jahre 1914—21. Berlin 1922—23.
I—IV u. Ergzbd. Hrsg. von Prof. Dr. F. Braun und Dr. H. Praesent.

Systematische Bibliographie der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands der Jahre 1922—23. Berlin 1924.
I—II. Hrsg. von Prof. Dr. F. Braun und H. Praesent.

Beseda. Žurnal literatury i nauki [Zeitschrift für Literatur und Wissenschaft]. Berlin 1923—25.
Hrsg. von Prof. Adler, A. Belyj, Prof. F. Braun, Maxim Gor'kij und V. Chodasevič. I—VII.

Kljutschewskij, W., Geschichte Rußlands. Stuttgart, Leipzig, Berlin 1925—26.
I—IV. Hrsg. von Prof. Dr. F. Braun und R. v. Walter.

Platonow, S., Geschichte Rußlands vom Beginn bis zur Jetztzeit. Leipzig 1927.
Hrsg. von F. Braun.

Im Auftrage der Russischen Akademie der Wissenschaften arbeitete außerdem Prof. Braun an der Vorbereitung einer wissenschaftlichen Ausgabe aller schwedischen Runeninschriften und altisländischen Sagas, die sich auf Rußland und den Orient beziehen (siehe die Berichte der Sektion für russische Sprache und Literatur der Akademie für 1900 Beilage X, 1901 Beilage XXII, 1902 Beilage XXI. Das gesammelte Material befindet sich im Archiv der Akademie Leningrad. Die bereits begonnene Drucklegung der Arbeit wurde durch den Kriegsausbruch 1914 unterbrochen (gedruckt 2 Bogen).

DIE KRÖNUNG DES STEPHAN PRVOVENČANI UND DIE BEZIEHUNGEN SERBIENS ZUM RÖMISCHEN STUHL.

VON MARIA LUISE BURIAN.

Wenn man mit Strzygowski den Begriff des „byzantinischen Kulturkreises" als Komplex einer ganzen Reihe von orientalischen und autochthon byzantinischen Strömungen faßt, so pflegt man das mittelalterliche Serbien in sein Bereich einzubeziehen. Denn die Slavenapostel Kyrill und Methodius, deren Schüler Serbien das Christentum brachten, waren Griechen aus Saloniki. Dem griechischen Alphabet waren zum größten Teil die altslavischen Schriftzeichen entlehnt. Man bekannte sich zur griechisch-orthodoxen Kirche und zur basilianischen Form des Mönchtums. Byzantinisch sind die Mosaiken und Fresken, mit denen man die Kirchen jener Zeit schmückte, byzantinisch größtenteils auch ihre architektonischen Formen.

Und doch war diese kulturelle Zugehörigkeit zu Byzanz zunächst nicht eindeutig bestimmt. Die Entwicklung, die allerdings in dieser Richtung verläuft, war erst im 14. Jahrh., kurz vor Beginn der Türkenherrschaft, endgültig abgeschlossen. Zunächst aber, im ausgehenden 12. und beginnenden 13. Jahrh., war die Stellung des jungen serbischen Staates zwischen Byzanz und Rom durchaus schwankend. Zwar wurzelten die inneren Grundlagen im Osten, doch das Politische drängte oftmals nach dem Westen. Dazu kommt, daß „der Kampf zwischen Rom und Byzanz um die Slaven" damals noch nicht völlig ausgetragen war, daß man sich von beiden Seiten um den Balkan bemühte und daß es daher für Serbien nahe lag, diesen Gegensatz der beiden Großmächte geschickt für seine politischen Zwecke auszunützen.

Ein Schlaglicht auf diese Gegensätzlichkeit wirft die Auseinandersetzung über die Krönung des Stephan Prvovenčani.

I.

Die Serben nennen Stephan, den Sohn Nemanjas (1196 bis etwa 1223), „Prvovenčani", d. h. der Erstgekrönte. Er war der erste König aus der durch den Groß-Župan Nemanja begründeten Dynastie der Nemanjiden und überhaupt der erste, der in einem ausgedehnten serbischen Reich die Krone trug.

Im Zusammenhang mit diesem bedeutenden Herrscher interessiert die serbischen Historiker immer wieder die Frage seiner Krönung, die man auf die widersprechendsten Weisen zu lösen versucht hat. Daß dies überhaupt zu einer Streitfrage werden konnte, erklärt sich aus dem großen Widerspruch zwischen den westlichen, lateinischen und den serbischen Quellen, die diese Krönung erwähnen. Gerade dieser Widerspruch aber beleuchtet die unentschiedene Stellung, die Serbien zu jener Zeit zwischen Rom und Byzanz, zwischen Katholizismus und griechischer Orthodoxie einnahm und die sich nicht nur politisch, sondern auch kulturell sehr stark auswirkte.

Thomas, Archidiakonus von Spalato (1200—1268), sagt in seiner Historia Salonitana[1]), nachdem er von dem Kreuzzug des ungarischen Königs Andreas II. gesprochen hat: „Eodem tempore[2]) Stephanus dominus Seruie sive Rasie[3]) qui mega iupanus[4]) appellabatur, missis apochrisariis ad romanam sedem impetrauit ab Honorio summo pontifice coronam regni. Direxit namque legatum a latere suo, qui ueniens coronauit eum primumque regem constituit terre sue." Mehr erfahren wir von Andrea Dandolo[5]), der in seiner Geschichte Venedigs, worin er auch Thomas' Historia Salonitana verwendet, unter dem Jahre 1217 erwähnt: „Stephanus quoque, dominus Raxiae et Serviae, qui Megavipanus appellatur, dum neptem quondam Henrici Dandulo Ducis accepisset in Conjugem ex suasione uxoris abjecto schismate per Nuntios a Papa obtinuit, ut Regio titulo decoratus esset, et per Legatum Cardinalem ad hoc missum una cum Conjuge coronati sunt."

[1]) Thomas Archidiaconus, Historia Salonitana. Digessit Fr. Rački. Monumenta spectantia Historiam Slavorum Meridionalium. Vol. 26. Zagrabiae 1894. S. 91. [2]) 1217.

[3]) Das Kerngebiet des Nemanjidenreichs Raška.

[4]) veliki župan, Groß-Župan, Titel der serbischen Fürsten.

[5]) Muratori, Rerum Italicarum Scriptores. Tomus XII. Mediolani 1728. S. 340—341.

Nach diesen beiden Quellen stellt sich die Angelegenheit folgendermaßen dar: Stephan, der Groß-Župan von Serbien, heiratet Anna, die Enkelin des großen Dogen Enrico Dandolo; auf Veranlassung der Frau tritt er aus der griechisch-orthodoxen in die katholische Religion über, schickt dem Papst Gesandte mit der Bitte um die Krone, die er auch durch einen päpstlichen Legaten erhält.

Ganz anders stellen die serbischen Quellen den Verlauf der Dinge dar. Ein Mönch aus dem serbischen Kloster Chilandar auf dem Berg Athos, Domentian[1]), schreibt im Jahre 1253 für König Uroš die Biographie seines großen Lehrers, des Heiligen Sava[2]). Hier[3]) sagt er, daß Sava, nachdem er als Erzbischof in sein Vaterland zurückgekehrt war und die Organisation der Kirche begonnen hatte, dem Papst durch den Bischof Methodius einen Brief schickte, in dem er ihm mitteilte, daß er durch Gott zum Erzbischof geweiht sei und ihn um seinen Segen und die Krone für seinen Bruder Stephan bat. Diese erhielt er auch und krönte den Groß-Župan in seiner erzbischöflichen Residenz Žiča.[4])

Als letzte Quelle ist die Biographie des hl. Sava von Theodosius[5]) (Ende des 13. Jahrh.), wohl gleichfalls einem serbischen Mönch in Chilandar, zu nennen. Diese Biographie[6]) ist eine ziemlich freie Umarbeitung des Werkes von Domentian, unter Beifügung einer ganzen Reihe neuer Momente, die hauptsächlich der mündlichen Überlieferung auf dem Berg Athos und in Serbien ent-

---

[1]) S. V. Ćorović in St. Stanojević, Narodna Enciklopedija („Volksencyklopädie"), Bd. 1, S. 621.

[2]) Jüngster Sohn Nemanjas Rastko, als Mönch Sava, Bruder Stephans. Erhält 1219 vom Kaiser und vom Patriarchen in Nicäa die Unabhängigkeit der serb. Kirche, deren erster Erzbischof er wird. Er leistet Hervorragendes in Bezug auf die Organisation derselben.

[3]) Život Svetog Simeuna i Svetog Save od Domentijana, izdao Dj. Daničić. („Das Leben des Hl. Simeon und des Hl. Sava von Domentian"). Beograd 1865. S. 245ff.

[4]) Das Kloster Žiča, eine Stiftung von Stephan Prvovenčani. Sitz des serbischen Erzbischofs, bis dieser Sitz etwa 1290 nach Peć verlegt wird. Heute Krönungskirche der serb. Könige.

[5]) S. V. Ćorović in St. Stanojević, Narodna Enciklopedija („Volksencyklopädie"), Bd. 4, S. 536. Hier auch Literaturangabe.

[6]) Theodosius ist von Daničić fälschlich unter dem Namen Domentian herausgegeben worden. „Život Svetog Save, napisao Domentijan". Izdao Dj. Daničić. Beograd 1860. S. 141ff. („Das Leben des Hl. Sava von Domentian").

nommen sind. Hier wird nun von einer Gesandtschaft nach Rom überhaupt nichts mehr erwähnt. Nachdem Sava als Erzbischof seinem Vaterlande die autokephale Kirche gebracht und Bischöfe eingesetzt hatte, krönte er seinen Bruder in Žiča. Von wem Sava die Krone erhielt, wird nicht gesagt. Aber es folgt eine genaue Beschreibung der Versammlung, der Zeremonien und der Rede, die Sava bei der Gelegenheit hielt.

Inwieweit sind nun diese beiden letztgenannten Quellen glaubwürdig? Ein serbischer Mönch unternimmt es, das Leben eines der am meisten verehrten Heiligen der serbischen Kirche zu beschreiben. Ein zweiter bearbeitet diese Biographie. Beide Viten sind durchaus im Legendenstil geschrieben, und es ist viel von Wundern darin die Rede.[1]) Domentian weiß etwas von einer Gesandtschaft an den Papst. Und tatsächlich existiert ein Brief Stephans an Honorius III. aus dem Jahre 1220, in welchem er ihn seiner Ergebenheit versichert und um den Segen für seine Krone und sein Land bittet. Hier bezeichnet er sich bereits als „Stephanus, dei gratia totius Servie, Dioclie, Tribunie, Dalmatie atque Chlumie rex coronatus."[2]) Offensichtlich wußte also Domentian von den Beziehungen Stephans zum Papst, schreibt jedoch die Initiative Sava zu, dem er ja auch den Akt der Krönung zuspricht. Diese liegt aber natürlich früher, als der Brief, da sich Stephan bereits offiziell als „rex coronatus" bezeichnet. Die Idee, daß der griechisch-orthodoxe Erzbischof, Schöpfer und Organisator der serbischen Kirche und Bekämpfer der katholischen „Häresie" in seinem Vaterlande, Sava, den Papst um Segen und Krone gebeten habe, hat etwas so Phantastisches, daß man auch in anderen Fragen die Zuverlässigkeit Domentians als historischer Quelle bezweifeln muß.

Noch weniger glaubwürdig erscheint der Bericht des Theodosius.

[1]) Momir Veljković sagt in seinem Aufsatz „Jedan srednjevekovni biograf" („Ein mittelalterlicher Biograph"), Glasnik Jugoslovenskog Profesorskog Društva, Knj. 12, Sv. 5, Beograd, Januar 1932, S. 415: „Domentian hat um den hl. Sava eine ganze christliche Legende gesponnen und gab ihr die Ausdehnung eines christlichen Romans. Das ist der erste selbständige (serbische) hagiographische Roman, aber mehr den Mönchen als dem Publikum außerhalb der Klöster zugedacht, denn der Schreiber beweist und illustriert jede künstlerische Idee ausführlich durch theologische Abhandlungen".

[2]) Publ. bei Rački, Starine („Altertümer") VII, S. 55.

Dieser erwähnt die Beziehungen Stephans zum Papst überhaupt nicht. Wenn nun auch vielleicht die mündliche Überlieferung, deren er sich zur Vervollständigung seines Werkes bedient, davon nichts weiß, so war er zumindest durch Domentian darüber unterrichtet. Daß er dies nun ganz stillschweigend übergeht und nur mitteilt, Sava habe den Bruder gekrönt, ohne den Ursprung der Krone auch nur zu erwähnen, dann aber in aller Breite auf die äußeren Umstände der Krönung eingeht, legt den Gedanken nahe, daß hier eine Geschichtsfälschung vorliegt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es diesem serbischen Mönch und Biographen des ausgehenden 13. Jahrh., einer Zeit, als sich Serbien fast vollständig dem griechisch-orthodoxen Osten zugewendet hatte, unangenehm war, von einem Handel des Begründers der serbischen Kirche und Heiligen Sava mit dem Papst zu berichten. Um so mehr, als daraus eine gewisse Abhängigkeit von Rom hervorgeht und als auch die zweite beteiligte Person, Stephan, ein Heiliger der serbischen Kirche ist.

Und doch kann man diese beiden Quellen nicht einfach von der Hand weisen, da es die einzigen serbischen Dokumente über ein Ereignis aus der serbischen Geschichte sind. Die verschiedenen Historiker haben sich verschieden mit den widerspruchsvollen Mitteilungen auseinandergesetzt. Aus der großen Reihe kann hier nur die Meinung einiger der wesentlichsten angeführt werden.[1])

Jovan Rajić[2]) präzisiert seine Stellungnahme nicht genau. Er erzählt zwar erst, auf Thomas und Dandolo (gegen dessen „abjecto schismate" er sich allerdings wendet) basierend, von der Krönung durch einen Gesandten des Papstes, bringt aber dann auch die Nachrichten Theodosius' und überläßt die Entscheidung für eines oder das andere durchaus dem Leser.

---

[1]) Ich übergehe hier u. a. die durchaus tendenziöse Meinung des ersten serbischen Geschichtsschreibers und Kronprätendenten Graf Djordje Branković (1645—1711). Über diese abenteuerliche, interessante Erscheinung s. die umfassende Arbeit von Jovan Radonić, Grof Djordje Branković i njegovo vreme („Graf Dj. Branković und seine Zeit"), Beograd 1911.

[2]) Erster ernsthafter serbischer Historiker, Archimandrit, vollendete seine Geschichte der Serben 1768; sie erschien 1793. — Joann Raič, Istorija Serbov. Čast vtoraja („Geschichte der Serben, II. Teil"), Budin Grad 1823, S. 428ff.

Anders Engel[1]), der in kluger Weise eine Lösung sucht. Außer der durch einen päpstlichen Legaten im Jahre 1217 erfolgten Krönung nimmt er eine zweite durch Sava an, als dieser als Haupt einer autokephalen Kirche nach Serbien zurückkehrt. Er ist der Meinung, Sava habe vom Kaiser aus Nicäa die zweite Krone für Stephan erhalten.

Dies ist nun gewiß die bequemste Lösung, die sich widersprechenden Quellen in Einklang zu bringen; und doch läßt sich eine solche Annahme durch nichts belegen.

Auf Engel basiert hauptsächlich die russische Forschung. Wir nennen hier Majkov[2]), der auch von einer zweiten Krönung durch Sava berichtet, ohne jedoch ausdrücklich zu sagen, daß die Krone vom Kaiser aus Nicäa stamme.

Dieses Kompromiß weist die neuere serbische Forschung zurück. Ljuba Kovačević[3]) lehnt jede Beteiligung des Papstes bei der Schaffung des serbischen Königtums ab. Er steht zwar vollkommen auf den Ausführungen Domentians, bestreitet aber, daß Sava die Krone aus Rom erhielt. Als Gründe dafür führt er an, daß Stephan, gewiß einer der aktivsten serbischen Herrscher überhaupt, in dieser Angelegenheit (nach Domentian) in eine ganz passive Stellung zurückgedrängt wird; weiter, daß in den päpstlichen Regesten zwar Stephans Brief an Honorius III., aber kein Aktenstück über eine erfolgte Krönung aufbewahrt sei.[4]) Er argumentiert ferner damit, daß Theodosius die Stelle bei Domentian, die sich auf das Gesuch an den Papst bezieht, offenbar in der Absicht, die Dinge richtig zu stellen, ausgelassen habe, und bringt noch eine Anzahl anderer Beweise für seine These.

[1]) Johann Christian v. Engel, Geschichte von Serwien und Bossnien. Fortsetzung d. Allgem. Welthistorie durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Teutschland und England ausgefertiget. 49. Teil, Bd. 3. Halle 1801. S. 215ff.

[2]) A. Majkov, Istorija srbskog naroda. Iz: Istorija serbskago jazyka v svjazi s istorieju naroda. („Geschichte d. serb. Volkes. Aus: Geschichte d. serb. Sprache in Verbindung m. d. Geschichte d. Volkes"), Moskva 1857. Preveo Dj. Daničić. Beograd 1858. S. 25ff.

[3]) Lj. Kovačević, Žene i deca Stevana Prvovenčanog („Frauen und Kinder des Stevan Prvovenčani"). Glas Srpske Kralj. Akademije 60. Beograd 1901.

[4]) Dieser Beweis ist nicht stichhaltig; denn so vollständig alle Dokumente Innocenz' III. auf uns überkommen sind, so unvollständig sind es die des Honorius. S. Jireček, Geschichte der Serben, Bd. I S. 297.

Ilarion Ruvarac hingegen will in seiner Studie über diese Frage[1]), die zugleich eine kritische, allerdings in sehr polemischem Ton gehaltene Übersicht über die ganze Literatur bringt, nichts von einer Anteilnahme Savas an den Verhandlungen mit dem Papst wissen. Im Gegenteil: Sava verließ, als er von den Beziehungen Stephans zum Westen Kenntnis bekam, und noch vor dessen Hochzeit mit der Venetianerin Anna Dandolo, zornig das Land (er war bis dahin Archimandrit des Klosters Studenica gewesen) und zog sich nach Chilandar auf dem Berg Athos zurück. Als er dann 1219 in Nicäa die Unabhängigkeit der serbischen Kirche erlangt hatte und als ihr Oberhaupt nach Serbien zurückkehrte, war Stephan bereits König. Dieser schickte 1220 dem Papst seinen Bischof Methodius mit dem oben erwähnten Brief. Sava aber begann nun seine unermüdliche Tätigkeit als Organisator der serbischen Kirche.

Stanojević[2]) hebt die Interessen der katholischen Politik sowie die strategischen und handelspolitischen Interessen Venedigs auf dem Balkan hervor, die Stephan geschickt ausnützte. Im übrigen schließt er sich ganz an Ruvarac an und will, gleich ihm, nichts von einer zweiten Krönung durch Sava wissen. Einen neuen Gesichtspunkt bringt er durch die Annahme herein, daß Stephan, durch die Unzufriedenheit seines Volkes mit der westlich-katholischen Richtung veranlaßt, Unterhandlungen mit dem auf Athos weilenden Sava führt, der dann auf seine Veranlassung nach Nicäa geht und die Selbständigkeit der Kirche erwirkt.

Auch Jireček[3]) teilt vollkommen die Meinung Ruvarac'. Er fußt auf Thomas und Andrea Dandolo und lehnt Domentian, ebenso natürlich Theodosius, als nicht objektiv ab.

Bei kritischer Betrachtung der Quellen muß man sich, wie mir scheint, Ruvarac, Stanojević und Jireček anschließen: an der Krönung Stephans durch einen päpstlichen Legaten kann nicht gezweifelt werden, wohl aber, aus den oben genannten Gründen, an der Objektivität der serbischen Berichte. Jedenfalls

[1]) Ilarion Ruvarac, Odlomak iz napisane pre 1891 rasprave o glavnim momentima u zivotu Sv. Save („Auszug aus einer vor 1891 verfaßten Abhandlung über die Hauptmomente im Leben des hl. Sava"). Novi Sad 1901. S. 9/10.

[2]) Stanoje Stanojević, Istorija Srpskog Naroda („Geschichte des serb. Volkes"). 3. Aufl. Beograd 1926. S. 122f.

[3]) K. Jireček, Geschichte der Serben. Gotha 1911. Bd. I, S. 287ff.

geht aus den angeführten Tatsachen hervor, daß man serbischerseits sowohl mit Rom als mit Byzanz Beziehungen pflog.

Aber nicht nur die Serben wurden durch ihre Interessen des öfteren nach dem Westen verwiesen, auch Rom hatte auf dem Balkan ein wichtiges Interessengebiet für seine Expansionstendenzen. Als 1199 der bulgarische König Kalojan um den Preis der Krone (die er 1204 erhielt) zum Katholizismus übergetreten[1]) und 1204 in Byzanz das lateinische Kaiserreich entstanden war, konnte es für kurze Zeit den Anschein haben, daß Rom siegen werde. Nur die serbischen Länder bildeten für diese Katholisierung des Balkans ein Hindernis, weshalb ihnen besondere Beachtung geschenkt werden mußte.

II.

Die Krönung Stephans durch einen päpstlichen Legaten hat ihre Vorgeschichte. Als Nemanja 1196 dem Thron entsagte, um sich ins Kloster zurückzuziehen, bestimmte er seinen zweiten Sohn Stephan zum Nachfolger unter Umgehung des älteren Vukan. Dieser erhielt nur die Stammlande Zeta und Hum.[2]) Es ist anzunehmen, daß Vukan, wie auch Majkov glaubt, in seinen Ländern in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu Stephan stand. Jedenfalls war er mit seiner Lage unzufrieden und hoffte mit Hilfe von Ungarn Stephan abzusetzen und sich die eigentlichen serbischen Kerngebiete anzueignen. Zu diesem Zwecke suchte er auch Rückhalt beim Papst[3]), und schon 1198 bat er um päpstliche Gesandte, die den Katholizismus in seinen Ländern bestärken sollten. Vom 2. Januar 1199 gibt es einen Brief von Innocenz III.[4]) an zwei Geistliche, Ioannes Capellanus und Simon Subdiaconus, in dem er ihnen aufträgt, sich zu Vukan zu begeben und in dessen Ländern nach eigenem Gutdünken das Schlechte zu verbessern,

[1]) Aber bereits unter Assen II. wird 1235 eine bulgarische Nationalkirche geschaffen.

[2]) Zeta ungefähr das heutige Montenegro, Hum das im Norden anschließende Küstengebiet ohne Ragusa, das damals byzantinisch war.

[3]) Die Beziehungen Vukans zum Papst werden ausführlich behandelt bei Stanojević, Borba za samostalnost katoličke crkve u nemanjićskoj državi („Der Kampf um die Selbständigkeit der kath. Kirche im Nemanjidenreich"). Beograd 1912. S. 72ff.

[4]) Vetera Monumenta Slavorum Meridionalium. Edita ab Augusto Theiner. Romae 1863. Tom. I, Nr. 8, S. 5.

Neuerungen und Überflüssiges zu zerstören und auszumerzen und das Gute zu pflanzen und aufzubauen. Gleichzeitig schreibt er an Vukan[1]) und Stephan, den die Legaten auch besuchten, sie mögen dieselben gut aufnehmen. Vukan berichtet in seinem Antwortschreiben[2]), aus dem seine Unterwürfigkeit Rom gegenüber deutlich hervorgeht, von einem Synod, das die Legaten (in Antivari) abhielten, beschwert sich dann über die Zunahme der Häresie[3]) in Ungarn und speziell in Bosnien und fordert vom Papst, er solle den ungarischen König beeinflussen, daß er dagegen vorgehe. Interessant ist besonders das Antwortschreiben Stephans an den Papst.[4]) Es ist in außerordentlich höflichem Ton gehalten, und er nennt den Papst sogar seinen pater spiritualis. Er sagt: „Nos autem consideramus in vestigia sancte Romane ecclesie, sicut bone memorie pater meus[5]) ... et in proximo legatos nostros vellemus transmittere ad sanctitatem vestram." Daß diese Gesandtschaft tatsächlich nach Rom geschickt wurde und den Papst um die Krone für Stephan ersuchte, geht aus einem Brief Innocenz' an den ungarischen König Emerich vom 15. September 1204 hervor.[6]) Es heißt da „... cum nobilis vir Stephanus Megaiupanus Servie per honorabiles nuntios nobis humiliter supplicaverit, ut in terram suam dirigeremus Legatum, qui eam ad obedientiam ecclesie Romane reduceret, et regium sibi diadema conferret, nosque petitionem ipsius ... decreverimus admittendam, huius legationis officium venerabili fratri nostro I. Albanensi episcopo[7]) iniungentes, intellecto tandem, quod hoc tue sublimitati plurimumque displiceret, ob tui gratiam non sine quadam nostri confusione destitimus ab incepto."

Emerich griff Serbien mit einem für einen Kreuzzug vorbereiteten Heer an, vertrieb Stephan, setzte an seiner Stelle Vukan ein und legte sich selbst den Titel Rex Serviae zu, der auch weiterhin, aller geschichtlichen Entwicklung zum Trotz, dem Titel des ungarischen Königs einverleibt blieb.

[1]) Theiner, Nr. 9, S. 5 [2]) Theiner, Nr. 10, S. 6.
[3]) Gemeint ist die Bogumilen-Bewegung. [4]) Theiner, Nr. 11, S. 6.
[5]) Nemanja war ursprünglich katholisch getauft und war dann, als er nach Raška kam, noch einmal griechisch-orthodox getauft worden.
[6]) Theiner, Nr. 57, S. 36.
[7]) Johann, Bischof von Viterbo, später von Albano in Latium. S. Jireček, Bd. I, S. 288.

Das Interesse des Papstes für Serbien war auch weiter sehr rege. Am 22. März 1203 schrieb er einen Brief an den Erzbischof von Kalocsa[1]) in Ungarn, er solle sich persönlich nach Serbien begeben, den Groß-Župan, den Adel und die Geistlichkeit dem Katholizismus zuführen und „auctoritate nostra suffultus et obedientie vinculo, quo videbantur Patriarche Constantinopolitani teneri, denunties penitus absolutos, quia cum ipse debitam nobis obedientiam non impendat, nec ipsi demeritam sibi tenentur reverentiam exhibere." Recht deutlich spiegelt sich in diesen Sätzen der damalige Sachverhalt wieder, daß die ganze päpstliche Balkanpolitik im Grunde gegen den Patriarchen in Byzanz gerichtet war. (Man bedenke nur, daß sogar noch heute in Rom die Auffassung besteht, der Patriarch sei dem Papst unterstellt.)

Es scheint aber, daß der Bischof von Kalocsa diese Reise nie unternommen hat und daß das Interesse Emerichs, der in einen Krieg mit seinem Bruder Andreas verwickelt war, nachließ, und so wirft der Papst in dem oben erwähnten Brief von 1204 dem ungarischen König u. a. vor, es seien bereits zwei Jahre verflossen, ohne daß etwas für die Katholisierung Serbiens geschehen wäre.

Durch die Zustände in Ungarn begünstigt, gelingt es Stephan 1203 oder 1204, sich wieder seines Thrones zu bemächtigen.[2]) Er beruft Sava vom Berg Athos, den die Lateiner 1205 erobert hatten, zurück. Dieser bringt von dort die heiligen Gebeine seines Vaters Nemanja, der als Mönch Simeon hieß, nach Studenica (1208) und versöhnt die Brüder. Wir hören nun bis 1217 nichts mehr von Beziehungen Stephans zu Rom, aber wohl hauptsächlich deshalb, weil die Regesten Honorius' III. nicht vollständig auf uns überkommen sind. Jedenfalls ist anzunehmen, daß die 1217 erfolgte Krönung Stephans durch einen päpstlichen Legaten das Ergebnis von Verhandlungen gewesen ist, bei denen der serbische König seinen Übertritt zum Katholizismus versprochen haben muß.

Es mag nach allem Angeführten erscheinen, als ob die Beziehungen zu Rom zu Beginn des 13. Jahrh. eine große Rolle in Serbien gespielt hätten. Und doch ist dies die Zeit, in der die von

[1]) Theiner, Nr. 33, S. 19.

[2]) Die Quellen versagen hier vollkommen, so daß man nicht weiß, auf welche Weise Stephan sich den Thron zurückeroberte. Stanojević hält für möglich, daß dies mit Hilfe der Bulgaren geschah.

Nemanja und seinem Sohn Sava begonnene griechisch-orthodoxe Aktion den Grundstock zu einer serbischen Kirche und deren ausgebildetem Mönchtum legte.

Ob es bei der Krönung von 1217 durch einen päpstlichen Legaten verblieb, oder ob später, 1220 oder 1222, eine zweite Krönung durch den heiligen Sava erfolgte, ist eine Frage, die aus Mangel an zuverlässigem Quellenmaterial offen gelassen werden muß. Wichtig ist jedoch die sich aus den zahlreichen angeführten Tatsachen ergebende unentschiedene Haltung Serbiens zu Beginn des 13. Jahrh. zwischen Osten und Westen, Byzanz und Rom, die sich nicht nur in der Politik, sondern auch in anderen Gebieten der Kultur widerspiegelt.

So sei beispielsweise auf die Architektur hingewiesen. Hier äußert sich die Zwischenstellung darin, daß ein Kompromiß zwischen romanischem und byzantinischem Formengut geschlossen wird. An die Kirche von Studenica, vielleicht den überraschendsten Bau dieser Art, schließt sich im 13. Jahrh. eine ganze Schule an, die Millet[1]) nach der Gegend, in der sie entstand, als „école de la Rascie" bezeichnet. Er charakterisiert diese Schule mit den Worten: „A Studenica, à Banjska, à Dečani l'Italie donne ce que l'on montre (Außenbau), Byzance ce que l'on cache" (Grundriß).[2])

Die Tatsache dieser Zwischenstellung Serbiens, die sich noch durch eine ganze Reihe anderer Beispiele belegen ließe, ist kein Sonderfall in der Geschichte der Ostslaven. Bei Russen und Bulgaren hat es Ähnliches auch gegeben. Während nun aber neue und allerneueste Entwicklung Rußland in gänzlich andere Bahnen gedrängt hat, läßt diese Erscheinung bei den Balkanslaven und ganz speziell wohl bei den Serben, interessante Parallelen zu ihren heutigen Aufgaben und ihrer kulturellen Stellung zu.

[1]) Gabriel Millet, L'ancien art serbe. Architecture. Paris 1919.
[2]) Ebda. S. 78.

GRIMMELSHAUSEN UND RUSSLAND.

VON WILHELM GRAF.

Im fünften Buche seines „Abenteuerlichen Simplizissimus", der 1669 zuerst erschienen ist, beschreibt Grimmelshausen, wie Simplizius, von einem schwedischen Obersten verleitet, nach Moskau und weiter nach Astrachan gelangt. Er gibt in knappen Zügen ein anschauliches Bild Moskaus und der Schicksale, die Simplizius im moskowitischen Reiche erfährt. Das Werk Grimmelshausens erlangte bald eine große Beliebtheit und Verbreitung in Deutschland. Es wurde mehrfach aufgelegt und sogar nachgedruckt. Später freilich ward es für längere Zeit vergessen, und eigentlich hat erst die Gegenwart, nicht zuletzt dank den genialen Deutungen, die Grimmelshausen durch Gundolf (1923) und Cysarz (1924) erfahren hat, den hohen Wert von Grimmelshausens Kunst zu würdigen gewußt. Welchen Wert hat seine Darstellung Rußlands für die Geschichtsschreibung Osteuropas?

Grimmelshausen selbst ist nicht in Rußland gewesen. Seine Nachrichten sind nicht die eines Augenzeugen und damit den sogenannten Ausländerberichten über Rußland nicht gleichzustellen. Die Lebensschicksale Grimmelshausens sind heute soweit geklärt, daß eine Reise nach Moskau, zumal in der angegebenen Zeit, unmöglich angenommen werden kann. Simplizius war etwa drei Jahre unterwegs und ist kurz nach dem Westfälischen Frieden heimgekehrt, müßte also etwa von 1645—46 bis 1648—49 von Deutschland fern gewesen sein. Grimmelshausen selbst ist in der Zeit von 1639 bis zum 5. Mai 1647 in Offenburg als Regimentsschreiber oder Sekretär des Obristleutnants von Schauenburg nachweisbar. Vom 4. Juni bis zum 16. September 1648 war er Sekretär des Elterischen Regiments. Ein sicherer Beleg, nämlich die Heiratsurkunde beglaubigt weiterhin seine Anwesenheit in Deutschland für den 30. August 1649.[1]) Übrigens bezeichnet sich Grimmelshausen im

[1]) Grimmelshausens Werke, hrsg. v. Borcherdt, 1921. Bd. I, S. XIVff. (Einleitung Borcherdts); G. Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der

VI. Buche seines „Simplizissimus" selbst als einen Aufschneider: er habe die tatarische Pflanze Baromez, die er in Rußland mit eigenen Augen bewundert haben will, in Wahrheit niemals gesehen.[1])

Worauf baut also Grimmelshausen seine Schilderung Moskaus und Rußlands auf?

Nach H. H. Borcherdt ist die Reisebeschreibung des Adam Olearius seine Vorlage gewesen.[2]) Olearius, dessen Moskowitische Reisebeschreibung im Jahre 1647 zuerst und dann 1656 in erweiterter Fassung erschienen war, wurde damals in Europa viel gelesen. Sein Werk erlebte eine Reihe weiterer Auflagen und wurde auch in fremde Sprachen übersetzt. Es ist von vornherein wahrscheinlich, daß Grimmelshausen, der in seinen späteren Jahren viel gelesen hat, auch diese Reisebeschreibung kannte.

Ob er aber das Werk als Quelle benutzt hat? Eine Reihe von Übereinstimmungen weist darauf hin, manches spricht dagegen.

Zunächst ist bei beiden Schriftstellern die Anlage im ganzen ähnlich. Simplizius kommt ebenso wie Olearius über die baltischen Provinzen nach Moskau und setzt von dort seine Reise durch das Wolgagebiet nach Astrachan fort, während die ausländischen Reisenden aus dieser Zeit, deren Berichte uns sonst überliefert sind, meist nicht über Moskau oder doch Mittelrußland hinausgelangen.

Dazu kommt eine Reihe auffälliger Übereinstimmungen im einzelnen. Als Simplizius mit seinem Obersten die Grenze des moskowitischen Reiches überschritten hat, kommen ihnen abgedankte deutsche Soldaten entgegen, die in ihre Heimat zurückkehren wollen. Simplizius sagt zum Obersten: „Was Teuffels machen wir? Wo Krieg ist, da ziehen wir hinweg, und wo es Friede und die Soldaten unwerth und abgedankt worden, da kommen wir hin." Olearius beschreibt ausführlich das Treiben solcher Soldaten (und Offiziere), denen er jenseits der russischen Grenze auf dem Wege

---

deutschen Nationalliteratur usw., Marburg 1912, S. 189/90; J. H. Scholte, Probleme der Gr.-Forschung I, Groningen 1912, S. 110; A. Bechtold, J. J. Chr. v. Gr. und seine Zeit, Heidelberg 1914, S. 19, 50, 61/3; G. Könnecke, Quellen u. Forsch. z. Lebensgesch. Gr., hrsg. v. J. H. Scholte, Weimar 1926 ff.

[1]) Grimmelshausens Werke, Bd. II, S. 206.

[2]) Werke, Bd. IV, S. 429 (Anm. zu S. 147). Vgl. Fr. Gundolf, Gr. und der Simplizissimus (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 1923, Jg. I, H. 3, S. 341/2).

nach Moskau wiederholt begegnet.[1]) Die Gesandtschaft, der Olearius zugeteilt ist, wird bei ihrem ersten Besuch in Moskau in zwei hölzernen Bürgerhäusern (ausnahmsweise!) untergebracht. Simplizius findet in einem Kaufmannshause Unterkunft.[2]) Ferner schildert Simplizius, wie sein Oberst zum griechisch-orthodoxen Glauben übertritt, um sich ein besseres Fortkommen im Dienste des Zaren zu sichern. Simplizius soll überredet werden, dasselbe zu tun. Bei Olearius werden Beispiele für solche Übertritte mehrfach erwähnt und im selben Sinne gedeutet, so u. a. der Übertritt des schottischen Obersten Lesley, der sich dadurch einer gefährlichen gerichtlichen Verfolgung entzieht. Die Konvertiten werden mit Landgütern ausgestattet.[3]) Wenn Grimmelshausen weiterhin erzählt, wie die russischen Hofleute und schließlich Simplizius selbst aus den Kleiderkammern des Zaren prächtig ausgestattet werden, so deutet auch das auf Olearius, der solche Einkleidungen der russischen Kaufleute und Bojaren bei feierlichen Anlässen erwähnt.[4]) Die Beschreibung der Wunderpflanze Baromez (eigentlich Baranec, Lammpflanze), die Grimmelshausen in späteren Auflagen bei der Erwähnung dieser Pflanze im V. Buche (Kap. XXII) einfügt, braucht nicht auf Olearius zurückzugehen, bei dem man eine sehr ähnliche Beschreibung findet. Diese Baromezpflanze wird ja schon bei Herberstein und Petrejus erwähnt.[5]) Das Wappen des Zaren, das bei Olearius an zwei Stellen abgebildet ist, könnte Grimmelshausen anderweitig gesehen haben. Auch er kennt nämlich den doppelköpfigen Adler Moskaus. Einige kleinere Übereinstimmungen, wie z. B. die Überwachung der ausländischen Reisenden in Moskau, die Aufzählung wertvoller Geschenke wie Zobel usw., die Ausrüstung und Bewaffnung der russischen Strelitzen, Sibirien als Verbrecherkolonie, die Trunksucht der Russen brauchen nicht aus der Reisebeschreibung Olearius erklärt zu werden.[6]) Wesentlich erscheint dagegen eine kurze Notiz,

[1]) A. Olearius, Vermehrte Newe Beschreibung der Muscowitischen und Persischen Reyse, Schleswig [2]1656, S. 25 u. S. 26; Werke, Bd. II, S. 149. Die Rußlandfahrt des Simplizius wird in den Kap. XX—XXII des V. Buches geschildert.

[2]) Olearius a. a. O. 29; Werke II, 152. [3]) Ebd. 251 u. 284ff.

[4]) Ebd. 32. [5]) Ebd. 155; Grimmelshausen, Werke II, 157.

[6]) Olearius a. a. O. 30 (36, 129); S. 33 u. 250; S. 194/5; S. 158 u. 222; das Wappen S. 141 u. nach S. 144 (Stadtplan Moskaus).

die Grimmelshausen in seinem „Satyrischen Pilgram" bringt: dort heißt es, in Rußland sei das „Tabaksaufen" bei Strafe des Nasenaufschlitzens verboten, „wann wir anders ehrlichen Leuten, so kürtzlich von dorten herausgekommen, Glauben zustellen." Diese Strafe wird meines Wissens unter den in Frage kommenden Schriftstellern nur bei Olearius erwähnt, der ihre Ausführung in Moskau selbst gesehen hat![1])

Anderseits spricht gegen eine ausschließliche Verwertung des Olearius, daß Grimmelshausen Tatsachen erzählt, die Olearius nicht mitteilt. So z. B. nennt er ein Mandat des Zaren, nach dem alle Müßiggänger Moskau binnen 24 Stunden und das Reich binnen eines Monats verlassen sollten, ferner bringt er die ausführliche Darstellung eines Krieges zwischen den Russen und Tataren. Dieses Mandat dürfte sich am besten als eine Erfindung Grimmelshausens erklären lassen. Er braucht es, um seinen Helden aus Moskau wieder herauszuschaffen. Simplizius versucht nämlich nach Erlaß des Mandates den Rückweg in seine Heimat anzutreten. Die Darstellung der Kämpfe mit den Tataren, bei denen Simplizius unerhörte Heldentaten vollbringt und plötzlich als Führer der russischen Truppen sich aufspielt, ist in ihrer typischen phantastischen Aufmachung deutlich als dichterische Erfindung gekennzeichnet.

Der Zar läßt Simplizius zurückholen. Simplizius soll für den Zaren Pulvermühlen anlegen, zunächst in Moskau, dann in Astrachan. Dabei wird er schließlich von den „niuchischen" Tataren gefangen genommen, weil er sich zu weit von der russischen Festung entfernt hatte.[2]) Erst nach abenteuerlicher Irrfahrt kommt er schließlich in seine schwarzwälder Heimat zurück. Olearius spricht nirgends von solchen Pulvermühlen, sie werden auch bei den anderen in Frage kommenden Schriftstellern m. W. nirgends erwähnt, ebensowenig wie die „niuchischen" Tataren. Hier stützt sich Grimmelshausen auf einen anderen bisher noch ungenannten Gewährsmann, und zwar ist das nicht, wie man erwarten könnte, der Indienreisende Johann Albrecht von Mandelsloh, ein Reisebegleiter

[1]) Olearius a. a. O. 197 (vgl. S. 269); vgl. Werner, Historische und poetische Chronologie bei Grimmelshausen (Studien zur Literaturgeschichte, Bd. VIII, 1908), S. 102, Anm.

[2]) Eine ähnliche Gefangennahme erwähnt Olearius 135b und S. 734.

des Olearius, dessen Reisebeschreibung Olearius 1647 als Anhang zu der seinen und später getrennt 1658 herausgegeben hat, sondern der ehemalige Musketier Jürgen Andersen. Seine Orientalische Reisebeschreibung hat gleichfalls Olearius und zwar 1669 herausgebracht. Jürgen Andersen wurde, als er auf einer Weltreise aus Japan nach Deutschland heimkehren wollte, nach einem Schiffbruch an der chinesischen Küste von den Chinesen aufgelesen und als Sklave verkauft. Er kam dann nach einer Niederlage der chinesischen Truppen, denen er zugeteilt war, in die Gefangenschaft der niuchischen Tataren, die auch nach ihrer schwarzen Kleidung die schwarzen Tataren genannt werden.[1]) Ihnen dient er mit seiner Kenntnis des Fortifikations- und Geschützwesens. Es gelingt ihm schließlich zu fliehen, und er gelangt über Jerusalem nach Aleppo, von dort zu Schiff nach Italien, nachdem sein Schiff unterwegs mehrfach von türkischen Seeräubern verfolgt worden ist. In Italien besucht Andersen u. a. Rom und wird dort und auf seiner Heimreise nach Deutschland von Landsleuten und Bekannten unterstützt. Hier sind starke Anklänge an Grimmelshausen, so daß mir die Verwertung dieses Werkes unzweifelhaft erscheint.[2]) Zwar werden Korea und Makao, die Grimmelshausen erwähnt, bei Andersen gar nicht oder nur an unwesentlicher Stelle genannt. Aber China und Japan, die türkischen Seeräuber und die Portugiesen spielen auch bei Grimmelshausen eine Rolle. Die Betätigung Andersens als Geschützmeister erinnert an die Tätigkeit des Simplizissimus in den Pulvermühlen des Zaren. Auch Simplizius wird ja als Sklave verkauft. Auch er gelangt nach Rom und erfährt in Italien und Deutschland Hilfe und Unterstützung.

Merkwürdigerweise läßt sich Grimmelshausen bei der Verwertung dieser beiden Quellen eine ganze Menge sehr dankbarer

[1]) Auch Grimmelshausen erwähnt schwarze Tataren (Werke, II, 220). Die Nachricht, die er hier mitteilt, ist in keiner der von mir erwähnten Quellen erwähnt.

[2]) Orientalische Reise Beschreibunge Jürgen Andersens aus Schleßwig, der An. Christi 1644 außgezogen und 1650. wiederkommen usw., hrsg. durch Adam Olearius usw. Schleßwig. 1669. Vgl. S. 64/5, S. 121 u. 123, S. 139/40 (Niogdische Tataren, Niuchige, Niögtere) und S. 175/6 (türkische Seeräuber); S. 178 u. 179. Ein Si[illegible] der Toskaner(!) über türkische Seeräuber wird im Theatrum Europaeum, IV, 483 erwähnt.

Motive entgehen. Das Werk des nachdenklichen und geistreichen Beobachters Olearius ist reich an solchen Stoffen, die ein Grimmelshausen fruchtbar hätte verwerten können, so daß seine Auswahl aus dieser Quelle einen recht zufälligen Charakter bekommt, und auch Andersens Beschreibung, z. B. des Besuches in Jerusalem und am heiligen Grabe, würde für Simplizius, sollte man meinen, einen viel wirkungsvolleren Abschluß seiner Irrfahrt abgegeben haben als seine Wallfahrt nach Loretto. Aber der Grimmelshausen, der auf der Höhe seines Schaffens die ersten fünf Bücher des „Abenteuerlichen Simplizissimus" schreibt, ist ein höchst eigenwilliger Gestalter von unbeschreiblichem Reiz. Er nimmt auf, was ihm zusagt, und seine barocke Phantasie formt daraus, was sie will, so bewegt und so selbstherrlich, daß der tatsächliche Kern, den sie verarbeitet, kaum wiederzuerkennen ist. Wiederholt verändert er räumlich und zeitlich die Tatsachen, die er in seine Darstellungen einbaut. So verlegt er, um nur ein Beispiel zu nennen, im „Vogelnest" ein Ereignis, das am Oberrhein spielt, ohne weiteres an die polnische Grenze, weil er es so braucht. Und die Wolfsgeschichte im „Springinsfeld", die (nach dem Theatrum Europaeum) ins Jahr 1637 gehört, verschiebt er in das Jahr 1643.[1]) Solche Beispiele ließen sich in großer Menge geben. Der spätere Grimmelshausen hat sich viel strenger an seine Vorlagen gehalten.

Wäre Grimmelshausen ein Historiker und Gelehrter, so würde man bei dem gegebenen Sachverhalt vielleicht doch zögern, eine Abhängigkeit von Olearius anzunehmen. Aber ein genaueres Studium seines stark umformenden künstlerischen Verfahrens macht sie doch recht wahrscheinlich. Möglicherweise hat Grimmelshausen bei der Ausbeutung des Olearius aus der Erinnerung geschöpft und nicht unter unmittelbarer Benutzung seiner Vorlage gearbeitet.

Die Anlehnung an Olearius erscheint um so sicherer, als es sonst rätselhaft bliebe, woher Grimmelshausen seine Kenntnisse über Rußland gewonnen haben könnte. Die vielverbreitete „Moskovia" des Freiherrn von Herberstein (zuerst 1549, jedoch spätere Auflagen) hat der Dichter keinesfalls benutzt. Daß er die „Mosko-

[1]) Bechtold, a. a. O. 6; Theatrum Europaeum III (ersch. 1670), 770; vgl. die Anm. Borcherdts (Werke IV, 467). Vgl. Werner, a. a. O. 103.

witische Chronik" des Peter Petrejus (deutsche Ausgabe Leipzig 1620) gekannt haben soll, ließe sich nur aus einem Motiv in seiner „Landstörzerin Courasche" und einigen unwesentlichen Übereinstimmungen allgemeinerer Art ernsthaft, aber gar nicht sicher belegen.[1]) Die Reisebeschreibung des Freiherrn Meyern von Meyerberg, die doch wohl 1663 erschienen sein dürfte, war schon damals in nur wenigen Exemplaren verbreitet.[2]) Entlehnungen aus dieser Quelle sind nicht feststellbar. Die zufällige Benutzung irgendeines anderen Ausländerberichtes, von denen es ja damals eine ganze Reihe gab, liegt, soweit ich sicher überschauen kann, nicht vor. Eine ganze Reihe dieser Berichte war damals noch nicht gedruckt oder nicht in deutscher Sprache erschienen, so daß sie Grimmelshausen nicht zugänglich gewesen sind.

Auf die Abhängigkeit Grimmelshausens von Garzonis „Allgemeinem Schauplatz" hat R. Meißner hingewiesen.[3]) Sie betreffen nur das (spätere) VI. Buch des „Abenteuerlichen Simplizissimus". Dabei hat Grimmelshausen fast nur den einen Abschnitt „Von Wallern und Reisern" herangezogen. Ein genauer Vergleich dieser Quelle mit dem XIV. Kap. im VI. Buch zeigt auch, wie Grimmelshausen in dieser späteren Zeit arbeitet. Was die „Waller und Reiser" auf ihren Fahrten durch die Welt alles sehen können, das will auch der Aufschneider Simplizius geschaut haben. Grimmelshausen vertauscht unter fast wörtlicher Verwendung ganzer Stücke aus diesem Abschnitt lediglich das Subjekt, indem er einzelnes geschickt wegläßt oder umstellt. Wassenbergs „Erneuerter teutscher Florus", auf dessen Verwertung A. Bechtold aufmerksam gemacht hat, konnte Grimmelshausen für unser Thema nichts geben.[4]) Auch das „Theatrum Europaeum", von dem Grimmelshausen vielfach abhängig ist, hat ihm für seine Darstellung Rußlands fast nichts Brauchbares ge-

[1]) Werke, Bd. III, S. 51; Petrejus, Historien und Bericht von dem Großfürstentumb Muschkow (Leipzig 1620), S. 251/2; S. 278, 552; S. 271 (in Übereinstimmung mit der obenerwähnten Stelle bei Olearius S. 32).

[2]) Aug. Frhr. von Meyerberg und seine Reise nach Rußland, hrsg. von Fr. Adelung, St. Petersburg 1827, 90.

[3]) Mitteilungen der Geschichts- u. Altertumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes, Altenburg 1898, Bd. XI, 1. H., S. 259—304.

[4]) Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung d. Geschichts-, Altertums- u. Volkskunde von Freiburg usw., Freiburg 1910, XXVI. Bd., S. 275 bis 304.

liefert. Aus seinen Angaben dürfte Grimmelshausen lediglich die Anregung zur Schilderung des Tatarenkrieges empfangen haben.[1]) Über Rußland und den Osten bringt das genannte Werk überhaupt verschwindend wenig. Natürlich ist die Verwertung mündlicher Mitteilungen ehemaliger Rußlandfahrer unter den Soldaten, mit denen Grimmelshausen zusammengekommen sein könnte, oder die Verarbeitung irgendwelcher Flugschriften, der sog. „Relationen", nicht ausgeschlossen. Sie ist aber nicht nachweisbar.

So hat das Material, das Grimmelshausen dem russischen Historiker liefert, nach allem bisher Gesagten keinen eigentlichen Quellenwert. Wohl aber gibt es ein Bild der damaligen russischen Welt, wie sie nunmehr mit den Augen des Dichters weite Kreise der deutschen Öffentlichkeit gesehen haben mögen. Dieses Material ist, weil es auf den zuverlässigen Olearius zurückgeht, in seinem K—n gut, das Bild in seinen Grundzügen richtig. Die Benutzung des Olearius beweist wieder einmal die Bedeutung und Verbreitung dieser wichtigen Quelle.

Grimmelshausens „Abenteuerlicher Simplizissimus" darf als der große Kriegsroman des 30jährigen Krieges bezeichnet werden. Er ist, wie auch unsere großen und wesentlichen Kriegsdichtungen, erst in einem gewissen Abstand zu den Ereignissen eine Reihe von Jahren nach dem Kriege erschienen. Aber das ist ja das Große an diesem Werk und mag ihm zu seiner Zeit so viele begeisterte Leser erworben haben, daß hier ein Einzelner, der Simplizius, zum Typus jener Soldaten des 30jährigen Krieges erhoben wird, ja vielleicht zum Typus des deutschen Menschen im ausgehenden 17. Jahrhunderts überhaupt. Die zufälligen Erlebnisse des Simplizius erhalten durch die Deutung, die Grimmelshausen ihnen gibt, eine gewisse Allgemeingültigkeit. Simplizius, der Held der Dichtung, Krieger und Schelm, tätiger und leidender Mensch zugleich, dürfte der typische „Held" nach dem Geschmack seiner Zeit gewesen sein.

Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß mit der Schilderung der Rußlandreise etwa Grimmelshausen aus dem

[1]) Th. Eur., Bd. V (ersch. 1705!), S. 480 und S. 491. Es werden Tatarenkämpfe für die Jahre 1644 und besonders 1646(!) erwähnt, dabei ein Sieg der Moskowiter im Jahre 1646, bei dem 40 000 Tataren fielen. Vgl. Werner, a. a. O. S. 102, Anm. 2.

Reiche des Selbsterlebten hinüberschreitet in das Reich einer anderen Gesetzlichkeit.[1]) Unter Verwertung des Gelesenen baut er sich nach seinem Muster Guzman von Alfaroche jetzt seine neue dichterische Welt auf. Und da ist es sehr bezeichnend, daß Grimmelshausen seinen Helden dort, wo die Quelle eigenen Erlebens versagt, eine Reise unternehmen läßt. Denn seine Dichtung erscheint in einer Zeit, als das Reisen hoch gewertet wurde. Eine große Zahl von zeitgenössischen Reisebeschreibungen erzählt von der Sehnsucht der deutschen Menschen, fremde Länder und Erdteile mit all ihrem Reichtum und ihren Seltsamkeiten kennenzulernen, von ihrem Bedürfnis, ihr Wissen von der Welt, die sich damals sozusagen täglich erweiterte, zu bereichern, von der Unternehmungslust und dem Wagemute jener Generation.[2]) Indem Grimmelshausen seinen Helden eine weite, gefährliche Reise in ein damals noch unbekanntes und unerschlossenes Land unternehmen läßt, verstärkt er für die damalige Leserschaft in Deutschland den Reiz dieser Dichtung, die „eine Grundeigenschaft, ein Urschicksal der deutschen Seele prägt, das Ringen des ewig werdenden deutschen Jünglings mit der Erscheinung der Welt" (Gundolf). Früher Gelesenes aus der Reisebeschreibung des Olearius mußte herhalten. Das Material, das Andersen mit seiner Orientalischen Reisebeschreibung im letzten Augenblick (1669!) beisteuerte, konnte nur noch flüchtig verwertet werden. Eine Fortsetzung wird deshalb in Aussicht gestellt und im VI. Buche unter teilweiser Abänderung des bereits Erzählten geliefert.

Daß Grimmelshausen seinen Simplizius nach Rußland führt, ist aber mehr als ein Zufall. Es ist eine geschickte Berücksichtigung der wachsenden Aufmerksamkeit, die sich damals unter dem Zwange der geschichtlichen Ereignisse in der deutschen Öffentlichkeit für Moskau und den Osten zu regen begann. Gerade in jenen Jahren gehen wiederholt Gesandtschaften nach Rußland. Man

[1]) Werner, a. a. O. S. 103. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt C. A. v. Bloedau, Gr.s Simplizissimus und seine Vorgänger. Berlin 1908 (Palästra, Bd. LI); Gundolf, a. a. O. 343.

[2]) Vgl. den Abschnitt „Von Wallern und Reisern" in Garzonis Allgemeinem Schauplatz, deutsche Übersetzung Frankfurt a. M. 1659, S. 743. Einleitung Andersens zu seiner Orientalischen Reisebeschreibung, S. 1 und das Vorwort des Olearius dazu. Olearius selbst äußert sich in seiner Reisebeschreibung ausführlich in demselben Sinne (S. 1 ff.).

beginnt mit Rußland zu rechnen und will Klarheit darüber bekommen, was jenes sich abschließende Reich für den Westen bedeuten könnte. Hat doch Kaiser Leopold, als er den Gesandten Meyerberg angeblich zur Vermittlung eines Friedens zwischen Rußland und Polen nach Moskau schickte, dabei in Wahrheit die Möglichkeit erwogen, mit dem Zaren ein Bündnis gegen die Türken abzuschließen, deren Haltung an den Grenzen Europas und des habsburgischen Imperiums damals wieder recht bedrohlich wurde. Auch Springinsfeld, ein Held in der Art des Simplizius, geht ja zuletzt in den Türkenkrieg. Eine ganze Reihe von Veröffentlichungen, die in kurzer Zeit wiederholt aufgelegt und übersetzt wurden, bezeugen diese Aufmerksamkeit Mitteleuropas für Rußland: Olearius 1647ff., Meyerberg 1663, Guy Miège 1668, Collins 1671ff., Struys 1672, Lyseck 1676, der sog. van Klenk 1676, um nur einige Beispiele zu erwähnen. Auch Kotošichins Bericht über Rußland (etwa 1665, im Auftrage de la Gardies) wäre da zu nennen. Ähnlich wächst heute mit jedem Jahre das Bemühen, das Werden des neuen Rußlands zu begreifen, das sich in einer ganzen Reihe von Werken äußert. Der Nordische Krieg, das Zeitalter Peters des Großen warfen damals ihren Schatten voraus. Grimmelshausen kannte seine Leserschaft, er wußte, daß er mit einer Verarbeitung gerade dieses Stoffes auf denselben Beifall rechnen durfte, den ihm die geniale Schilderung der damaligen deutschen Wirklichkeit einbringen mußte. So wird man in der Tatsache, daß Grimmelshausen Rußland in den Kreis seiner Betrachtung einbezieht, ein weiteres und nicht unwesentliches Zeugnis erblicken dürfen für die Erwartungen, mit denen man zu seiner Zeit besonders in Deutschland, aber auch in Mitteleuropa der weiteren Entwicklung Rußlands und des Morgenlandes entgegensah, und zugleich einen Beweis für die wachsende Bedeutung, die die heranreifende osteuropäische Welt für Deutschland und den Westen gewann.

PETER DER GROSSE UND DIE BAUKUNST DES BAROCK.

VON WALTHER HINZ.

Als Peter der Große im Jahre 1697 seine erste Auslandsreise unternahm, standen Deutschland und Österreich unmittelbar vor der baulichen Neugestaltung durch den Barock; in Holland und England hat sich dieser Stil in der Baukunst nie durchgesetzt, Frankreich wurde auf der Reise nicht berührt, und so ist es erklärlich, daß Peter im wesentlichen nur holländische (nichtbarocke) Bauformen mit nach Rußland brachte, die daher auch Petersburg während der ersten fünfzehn Jahre seines Bestehens ihr Gepräge aufdrückten. Immerhin besaß der Zar, dessen Freude an der Schaffung gärtnerischer Anlagen selbst durch die Mühsale des Feldzuges gegen Karl XII. keine Beeinträchtigung erfuhr, schon um 1706 ein Buch „über den Garten oder Park des französischen Königs zu Versailles“[1]), so daß er noch vor den Deutschlandreisen der Jahre 1711 und 1712/13 wenigstens über eine gewisse Kenntnis barocker Stilformen verfügte.

Eine anschauliche Vorstellung von ihnen gewann er freilich erst auf den eben erwähnten Reisen, vorzüglich in Berlin, Potsdam und Dresden.

In Berlin stand das von Andreas Schlüter entworfene, 1698 begonnene Schloß vor der Vollendung und scheint lebhaften Eindruck auf Peter gemacht zu haben, ebenso auch (am 13. Oktober 1712) Park und Schloß zu Potsdam.[2]) Schlüters Werke fanden so sehr den Beifall des Zaren, daß er ihn gleich in seine Dienste zog; leider starb der Künstler schon ein Jahr nach seiner Übersiedlung nach Petersburg (1714), ohne vorher dort noch nennenswerte Bauten geschaffen zu haben.

---

[1]) Pis'ma i bumagi imperatora Petra Velikago (Briefe und Papiere des Kaisers Peter d. Großen). St. Petersburg 1887—1918. IV 1, 283.

[2]) Pochodnyj žurnal Petra Velikago (Kriegstagebuch Peters d. Großen), in: „Russkij Vestnik“, Jg. 1880, XI, 30/31. (Moskau 1880.)

In Dresden besichtigte Peter am 20. November 1712 „das Modell zum neuen Schloß".[1]) Wahrscheinlich ist hierbei der Pöppelmannsche Zwingerentwurf gemeint, mit dessen Ausführung 1711 begonnen worden war (1722 vollendet).

Diese recht spärlichen Angaben sind wenig geeignet, uns ein Urteil über Peters Verhältnis zur Barockkunst während der Zeit vor seiner letzten großen Auslandsreise (1716) gewinnen zu lassen. Man wird freilich vermuten müssen, daß es damals noch keineswegs gefestigt war, denn die um und nach 1711 entstehenden petrinischen Bauten (Sommer- und Winterpalais, dann die Lustorte Dubki im Nordwesten Petersburgs, Strel'na an der Heerstraße nach Riga, und etwas später auch Peterhof) tragen zunächst alle das Kennzeichen äußerster Einfachheit und Nüchternheit. Meist richtete der Zar sein Hauptaugenmerk auf die zu den Bauten gehörigen Gartenanlagen, ohne Rücksicht auf „das spannungsreiche Widerspiel von Haus und Garten, Palast und Park", das nach Pinder[2]) das Wesentliche barocker Schöpfungen darstellt. Darum finden sich auch die ersten barocken Stilbestandteile in Rußland nicht bei irgendwelchen Bauten, sondern beim „Sommergarten"[3]), der mit seinen Sternen und Rechtecken zum erstenmal weniger Anklänge an holländische als an französische Vorbilder erkennen läßt, ähnlich dem Park von Herrenhausen. Bei seinem Aufenthalt in Hannover hatte gerade diese Anlage außerordentlichen Eindruck auf den Zaren gemacht, und die weitgehende Übereinstimmung zwischen dem Park in Herrenhausen und dem Sommergarten in Petersburg — beidemal ein regelmäßiges Rechteck mit Baumgängen umsäumt, außen von einem Kanal umflossen — legt die Vermutung einer unmittelbaren Beeinflussung nahe.

Erst im Laufe des Jahres 1715 verschob sich das Schwergewicht der Bautätigkeit des Zaren — von den bloßen Nutzbauten in Petersburg und im Land ist natürlich hier nicht die Rede — von den Parkanlagen wieder etwas nach den dazugehörigen Lusthäusern. Jetzt treten an die Stelle der früheren Balkenhütten in

[1]) Archiv für die Sächsische Geschichte (Leipzig 1873), XI, 346.

[2]) W. Pinder, Der deutsche Park, vornehmlich des 18. Jahrh., Leipzig 1926, S. 6.

[3]) Vgl. den Plan bei Grabar', Istorija russkago iskusstva (Geschichte der russischen Kunst), Moskau o. J., III, 39.

Peterhof richtige Steinbauten.[1]) Es entzieht sich unserer Kenntnis, was den Anstoß zu dieser Veränderung gegeben hat, denn seit Peters Rückkehr von der letzten Auslandsreise im März des Jahres 1713 waren immerhin zwei Jahre vergangen, so daß an eine Anregung etwa des Besuches in Dresden nicht ohne weiteres gedacht werden kann. Es scheinen französische Einflüsse hereingespielt zu haben, denn am 9./20. September 1715 und erneut am 16./27. desselben Monats schrieb der Zar nach Frankreich an seinen Geschäftsträger Konon Zotov, er solle ihm „Grund- und Aufrisse sowie Schrägbild-Ansichten der schönsten in und um Paris befindlichen Gebäude und Gärten beschaffen, sonderlich von Palast und Park des Königs in Marly"[2]). Da zu jener Zeit noch keine französischen Künstler in zarischem Dienst standen — deren Zuwanderung setzte erst im Jahre 1716 ein, nach dem Tode Ludwigs XIV. — so ist bezüglich der Veranlassung zu diesen Briefen anzunehmen, daß Peter durch Leute aus seiner Umgebung von den französischen Lustschlössern gehört hatte, wofern er nicht auch aus Büchern Kunde von diesen Bauten erhalten hatte. Der Zar verschrieb sich ja sehr viele Werke aus dem Ausland, und bei seiner letzten großen Europareise in den Jahren 1716/17 kaufte er persönlich in Danzig, Pyrmont und Amsterdam eine beträchtliche Anzahl Bücher, darunter nicht weniger als elf über Bau- und Parkwesen, wie „Architecture de Le Pautre", „Instructions pour les Jardins", „Théorie du Jardinage" usw. und über siebzig „Garten- und Fontänenblätter"[3]).

Leider berührte Peter bei seinem letzten Aufenthalt in Westeuropa keine der deutschen Städte, in denen der Barock damals in höchster Blüte stand. So blieb es Frankreich vorbehalten, durch seine hervorragenden Lehrbeispiele die schulhafte Einsicht des Zaren in diesen Stil zu vertiefen. Der Barock geht auf Hochwuchs und Weite, auf freie Gestaltung einheitlich geplanter Raum-

[1]) Peters Tagebuch bei L. Ch. Bacmeister (Beyträge zur Geschichte Peters des Großen), Riga 1774 bis 1784, Bd. II, S. 4.

[2]) J. Golikov, Dejanija Petra Velikago, mudrago preobrazitelja Rossii (Taten Peters des Großen, des weisen Neugestalters Rußlands), Moskau 1837—1843, VI, 336—337.

[3]) Sbornik vypisok iz archivnych bumag o Petre Velikom (Sammlung von Auszügen aus den archivalischen Akten über Peter d. Großen), Moskau 1872, II, 11—14, 30—31 und 77—79.

schöpfungen, und es ist nicht verwunderlich, daß Peters großzügige, auf Machtentfaltung bedachte Wesensart sich diese Stilauffassung mühelos anzueignen vermochte. Dieser Vorgang läßt sich aus den Briefen des Zaren mit schöner Klarheit ablesen.

Während er sich noch in Deutschland aufhielt, war bereits (im Jahr 1716) eine ganze Schar französischer Künstler unter der Führung des zu jener Zeit berühmten Baumeisters Alexandre-Jean-Baptiste Leblond nach Petersburg unterwegs, die sich vor allem mit dem Ausbau der zarischen Lustorte befassen sollten. Immer wieder drängte Peter in seinen Briefen, es sollten rasch Entwürfe für seine Parkanlagen ausgearbeitet werden. So heißt es in einem Schreiben des Zaren vom 11./22. Dezember 1716 aus Amsterdam an Fürst Mensikov: „Schicke auch Risse des Parkes in Strel'naja Myza von Leblond; sollte ich gleich hierzulande länger verweilen, so darf doch keine Zeit mit dem Setzen der Bäume versäumt werden".[1]) Da die Pläne aber auf sich warten ließen, schrieb Peter ungeduldig am 3./14. März 1717 erneut an Mensikov: „Da Leblond mit der Absendung der Risse zögert, die Zeit jedoch drängt: so schicken Wir Euch mit diesem Boten Pläne für den Park von Peterhof mit Angaben nach meinem Gutdünken, und nach diesen lasset arbeiten".[2]) Diesem Brief fügte Peter einen Plan des Peterhofschen Parkes bei, in dem er mit großer Genauigkeit alle Örtlichkeiten angegeben hatte, wo gebaut werden sollte, wo Marmorbildwerke, Vogelgehege und sonstige Verzierungen anzulegen seien, wo Erdarbeiten ausgeführt werden sollten usw. Am 29. März/9. April 1717 schrieb der Zar aus Leyden abermals an Mensikov, welche Bau- und Gartenarbeiten in Peterhof und Strel'na auszuführen seien.[3])

Offenbar hatte also Peter aus einschlägigen Werken und durch seine seitherigen Erfahrungen im Ausland soviel gelernt, daß er zum selbständigen Entwerfen von Parkanlagen imstande war; zu vollem Verständnis für barocke Gartenschöpfungen gelangte er aber, wie gleich zu zeigen sein wird, erst in Frankreich.

Von seinem sechswöchigen Aufenthalt in der französischen Hauptstadt verwandte der Zar nicht weniger als ein Drittel auf den Besuch der königlichen Lustorte. Am 17. Mai 1717 besichtigte

[1]) Golikov, a. a. O. VI, 560. [2]) Ebd. VI, 584/585. [3]) Ebd. VI, 591.

er Park und Schloß in Meudon, am 23. „speisete er zu Mittage bey dem Regenten, Herzog von Orléans, zu St. Cloud und spatzierte bis gegen Abend in dem Garten“ [1]); am 24. fuhr er nach Versailles, das einen tiefen und bleibenden Eindruck auf ihn machte[2]); den ganzen nächsten Tag „brachte er in dem dasigen Garten zu, wo deswegen alle Fontänen und andere Wasserkünste spielten“[1]). Am 26. Mai besuchte er Marly, wo ebenfalls die Wasser sprangen, am 3. Juni reiste er nach Trianon und blieb dort vier Tage, indem er zu Wagen den Park durchstreifte oder mit einer Gondel die Wasserstraßen befuhr.[3]) Dann folgte erneut ein Besuch in Marly, ebenfalls vier Tage. Diese Lustorte gefielen ihm ganz außerordentlich, und er scheint von allen Pläne aufgenommen zu haben.[4])

Daß die Erfahrungen, die Peter in den französischen Barockanlagen für seine eigene Bautätigkeit gesammelt hatte, wirklich von entscheidender Bedeutung waren, geht unverkennbar aus einem Brief des Zaren an Mensikov vom 28. Juli/8. August 1717 hervor, den er somit wenige Tage nach seiner Rückkehr nach Amsterdam geschrieben hat: „Schreibet an Makarov, man solle in Strel'na unten die Arbeiten durchführen; auf dem Berg aber sind also die Bäume eingesetzt. Woraus ich schließe, daß unten noch keine Bäume eingepflanzt worden sind, was sehr gut ist, *denn obwohl ich aus Holland schrieb, man solle nach dem Leblondschen Entwurf den Garten bepflanzen, so müssen doch, wie ich in Frankreich gesehen habe, viele Verbesserungen vorgenommen werden*“[5]).

Diese Wandlung der Auffassung des Zaren war nicht oberflächlich, etwa im Sinne einer bloß äußerlichen Abänderung der Parkgestaltung, sondern sie leitete eine neue Stufe der Entwicklung Peters in seinem Verhältnis zur Baukunst ein, die dadurch gekennzeichnet wird, daß der Zar das Wesen des Barocks jetzt wirklich erfaßt und in sich aufgenommen hat.

Ein in diesen Zusammenhang gehörendes, besonders aufschlußreiches Zeugnis aus dem Jahre 1719 bezieht sich auf die bauliche

[1]) Peters Tagebuch bei Bacmeister III, 131.

[2]) Barthélemy, Gazette de la Régence, Paris 1887, 182.

[3]) B. J. Nestesuranoi, Mémoires du Règne de Pierre le Grand, Haag-Amsterdam, 1726, III, 600. [4]) Gazette de la Régence, S. 186.

[5]) Sobranie pisem imperatora Petra I-go k raznym licam s otvetami na onyja (Sammlung von Briefen des Kaisers Peter d. Großen an verschiedene Personen), St. Petersburg 1829/1830, III, 130.

Gestaltung Petersburgs.[1]) Es handelt sich hierbei um einen Erlaß, den der Polizeimeister A. Devière auf Befehl des Zaren am 11./22. September 1719 veröffentlichte und der sich auf die Schaffung eines zweiten sogenannten „Prospekts" bezog.[2]) Der erste, der bekannte frühere Névskij-Prospekt, war bereits 1713, in dem Gründungsjahr des Aleksandr-Nevskij-Klosters, angelegt worden, um dieses mit der Admiralität zu verbinden. Das Wesentliche nun bei der Anlage des zweiten Prospekts ist die Art der Linienführung. Diese ist nämlich so gehalten, daß beide Prospekte an der Admiralität ihren Scheitelpunkt haben, von dem aus sie in spitzem Winkel von der Neva nach Süden verlaufen. Hierin ist deutlich der Versailler Einfluß zu erkennen: es ist die Raumstraßenanlage, die Lenôtre aus Rom (Piazza del Popolo) nach Frankreich übertragen hat. Dem Nevskij-Prospekt entspricht in Versailles die Avenue de Saint-Cloud, dem neuen Prospekt (der späteren Gorochovaja) die Avenue de Paris; die dritte Raumstraße (Vosnessenskij-Prospekt) entsteht allerdings erst in den dreißiger Jahren unter der Herrschaft der Kaiserin Anna. Es steht außer Zweifel, daß der Gedanke dieser Neuanlage von Peter herrührte, denn die Entwürfe Leblonds bezweckten die Schaffung einer ausgesprochenen Rundsiedlung und wurden nicht verwirklicht.

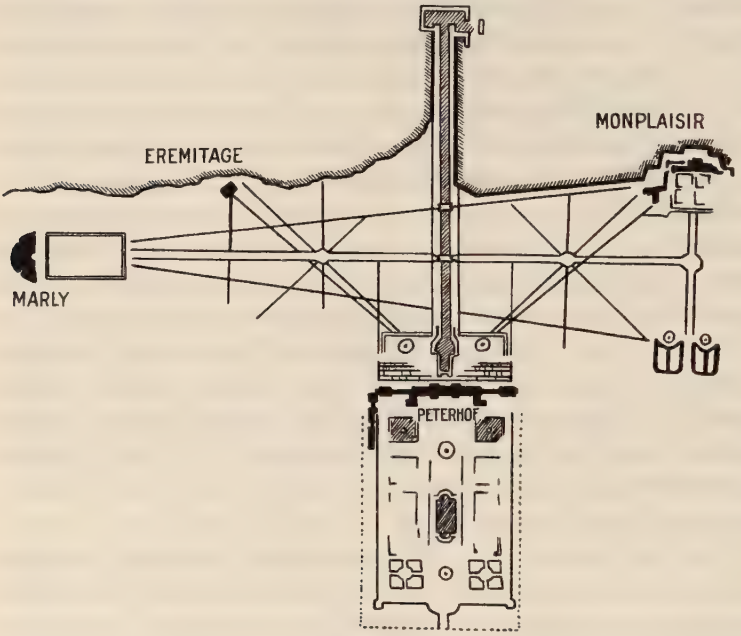
Im Jahr darauf, am 3. Juli 1720, legte Peter den Grundstein zu dem neuen Schloß in Strel'na. Während dieser Zeit befand sich gerade eine polnische Gesandtschaft in Petersburg, die der Zar selbst in seinen Lustorten herumführte, und einer der Teilnehmer hat Aufzeichnungen darüber hinterlassen, welche für die vorliegende Fragestellung recht bedeutsam sind. „Nach der Feier (der Grundsteinlegung)", so heißt es in dem Bericht, „fuhren wir in den Park ‚Versailles', der ziemlich groß ist und sich bis zum Meeresufer hin erstreckt . . . Aus dem Garten führte uns der Zar in den Wald und dort zu einem runden Plätzchen, von dem aus zwölf Durchhaue nach allen Seiten führen. Der Zar sagte zu uns, eine einzige solche Parkstraße erstrecke sich bis zu hundertvierzig Werst. Von dort fuhren wir ungefähr eine halbe polnische Meile

[1]) Vgl. die von Joh. Baptist Hohmann in Nürnberg um 1720 herausgegebene Karte: „Topographische Vorstellung der Neuen Russischen Haupt-Residenz und See-Stadt St. Petersburg."

[2]) Sbornik russkago istoričeskago obščestva (Magazin der russischen historischen Gesellschaft), St. Petersburg 1873, XI, 392.

nach einem anderen runden Plätzchen, von dem aus drei Parkzeilen hinwegführten."[1])

Die Anklänge an das französische Vorbild beziehen sich nicht nur auf die Namengebung, sondern vor allem auch auf diese „Durchhaue", zu denen Peter seine Gäste mit solchem Eifer hin-



führte und die lebhaft an die Anlagen zu Saint-Cloud erinnern. Man mag versucht sein, diese Übereinstimmung mit dem Hinweis darauf abzutun, daß französische Künstler am Zarenhof arbeiteten; allein andererseits darf der ungemein tiefe Anteil des Zaren an seinen Bauten und Gärten nicht außer acht gelassen werden. Fanden sich doch, um nur ein Beispiel zu nennen, bei seinem Tode unter den Kabinettspapieren mehr als hundert eigenhändig von Peter geschriebene und entworfene Anweisungen und Pläne für die Bauten inner- und außerhalb Petersburgs![2])

Als weiterer und zugleich abschließender Beleg für Peters

[1]) S. L. Ptašickij, S.-Peterburg v 1720—m godu. Zapiski poljaka-očevidca. Petersburg im Jahre 1720. Aufzeichnungen eines polnischen Zeitgenossen. „Russkaja Starina", Jg. 1879, Juniheft XXV, 267.

[2]) Golikov, a. a. O. Bd. X, 449—455.

Barockverständnis sei hier ein vereinfachter Grundriß des Parkes von Peterhof[1]) wiedergegeben, denn an der Gestaltung dieses Lustortes war der Zar in ganz besonderem Maße beteiligt. Dies geht nicht nur aus den bereits angeführten Briefen Peters hervor, sondern auch aus zahlreichen anderen Quellennachrichten.[2])

Was ergibt sich nun aus obiger Skizze für unsere Fragestellung? Wer mit den Grundgedanken barocker Parkschöpfungen einigermaßen vertraut ist, wird beim ersten Blick erkennen können, daß hier in sehr geistvoller Weise trotz der an sich ungünstigen, weil ohne Vorbedacht entstandenen Verteilung der drei wesentlichen Bauten — des eigentlichen Schlosses und der Lusthäuser „Monplaisir" und „Marly" — eine wohl abgewogene, gesetzmäßige Gliederung zustandegekommen ist. Das Gleichmaß der Weganordnung ist auf zwei Scheitelpunkte zugleich bezogen: einmal von den zwei Springbrunnen vor dem Schloßgebäude nach Monplaisir, zur Hafeneinfahrt und nach der eigens als Abschluß der dritten Parkstraße errichteten „Eremitage"; dann aber auch, in einer sehr glücklichen Abwandlung des Lenôtreschen Raumstraßengedankens, von Marly aus nach Monplaisir und den diesem Lustschlößchen gegenüberliegenden Springbrunnen.

Jetzt ist die Bezogenheit, das ‚Widerspiel' zwischen den drei Bauwerken und dem Park so eng und unlöslich geworden, daß man ein gespannt-verhaltenes Schwingen der Gesamtanlage zu spüren vermeint: kein Bestandteil beherrscht mehr den andern, eins ist dem andern aufs innigste verhaftet. Alle Forderungen, die an einen barocken Meisterentwurf gestellt werden können, sind hier erfüllt.

Da der schöpferische Anteil Peters an dieser Anlage nicht in Zweifel gezogen werden kann, so ergibt sich daraus — in Verbindung mit den übrigen angeführten Belegen —, daß der Zar jetzt, nach der Rückkehr von der letzten Auslandsreise (1717), das Wesen barocker Baugestaltung erfaßt und daß er diese Einsicht mit Erfolg in die Tat umgesetzt hat.

[1]) Nach B. d'Aderkas, Plan Petergofa, graviert von Frolov, 1820, vom Verfasser gezeichnet.

[2]) Zum Beispiel Peters Anweisungen an die Bauführer in Peterhof (Golikov, a. a. O. VII, 350), seine Abänderung der Baupläne bei einer Besprechung mit Menšikov am 26. Januar 1719 (Golikov VII, 404), seine Denkschrift vom 2. Juni 1724 an Sinjàvin über die Arbeiten in Peterhof und anderen Lustorten, unter Beifügung eines ins einzelne gehenden Planes des Zaren (Golikov X, 406) u. a. m.

DIE BEZIEHUNGEN HERMANN KARL KEYSERLINGS ZU ERNST JOHANN BIRON

IM RAHMEN DER KURLÄNDISCHEN FRAGE.

VON MAX ASCHKEWITZ.

Die Erhebung der Herzogin-Witwe Anna von Kurland auf den russischen Thron hat eine ganze Reihe von Kurländern nach Rußland geführt. Einer der ersten war Ernst Johann v. Biron, der Kammerherr Annas. Die Zahl der ihm bald oder in späterer Zeit folgenden Kurländer ist nicht gering. Einer der bedeutendsten unter ihnen — jedenfalls einer, der im diplomatischen Dienste Rußlands eine große Rolle spielen sollte — war Baron, später Graf Hermann Karl Keyserling.

Keyserling ragte nicht nur durch seine Bedeutung aus der Zahl der Kurländer hervor, er stand auch — wohl als einziger unter ihnen — zu Biron in einem näheren, in gewissem Sinne freundschaftlichen Verhältnis.

Schon in Kurland hatte Biron zur Familie Keyserling Beziehungen angeknüpft.[1]) Sehr früh dürften auch schon persönliche Beziehungen Birons zu H. K. Keyserling entstanden sein. Denn auf H. K. Keyserlings Veranlassung nahm die kurländische Ritterschaft 1730 — als sie Keyserling mit Glückwünschen zur Thronbesteigung Annas nach Moskau senden wollte — Biron in die kurländische Matrikel auf.[2]) Als Keyserling dann nach St. Petersburg übersiedelte und 1733 zum Präsidenten der Akademie der

[1]) Nach dem Bericht des sächs. Obersten Neubauer verdankte Biron die Aufnahme in den Dienst der Herzogin-Witwe Anna dem Kanzler Keyserling, einem Verwandten H. K. Keyserlings. Vgl. E. Herrmann, Geschichte des russischen Staates, Hamburg 1849, IV, 629. Auch Russkij biografičeskij slovar' (Russisches biographisches Lexikon), Art. E. J. Biron.

[2]) Neubauers Bericht bei Herrmann a. a. O. 629.

Wissenschaften ernannt wurde, haben sich diese Beziehungen noch weiter ausgestaltet.[1])

Es ist natürlich nicht leicht, das Verhältnis dieser beiden so sehr verschiedenen Männer zueinander — des feingebildeten, aus einer alten kurländischen Familie stammenden, schmiegsamen Diplomaten zu dem verschlagenen, seine Ziele mit brutaler Rücksichtslosigkeit verfolgenden, keineswegs sehr gebildeten und deutlich die Züge eines Emporkömmlings an sich tragenden Oberkammerherrn — im einzelnen zu erfassen. Ein gewisser Abstand ist zwischen beiden bis zuletzt gewahrt worden. Keyserling redete in seinen Briefen Biron „Hochwohlgeborener Herr Reichsgraf", später „Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Fürst und Herr" an, unterzeichnete auch lange Zeit seine Schreiben mit „Unterthänigster Knecht". Wenn Biron sich in einem Briefe als „einen guten Freund" Keyserlings bezeichnet hat, so drückt sich hierin vor allem ein gewisses Vertrauen zu Keyserling aus und die Aufforderung an diesen, sich auch seinerseits vertrauensvoll zu äußern. Dieses Vertrauen gerade ist der Kern des Verhältnisses, in dem Keyserling zum Oberkammerherrn und späteren Herzog von Kurland stand. Dazu kam dann noch bei Biron ein gewisses Gefühl der Verpflichtung der Familie Keyserling gegenüber und das Bewußtsein, sich auch fernerhin auf diese Familie verlassen zu kön-

[1]) Der Bevollmächtigte der französischen Regierung am russischen Hof, Magnan, bezeichnet Keyserling im März 1733 als „homme devoué au favori", Sbornik russkago istoričeskago obščestva (Magazin der russischen historischen Gesellschaft) LXXXI, 407. — M. P. Bestužev-Rjumin nennt K. einen Favoriten Birons; Bestužev an Graf M. L. Voroncov, Wien, d. 10. Juni 1752, Archiv kn. Voroncova (Archiv des Fürsten Voroncov) II, 263; vgl. auch S. Solov'ev, Istorija Rossij s drevnejšich vremen (Geschichte Rußlands von den ältesten Zeiten), Moskva 1869ff., XXIII, 153. — In den von P. Pekarskij abgedr. zeitgenöss. Aufzeichnungen aus dem J. 1737 wird das besondere Wohlwollen Birons für K. hervorgehoben und dieser zu den Kreaturen gezählt, welche Biron in alle Ministerien unterzubringen trachte. Vgl. Markiz de la Šetardi v Rossij 1740—1742 godov, S.-Petersburg 1862, S. 3—4. Vgl. auch Sbornik LXXXVI, 375. — In einem Schreiben an K. vom 16. (27.) April 1734 nennt Biron sich selbst „einen guten Freund" K.s., Sbornik XXXIII, 446. — Für nähere Beziehungen K.s zu Biron spricht auch die Tatsache, daß die Gattin Birons bei der 1732 geborenen Tochter K.s Pate gestanden hat. P. Pekarskij, Istorija imper. akademii nauk v Peterburge (Geschichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Petersburg), S.-Petersburg 1870, I, 499 nach einer Notiz aus d. „S.-Peterburgskija vědomosti" vom J. 1732.

nen. Bei Keyserling mag die Überzeugung mitgespielt haben, daß die Selbständigkeit Kurlands am ehesten durch die Person Birons, des Günstlings der russischen Kaiserin, gesichert werden könnte.

Dieses Verhältnis Keyserlings zu Biron hat zweifellos dazu beigetragen, daß Keyserling schon Ende 1733 seine Arbeit an der Akademie aufgeben mußte, um sich dem diplomatischen Dienst zu widmen: am 13. (24.) Dezember 1733 wurde er zum russischen Gesandten am sächsisch-polnischen Hof ernannt. Es besteht wohl kaum ein Zweifel — wenn sich auch keine direkten Hinweise dafür anführen lassen — daß diese Ernennung auf Birons Initiative zurückzuführen ist. Die Umstände sprechen durchaus dafür. Eine der wesentlichsten Fragen, die in Polen einer Entscheidung entgegengeführt werden mußte, war das Schicksal Kurlands. Eine Entscheidung dieser Frage betraf aber in erster Linie das Interesse Birons, dessen Wünsche hinsichtlich des kurländischen Herzogsstuhles jetzt schon feste Gestalt angenommen hatten. Für Biron mußte es von größter Wichtigkeit sein, als russischen Vertreter in Polen einen Mann zu wissen, der sein Vertrauen besaß. Hatte doch gerade kurz vorher der bisherige russische Gesandte in Warschau, Friedrich Kasimir Loewenwolde, während der Verhandlungen mit den sächsischen Vertretern in Warschau — als die Frage nach der Person des künftigen Herzogs von Kurland auftauchte —, auf den jüngeren Sohn des Königs von Preußen hingewiesen und darauf aufmerksam gemacht, daß Biron gar nicht mehr an eine Wahl denke.[1]) Außerdem mußte beim Aufrollen des kurländischen Problems eine ganze Reihe von verwickelten Rechtsfragen gelöst bzw. umgangen werden; auch dazu eignete sich am besten Keyserling, der die kurländischen Verhältnisse und die rechtlichen Beziehungen Kurlands zu Polen sehr gut kannte.

Zwischen dem am sächsisch-polnischen Hofe weilenden Keyserling und Biron setzte ein reger Briefwechsel ein.[2]) Das Hauptproblem, das in diesem Briefwechsel zum Vorschein kommt, ist —

[1]) R. Beyrich, Kursachsen und die polnische Thronfolge 1733—1736, Leipziger historische Abhandl., hrsg. v. E. Brandenburg, G. Seeliger und U. Wilcken, Heft 36, Leipzig 1913, S. 105.

[2]) Diese Briefe sind z. T. veröffentlicht: Sbornik XXXIII, z. T. haben sie sich im ehem. Kurl. Herzogl. Archiv, jetzt im Lettländischen Staatsarchiv in Riga erhalten.

der Natur der Sache entsprechend — die kurländische Angelegenheit. Über den Stand dieser Angelegenheit unterrichtete Keyserling fortlaufend Biron und empfing fortlaufend von diesem Aufträge und Anweisungen, wie er bei der Lösung dieser Frage verfahren sollte. Dabei beschränkte sich übrigens Keyserling nicht nur darauf, Schilderungen vom Gang der Dinge zu entwerfen, er fügte seinen Briefen auch Abschriften von seinen Relationen an die Kaiserin bei, häufig auch Kopien von Schriftstücken, die er in Abschriften den Relationen beigefügt hatte.[1])

Interessant ist es nun, daß sich in diesen Briefen kein Hinweis darauf findet, daß Biron Keyserling beauftragt hat, für seine Kandidatur auf den kurländischen Herzogsstuhl zu wirken. Das ist aber auch gar nicht zu erwarten, wenn man Birons Stellung zu dieser Angelegenheit in Betracht zieht. Biron strebte zwar nach der kurländischen Herzogswürde und bemühte sich auch energisch, die Umstände so zu lenken, daß dieser Wunsch verwirklicht werden konnte, — nach außen hin aber betonte er, daß er daran überhaupt nicht denke. Dieses Verhalten kommt auch im Briefwechsel mit Keyserling zum Ausdruck. In den Briefen aus der Zeit von der Ernennung Keyserlings zum russischen Vertreter am sächsisch-polnischen Hofe bis zum Warschauer Pazifikationsreichstag 1736[2]) ist nur die Rede von der Aufhebung der Grodnoschen Reichstagskonstitution vom Jahre 1726, d. h. von der Aufhebung des Beschlusses, Kurland Polen zu inkorporieren, — kein Wort davon, daß Biron persönlich an der kurländischen Herzogswahl interessiert sei. Vielmehr betonte Biron mehrfach, daß er überhaupt nicht daran denke, nach der Herzogswürde zu streben.[3]) Andererseits aber forderte er doch — ganz im Sinne seiner Politik — Keyserling auf, Schritte zu tun, die ihm den Weg zur Herzogswürde ebnen mußten. So machte er Keyserling darauf aufmerksam und bat ihn, am sächsisch-polnischen Hofe darauf hinzuweisen,

---

[1]) Übrigens beschränkte sich Keyserling in seinen Briefen an Biron keineswegs auf die kurl. Angelegenheit; er berichtete vielmehr über die Gesamtheit der Fragen, an deren Erledigung er zu arbeiten hatte.

[2]) Hierher gehören acht Briefe Birons an K., Sbornik XXXIII, 445ff., und fünf Briefe K.s an Bir., Lettl. Staats-Arch. 236, 1483; 236, 1487; 447, 1484.

[3]) Bir. an K., d. 6. (17.) Jan. 1736, Sbornik XXXIII, 460 und d. 5. (16.) April 1736, ebd. S. 462.

daß es sich für einen, „der nicht Millionen zu disponiren hätte" — d. h. also für einen anderen als Biron selbst — gar nicht lohne, sich um die Herzogswürde zu bemühen.[1]) Entsprechend dieser Haltung Birons hatte Keyserling offiziell aber nicht nur nicht für die Erhebung Birons auf den kurländischen Herzogsstuhl zu wirken, — er wußte auch offiziell überhaupt nichts von einer solchen Kandidatur. In einer Relation vom Januar 1736 bat er den russischen Hof, ihm den gewünschten Kandidaten auf den kurländischen Herzogsstuhl zu nennen[2]); und im Februar 1736 fragte Graf Brühl bei Biron an, ob man — was die Maßnahmen zu seiner Erhebung betreffe — Keyserling ins Einvernehmen ziehen könne.[3]) Zweifellos kannte Keyserling die Bestrebungen Birons, aber in seinem Verhalten nach außen hin mußte er sich den Wünschen desselben fügen. Nur einmal findet sich in einem Briefe an Keyserling ein Hinweis darauf, daß dieser von sich aus die Frage der Kandidatur Birons angeschnitten habe. Wie nicht anders zu erwarten, lehnte Biron es entschieden ab, auf diese Frage einzugehen.[4])

Erst nachdem auf dem Pazifikationsreichstag vom Jahre 1736 die Wiederbesetzung des Herzogstums Kurland nach dem Aussterben der Kettler beschlossen worden war, hat Keyserling mit dem sächsisch-polnischen Hof über die Erhebung Birons verhandelt.[5]) Im Briefwechsel Birons mit Keyserling findet sich aber auch jetzt — in der Zeit vom Pazifikationsreichstag bis zur Herzogswahl im Juni 1737[6]) — nichts von irgendwelchen Aufträgen Birons bezüglich seiner Kandidatur, die Keyserling zu erfüllen gehabt hätte, wenngleich Biron jetzt seine völlig ablehnende Haltung in dieser Frage aufgegeben hatte.[7])

Erst mit der Wahl Birons zum Herzog von Kurland im Juni 1737 ändert sich das Bild. Schon für die Vorbereitungen zur Wahl

---

[1]) Bir. an K., d. 6. (17.) Jan. 1736, Sbornik XXXIII, 460—461.

[2]) Solov'ev XX, 381.

[3]) Remarques d'un Courlandois sur le memoire donné rélativement aux affaires de Courlande, 1763, S. 119.

[4]) Bir. an K., d. 5. (16.) April 1736, Sbornik XXXIII, 462.

[5]) Beyrich S. 168.

[6]) Hierher gehören drei Briefe Bir. an K., Sbornik XXXIII, 474ff.

[7]) Bir. an K., d. 31. Aug. (11. Sept.) 1736, Sbornik XXXIII, 475 und 481.

gab Biron — noch immer ohne von der Durchsetzung seiner Kandidatur zu sprechen — dem in Mitau weilenden Keyserling eine Fülle von Anweisungen, wie eine störungsfreie Wahl durchgeführt werden könnte.[1]) Auch die fernere Wirksamkeit Keyserlings — von der Ausfertigung des Lehnsdiploms für Biron auf dem Senatus Consilium in Fraustadt im Juli 1737 bis zur feierlichen Belehnung im März 1739 — ist fortlaufend von zahlreichen Wunschäußerungen und Aufträgen Birons an Keyserling begleitet, die dieser zu erfüllen hatte.

Nicht alles hat natürlich einen Niederschlag im Briefwechsel gefunden. Zweimal hat Keyserling in den Jahren 1734—1739 sich längere Zeit in St. Petersburg aufgehalten; das eine Mal Februar bis April 1737, das zweite Mal im Januar 1739. Auch dabei sind zweifellos zwischen beiden zahlreiche Fragen — und selbstverständlich gerade die delikatesten — erörtert worden.[2])

Bei seinen Aufträgen an Keyserling gab Biron diesem meist weiten Spielraum. Mehrfach finden sich in seinen Briefen, in denen er Überlegungen über die Lage der Dinge anstellt, Wendungen, welche die Ausführung im einzelnen dem Ermessen und der Einsicht Keyserlings anheimstellen. So erklärt Biron im Juli 1737 — anläßlich der bevorstehenden Sitzung der polnischen Kommission in Danzig, welche die Bedingungen der Belehnung Birons festsetzen sollte —: „ich überlasse alle Sorge Ewr. Excell. wie Sie es angefangen, so bitte zu continuiren."[3]) Als im Februar 1738 die Frage der Dispensierung Birons von der persönlichen Leistung des Lehnseides in einer Konferenz Keyserlings mit den sächsischen Ministern behandelt wurde und man übereinkam, daß Biron in einem Schreiben den Kurfürstkönig um die Dispensierung bitten sollte, erklärte der Herzog, Keyserling möge nach eigenem Ermessen — nach seiner eigenen „erlangten Connoissance und Erfahrung" — vorgehen und selbst darüber entscheiden, welche Erwägungen auf die polnischen Minister den größten Eindruck machen würden.[4])

[1]) Bir. an K., d. 30. April (11. Mai) 1737, Sbornik XXXIII, 490—492.

[2]) In einem Brief an K. v. 2. (13.) Juli 1738 nimmt Bir. z. B. Bezug auf eine solche Besprechung mit K., Lettl. Staats-Arch. 236, 1488 Nr. 27.

[3]) Bir. an K., d. 26. Juli (6. Aug.) 1737, Sbornik XXXIII, 498.

[4]) Konzept der Antwort Birons auf K.s Schreiben v. 1. März 1738, Lettl. Staats-Arch. 236, 1488 Nr. 22.

Häufig erbat sich auch Biron, der in St. Petersburg, fern vom Schauplatz der Ereignisse, nicht alle Einzelheiten überblicken konnte, Keyserlings Rat über die Durchführung mancher Angelegenheit. So forderte er ihn im Juli 1737 auf, seine Meinung darüber zu äußern, wen er als seinen Vertreter zu den Verhandlungen mit der polnischen Kommission nach Danzig senden und ob auch ein Delegierter des Adels aus Kurland an den Verhandlungen teilnehmen solle.[1]) Allerdings ist Biron auf solche Ratschläge nur soweit eingegangen, wie es ihm selbst richtig und praktisch erschien.[2]) So machte Keyserling in dem angeführten Fall den Vorschlag, ihn selbst zu bevollmächtigen oder den Landhofmeister Sacken als Vertreter des Herzogs nach Danzig zu schicken.[3]) Biron tat indessen weder das eine noch das andere, sondern sandte den kurländischen Kanzler Finck v. Finckenstein.

Mehrfach hat Keyserling die Handlungsfreiheit, die Biron ihm bei der Durchführung der ihm erteilten Aufträge und Anordnungen ließ, ausgenutzt, indem er verschiedene Wünsche des Herzogs, der alles möglichst schnell und möglichst auf einmal erreichen wollte, nicht erfüllte, insbesondere wenn er der Ansicht war, daß dadurch wichtigere Dinge in Frage gestellt werden könnten. So hat er die von Biron gewünschte Festsetzung der weiblichen Erbfolge in Kurland weder dem Senatus Consilium in Fraustadt im Juli 1737[4]) noch der Danziger Kommission im November 1737 vorgelegt.[5]) Ebenso unterließ er es auch, bei der Danziger Kommission den Erlaß einiger von Biron gewünschten Verordnungen über den Güterbesitz in Kurland zu betreiben.[6])

So konnte es nicht ausbleiben, daß Keyserlings Tätigkeit nicht

---

[1]) Bir. an K., d. 26. Juli (6. Aug.) 1737, Sbornik XXXIII, 494—495.

[2]) Auch in Fragen der kurländischen Innenpolitik holte Bir. häufig K.s Rat ein (vgl. weiter unten), wobei dasselbe Verhalten zum Vorschein kommt. Dabei konnte es vorkommen, daß K. mitunter die Dinge richtiger sah als Bir., der sich vielfach zu stark von seinen Wünschen vorwärtstreiben ließ.

[3]) Extrakt aus der von dem Hrn. Geheimten Raht Freyherrn von Keyserlingk dem Legations-Secretaire Büttner mitgegebenen Instruction, Lettl. Staats-Arch. 236, 1487 Nr. 40.

[4]) K. an Bir., Fraustadt, d. 20. Juli 1737, Lettl. Staats-Archiv. 236, 1487 Nr. 11.

[5]) K. an Bir., Danzig, d. 19. Nov. 1737, Lettl. Staats-Arch. 236, 1487 Nr. 15. [6]) Vgl. weiter unten.

immer zu Birons Zufriedenheit ausfiel, — namentlich wenn Keyserling nach Auffassung des Herzogs in wesentlichen Dingen anders handelte, als dieser es gewünscht und gehofft hatte. Mehrfach gab es dann Momente der Verstimmung, wo Biron in scharfen Worten seiner Unzufriedenheit Ausdruck verlieh. Das war z. B Anfang 1738 der Fall. Gerade in dem Moment, wo Biron beinah am Ziel seiner Wünsche war — ein königliches Diplom hatte ihn in die Regierung eingesetzt, die Danziger Konvention vom 12. November 1737 war abgeschlossen — und nur noch das Letzte, die Belehnung, bevorstand, befiel ihn eine starke Nervosität. Er warf Keyserling vor, daß die ganze Wahlangelegenheit viele Unkosten verursacht habe, daß Keyserling beim Abschluß der Danziger Konvention nicht genügend die Interessen des Herzogs gewahrt und bei der Übernahme des kurländischen Archivs in Danzig Ende 1737 es an der nötigen Sorgfalt habe fehlen lassen, daß er — Biron — überhaupt „in einen Labyrinth verstricket" sei, an dem auch Keyserling Schuld habe.[1]) In einem Schreiben vom 1. März 1738 versuchte Keyserling sich zu rechtfertigen.[2]) Offenbar sah Biron es auch ein, daß er zu schroff gewesen war. Jedenfalls erklärte er Keyserling in seinem Antwortschreiben, daß er eine „schmertzliche apprehension nicht intendiret habe" und daß er nicht an Keyserlings „gutem Willen und sinceren attachement" sein und seines Hauses Interesse zu fördern zweifle, daß er vielmehr „in demselben Vertrauen zu dem Herrn Geheimbten Raht beharre" und die Betreibung seiner Angelegenheiten ihm „bestens recommandire".[3])

So war Biron trotz mancher kleinen, vorübergehenden Verstimmung Ende der dreißiger Jahre doch davon überzeugt, daß er einen großen Teil der „Gnadenbezeigungen" des Kurfürstkönigs der Wirksamkeit Keyserlings zu verdanken habe und daß er auch fernerhin seine Wünsche keinem anderen besser anvertrauen könne als gerade ihm.[4])

Keyserling hatte nicht nur die Aufgabe, an der Erhebung

[1]) Das ergibt sich aus K.s Schreiben an Bir., Dresden, d. 1. März 1738, Lettl. Staats-Arch. 236, 1488 Nr. 13. [2]) Ebd.

[3]) Konzept der Antwort Birons auf K.s Schreiben v. 1. März 1738, Lettl. Staats-Arch. 236, 1488 Nr. 22.

[4]) Neubauers Bericht bei Herrmann a. a. O. IV, 629.

Birons zum Herzog von Kurland mitzuwirken; Biron zog ihn auch bei Maßnahmen zu Rate, die er in Kurland durchzuführen beabsichtigte. Vielfach wartete Keyserling auch gar nicht eine Aufforderung ab, sondern trat selbst mit seinen Meinungen und Ratschlägen an Biron heran.

Sein Verhalten dabei ist äußerst interessant.

Mancherlei Schwierigkeiten standen dem neuen Herzog bevor. Jahrzehntelang hatte Kurland keinen Herrn mehr im Lande gehabt. Die Ritterschaft hatte sich daran gewöhnt, nach eigenem Ermessen zu schalten und zu walten. Die Konflikte mit dem Herzog Ferdinand hatten eine Erweiterung der Rechte des Adels zur Folge gehabt. Zahlreiche Domänen waren als Pfandbesitz in die Hände des Adels geraten. Es war selbstverständlich, daß der neue Herzog — insbesondere wenn es ein Mann von der Art Birons war — es versuchte, die herzogliche Macht wieder aufzurichten, und jede Gelegenheit ausnutzte, die sich dazu bot. Ebenso selbstverständlich war es aber auch, daß ein solches Bestreben bei der kurländischen Ritterschaft auf schärfsten Widerstand stoßen mußte. Keyserling, der die kurländischen Verhältnisse kannte, sah das voraus. Er bemühte sich, Biron von einem zu schroffen Vorgehen gegen die kurländische Ritterschaft zurückzuhalten, um ihm einen Konflikt zu ersparen. Zweifellos hatte er dabei aber auch Verständnis für seine Standesgenossen in Kurland und war auch von diesem Gesichtspunkt aus bemüht, allzu schroffe Maßnahmen Birons zu verhindern.

Biron zeigte auch gleich deutlich genug, daß er gesonnen sei, energisch durchzugreifen.

Schon am 27. September (8. Oktober) 1737 gab er Keyserling eine ganze Reihe von Aufträgen, die dieser bei der polnischen Kommission in Danzig durchsetzen sollte. So sollte Keyserling die Kommission zum Erlaß einer oberlehnsherrlichen Verordnung bewegen, welche die kurländischen Offizianten anwies, sich wie bisher mit der halben Gage zu begnügen, und die Oberhauptleute und Hauptleute aufforderte, die herzoglichen Bauern herauszugeben, die sie sich für einen Teil des ihnen nicht ausgezahlten Gehalts angeeignet hatten.[1]) Außerdem wünschte er durch Keyserling

[1]) Das ergibt sich aus K.s Schreiben an Bir., Danzig, d. 29. Nov. 1737. Lettl. Staats-Arch. 236, 1487 Nr. 17.

eine Sache begonnen zu sehen, auf die sich sein Hauptinteresse konzentrierte, — die Angelegenheit der verpfändeten herzoglichen Domänen. Er beauftragte Keyserling, bei der Kommission eine oberlehnsherrliche Verordnung durchzusetzen, welche diejenigen aufforderte, ihre Besitzdokumente vorzulegen, auf die der Verdacht fiel, Domänen zu besitzen.[1]) Keyserling ist allen diesen Wünschen Birons nicht nachgekommen. Zweifellos hielt er solche Maßnahmen für viel zu weitgehend. In einem Schreiben an Biron vom 29. November 1737 versuchte er indessen, seine Handlungsweise auf eine für diesen einleuchtende Art zu begründen. Er wies darauf hin, daß solche oberlehnsherrliche Verfügungen zwar im Augenblick einen Nutzen bringen, in der Zukunft aber unangenehme Folgen haben könnten. Denn es würde nur zu einer Minderung der herzoglichen Rechte führen, wenn man solche Maßnahmen — die der Herzog, falls er es durchaus wünsche, auch selbständig durchführen könne — von polnischen Verordnungen abhängig machen wollte; ohnedies sei Polen geneigt, alle Rechte an sich zu reißen.[1])

Auch in anderen Briefen und Gutachten aus dieser Zeit bemühte sich Keyserling, Biron zur Zurückhaltung zu bewegen, und machte ihn auf die Gefahren eines zu schroffen Vorgehens aufmerksam.

Bald nach dem Senatus Consilium in Fraustadt im Juli 1737 unterbreitete Keyserling durch den Legationssekretär Büttner dem neuen Herzog seine Auffassungen über den Stand der kurländischen Frage, wobei er auch auf die Verhältnisse in Kurland selbst einging.[2]) Er riet Biron, den Adel zwar „mit Nachdruck" an die Schranken des Gesetzes zu binden, warnte aber vor einem Konflikt; denn niemals sei aus einem solchen „etwas reelles vor das Fürstliche Hauss entstanden", vielmehr seien solche Konflikte nur die „wahre Ursache des Verfals der Herzogthümer" gewesen. Um das Mißtrauen des Adels zu beschwichtigen, riet Keyserling dem Herzog — hier offenbar auf eine Anfrage Birons eingehend —, sich nicht nur mit Juristen bürgerlichen Standes zu umgeben,

[1]) Siehe S. 178 Anm. 1.

[2]) Extrakt aus der von dem Hrn. Geheimten Raht Freyherrn von Keyserlingk dem Legations-Secretaire Büttner mitgegebenen Instruction, Lettl. Staats-Arch. 236, 1487 Nr. 40.

sondern auch einige aus dem Adel zur Verwaltung und Politik heranzuziehen, wobei er einige Namen in Vorschlag brachte. Auch riet er ihm, nicht gleich von der Genehmigung des Kurfürstkönigs, die Regierung von St. Petersburg aus zu führen, Gebrauch zu machen, sondern sich über diese erst mit der Ritterschaft auf einem Landtag zu verständigen. Erst wenn die Ritterschaft nicht mit einer Regierung von St. Petersburg aus einverstanden sei, solle Biron sich auf die königliche Genehmigung berufen. Doch riet Keyserling, nicht zu bald einen Landtag einzuberufen; denn es wäre denkbar, daß einige „Irrgeister" — die Gegner Birons und der russischen Politik — dagegen protestieren könnten, daß der Herzog vor Leistung des Lehnseides und Berücksichtigung der Gravamina landesherrliche Funktionen ausübe.[1]) Auch müsse erst das königliche Mandat an das Land, dem neuen Herzog Gehorsam zu leisten, veröffentlicht werden.[2])

Auch hierbei zeigte es sich wieder, daß Biron sich zwar Keyserlings Ansichten darlegen ließ, von diesen sich aber nur soviel zu eigen machte, wie es ihm selbst richtig erschien. So hat er hier offenbar vor allem Keyserlings Erwägungen über den Zusammentritt des Landtages berücksichtigt; denn der erste vom Herzog berufene Landtag trat tatsächlich erst im Januar 1738 zusammen.[3])

Einige Monate später nahm Keyserling in einer ausführlichen Denkschrift zu den wichtigsten Problemen der kurländischen Innenpolitik Stellung. Am 10. Dezember 1737 übersandte er sie Biron.[4])

Auch hier mahnte Keyserling vor allem zur Einigkeit zwischen Herzog und Ritterschaft. Denn „wenn man — heißt es in der Denkschrift — dem Ursprunge und deren wahren Ursachen ein wenig genau nachgehet, wodurch es geschehen, daß die Herzog-

[1]) Das widersprach bekanntlich den Commissarialischen Decisionen v. 1717, deren Gültigkeit von Biron angestritten wurde.

[2]) Extrakt aus der . . . dem Legations-Secretaire Büttner mitgegebenen Instruction, Lettl. Staats-Arch. 236, 1487 Nr. 40.

[3]) Das königl. Mandat u. die Genehmigung, die Regierung von St. Petersburg aus zu führen, hatte K. bereits am 22. Aug. 1737 Bir. übersandt. K. an Bir., Dresden, d. 22. Aug. 1737, Lettl. Staats-Arch. 236, 1485 Nr. 1.

[4]) K. an Bir., Danzig, d. 10. Dez. 1737, Lettl. Staats-Arch. 236, 1487 Nr. 18. — Die Denkschrift unter dem Titel „Unterthänigste unvorgreifliche Errinnerungen den Staat von Curland betreffend" ebd.

thümer Curland bereits in dem Begrief waren, ihren Fürsten, Religion, Gühter und Freyheit zu verlieren, so siehet man gar deutlich, das hiezu nichtes so sehr als die Uneinigkeit, die Haubt und Glieder seith vielen Jahren getheilet, beygetragen." Das beste Mittel zur Aufrechterhaltung dieser Einigkeit sah Keyserling darin, daß der Fürst seine Lande „nach ihren Grund-Verfassungen und Freyheiten regieret" — d. h. von Keyserlings Gesichtspunkt aus, seine Rechte nicht überspanne —, da man dadurch die Stände „zu einer gleichmäßigen Beobachtung der Gesetze binden und denen nachmahligen Ausschweiffungen des Adels mit desto größerem Nachdruck und Beahndung . . . entgegentreten kan."

Weiter erörterte Keyserling mehr oder weniger eingehend eine Reihe von brennenden Fragen, so insbesondere die Frage der Domänen und des herzoglichen Allodialbesitzes in Kurland.

Die Domänen oder Tafelgüter[1]) waren von den letzten Herzögen aus dem Hause Kettler mit Schulden belastet und verpfändet worden. Birons Wunsch ging nun dahin, diese Güter wieder auszulösen und sie nicht mehr zu verpachten, sondern selbst zu bewirtschaften. Die Danziger Konvention vom 12. November 1737 kam diesem Wunsche entgegen. Sie setzte fest, daß der Herzog die Lehnsschulden übernehmen, d. h. die Domänen auslösen solle. Die Art und Weise, wie diese Auslösung geschehen sollte, führte Biron einen Schritt weiter auf dem Wege zur Erweiterung des herzoglichen Grundbesitzes in Kurland. Der Herzog war nämlich verpflichtet, die Lehnsschulden nur soweit zu bezahlen, wie die aus dem Verkauf des Kettlerschen Allodialbesitzes sich ergebenden Summen reichten; dabei sollte er das Recht haben, diesen Allodialbesitz nach vorhergegangener Taxation selbst zu erwerben. Natürlich lag auch hier bei Biron wieder die Absicht vor, diese Güter selbst zu bewirtschaften und sie dem Adel, der sie bisher genutzt hatte, zu entziehen.

---

[1]) Zum folgenden vgl. E. Seraphim, Livländische Geschichte III: A. Seraphim, Die Geschichte des Herzogtums Kurland (1561—1795), Reval 1904, S. 198—199. — Auch J. Freiherr v. Hahn, Die bäuerlichen Verhältnisse auf den herzoglichen Domänen Kurlands im XVII. u. XVIII. Jahrh., Karlsruhe 1911, S. 12. — O. Stavenhagen, Die Kettler, die Freiherrn u. Grafen v. Kettler u. die von bzw. Barone von Ascheberg genannt Kettler in Kurland, S. 20, Anm. 3. (Sonderabdr. a. d. Jahrbuch f. Genealogie, Heraldik u. Sphragistik 1910).

Zweifellos liegt es nun so, daß Keyserling Biron von einem Vorgehen in der Güterfrage auf der ganzen Linie abbringen wollte, da er, falls das geschah, einen schweren Konflikt zwischen Herzog und Ritterschaft, voraussah. Keyserling war der Meinung, daß es Biron genügen müsse, den Kettlerschen Allodialbesitz an sich zu bringen; er hielt es für gefährlich, gleichzeitig auch die Frage der Domänen aufzurollen, und suchte Biron davon zurückzuhalten, die Domänen dem Adel, der sie in Pacht hatte oder sie als Pfand besaß, zu nehmen und selbst zu bewirtschaften.

In seiner am 10. Dezember 1737 Biron übersandten Denkschrift kommt diese Auffassung deutlich zum Ausdruck.

Keyserling trennte hier scharf Domänen und fürstliche Allodien. Als ob er der Ansicht Birons wäre, erklärte er, der Herzog müsse selbstverständlich den Besitz und die freie Verfügung über die Domänen erlangen. Er fügte aber hinzu, daß „man hierin unvermerckt und behutsahm fortschreiten" müsse. Auch dürfe man vor allem die Oberräte nicht von der Verwaltung der Domänen ausschließen. Anders stehe es mit den Allodien. Diese müßten sofort zur unmittelbaren Verfügung des Herzogs stehen. Er riet, so schnell wie möglich die Taxatoren zu ernennen, die den Kettlerschen Allodialbesitz taxieren sollten, und diesen Besitz von den herzoglichen Domänen zu trennen. Er hielt es auch für zweckmäßig, diese Trennung noch dadurch zu betonen, daß für die Allodialgüter ein besonderes Archiv errichtet werde und die Einkünfte aus diesen Gütern nicht durch die herzogliche Kammer gingen.[1])

Es ist besonders interessant für Keyserlings Haltung, daß er Biron ausdrücklich bat, die Denkschrift geheimzuhalten, weil er darin zur Frage der Allodien Stellung genommen habe.[2]) Da seine Auffassung — trotz seiner vermittelnden Haltung — weit von derjenigen seiner Standesgenossen entfernt war, konnte es ihm natürlich nicht angenehm sein, wenn sie in Kurland bekannt wurde.

Noch schärfer kommt Keyserlings Auffassung über die Behandlung der Domänen und Allodien in einem Schreiben an Biron vom 13. Dezember 1737 zum Ausdruck.

---

[1]) Unterthänigste unvorgreifliche Errinnerungen, Lettl. Staats-Arch. 236, 1487 Nr. 18.

[2]) K. an Bir., Danzig, d. 10. Dez. 1737, Lettl. Staats-Arch. 236, 1487 Nr. 18.

Hier riet Keyserling dem Herzog ausdrücklich, seine Absichten hinsichtlich der Domänen nicht zu offenkundig zu zeigen, da sonst von „Übelgesinnten" die Auffassung vertreten werden könnte, der Herzog wolle dem Adel die Mittel zum Leben rauben. Auch würde es dem Herzog zu größerem Nutzen gereichen, wenn er seine Aufmerksamkeit hauptsächlich den Allodialgütern zuwende.[1])

Noch einmal nahm dann Keyserling auf Birons Veranlassung in einer Denkschrift dazu Stellung, ob die Domänen verpachtet oder verwaltet werden sollten. Auch hier kam er zum Schluß, daß zwar „die Amtsverwaltung coeteris paribus vor der Arende ein besonderes voraushabe"; da aber nur wenig freie Ämter vorhanden seien — die Mehrzahl war ja dem Adel verpachtet oder verpfändet —, so sei es „voritzo nicht füglich", die Amtsverwaltung durchzuführen.[2])

Noch auf eine besondere Schwierigkeit bei der Lösung der Frage des herzoglichen Grundbesitzes machte Keyserling in seiner am 10. Dezember 1737 eingesandten Denkschrift aufmerksam. Das Senatus Consilium vom Juli 1737 hatte bestimmt, daß alle diejenigen, welche Ansprüche auf die Tafelgüter hatten, vom König vor das polnische Relationsgericht zitiert werden sollten.[3]) Keyserling sah voraus, daß solch eine Zitation unter der kurländischen Ritterschaft eine große Unruhe hervorrufen werde, da sie „ihren Untergang und völligen Verlust des Ihrigen umb so viel gewisser halten, als sie sich vor die Relationsgerichte, woselbst die Urtheile nicht gesprochen, sondern erkauft werden, gezogen sehen; zugeschweige der Unkosten, die zu bestreiten die wenigsten des Adels im Stande sind." Er fürchtete daher, daß die Ritterschaft den Kurfürstkönig um Entsendung einer Kommission nach Kurland bitten werde, die ihre Ansprüche und Rechte im Land selbst untersuchen konnte. Um dem zu entgehen — die früheren polnischen Kommissionen in Kurland hatten gezeigt, welch eine Gefahr sie für die herzogliche Gewalt bedeuteten —, riet Keyserling dem Herzog, die Oberräte und die fürstliche Kammer an-

[1]) K. an Bir., Danzig, d. 13. Dez. 1737, Lettl. Staats-Arch. 236, 1485 Nr. 6.

[2]) „Ob wan ein Amt administriret oder zur jährl. Arende ausgethan werde", Lettl. Staats-Arch. 236, 1487 Nr. 41.

[3]) Ch. G. v. Ziegenhorn, Staatsrecht der Herzogtümer Kurland und Semgallen. Königsberg 1772. Beilage Nr. 311.

zuweisen, sich mit den Pfandinhabern der Domänen ins Einvernehmen zu setzen und diesen entweder einen neuen Pfandkontrakt auszustellen oder gegen die Erstattung der Pfandsumme sich die Pfandrechte abtreten zu lassen.[1]) Die Ritterschaft wäre dadurch dem unbequemen und teuren Weg über das Relationsgericht entgangen, und Biron hätte diese Angelegenheit durch seinen Bevollmächtigten regeln lassen können.

Der Verlauf der Dinge hat der Auffassung Keyserlings Recht gegeben und auch Biron veranlaßt, wenigstens teilweise diesen Vorschlägen nachzukommen.

Im Januar 1738 erfolgte die Zitation aller derjenigen, die Ansprüche auf die Tafelgüter und die Kettlersche Hinterlassenschaft hatten, vor das polnische Relationsgericht. Der kurländischen Ritterschaft bemächtigte sich — wie Keyserling es vorausgesehen hatte — eine große Erregung. Der Landtag vom Januar bis Februar 1738 sandte einen Delegierten nach Warschau, der um die Aufhebung der Zitation — sofern sie die Ritterschaft betraf — nachsuchen sollte.[2]) Zugleich wurden zwei Delegierte nach St. Petersburg zu Biron gesandt. Diese sollten dem Herzog vorstellen, daß das Verfahren vor dem Relationsgericht dem Lande zum Ruin gereichen würde, und um Aufhebung der Zitation bitten; außerdem sollten sie Biron das Anerbieten machen, die den adligen Pfandinhabern zustehenden Rechte gegen Auszahlung der ihnen zukommenden Summen abzutreten, zugleich auch den Wunsch aussprechen, daß die eingelösten Domänen dem Adel „nach und nach hinwiederumb . . . entweder Amts- oder Arrendsweise oder auf eine andere art ferner zur Disposition gelassen werden möchten." Auch bat die Ritterschaft um das Recht, die von den Herzögen aus dem Hause Kettler gekauften adligen Güter — die nun zum Kettlerschen Allodialbesitz zählten — wieder zurückkaufen zu dürfen.[3]) Birons Antwort kam — wie auch

[1]) Unterthänigste unvorgr. Errinnerungen, Lettl. Staats-Arch. 236, 1487 Nr. 18.

[2]) Kopie des Landtagsschlusses, Mitau, d. 6. Febr. 1738, Dorpater Universitätsbibliothek, Manuskript Nr. 128. — Kopie der Instruktion für den nach Polen gesandten Delegierten Fr. Wilh. v. Korff, Mitau, d. 1. Febr. 1738, ebd. Mskr., 32.

[3]) Kopie der Instruktion für die nach St.-Petersburg gesandten Delegierten, Mitau, d. 30. Jan. 1738, Dorp. Univ.-Bibl. Mskr. Nr. 128. — Diese

Keyserling in seiner Denkschrift vom 10. Dezember 1737 geraten hatte — insofern den Wünschen der Ritterschaft nach, als er sich bereit erklärte, denjenigen Pfandinhabern von Domänen, die gewillt waren, dem Herzog ihre Rechte anzutragen, die ihnen zukommenden Summen auszuzahlen. Doch behielt er sich das Recht vor, seine Entscheidung von Fall zu Fall in St. Petersburg zu treffen. Die Zitation rückgängig zu machen, erklärte er nicht imstande zu sein. Die eingelösten Domänen war er bereit, auch fernerhin amtsweise der Nutzung der Ritterschaft zu überlassen. Über den Wunsch der Ritterschaft, die ehemals adligen, jetzt zum Kettlerschen Allodialbesitz gehörenden Güter zurückkaufen zu dürfen, meinte er, sich jedoch erst in Zukunft äußern zu können.[1])

Biron glaubte, auf diese Weise dem Adel eine große Konzession gemacht zu haben.[2]) Dem Adel war damit aber natürlich nur wenig gedient. Er bemühte sich, durch seinen Delegierten in Warschau, Fr. Wilh. v. Korff, auf dem Umwege über König und Republik seine Wünsche zu verwirklichen. Die Folge war ein schwerer Konflikt zwischen Herzog und Ritterschaft. Da dieser Konflikt in Warschau ausgetragen wurde, so fiel Keyserling wieder die Aufgabe zu, am sächsisch-polnischen Hofe die Interessen Birons gegen die Bestrebungen des Adels zu vertreten. Der Konflikt endete mit einem Mißerfolg des Adels. Die Zitation blieb in Kraft, die Einlösung der Domänen erfolgte in der von Biron zugestandenen Form, und am 5. April 1739 gewährleistete der Kurfürstkönig dem Herzog den Besitz der Allodialgüter bis zu einer weiteren Entscheidung.[3])

Der Sturz Birons hatte einen Abbruch der Beziehungen zu Keyserling zur Folge. Ob ein Briefwechsel zwischen beiden in

Wünsche wurden Biron v. den Delegierten in Form einer Denkschrift am 8. März 1738 überreicht; Kopie derselben ebd. Mskr. Nr. 32. — Vgl. auch die Kopie des Berichts der Delegierten an den Landtag, Mitau, d. 16. Juni 1738, ebd.

[1]) Kopie der Antwort Birons auf d. Denkschrift der kurl. Delegierten, St.-Petersburg, d. 13. März 1738, Dorp. Univ.-Bibl. Mskr. Nr. 32. — „Extractum aus Sr. Hochfürstl. Durchl. an den Hochwohlgeb. Herren Ober-Räthe abgelassenen gnädigsten Rescripto, de dato St. Petersburg, d. 8. (19.) Marty 1738" (Kopie) ebd.

[2]) Konzept eines Schreibens Birons an K., d. 2. (13.) Juli 1738, Lettl. Staats-Arch. 236, 1488 Nr. 27.

[3]) Ziegenhorn S. 84 u. Beil. Nr. 321. — Vgl. auch Seraphim III, 201.

den vierziger Jahren wieder eingesetzt hat, muß dahingestellt bleiben. Anzunehmen ist das nicht.[1]) Es ist durchaus denkbar, daß Biron gerade mit Keyserling — aus Rücksicht auf dessen exponierte Stellung als russischer Gesandter — keine Briefe gewechselt hat. Trotzdem ist Keyserling auch in den Jahren der Verbannung des Herzogs bemüht gewesen, für ihn einzutreten und ihm in der wichtigsten Frage — der Restitution — behilflich zu sein.

Die Verbannung Birons gab Anlaß zum Auftauchen neuer Kandidaturen auf den kurländischen Herzogsstuhl. Entsprechend den Verhältnissen am russischen Hof war es erst Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig, dann der russische Feldmarschall Prinz Ludwig von Hessen-Homburg.[2]) Beide Kandidaturen hatten keinen Erfolg. Auch Moritz von Sachsen, der sich wieder einmal regte, konnte nichts erreichen. Im September 1745 erklärte die Kaiserin Elisabeth, daß sie bei Lebzeiten Birons nicht in eine Neubesetzung des herzoglichen Stuhles willigen werde. Ende der vierziger Jahre schien es dann, als ob Biron seine Freiheit wiedererlangen und in seine Rechte wieder eingesetzt werden könnte.[3]) Jedenfalls bemühte sich der sächsisch-polnische Hof darum, und auch der Kanzler A. P. Bestužev-Rjumin, ein alter Anhänger Birons, trat

[1]) Biron durfte von Jaroslavl' aus mit seinen Anhängern u. Freunden korrespondieren. Die Briefe wurden durch Daniel Fehrmann befördert, vgl. A. Seraphim, Zur Geschichte Birons in der Verbannung, nach einem Briefwechsel, Separatabdr. aus d. „Düna-Zeitung", 1894, S. 6. — An H. K. Keyserling hat Fehrmann, — soweit Seraphim darüber Aufschluß gibt — keine Briefe weitergeleitet.

[2]) Solov'ev XXI, 229. Seraphim Bd. III, 205. — A. Seraphim glaubt auf Grund der im Berliner Geh. Staatsarchiv befindlichen Berichte K.s an den russischen Hof annehmen zu können, daß K. besonders für die Kandidatur des Prinzen v. Hessen-Homburg eingetreten sei. Zweifellos ist es K.s Absicht gewesen, in seinen Relationen diesen Eindruck zu erwecken. — eine Änderung in seinem Verhalten zu Biron ist daraus sicherlich nicht zu erschließen. K. mußte für die Kandidatur des Prinzen wirken; zahlreiche Reskripte des St. Petersburger Hofes machten das ihm zur Aufgabe (vgl. Arch. kn. Voroncova I, 157, 291 u. a.), und daß er den Aufträgen seines Hofes — namentlich zu Beginn der Regierung Elisabeths, wo sehr stark gegen ihn intrigiert wurde — mit Eifer nachkam, ist verständlich. — Ein eigenartiges Licht auf K.s Verhalten zur Kandidatur des Prinzen wirft auch die Tatsache, daß er auf Lestoqs Aufforderung gleichzeitig Moritz v. Sachsen mitteilte, daß er nach St. Petersburg kommen solle. Vgl. Solov'ev XXI, 230.

[3]) Vgl. A. Seraphim, Zur Gesch. Birons in der Verbannung S. 20ff.

für die Restitution des Herzogs ein. Die erneute Regsamkeit Moritz' von Sachsen — seine Reise nach Berlin, die freundliche Aufnahme, die er dort fand — ließ in Verbindung mit der politischen Situation in St. Petersburg die Furcht aufkommen, die Höfe in Paris, Stockholm und Berlin könnten seine Ansprüche unterstützen, um sie für ihre politischen Zwecke auszunutzen. Diesen Augenblick benutzte Keyserling, der seit März 1749 wieder als russischer Gesandter am sächsisch-polnischen Hofe weilte, um für eine Restitution Birons einzutreten. In seiner Relation vom 29. Juli 1749 ging er in eindringlicher Weise auf die kurländische Frage ein. Er machte auf die Verabredungen Moritz' von Sachsen mit dem preußischen Hofe aufmerksam, wies auf die Gefahr hin, die ein Herrscher auf dem kurländischen Herzogsstuhl für Rußland bedeute, der mit Schweden, Preußen und Frankreich Verpflichtungen eingegangen sei, und legte der Kaiserin nahe, Maßnahmen zu ergreifen, um der Gefahr einer Erschütterung der russischen Position in Kurland zu begegnen. Vor allem müsse man dafür sorgen, daß der Herzog von Kurland den ungestörten Besitz seines Landes allein der Großmut und Gnade der russischen Herrscherin zu verdanken habe. Am zweckmäßigsten wäre es daher, Biron sofort zu befreien und wieder in sein Herzogtum einzusetzen.[1])

Die Bemühungen um eine Restitution Birons waren vergeblich; Elisabeth blieb dabei, dem Herzog die Freiheit nicht zu geben. Keyserling kam bald darauf als russischer Gesandter nach Wien und verlor für einige Zeit die kurländische Frage aus den Augen. Erst die Thronbesteigung Katharinas II. ließ dieses Problem wieder in ein neues Stadium treten und brachte es auch Keyserling wieder nahe.

An der nun folgenden Restitution Birons hat Keyserling in St. Petersburg hervorragenden Anteil genommen[2]); und auch auf seiner Reise nach Warschau im September 1762 — er hielt sich unterwegs einige Zeit in Kurland auf — und am sächsisch-polnischen Hof hatte er Gelegenheit, an der Wiedereinsetzung des Her-

[1]) Die Relation abgedr. Arch. kn. Voroncova XXXIII, 403—411. Vgl. auch Solov'ev XXIII, 70—71.

[2]) Vgl. B. Bilbassow, Die Vereinigung Kurlands mit Rußland, Baltische Monatsschrift XLII (1895), S. 216ff.

zogs mitzuwirken. Auch jetzt war es natürlich für Biron von nicht geringer Bedeutung, daß gerade Keyserling in diesen Dingen einen so großen Einfluß am Hofe Katharinas gewonnen hatte. Aber Birons Lage hatte sich jetzt doch stark geändert: während er in den dreißiger Jahren Befehle und Aufträge an Keyserling erteilte und die Richtlinien für dessen Tätigkeit festsetzte, mußte er jetzt die Rolle spielen, die Katharina und deren Ratgeber, mithin also auch Keyserling, ihm zudachten.

Seitdem Keyserling sich wieder in Warschau aufhielt, ist auch der Briefwechsel mit Biron von neuem aufgelebt. Wieder wandte sich der Herzog an ihn mit der Bitte um Unterstützung in einigen Angelegenheiten.

Die Restitution Birons ging unter manchen Schwierigkeiten vor sich.[1]) Unter dem Schutz russischer Truppen zog der Herzog in Mitau ein. Im Januar 1763 berief er eine brüderliche Konferenz; diese trat im Februar 1763 in Mitau zusammen. Die Oberräte — darunter auch der Kanzler Dietrich Keyserling, ein Stiefbruder H. K. Keyserlings — weigerten sich, an der Konferenz teilzunehmen.[2]) Biron war sehr erbittert über die Weigerung D. Keyserlings und suchte ihn auf jede Weise zur Aufnahme seiner Obliegenheiten zu bewegen. In einer Reihe von Briefen sprach er sich auch H. K. Keyserling gegenüber sehr unwillig über D. Keyserlings Verhalten aus und forderte ihn auf, seinen Stiefbruder zu einer Änderung seines Entschlusses zu bewegen.[3]) Ob H. K. Keyserling dieser Aufforderung nachgekommen ist, muß dahingestellt bleiben; jedenfalls nahm sein Stiefbruder noch während der brüderlichen Konferenz seine Tätigkeit wieder auf.[4])

Noch einmal hatte Biron einen Anlaß, Keyserling um Erfüllung eines Wunsches zu bitten. Im Februar 1763 erschien in Warschau

[1]) Zum folg. vgl. Aus Polens und Kurlands letzten Tagen, Memoiren des Baron Karl Heinrich Heyking (1752—1796), hrsg. von Baron Alfons Heyking sen., Berlin 1897, S. 57ff.

[2]) Aus dem Leben des Grafen Dietrich Keyserling, Balt. Monatsschr. XL (1893), S. 581.

[3]) Ebd. Anm. von H. Diederichs. — Leider gibt Diederichs nicht an, wo sich diese Briefe befinden. Im Lettl. Staats-Arch. u. im Kurländischen Provinzialmuseum in Mitau sind sie jedenfalls nicht vorhanden.

[4]) Er hat den Konferenzabschied v. 11. März 1763 unterzeichnet. Doch hat er gleich darauf seinen Abschied genommen. Vgl. Aus Polens u. Kurlands letzten Tagen S. 59—60.

E. de Vattels „Memoire sur les affaires de Courlande."[1]) Diese Schrift verteidigte die Rechte des von Biron verdrängten Herzogs Karl und enthielt Ausfälle gegen Biron und die Kaiserin Katharina. Biron schrieb in dieser Angelegenheit an Keyserling, auf dessen Veranlassung noch 1763 eine von seinem Sohn Heinrich Christian verfaßte Gegenschrift „Remarques d'un Courlandois sur le memoire donné rélativement aux affaires de Courlande" erschien.[2])

So hat Keyserling im Leben Birons eine hervorragende Rolle gespielt. Offensichtlich durch Biron in die diplomatische Laufbahn gelenkt, hat er diesem eine ganze Reihe von wichtigen Diensten geleistet. Zwar bemühte sich Keyserling, nicht nur die Aufträge und Wünsche des Herzogs zu erfüllen, sondern auch auf dessen Entschlüsse einen Einfluß auszuüben. Bei der egoistischen und selbstherrlichen Art Birons ist ihm das aber nur zu einem Teil gelungen. Im Grunde genommen war es doch so, daß Biron die Richtlinien für Keyserlings Wirksamkeit festsetzte und dieser nur, sofern es sich um Einzelheiten bei der Durchführung der ihm zuteil gewordenen Aufträge handelte, einen Einfluß auf den Herzog ausüben konnte.

Biron hat die Tätigkeit Keyserlings durchaus zu schätzen gewußt. Häufig finden sich Dankesäußerungen in seinen Briefen an ihn.[3]) Es blieb nicht bei Worten allein. Der Herzog zeigte sich auch um die materielle Lage Keyserlings besorgt. So machte er ihn am 5. (16.) April 1736 — also noch vor der Herzogswahl — auf die Möglichkeit aufmerksam, ein Gut in Kurland zu erwerben und

[1]) Vgl. J. Chr. Schwartz, Vollständige Bibliothek kurländischer u. piltenscher Staatsschriften, Mitau 1799, S. 170.

[2]) Aus dem Leben des Gr. Dietrich Keyserling, Balt. Monatsschr. XL, 585. — G. Conrad, Beiträge zur Biographie des kaiserl. russ. geheimen Rats Heinrich Christian Reichsgrafen von Keyserling, Altpreußische Monatsschrift XLIII (1911), S. 86 gibt an, daß Heinr. Christ. K. seine Schrift auf Befehl der russischen Kaiserin verfaßt habe. Es ist durchaus denkbar, daß der Antrieb zur Abfassung der Schrift sowohl vom Herzog als auch von der Kaiserin gekommen ist. Beide wurden ja von Vattel angegriffen. — Die Schrift erschien 1763 erst in provisorischer Gestalt u. d. T. „Auszug u. vorläufige Anzeige derer Anmerkungen" etc., bald darauf — ebenfalls noch 1763 — vollständig unter obengen. Titel. Vgl. Schwartz, Vollst. Bibl. S. 189ff.

[3]) Z. B. Bir. an K. d. 5. (16.) April 1736 u. d. 26. Juli (6. Aug.) 1737, Sbornik XXXIII, 462 u. 493.

erbot sich, eine Summe zum Ankauf vorzustrecken.[1]) Sein Sturz hinderte ihn daran, Keyserling sichtbarere Zeichen seiner Dankbarkeit zukommen zu lassen. Erst seine Restitution im Jahre 1762 bot ihm dazu Gelegenheit. Um seine Erkenntlichkeit zu bezeugen, gab er Keyserling die schriftliche Zusage, ihm das Amt Frauenburg zu verleihen.[2]) Bevor er jedoch sein Versprechen verwirklichen konnte, starb Keyserling im September 1764 in Warschau.

[1]) Bir. an K., d. 5. (16.) April 1736, Sbornik XXXIII, 473. — Daß das kein vereinzelter Fall gewesen ist, beweist eine Stelle im Brief K.s an Biron vom 1. März 1738, wo er von der „Gnade und Wohlthaten, welche Ew. Hochfürstl. Durchl. mir u. denen meinigen großmüthig u. unverdienth zufließen lassen" spricht, Lettl. Staats-Arch. 236, 1488 Nr. 13.

[2]) Lettl. Staats-Arch. 254, 1563 Nr. 1. — Das „Schreiben eines Kurländers an einen seiner Mitbrüder über die Allodification einiger zu dem Lehn der Herzoge von Curland gehöriger Domänen" aus d. J. 1785 (vgl. Schwartz, Vollst. Bibl. S. 288) spricht von mehreren Lehngütern, die Biron K. geschenkt haben soll; die Urk. im Lettl. Staats-Arch. erwähnt nur Frauenburg „mit allen Pertinentien". Es ist denkbar, daß andere Verleihungen schon vorher stattgefunden haben.

KATHARINA II. IM KAMPF UM THRON UND SELBSTHERRSCHAFT.

VON GEORG SACKE.

Die russische historische Forschung hat sich in den letzten Jahrzehnten vorwiegend mit der Geschichte des 18. Jahrhunderts befaßt. Insbesondere ist dabei die Sozial-, Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte der Regierungszeit Katharinas II. untersucht worden. Weniger Aufmerksamkeit hat man dagegen der politischen Geschichte dieser Epoche geschenkt. Es wurde auch nicht ein Versuch gemacht, Sinn und Bedeutung jener politischen Kämpfe aufzudecken, die sich besonders in den ersten Jahren der Regierung Katharinas (1762—1769) abspielten und die eine Reihe von eigentümlichen Maßnahmen der Kaiserin zur Folge gehabt haben.[1]) Eine Untersuchung gerade dieses Problemkreises steht schon lange auf der Tagesordnung und verspricht eine wesentliche Erweiterung und Vertiefung unserer Kenntnis der neueren Geschichte Rußlands.

Der Charakter der Innenpolitik Katharinas ist in erster Linie durch die Art der Thronbesteigung der Kaiserin bestimmt. Der Staatsstreich vom 28. Juni 1762[2]) schaffte eine politische Situation, in der Katharina sich äußerst unsicher fühlen mußte. Diese Unsicherheit wurzelte tief in der sozialen Zusammensetzung und politischen Einstellung der Umgebung Katharinas und konnte erst nach jahrelangen Kämpfen überwunden werden. „Cette

---

[1]) Damit ist es auch sicher zu erklären, daß eine allgemein anerkannte Beurteilung der Regierungszeit Katharinas bisher nicht gegeben werden konnte. Vgl. die völlig verschiedenen Urteile bei Kizevetter, Pervoe pjatiletie pravlenija Ekateriny II. (Die ersten fünf Jahre der Regierung Katharinas), Sbornik statej, posvjaščennych P. N. Miljukovu 309—25, Prag 1929, und K. Stählin, Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart, II, 411—92, Berlin 1930.

[2]) Alten Stils. Sämtliche Daten werden hier, wenn nicht besonders vermerkt, nach dem neuen Stil angegeben.

princesse", schreibt der französische Botschaftssekretär am 9. April 1765, d. h. fast drei Jahre nach dem Staatsstreich, „ne cesse de trembler, malgré sa contenance, à l'envie qu'Elle a de persuader à l'Europe qu'Elle est affermie. Sa défiance la rend injuste. Personne n'est à l'abri de ses soupçons et non seulement la moindre apparence sinistre lui cause des alarmes cruelles, mais Elle prend souvent des ombrages aussi dépourvus de vraisemblance que de fondement. Ce n'est qu'après des recherches longues et exactes qu'on parvient à calmer sa frayeur et à dissiper son illusion."[1])

Der eigentliche Grund der fortdauernden Unsicherheit Katharinas lag zunächst in der Einstellung der breiteren Schichten des Adels. In der Garde verfügte der letztere über eine eigentümliche Körperschaft, die im Laufe des 18. Jahrhunderts wiederholt in das politische Leben Rußlands eingegriffen hatte. Der aktiven Unterstützung eines Teils der Garde hatte auch Katharina ihren Erfolg am 28. Juni 1762 verdankt und mußte deshalb auf die Ansprüche und die Stimmung des Adels ganz besonders Rücksicht nehmen. Dies um so mehr, als der Garde zahlreiche Edelleute angehörten, die zufällig oder absichtlich bei der Thronbesteigung Katharinas nicht mitgewirkt hatten. Bei den Beförderungen und sonstigen Gnadenbeweisen, mit denen Katharina die Teilnehmer am Staatsstreich vom 28. Juni überschüttete, wurden sie nicht berücksichtigt. Sie mußten sich benachteiligt fühlen und waren deshalb nicht abgeneigt, eine neue Umwälzung herbeizuführen, die ihnen Ehren und Reichtümer bringen sollte. Gleich nach der Thronbesteigung Katharinas wurden auch wiederholt Staatsstreiche geplant und versucht, die sie stürzen und einem ihrer Rivalen zum Throne verhelfen sollten. Wollte deshalb Katharina ihren Thron sichern, so mußte sie zunächst versuchen, die Verschwörer jeglicher Unterstützung seitens der breiteren Schichten des Adels zu berauben, um sie dann als gemeine Verbrecher aburteilen zu können.

In der Zeit, die hier näher untersucht werden soll, traf nun Katharina verschiedene Maßnahmen, die ihr die Gunst des Adels sichern sollten. Zunächst machte sie ihm Versprechungen, die sie

[1]) Sbornik russkago istoričeskago obščestva (Magazin der russischen historischen Gesellschaft), Petersburg 1867—1916, CXL, 482.

allerdings von vornherein gewillt war, nur z. T. und vor allen Dingen erst nach Jahren zu erfüllen. In kluger Berechnung war die Kaiserin bestrebt, die Lösung wichtiger Fragen nach Möglichkeit aufzuschieben, da sie in der unsicheren Zeit der ersten Regierungsjahre zu weitgehenden Zugeständnissen hätte gezwungen werden können. Deshalb setzte sie eine Reihe von Spezialkommissionen ein, die sich mit diesen Fragen zu beschäftigen hatten. Die Arbeit dieser Kommissionen konnte sie nach Wunsch in die Länge ziehen. Dem Adel verkündete sie aber in großsprecherischen Manifesten, daß die Lösung der ihm am Herzen liegenden Fragen in nächster Zukunft zu erwarten sei.

Besonders deutlich zeigt sich diese Taktik Katharinas bei der Einsetzung der Kommission, die das Gesetz Peters III. über die Befreiung des Adels von der Dienstpflicht zu prüfen und zu vervollkommnen hatte. Dieses Gesetz war eine der wichtigsten Errungenschaften des Adels im 18. Jahrhundert, die er von der neuen Kaiserin in erster Linie bestätigt wissen wollte. In diesem Gesetz hatte Peter III. zunächst die Dienstfreiheit des Adels gewissermaßen zu einem Grundgesetz des russischen Reiches, zu einer Grundlage der russischen Monarchie erklärt. „Da wir diese Unsere allergnädigste Verfügung . . . für ewige Zeiten als fundamentale, unbedingt gültige Regel zum Gesetz erheben", heißt es dort, „so versichern (utverždaem) Wir zum Schluß auf das allerfeierlichste mit Unserem Kaiserlichen Wort, diese Verfügung auf immer heilig und unverletzlich zu halten . . . und Unsere rechtmäßigen Nachfolger dürfen sie in keiner Weise ändern (i niže posledujuščie po Nas zakonnye Nasledniki naši v otmeny sego v čem libo postupit' mogut), weil die Erhaltung dieser Unserer Bestimmung eine unerschütterliche Sicherung des russischen selbstherrlichen Thrones sein wird."[1]) In demselben Gesetz räumte außerdem Peter III. dem Adel wesentlichen Einfluß in der Zentralverwaltung und Gesetzgebung ein. Dem Senat und seinem Moskauer Kontor sollte danach eine Art Kammer zugeordnet werden, deren Mitglieder von den Adelskorporationen gewählt

[1]) Polnoe sobranie zakonov Rossijskoj imperii (Vollständige Sammlung der Gesetze des russischen Reiches), Petersburg 1830, Bd. XV, Nr. 11 444. Im folgenden PSZ zitiert. Hier heißt es übrigens „nižeposledujuščie". Zweifellos ein Druckfehler.

werden sollten.[1]) Derartige Zugeständnisse an den Adel standen natürlich in Widerspruch zu den absolutistischen Anschauungen Katharinas. Sie war deshalb nicht geneigt, das Gesetz Peters anzuerkennen, und war bestrebt, seine Bestätigung nach Möglichkeit aufzuschieben. Der Adel drängte aber auf die Bestätigung seiner erst vor kurzem erworbenen Privilegien und die Kaiserin mußte Maßnahmen zu seiner Beruhigung treffen. Unter dem Druck der Verhältnisse, da ihr „das Murren des Adels wegen der versäumten Bestätigung seiner Freiheit“[2]) zu Ohren gekommen war, setzte sie am 11. Februar (a. St.) 1763 eine Spezialkommission ein, die sich mit dem Problem der Dienstfreiheit des Adels befassen sollte. In einem besonderen Manifest erklärte dabei Katharina, daß das Gesetz Peters III. „in einigen Punkten die Freiheit des Adels noch mehr eingeschränkt habe“[3]) und deshalb vervollkommnet werden müsse. Offenbar täuschte Katharina dem Adel bewußt die Absicht einer Ausdehnung seiner Rechte vor und erweckte Hoffnungen, die sie nicht zu erfüllen gedachte. Es gelang ihr auf diese Weise, eine wichtige Entscheidung lange Zeit hinauszuschieben. Die Arbeiten der Kommission zur Prüfung der Adelsprivilegien verliefen nun, nicht ohne Schuld Katharinas, ergebnislos; die Dienstfreiheit des Adels wurde erst im Jahre 1785 bestätigt. Die Bezeichnung dieses Privilegs als einer Grundlage der Monarchie fiel dabei weg. Auch die Bildung einer Adelsvertretung beim Senat ist natürlich ausgeblieben.

Bei ihrer äußerst schwierigen Lage in den ersten Regierungsjahren war es Katharina nicht möglich, sich nur auf bloße Versprechungen zu beschränken. Sie sah sich vielmehr gezwungen, dem Adel auch greifbare Vorteile einzuräumen. Als bewußte Vertreterin des Absolutismus war sie aber nicht gewillt, ihm politische Rechte zuzugestehen und die Kosten dieser Zugeständnisse etwa in Form einer Einschränkung ihrer Alleinherrschaft selbst zu tragen. Sie räumte vielmehr den Gutsbesitzern eine Reihe von Privilegien wirtschaftlicher und sozialer Natur ein, die den Adel günstig stimmen sollten. In erster Linie opferte ihm Katharina die Interessen eines anderen Standes, der Bauern-

[1]) Ebenda § 6.
[2]) Sbornik VII, 233. Aus einem Zettel Katharinas an Panin.
[3]) PSZ, XVI, Nr. 11 751.

schaft. Wenige Jahre nach der Ausarbeitung ihres Projekts der Bauernbefreiung[1]) und ungefähr zur gleichen Zeit, als sie in ihrer „Instruktion" vom bitteren Los der Leibeigenen schrieb und auch sonst sich vielfach gegen die Leibeigenschaft äußerte, was ihr den Ruf einer liberalen Herrscherin verschaffte[2]), dehnte sie in nie dagewesener Weise die Rechte der adligen Gutsbesitzer auf die leibeigenen Bauern aus. Im Gegensatz zu ihrer Vorsicht bei der Anerkennung der Rechte des Adels auf politischem Gebiet bestätigte Katharina schon fünf Tage nach ihrer Thronbesteigung (1762) die unbedingte Herrschaft des Adels über seine Leibeigenen und ermahnte die Bauern zum Gehorsam.[3]) Diese Bestätigung wurde am 8. Oktober (a. St.) desselben Jahres wiederholt.[4]) Am 17. Januar (a. St.) 1765 erhielten die Gutsbesitzer das Recht, ihre Leibeigenen eigenmächtig zu Zwangsarbeiten zu verurteilen.[5]) Am 28. Januar (a. St.) 1766 wurde ihnen das Recht, ihre ungehorsamen Bauern nach Sibirien zu verbannen, bestätigt.[6]) Den Höhepunkt der Opfer, die die Bauernschaft zur Sicherung der Lage Katharinas und zur Erhaltung ihrer Selbstherrschaft bringen mußte, bildete der Erlaß vom 22. August (a. St.) 1767. Danach wurde den Bauern bei Androhung von lebenslänglichen Zuchthausstrafen verboten, gegen ihre Gutsbesitzer, „insbesondere bei der Kaiserin persönlich", zu klagen.[7]) Auf diese Weise verlegte Katharina den Bauern jeden gesetzlichen Weg, sich gegen die Übergriffe ihrer Herren zu schützen; die Gutsbesitzer wurden dagegen als unumschränkte Herren über ihre „Untertanen" anerkannt.

Außer dieser beispiellosen Ausdehnung der Gutsbesitzerrechte über ihre Leibeigenen hat Katharina dem Adel noch andere wirtschaftliche und soziale Vorrechte zugestanden. So sollten die Adligen nach einem Gesetz vom 15. Juli (a. St.) 1762 beim Ausscheiden aus dem Militärdienst Offiziersrang erhalten, „damit sie vor den Nichtadligen, die den Abschied nehmen, ein Vorrecht hätten".[8]) Im Jahre 1765 ferner erhielt der Adel das Monopol auf

[1]) Sbornik VII, 84.

[2]) Fast in allen Gesandtschaftsberichten wird die Absicht Katharinas, die Leibeigenen zu befreien, besonders hervorgehoben.

[3]) PSZ, XVI, Nr. 11 593.

[4]) Ebd., Nr. 11 678.

[5]) PSZ, XVII, Nr. 12 311.

[6]) Ebd., Nr. 12 556.

[7]) PSZ, XVIII, Nr. 12 966.

[8]) PSZ, XVI, Nr. 11 611.

die Branntweinproduktion.[1]) In demselben Jahre wurden auch Vermessungsarbeiten begonnen, die gerade für den grundbesitzenden Adel von größter Bedeutung waren.[2]) Durch diese Maßnahme hat Katharina die freie Landnahme des Adels legalisiert und seinen Grundbesitz wesentlich vergrößert.[3]) Gleich der Kaiserin Elisabeth[4]) hat sie schließlich den Grund- und damit verbundenen Leibeigenenbesitz als ein ausschließliches Vorrecht des Adels anerkannt.[5])

Mit Hilfe solcher Zugeständnisse ist es Katharina in der Tat sehr bald gelungen, den Adel in eine im ganzen loyal eingestellte Bevölkerungsschicht zu verwandeln. Im Laufe ihrer Regierungszeit haben sich in seiner Mitte keine größeren Gruppen gebildet, die gegen ihren Thron oder gegen ihre Selbstherrschaft aufgetreten wären. Einzelne Verschwörungen gegen die Kaiserin, die sich dann noch bildeten, fanden bei der großen Masse des Adels keinen Anklang. Sie sind nicht als Ausdruck der oppositionellen Einstellung eines ganzes Standes aufzufassen, sondern vielmehr als Abenteuer einzelner Persönlichkeiten, die ohne große Schwierigkeiten unterdrückt werden konnten.

Nun war aber der Adel nicht die einzige Bevölkerungsschicht, mit deren Stimmung Katharina nach ihrer Thronbesteigung rechnen mußte. Neben einer absolutistisch eingestellten Partei, an deren Spitze die Brüder Orlov, der ehemalige Kanzler Bestužev-Rjumin und andere standen, hatte sich in dem Kreise der Aristokratie eine politische Gruppe gebildet, die der Selbstherrschaft Katharinas durchaus feindlich gegenüberstand. Im Unterschied zu den unbeholfenen Kundgebungen einzelner Vertreter des Adels äußerte sich die politische Aktivität dieser Gruppe weder in unbestimmtem „Murren" noch in Attentaten und Verschwörungen, die gegen die Person der Kaiserin gerichtet waren. Politisch geschult und an eine unumstrittene Machtstellung unter den Vorgängern Katharinas gewöhnt, trat sie vielmehr an die Kaiserin mit bestimmten politischen Forderungen heran, die letzten Endes

[1]) PSZ, XVII, Nr. 12448. [2]) Ebd., Nr. 12474.

[3]) Šul'gin, Zemleustrojstvo i pereselenija v Rossii v XVIII i pervoj polovine XIX veka (Flurregelung und innere Kolonisation in Rußland im XVIII. und in der ersten Hälfte des XIX. Jahrh.), Moskau 1928, S. 156f.

[4]) Siehe PSZ, XIV, Nr. 10237, Kap. XXX.

[5]) Pavlov-Sil'vanskij, Gosudarevy služilye ljudi (Die Dienstmannen des Zaren), Petersburg[2] 1909, S. 256. Sul'gin a. a. O. 150.

auf Einschränkung der Selbstherrschaft hinausliefen. Als Führer dieser Gruppe ist vor allen Dingen N. Panin zu nennen, der allein durch Zugeständnisse wirtschaftlicher Natur nie hätte befriedigt werden können. Da nun die Kaiserin auf die Unterstützung beider Parteien angewiesen war, blieb ihr nichts anderes übrig, als zwischen beiden zu lavieren und ihre Gegensätze auf irgendwelche Weise auszugleichen. Einerseits mußte sie sich gegen die politischen Ansprüche Panins wehren, andererseits aber die oft allzu eifrigen Anhänger ihrer Selbstherrschaft zurückhalten, da sie nicht wagen konnte, mit Panin und seiner Partei ganz zu brechen. Später, nach dem Tode Panins und Orlovs äußerte sich die Kaiserin folgendermaßen über ihre eigentümliche Stellung zwischen den beiden Gegnern: „Ces deux hommes", schreibt sie am 20. April 1783, „continuellement d'avis contraire, ne s'aimant point du tout, se seront fort étonnés en se revoyant dans l'autre monde. Il est vrai que l'eau et le feu ne font guère un plus grand contraste; j'ai été bien des années avec ces deux conseilleurs pendus à mes oreilles, et les choses pourtant allaient et allaient grand train, ma souvent fallait faire comme sire Alexandre avec le nœud gordien, et alors les avis se réunissaient. La hardiesse de l'esprit de l'un et la prudence mitigée de l'autre et votre trés humble servante faisant le *kurz Galop* entre eux, donnaient une grâce et une élégance aux choses, qui ne se mouchaient pas du pied."[1])

Der Kampf zwischen Panin und Katharina setzte schon in den ersten Tagen nach ihrer Thronbesteigung ein. Die Forderungen Panins kamen schon in dem sogenannten „ausführlichen Manifest" vom 6. Juli (a. St.) 1762 zum Ausdruck. Offenbar unter seinem Einfluß[2]) gab Katharina in diesem Manifest „das feierliche Versprechen, auf gesetzlichem Wege solche staatlichen Institutionen zu schaffen (uzakonit'), durch die die Regierung Unseres lieben Vaterlandes in ihrer Kraft und in den ihr zustehenden Grenzen ihren Lauf nehmen kann, auf daß auch in Zukunft jede Staatsbehörde ihre Grenzen und ihre Gesetze zum Zweck der Wahrung der guten Ordnung hat."[3]) Die Fassung dieser

[1]) Sbornik XXIII, 275.

[2]) Bil'basov, Istorija Ekateriny Vtoroj (Geschichte Katharinas II.), Berlin 1889—96, II, 133.

[3]) Bartenev, Osmnadcatyj vek (Das XVIII. Jahrh.), Moskau 1869, IV, 222.

wichtigen Stelle des Manifests ist offenbar bewußt unklar und unbestimmt. Zweifellos hat Katharina hier ein Versprechen, ihre Selbstherrschaft formell einzuschränken, nicht gegeben. In diesem Manifest ist nichts von einer Absicht Katharinas zu erkennen, irgendwelche Hoheitsrechte an eine Institution oder Körperschaft abzutreten. Die angeführte Stelle des Manifests zeigt jedoch. einen in der Geschichte des russischen Absolutismus seltenen Zug. Die Kaiserin gibt hier das ausdrückliche Versprechen, die Willkürherrschaft der russischen Zaren einschränken zu wollen. Die russische Regierung soll von nun an an bestimmte Rechtsnormen gebunden sein; die Funktionen der einzelnen Staatsinstitutionen sollen genau bestimmt und begrenzt werden. Unter dem Druck der Verhältnisse verzichtete also Katharina auf die despotische Macht ihrer Vorgänger. Zum ersten Male seit dem mißglückten Versuch der „Verchovniki" übernahm eine russische Herrscherin beim Regierungsantritt bestimmte Verpflichtungen und versprach feierlich, sie zu erfüllen.

Für die Charakteristik der politischen Lage, die durch den Staatsstreich Katharinas geschaffen wurde, ist bezeichnend, daß Panin nach der Veröffentlichung des Manifests vom 6. Juli nicht untätig blieb. Er arbeitete vielmehr sein bekanntes „Projekt" aus, in dem er unter ausdrücklicher Berufung auf das feierliche Versprechen Katharinas die Einsetzung eines „Kaiserlichen Rates" forderte.[1]) Die erste Erwähnung dieses „Rates" findet sich in den russischen Akten erst im Entwurf eines Manifests vom 31. August (a. St.) 1762.[2]) Trotzdem ist die Entstehung des Paninschen Projekts viel früher anzusetzen. Es ist aller Wahrscheinlichkeit nach gleichzeitig mit dem Manifest vom 6. Juli oder zum mindesten gleich darauf entstanden, denn von ihm ist schon am 16./27. Juli 1762 sowohl in dem Bericht des französischen Botschaftssekretärs Bérenger[3]) als auch in dem des österreichischen Gesandten Mercy d'Argenteau[4]) die Rede.

Die Bekanntmachung des „Projekts" löste einen erbitterten Kampf der obengenannten politischen Gruppen aus, weshalb es notwendig erscheint, auf dieses in der historischen Literatur umstrittene Werk ausführlicher einzugehen. Panin legte Katharina

[1]) Sbornik VII, 211.
[2]) Ebd. 143.
[3]) Sbornik CXL, 30.
[4]) Sbornik CXVI, 22.

sein Projekt in Form eines Manifests vor. In der Einleitung dazu weist er darauf hin, daß es in Rußland keine Institution gibt, die die Gesetze auf ihre Zweckmäßigkeit hin prüfen, den veralteten Verwaltungsapparat reformieren und so für die allgemeine Wohlfahrt sorgen könnte. Er gibt zwar zu, daß die Erfüllung dieser Aufgabe dem absoluten Herrscher obliegt, da er im Besitze der gesetzgebenden Gewalt ist. Der unumschränkten Macht der russischen Zaren bringt jedoch Panin kein besonderes Vertrauen entgegen. Er sucht vielmehr nachzuweisen, daß der Herrscher seine gesetzgebende Gewalt „nicht anders wirksam zur Geltung bringen kann, als durch ihre vernünftige Teilung mit einer bestimmten kleineren Anzahl von allein zu diesem Zweck erwählten Personen."[1]) Deshalb fordert Panin die Einsetzung eines „Kaiserlichen Rates", einer neuen Institution, die mit ausgedehnten Befugnissen ausgestattet werden soll. „Alles das", heißt es in dem Paninschen Entwurf des Manifests, „was zur Fürsorge des selbstherrlichen Kaisers für den Nutzen und die Reform des Staates gehört, soll von unserem kaiserlichen Rat wie von uns selbst behandelt werden."[2]) Für Panin ist die Einsetzung des kaiserlichen Rates das einzige Mittel, um die herrschenden Mißstände, wie den formalen Bürokratismus der Behörden, die Willkürherrschaft der Günstlinge usw. zu beseitigen. Er soll neue Gesetze ausarbeiten, reformierend in die Staatsverwaltung eingreifen und auf diese Weise dem Allgemeinwohl dienen.

Zweifellos ist in dem Projekt von Panin ein Vorstoß gegen den Absolutismus zu erblicken. Als Vertreter einer Gruppe der Aristokratie benutzte er die unsichere Lage Katharinas zu einem Versuch, dauernden Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu gewinnen. Zwar ist aus dem „Projekt" selbst nicht zu erkennen, wie weit die Unabhängigkeit und die tatsächliche politische Macht des Kaiserlichen Rates gehen sollte. Bei der Formulierung seiner politischen Forderungen war Panin sehr vorsichtig. Er bemühte sich offenbar, die Kaiserin und die ihr nahestehende Gruppe der Anhänger des Absolutismus nicht von vornherein gegen sein Projekt feindlich zu stimmen. Beschränkt man sich allein auf die Analyse des Textes, so ist man beinahe geneigt, mit Čečulin den politischen Charakter des Paninschen Projekts zu leugnen und

[1]) Sbornik VII, 203. [2]) Sbornik VII, 212.

es nur als Entwurf zu einer administrativen Reform aufzufassen.[1]) Dafür würde auch der Umstand sprechen, daß die Mitglieder des Rates von der Kaiserin ernannt werden, und alle seine Beschlüsse nur mit ihrer Unterschrift Geltung haben sollten.[2]) Betrachtet man nun aber das Projekt Panins im Zusammenhang mit der politischen Lage, der es seine Entstehung verdankt, so erkennt man in den Ausführungen Panins eine ausgesprochen politische Tendenz. Man wird deshalb die Auffassung Čečulins in Übereinstimmung mit allen neueren Forschern[3]) durchaus ablehnen. Gegen die Auffassung Čečulins spricht unter anderem auch neues Quellenmaterial zur Geschichte des Paninschen Projekts, das ihm nicht bekannt war und das von der historischen Forschung bis jetzt nicht herangezogen wurde. Wenn Čečulin seinerzeit (1894) behaupten konnte, daß „wir keine Berichte der Zeitgenossen finden, die die Rolle Panins so darstellen, wie sie gewöhnlich in der wissenschaftlichen Literatur dargestellt wird"[4]), so stehen uns jetzt zeitgenössische Berichte zur Verfügung, die auf den politischen Charakter des Paninschen Projekts ausdrücklich hinweisen.

Aus diesen Berichten geht klar hervor, daß Katharina selbst die politische Tendenz dieses Projekts sofort erkannt hat, und sie scheint zunächst ganz ratlos gewesen zu sein. Folgendes weiß der französische Gesandte Baron de Breteuil über die Bestürzung zu berichten, die das Projekt Panins am Hofe Katharinas hervorrief: „Enfin, l'Impératrice ne sait auquel entendre", schreibt er am 3. Februar 1763, „et jamais Cour n'a été plus bouleversée dans son interieur que l'est celle-ci dans ce Moment."[5]) Derselbe Breteuil berichtet ferner, daß „malgré l'atteinte que ce Conseil (der Kaiserliche Rat) portait à l'autorité de l'Impératrice, cette Princesse s'était laissée persuader et était prête à partager sa puissance avec ses sujets" . . .[6]) Aus den russischen Quellen geht

[1]) Čečulin, Proekt imperatorskago soveta v pervyj god carstvovanija Ekateriny II. (Das Projekt des kaiserlichen Rates in dem ersten Jahr der Regierung Katharinas II.) Žurnal ministerstva narodnago prosveščenija Jg. 1894, III, 3. [2]) Sbornik VII, 213.

[3]) Ščeglov, Gosudarstvennyj sovet v Rossii v osobennosti v carstvovanie imperatora Aleksandra I. (Der Staatsrat in Rußland vornehmlich unter Alexander I.), Jaroslavl', 1892—95, II, 56.

[4]) Čečulin, Proekt a. a. O. 74. [5]) Sbornik CXL, 151. [6]) Ebd.

hervor, daß die Kaiserin das Projekt am 28. Dezember (a. St.) 1762 sogar unterschrieb, um allerdings bald darauf ihre Unterschrift durch Anreißen ungültig zu machen.[1]) Es ist wiederum Breteuil, der diesen bisher dunklen Vorgang beleuchtet. Durch ihn erfährt man von jenem Kampf der politischen Gruppen, den das Projekt Panins hervorgerufen hatte. Er zeigt, daß Katharina nur deshalb wagen konnte, die Bildung des Kaiserlichen Rates schließlich doch abzulehnen, weil die Panin feindliche Gruppe sie tatkräftig unterstützte. . . . „Les Orloffs", berichtet er, „poussés par Bestoujeff, s'y sont opposés si fortement qu'ils ont rendu à l'Impératrice la fermeté, qui lui avait manqué pour rejeter d'elle même un projet, qui restreignait sa puissance à peu près comme celle des Rois de Suède."[2]) Als Gesinnungsgenossen der Brüder Orlov nennt Breteuil auch den Generalfeldzeugmeister Villebois[3]), der in seinem bekannten, von Blum veröffentlichten Gutachten die aristokratische Tendenz des Paninschen Projekts ausdrücklich hervorgehoben hat. „Ich weiß nicht", schreibt er der Kaiserin, „wer der Verfasser dieses großen Entwurfes ist; es kommt mir aber für, als ob derselbe unter dem Scheine der Verteidigung der Monarchie vielmehr auf eine feine Weise zur aristokratischen Regierung geneigt sei. Ein bündigst und durch ein Reichs-Gesetz etablierter Kaiserlicher Rat und Glieder von der Wichtigkeit (insonderheit, wenn sie Übermuth, Ehrgeiz und Witz genug dazu haben) können mit der Zeit füglich zu Mitregenten anwachsen."[4]) Unter den Zeitgenossen ist es zweifellos Villebois, der den Sinn des Paninschen Projekts am besten erfaßt hat. Auch ein moderner Historiker wird sich seiner Auffassung unbedingt anschließen müssen. Demgegenüber wird man Breteuil dann nicht zustimmen können, wenn er in seinen außerordentlich wichtigen Berichten Panin das Bestreben zuschreibt, die russische Verfassung nach dem Muster der schwedischen umzugestalten. So weit gingen die Forderungen Panins nicht. Die Einsetzung des Kaiserlichen Rates bedeutete zunächst noch keine formell festgelegte Einschränkung der Selbstherrschaft. Die Kaiserin sollte der neuen Institution nur einen wesentlichen

[1]) Sbornik VII, 200. [2]) Sbornik CXL, 151. [3]) Ebd.
[4]) Blum, Ein russischer Staatsmann, Des Grafen J. J. Sievers Denkwürdigkeiten, Leipzig-Heidelberg 1857, I, 144.

Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung einräumen. Allerdings rechnete Panin wohl damit, daß die tatsächliche Macht des Kaiserlichen Rates mit der Zeit auch eine formelle Anerkennung finden würde.[1]) Dem Staatsstreich vom 28. Juni folgten also nicht nur zahlreiche Versuche, Katharina zu stürzen, die aus den Kreisen des Adels stammten, sondern auch ein verkappter Angriff gegen den Absolutismus der Kaiserin, den ein Teil der russischen Aristokratie unternahm. Nur dank der Unterstützung der ihr ergebenen Partei der Brüder Orlov, Bestužev-Rjumins und anderer gelang es Katharina, diesen Angriff abzuwehren.

Nach dieser Niederlage Panins verschärften sich naturgemäß die Gegensätze zwischen ihm und den Führern der Gegenpartei. Von nun an war Panin bestrebt, den Einfluß der Orlov und ihrer Gruppe auf jede Weise zu mindern. Nicht zuletzt seinem Einfluß ist es zu verdanken, daß das Projekt einer Ehe zwischen G. Orlov und Katharina (Mai 1763), das im Kreise der Brüder Orlov entstanden war, scheiterte.[2]) Auch Bestužev-Rjumin bezeichnet er jetzt ausdrücklich als seinen Feind. „Vous vous souviendrez", äußert er sich in einem vertraulichen Gespräch dem Grafen Solms gegenüber, „de m'avoir toujours entendu prendre le parti du comte Bestoucheff, lorsque j'étais en Suède, j'avais des raisons pour parler alors de la sorte, ces raisons cessent présentement, je me suis pleinement acquitté des obligations, que j'avais au comte Bestoucheff, je ne lui dois plus rien et il n'est pourtant de mes amis."[3])

Obgleich das Projekt abgewiesen wurde, blieb Panins Stellung am russischen Hofe trotz aller Bemühungen der Gegenpartei

---

[1]) Etwas früher hat übrigens Breteuil selbst in demselben Sinne sich geäußert. „M. Panin", schreibt er am 20. Dezember 1762, „qui ne respire que la liberté, me disait il y a peu de jours que sa nation n'était pas encore assez éclairée pour user modérément d'une liberté absolue, et qu'il lui fallait encore un règne ou deux de bons Princes, qui insensiblement relâcheraient l'excès de leur autorité et la feraient ensuite partager à la nation. Ces propos prouvent l'agitation des têtes sur ce point." Siehe Sbornik CXL, 134.

[2]) Bil'basov a. a. O. II, 259. Kobeko, Cesarevič Pavel Petrovič (1754 bis 1796), Petersburg 1883, 62. Der Behauptung Kobekos, daß die Feindschaft zwischen Panin und Orlov erst nach diesem Eheprojekt entstand, ist, wie aus Gesagtem hervorgeht, nicht zuzustimmen.

[3]) Sbornik XXII, 17. Depesche vom 9. Januar 1763.

unerschüttert. Als Erzieher Pauls war er eine viel zu einflußreiche Persönlichkeit, als daß Katharina es hätte wagen können, ihn vom Hofe zu entfernen, zumal Panin nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Zeitgenossen das Vertrauen und die Zuneigung des Thronfolgers und Rivalen Katharinas besaß. In kluger Berechnung suchte sie ihn deshalb für sich zu gewinnen, indem sie ihn zur Mitarbeit heranzog und zum Leiter ihrer Außenpolitik ernannte.

In ihrem Kampf um die Erhaltung der Selbstherrschaft beschränkte sich Katharina nicht nur auf die Abweisung der dargelegten politischen Ansprüche Panins. Sie faßte vielmehr bald darauf den Entschluß, eine systematische Rechtfertigung ihrer eigenen politischen Ansichten und die Grundzüge eines eigenen Reformprogramms zu entwerfen. Dies tat sie in einer Schrift, die in der gedruckten Fassung als „Ihrer Kaiserlichen Majestät Instruktion" bekannt ist.

Dieses Reformprogramm, das, wie Taranovskij nachgewiesen hat[1]), eine systematische Rechtfertigung der absoluten bürokratischen Monarchie enthält, ist natürlich im engsten Zusammenhang mit dem „Projekt" entstanden. Dafür spricht zunächst der Umstand, daß die Kaiserin ihre Instruktion unmittelbar nach den Kämpfen um das Projekt verfaßte[2]) und zweifellos nur mit Rücksicht auf die aristokratischen Tendenzen Panins sich genötigt sah, die absolute bürokratische Monarchie mit größter Energie, mit Hilfe zahlreicher Zitate aus den Werken modernster Schriftsteller (Montesquieu) zu verteidigen.

Bezeichnend ist es auch, daß die beiden Gegner mit ihren politischen Programmen von einem und demselben Ausgangspunkt ausgehen. In seinem Projekt erinnert Panin die Kaiserin ausdrücklich an ihr Versprechen vom 6. Juli 1762[3]), dessen Erfüllung er in der

[1]) Taranovskij, Političeskaja doktrina v Nakaze Imperatricy Ekateriny II. (Politische Theorie in der Instruktion der Kaiserin Katharina II.) Sbornik. Statej po istorii prava, posvjaščennyj M. Vladimirskomu-Budanovu. Kiev 1904.

[2]) Die erste Fassung der Instruktion ist zweifellos Anfang 1763 entstanden. „Ich habe zwei Jahre lang gelesen und geschrieben, ohne im Laufe von anderthalb Jahren davon auch nur ein Wort zu erzählen", schreibt Katharina in einer ihrer historischen Aufzeichnungen (Sbornik XXVII, 175). Die erste Erwähnung der Instruktion fällt aber in das Jahr 1765. Siehe den Brief Katharinas an Frau Geoffrain vom 28. März (Sbornik I, 268).

[3]) Sbornik VII, 211.

Verwirklichung seines Projekts erblickt. Ebenso faßte auch Katharina die Verwirklichung ihres Reformprogramms, wie sie es in der Instruktion dargelegt hat, als Erfüllung jenes „feierlichen Versprechens" auf. In ihrem Manifest vom 14. Dezember 1766 weist sie darauf hin, daß sie sich „vor Gott verpflichtet gefühlt habe, das zu erfüllen", was sie in dem Manifest vom 6. Juli 1762 versprach. Deshalb habe sie „ungefähr vor zwei Jahren mit der Ausarbeitung der Instruktion begonnen, nach der jene verfahren sollen, denen die Verfertigung des Entwurfs zu einem neuen Gesetzbuch wird befohlen werden."[1]) Katharina und Panin knüpften also beide an dasselbe „feierliche Versprechen" vom 6. Juli an. Von diesem gemeinsamen Ausgangspunkt gelangen sie jedoch zu ganz verschiedenen politischen Forderungen. Im Gegensatz zu dem verkappten Bestreben Panins nach Einschränkung der Selbstherrschaft entwickelt die Kaiserin eine Theorie der absoluten Monarchie, nach der alle Staatsgeschäfte in ihrer Hand konzentriert werden sollen.

Für die hier vertretene Auffassung der Entstehung der Instruktion spricht schließlich auch die Form der Schrift Katharinas. Wenn die Instruktion nur als Leitfaden für einen gesetzgebenden Ausschuß gedacht war, so hätte Katharina sich auf eine rein sachliche Darstellung ihrer Grundsätze beschränkt. Bei der Instruktion handelt es sich aber nicht um einen trockenen Leitfaden, sondern um eine beredte Verteidigung des Absolutismus, ja um eine Werbeschrift, deren Entstehung nicht allein aus den gesetzgeberischen Plänen der Kaiserin heraus erklärt werden kann.

Der enge Zusammenhang, der zwischen dem Projekt von Panin und der Instruktion besteht, wurde bisher in der historischen Literatur ganz übersehen. Dies ist vor allen Dingen damit zu erklären, daß man bei historischen Untersuchungen nur die letzte Fassung der Instruktion herangezogen hat, wie sie uns gedruckt vorliegt. In dieser Fassung hat aber Katharina den Kern der Instruktion, die Theorie der absoluten Monarchie, mit ausführlichen Betrachtungen über das Strafrecht und andere Probleme verbunden, weshalb ihre politischen Forderungen mindestens äußer-

[1]) PSZ, XVII, Nr. 12 801, S. 1092—93.

lich in den Hintergrund getreten sind. Der eigentliche Zweck, dem die Schrift der Kaiserin dienen sollte, war infolgedessen in der letzten Fassung nicht ohne weiteres zu erkennen. Dasselbe gilt auch von der Fassung aus dem Jahre 1765, die nicht wie die Fassung aus den Jahren 1766—1767 für eine repräsentative gesetzgebende Kommission, sondern für einen engeren Mitarbeiterkreis bestimmt war.[1]) Der Zusammenhang zwischen „Projekt" und „Instruktion" tritt erst in der ursprünglichen Fassung der letzteren deutlich hervor.

Diese Fassung der Instruktion ist für die Lösung unseres Problems von größter Bedeutung. Dem Inhalt und der Form nach weicht sie von den Fassungen der späteren Zeit wesentlich ab. Schon Čečulin, der Herausgeber sämtlicher handschriftlichen Fassungen der Instruktion, hat deshalb mit Recht die Vermutung ausgesprochen, daß diese Fassung nicht als Leitfaden für ein Werk der Gesetzgebung gedacht war. „Es ist durchaus möglich," hebt er hervor, „daß die Kaiserin jene Auszüge" ... (d. h. die erste Fassung der Instruktion) „gemacht hat, ohne daran zu denken, sie für ein Werk wie die Instruktion zu verwerten. Die ausführlichen Auszüge über die anonymen Denunziationen an den Kaiser oder diejenigen über den Charakter des Herrschers konnten kaum als Material für derartige Akten dienen."[2]) Tatsächlich scheint die Urfassung der Instruktion für einen besonderen Zweck bestimmt gewesen zu sein. Man darf nun aber mit Sicherheit annehmen, daß sie nicht zur Selbstbildung der Kaiserin diente, wie Čečulin meint, sondern sie ist zweifellos als ein Gegenentwurf zu dem Projekt Panins aufzufassen. In diesem Werk der Kaiserin findet man Ausführungen, die nur dann sinnvoll erscheinen, wenn man sie auf dem Hintergrund des Paninschen Projekts betrachtet. Gerade in der Urfassung begegnet man immer wieder deutlichen Spuren der Polemik gegen die politischen Bestrebungen Panins. Wenn Panin von Katharina „eine vernünftige Teilung" ihrer gesetzgebenden Gewalt mit dem Kaiser-

[1]) Siehe meinen Aufsatz: Zur Charakteristik der gesetzgebenden Kommission Katharinas II. von Rußland, XXI. Band dieser Zeitschrift, S. 183.

[2]) Siehe Čečulins Einleitung zu: Pamjatniki russkago zakonodatel'stva 1649—1832 gg., izdavaemye Imperatorskoj Akademiej Nauk (Denkmäler der russischen Gesetzgebung aus den Jahren 1649—1832, hrsg. von der Akademie der Wissenschaften), Petersburg 1907, Bd. II, S. CXVII.

lichen Rat verlangte[1]), so findet man in der Urfassung der Instruktion eine ausdrückliche Ablehnung dieser Forderung. „Loi fondamentale", schreibt Katharina, „pour un Empire qui comte ses possessions par 30 dégrés de latitude et 168 de longitude: Le monarque doit être souverain. Sa puissance ne peut être partagée, parce qu'il n'y a que le pouvoir reuni dans sa personne qui puisse agir conséquemment à l'étendue d'un aussi grand Empire, auquel tout autre gouvernement non seulement seroit nuisible, mais même destructif."[2]) Angesichts des Vorstoßes Panins warnt Katharina immer wieder vor jeglichen Änderungen in der Staatsverfassung, da sie letzten Endes zum Untergang des Staates führen. „La corruption de chaque gouvernement", schreibt sie, „commence, presque toujours, par celle de ses principes ... Pour conserver les principes du Gouvernement établie il faut maintenir l'État dans la grandeur qu'il a; et cet État se detruira si l'on change de Principes."[3]) Eine Umgestaltung der russischen Staatsverfassung nach den Grundsätzen Panins hält Katharina auch deshalb nicht angebracht, weil „il faut mieux obéir aux Loix sous un seul Maitre, que dépendre de plusieurs."[4])

Die wichtigste Aufgabe des souveränen Herrschers ist nach Katharina die Verwirklichung der allgemeinen Glückseligkeit „de diriger leurs (des hommes) actions vers le plus grand de tous les biens".[5]) Auf die Behauptung Panins, daß die allgemeine Glückseligkeit nur mit Hilfe des Kaiserlichen Rates verwirklicht werden kann, geht Katharina nicht ein. Sie lehnt sie stillschweigend ab. Bei der Verwirklichung der allgemeinen Glückseligkeit kommt es ihrer Meinung nach lediglich auf die Person des Monarchen an. Auf dessen Eigenschaften und Grundsätze geht sie deshalb in der Urfassung der Instruktion sehr ausführlich ein. „La clémence", schreibt sie dort, „est la qualité distinctive des

[1]) Sbornik VII, 203.

[2]) Ed. Čečulin VII. In der letzten Fassung der Instruktion ist der polemische Ton dieser Stelle wesentlich geschwächt. „Les possessions de l'Empire de Russie", heißt es dort, „occupent sur le globe une étendue de 32. dégrés en latitude & de 165. en longitude. Le monarque de Russie est souverain. Il n'y a qu'un pouvoir unique, résidant en sa personne, qui puisse agir convenablement à l'étendue d'un Empire aussi vaste. Siehe Ed. Čečulin 3.

[3]) Ebd. S. 136—37 u. XXII. Siehe auch die oben angeführte Äußerung der Kaiserin. [4]) Ebd. S. 4 u. VII. [5]) Ebd. S. 4 u. VIII.

monarques ... Les monarques ont tant gagner par la clémence, elle est suivie de tant d'amour, ils en tirent tant de gloire, que c'est presque toujours un bonheur pour eux d'avoir occassion de l'exercer et on le peut presque toujours ... Le plus bel attribut de la souveraineté", schreibt sie ferner, „c'est celui de faire grâce... Faut il des espion dans la monarchie?" fragt sie mit deutlicher Absicht, den Vorzug ihrer Grundsätze hervorzuheben, und lehnt natürlich die Notwendigkeit der Spitzel durchaus ab. „C'est ne pas la pratique ordinaire des bons princes ... Un prince doit agir avec ses sujets avec candeur, avec franchise, avec confiance ... Veut il savoir le grand art de régner? Qu'il approche de lui l'honneur et la vertu, qu'il appelle le mérite personnel.[1]) Il faut même jetter quelquefois les yeux sur les talents. Qu'il ne craigne point ces riveaux qu'on appelle les hommes de mérite; il est leur égal, dès qu'il les aime. Qu'il gagne le coeur ... Qu'il se rende populaire. Il doit être flatté de l'amour du moindre de ses sujets; ce sont toujours des hommes. Le peuple ne l'aimera point s'il n'aimera pas son peuple. Qu'exorable à la prière, il soit ferme contre les demandes ..."[2]) usw.

Mit der Darlegung dieser Grundsätze wollte Katharina zweifellos zeigen, daß unter ihrer Regierung weder Despotismus des Herrschers noch Willkürherrschaft der Günstlinge, die Panin leidenschaftlich bekämpfte, möglich sein könne. Darüber hinaus versprach sie in ihrer Instruktion gerechte und milde Regierung, geordnete Justiz und „allgemeine Glückseligkeit".

Die Urfassung der Instruktion hat Katharina wohl aus taktischen Gründen in der Folgezeit wesentlich umgearbeitet. Einerseits wollte sie sich nicht in eine offene Polemik mit einem ihrer Untertanen einlassen, andererseits aber rechnete sie damit, daß sie mit ihren politischen Grundsätzen auf Widerstand stoßen würde und suchte ihnen deshalb eine möglichst vorsichtige Fassung zu geben. Sie verknüpfte daher ihre politische Theorie mit rein juristischen Betrachtungen, die in der Urfassung der Instruktion fehlen. Die Folge davon war, daß die ursprüngliche Einheit der

[1]) Auch diesen Satz hat zweifellos Panin angeregt. In der Begründung seines Projekts kritisiert er die Regierungszeit der Kaiserin Elisabeth und hebt dabei hervor, daß die Staatsämter damals „nicht nach Talent und Verdienst" besetzt wurden. (Sbornik VII, 206.)

[2]) Ed. Čečulin XVIII, XXII, XXIII.

politischen Theorie Katharinas verloren ging. Sie wurde in einzelne Sätze zerschlagen, die Katharina in ihrem neuen Werk zerstreute. Außerdem hat sie, wie gezeigt, einzelne ihrer polemischen Äußerungen geschwächt und die breiten Ausführungen über die Eigenschaften des Monarchen z. T. gestrichen.

Auf diese Weise ist die Fassung der Instruktion von 1765 entstanden, in der die politische Theorie Katharinas zu dem unauffälligen Bestandteil eines Leitfadens für die gesetzgebende Arbeit eines bürokratischen Ausschusses wurde. Dieser Ausschuß mußte seinem Entwurf eines neuen Gesetzbuches die Grundsätze der Instruktion und damit die politische Theorie Katharinas zugrunde legen. Auf diese Weise hoffte die Kaiserin ihre absolutistischen Ansichten ohne große Schwierigkeiten durchsetzen zu können.

Bevor nun Katharina ihren gesetzgebenden Ausschuß bildete, legte sie ihre Instruktion — zweifellos ein Zeichen ihrer Schwäche — den führenden Persönlichkeiten ihrer Umgebung zur Begutachtung vor. Die Bekanntmachung dieser Schrift, die im engen Anschluß an das Projekt Panins entstanden und gegen dasselbe gerichtet war, mußte natürlich zu einer ähnlichen Auseinandersetzung der politischen Gruppen am Hofe Katharinas führen, wie sie das Paninsche Projekt im Jahre 1762 hervorgerufen hatte. Leider ist man über die Einzelheiten dieses Kampfes sehr schlecht unterrichtet. Das vorhandene Quellenmaterial gestattet immerhin, ihn zum mindesten in seinen wesentlichen Zügen aufzuzeigen. Es ist eine Reihe von Äußerungen über die Instruktion überliefert, die auf den Charakter dieses Kampfes schließen lassen. Von besonderem Interesse sind natürlich die Urteile Orlovs und Panins, denen die Kaiserin schon im Sommer 1765 ihre Instruktion vorgelegt hatte.[1]) Über das Urteil Orlovs berichtet Katharina folgendes: „Der Fürst Orlov konnte meine Arbeit gar nicht genug loben und verlangte oft, sie dem einen oder dem anderen zu

[1]) Katharina hat leider nicht die Zeit angegeben, aus der die Urteile Orlovs und Panins stammen. Da nun Voroncov sein schriftliches Urteil über die Instruktion am 23. September (a. St.) 1765 (Sbornik X, 76) der Kaiserin vorlegte, so darf angenommen werden, daß Orlov und Panin als die nächsten Mitarbeiter Katharinas die Instruktion vor Voroncov, d. h. wohl im Sommer 1765 bekommen haben. Katharina hebt auch ausdrücklich hervor, daß sie ihre Instruktion auf Drängen Orlovs „dem einen oder dem anderen", d. h. wohl auch Voroncov gezeigt habe.

zeigen."[1]) Dieses Urteil des Günstlings der Kaiserin über die Instruktion entspricht durchaus seinem energischen Kampf gegen die Bildung des Kaiserlichen Rates, den er im Jahre 1762 geführt hatte. Wenn er damals als Gegner der aristokratischen Pläne Panins auftrat, so zeigte er sich jetzt konsequent als begeisterten Anhänger der Theorie der absoluten bürokratischen Monarchie Katharinas.[2])

Ganz anders nun fiel das Urteil Panins aus. „Der letztere", schreibt Katharina, „sagte mir: ce sont des axiomes à renverser des murailles."[3]) In dieser Äußerung Panins kommt zweifellos eine durchaus negative Beurteilung der Instruktion zum Ausdruck. Es fragt sich nur, auf welche Bestimmungen der Instruktion sich die Kritik Panins bezieht. Erst nach der Beantwortung dieser Frage wird man die Bedeutung der rätselhaften Äußerung Panins richtig einschätzen und den Sinn des Kampfes um die Instruktion begreifen können. In der historischen Literatur wurde sie bisher als Protest gegen diejenigen Bestimmungen der Instruktion aufgefaßt, die von der Besserung der Lage der leibeigenen Bauern handeln.[4]) Eine derartige Interpretation des Paninschen Urteils ist aber durchaus abzulehnen. Panin kann unmöglich zu der konservativen Gruppe des russischen Adels, die nach Festigung und möglichster Ausdehnung der Rechte über die leibeigenen Bauern strebte, gerechnet werden. Sein Bruder Peter legte noch im Jahre 1763 Katharina einen Gesetzentwurf vor, der die Besserung der Lage der leibeigenen Bauern zum Gegenstand hatte.

---

[1]) Sbornik XXVII, 175.

[2]) Bestužev-Rjumin, der andere Gegner des Paninschen Projekts wurde inzwischen unter dem Vorwand des hohen Alters aus dem Dienst entlassen.

[3]) Sbornik XXVII, 175.

[4]) Poletaev, Nakaz imperatricy Ekateriny II. (Die Instruktion der Kaiserin Katharina II), Žurnal juridičeskago obščestva pri imperatorskom Peterburgskom Universitete, Jg. 1895, X, 105. Sergeevič, Otkuda neudači ekaterininskoj zakonodatel'noj kommissii, Vestnik Evropy, Jg. 1878, I, 259. Presnjakov, Dvorjanskij i krest'janskij vopros v nakazach (Die Bauern- und Adelsfrage in den Instruktionen), Velikaja reforma, Moskau 1911, I, 38. Siehe dagegen Florovskij, Iz istorii ekaterininskoj zakonodatel'noj kommissii 1767 g. (Aus der Geschichte der gesetzgebenden Kommission Katharinas), Zapiski imperatorskago Novorossijskago Universiteta ist. fil. fakul'teta, III, 9. Desgleichen Semevskij, Krest'janskij vopros v Rossii v XVIII i pervoj polovine XIX veka (Die Bauernfrage in Rußland im XVIII. und in der ersten Hälfte des XIX. Jahrh.), Petersburg 1898, I, 38.

Er tadelte darin die uneingeschränkte Macht der Gutsbesitzer, die von ihren Bauern Leistungen verlangen, die „menschliche Kräfte übersteigen", und schlug seinerseits vor, den Zins und den Frondienst gesetzlich festzulegen. Somit gehörte Peter Panin, was die Stellung zur Bauernfrage betrifft, zu den liberalsten Vertretern des russischen Adels. Die höchst bescheidenen Forderungen zur Besserung der Lage der Leibeigenen, die Katharina in der älteren Fassung der Instruktion aufstellte, hätten deshalb seinen Widerspruch nicht hervorrufen können. Da sich die beiden Brüder sehr nahe standen[1]) und sich in ihren politischen Unternehmungen gegenseitig unterstützten, so ist nicht daran zu zweifeln, daß N. Panin die Anschauungen seines Bruders über die Bauernfrage durchaus teilte. Es können deshalb nicht die Grundsätze Katharinas in der Bauernfrage gewesen sein, die Panin als „zerstörende Axiome" bezeichnete.

Weiterhin können auch die wirklich liberalen strafrechtlichen Grundsätze der Instruktion nicht als Gegenstand der Paninschen Kritik aufgefaßt werden. Katharina hat ihm diejenige Fassung der Instruktion vorgelegt, in der die Behandlung strafrechtlicher Probleme noch nicht enthalten sein konnte. Die Kaiserin hat sie bekanntlich im Anschluß an das Werk Beccarias entwickelt. Dieses Werk hat sie aber erst im Jahre 1766, also nach den hier geschilderten Auseinandersetzungen, in die Hand bekommen.[2]) Es ist deshalb kaum daran zu zweifeln, daß Panin mit seinem Ausspruch sich einzig und allein gegen die staatsrechtlichen und politischen Grundsätze der Instruktion gewandt hat. Er war nach wie vor für die Einsetzung des Kaiserlichen Rates, worauf ein Zeitgenosse, der Agent Ludwigs XV. Rossignol, ausdrücklich hinweist. „M. Panine", so schreibt er am 8. November 1766, „paraît le plus enclin à la réforme; son goût qu'il laisse aperçevoir pour la forme d'administration qui subsiste en Suède, où il a été longtemps, semble

[1]) Siehe Artikel N. Panin in Russkij biografičeskij slovar' (Russisches biographisches Lexikon), S. 200.

[2]) Auf die französische Übersetzung des Werks von Beccaria wurde Katharina zweifellos erst durch eine Besprechung vom 1. Dezember 1765 hingewiesen, die in der „Correspondance litéraire" Grimms, Diderots und anderer (Ed. Tourneux) veröffentlicht worden ist. Nach den Angaben des Titelblattes zu urteilen, ist diese Übersetzung, die Katharina benutzt hat, überhaupt erst im Jahre 1766 erschienen.

déceler ses vues, dont chacun paraît ne pas douter."[1]) In seiner Gegnerschaft zu den politischen Grundsätzen Katharinas stand dabei Panin ebenso wie im Jahre 1762 keinesfalls allein. „Mr. Panin's friends", schreibt der englische Geschäftsträger, „become every day more numerous . . . The empress cannot but perceive how much his influence will increase by good conduct, and consequently how much Her safety will depend on him."[2]) Einen Hinweis auf die oppositionelle Einstellung der Aristokratie findet man auch in dem bereits zitierten Bericht von Rossignol. „L'union des grands de cet Empire", schreibt er, „paraît aussi grande que leur mécontentement contre la Souveraine et plus encore contre les favoris, qui, à en juger par les propos que laissent échapper leurs adversaires, courraient de grands risques et seraient menacés d'une chute prochaine . . . Les grands semblent aspirer à ce moment; ils se rappellent avec envie la part qu'ils ont eue autrefois dans les affaires dont ils se voient exilés aujourd'hui; le sentiment général, mais caché, chez eux est de se remettre en possession de leurs anciennes prérogatives et de diminuer l'autorité souveraine et de la partager de manière à se rendre les maîtres du gouvernement."[3]) Ebenso wie im Jahre 1762 war also Panin auch in der Zeit der Vollendung der Instruktion Vertreter einer Gruppe der Aristokratie, die den politischen Plänen Katharinas durchaus feindlich gegenüberstand. Er mußte deshalb sofort erkennen, daß Katharina in ihrer Schrift vor allen Dingen die unbeschränkte Selbstherrschaft zu verteidigen suchte. Eine Monarchie aber, in der dem Herrscher eine gesetzgebende und ausführende Institution von der Art des Kaiserlichen Rates nicht zur Seite steht, eine Monarchie, in der die Regelung der Staatsgeschäfte ausschließlich von einem so unberechenbaren Faktor wie den Eigenschaften des Herrschers abhängt, konnte nach Panin weder vor dem Despotismus des offiziellen Oberhaupts des Staates noch vor der Willkürherrschaft seiner Günstlinge sicher sein. Diese Staatsform konnte den Verfasser des „Projekts" keinesfalls befriedigen. Ihre theoretische Begründung mußte ihm deshalb als „axiomes à renverser des murailles" erscheinen.

[1]) Sbornik CXLI, 185.
[2]) Sbornik XII, 328. Depesche vom 28. Februar 1768.
[3]) Sbornik CXLI, 184/85.

Faßt man nun die Ergebnisse unserer bisherigen Untersuchung zusammen, so ist festzustellen, daß die Lage Katharinas in den ersten Jahren ihrer Regierung äußerst schwierig war. Ihre gewaltsame Thronbesteigung und das Vorhandensein von Angehörigen der regierenden Dynastie, die mehr Recht auf den russischen Thron hatten als die frühere Zerbster Prinzessin, führte wiederholt zu Versuchen, sie vom Throne zu stürzen. In ihrer Unsicherheit und Schwäche war sie außerdem gezwungen, in der nächsten Umgebung eine Gruppe der Aristokratie zu dulden, die eine Einschränkung ihrer Selbstherrschaft wünschte und nur auf den günstigen Augenblick zu warten schien, um entscheidenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu erzwingen. Katharina war sich der Unsicherheit ihrer Situation durchaus bewußt und mußte darauf bedacht sein, durch eine radikale Maßnahme aller feindlichen Strömungen Herr zu werden.

Als eine solche Maßnahme ist in erster Linie die Berufung der sogenannten „gesetzgebenden Kommission" anzusehen, die Anfang 1766, wenige Monate nach den eben geschilderten Kämpfen um die Instruktion, beschlossen wurde.[1]) Mit Hilfe dieser Institution, die aus gewählten Vertretern der Bevölkerung gebildet werden sollte, hoffte Katharina sowohl ihren auf unrechtmäßige Weise gewonnenen Thron zu legitimieren als auch die politischen Ansprüche der Aristokratie abzuwehren. Diese politische Funktion der Abgeordnetenversammlung wird zwar in dem russischen Aktenmaterial niemals erwähnt.[2]) Um so ausführlicher gehen darauf die Zeitgenossen ein, die sich für das Wesen dieser Institution ganz besonders interessiert haben. Folgendes schreibt z. B. der sächsische Gesandte v. Sacken: „Il est vrai, que dans l'Ukase, publié pour la Convocation des deputés à Moscou, on ne parle que de la législation des Loix purement civiles; mais il suffit de la lire avec attention réfléchie, pour y entrevoir d'autres objets, qu'on se propose de régler dans cette assemblée nationale, sur lesquels l'Impératrice ne juge pas à propos de s'expliquer d'avance dans la dite Ukase, ou à l'égard desquels Elle veut se conserver

[1]) Siehe meinen bereits zitierten Aufsatz S. 186.

[2]) Auch in der historischen Literatur war bisher nur von der gesetzgeberischen Funktion der Kommission die Rede, auf deren Bedeutung hier nicht eingegangen werden kann. Es sei nur darauf hingewiesen, daß man sie bisher durchaus überschätzt hat.

la liberté entière, de les mettre en avant, ou de n'en point faire mention, selon les circonstances et les dispositions des esprits."[1]) v. Sacken weist also auf eine Funktion der Kommission hin, die in dem Berufungsmanifest nicht ausdrücklich erwähnt wird und deren Erfüllung er von der Einstellung der Abgeordneten abhängig glaubte. Zweifellos deutet v. Sacken auf die politische Funktion der Kommission hin. Dabei hebt er ausdrücklich hervor, daß diese seine Auffassung des Manifests (de la dite Ukase) „n'a guère echapé ni à quiconque l'a lue".[2])

Weit deutlicher äußert sich darüber der englische Geschäftsträger Henry Shirley. „In order to strengthen Herself still more," schreibt er in einem seiner Berichte, „knowing the restless dispositions of Her subject, the great object of Her policy is, to occupy them at home and abroad as much as possible. This motive supported by Her ambition, has made Her take so warm a part in the affairs of Poland; and this same motive sharpened by Her vanity, has made Her undertake to be the legislator of this Empire."[3])

Er schildert ausführlich die schwierige Lage Katharinas[4]) und stellt die Kommission als ein Mittel hin, das ihren schwankenden Thron sichern sollte.

Am eindringlichsten betont nun aber der Agent Ludwigs XV. den politischen Charakter der Kommission. „Le plan que l'Impératrice affiche", schreibt er einmal, „en voulant établir des lois civiles capables de contenir les grands et de mettre leurs sujets à l'abri de la vexation sous la protection de ces lois, anonce un projet digne de la sagesse, de l'équité et de l'humanité d'une Souveraine; mais ceux qui connaissent Catherine II., son caractère et son ambition, soupçonnent qu'Elle cache des vues plus étendues. Cette Princesse ne sent que trop qu'Elle est dans une dépendance absolue des grands de son Empire, dont Elle ne peut ni n'ose souvent contrecarrer les volontés dans l'appréhension des suites funestes qui en pourraient résulter pour Elle. On juge donc que l'Impératrice, pour secouer le joug, a résolu d'assembler les États pour sonder les dispositions des esprits de la nation, que, dans le cas où elles lui seraient favorables, Elle fera des lois fon-

[1]) Hauptstaatsarchiv Dresden. Depesche vom 12. März 1767.
[2]) Ebd. [3]) Sbornik XII, 329/30. [4]) Ebd. 327ff.

damentales qui assureront son état et celui de son fils, que si, au contraire, les esprits sont mal disposés, Elle se contentera de faire agréer les lois civiles, desquelles Elle retirera toujours l'avantage de soumettre les grands et leurs sujets sans leur sévérité et sans paraître les asservir les uns et les autres."[1]) Ähnliche Beurteilung der Kommission gibt derselbe Rossignol im Jahre 1768, als die Kommission schon bald aufgelöst werden sollte. „Si Catherine", schreibt er an den König, „a été flattée d'abord de l'idée de paraître aux yeux de l'Europe comme législatrice et de mériter ce titre de sa nation, si la manière dont Elle suit ce projet n'est qu'une comédie qu'Elle se donne et une illusion qu'Elle voulait faire et dont on n'est plus la dupe, il n'est pas moins vrai que cette Princesse cherche en même temps à cacher, sous les apparences du bien public, les vues particulières et intéressées qui l'on déterminée à cette opération. Cette Princesse a senti qu'il n'y avait ici que deux pouvoirs: celui du Souverain et celui de la noblesse, capable de contenir le premier et de décider même de son sort; Elle a pensé que le meilleur moyen de balancer le pouvoir des grands serait d'en établir un mitoyen entre les deux qui subsistaient, reconnu et autorisé par ses lois . . ."[2]) Die Zeitgenossen weisen somit ausdrücklich auf den Zusammenhang hin, der zwischen der gewaltsamen Thronbesteigung Katharinas, der dadurch geschaffenen politischen Situation (Unsicherheit des Thrones, Opposition der Aristokratie) und der Berufung der Kommission besteht. Übereinstimmend fassen sie die Kommission vor allen Dingen als ein Mittel zur Festigung des Thrones und der Selbstherrschaft auf.

Hat nun Katharina die Kommission tatsächlich berufen, um in ihren politischen Kämpfen Unterstützung zu finden, so muß sich zeigen, daß sie die Struktur dieser Abgeordnetenversammlung ihrem eigentümlichen Aufgabenkreis angepaßt hat. Dies hat sie nun wirklich getan, indem sie zunächst die Zusammensetzung der Kommission beeinflußte.[3]) Außerdem hat sie der

[1]) Sbornik CXLI, 251. Depesche vom 3. März 1767.

[2]) Ebenda 434—35. Depesche vom 14. Juni 1768.

[3]) Die neuere historische Forschung hat zwar nachgewiesen, daß die Wahlen von den Organen der Verwaltung nicht beeinflußt wurden. (Florovskij, Sostav Ekaterininskoj zakonodatel'noj kommissii, Odessa 1915,

Abgeordnetenversammlung eine Organisation gegeben, die sie zum willenlosen Werkzeug ihrer Politik machte. Dank dieser Maßnahmen war es Katharina auch möglich, in der Kommission eine feierliche Kundgebung für ihren Thron und ihre Selbstherrschaft zu arrangieren, womit sie ihre Lage zu sichern hoffte. In der Sitzung vom 9. August 1767 faßten die Abgeordneten, von den in der Kommission anwesenden Vertretern der Bürokratie geführt, den einstimmigen Beschluß, der Kaiserin in Anerkennung ihrer Verdienste den Titel „Katharina die Große, Weiseste Mutter des Vaterlandes" anzubieten.[1]) Zweifellos auf Veranlassung Orlovs wurde dann dieser Beschluß als einziger Akt der Kommission schriftlich formuliert und von allen Abgeordneten unterschrieben.

Zwar hat Katharina in geheuchelter Bescheidenheit die Annahme dieses Titels abgelehnt.[2]) Damit war jedoch die Titelfrage bei weitem nicht erledigt. Auf Veranlassung des von der Kaiserin ernannten Vorsitzenden wurde ein umfangreiches Schriftstück verfaßt, worin unter ständiger Betonung des Prinzips der Selbstherrschaft das feierliche Titelangebot amtlich dargestellt wurde.[3]) Am 21. August unterschrieben sämtliche Abgeordneten zwei Exemplare dieses Dokuments, wovon eines dem Senat übergeben wurde. Der Senat nahm natürlich zu dieser einzigen Entscheidung der Kommission Stellung. Er faßte den Beschluß, „dieses Dokument, als ein sicheres Pfand der Zuneigung aller Kinder Rußlands für die wahrlich Große und Weise Katharina, die Mutter ihres Vaterlandes, als ein Zeugnis ihrer (der Untertanen) wahren Pflicht, Ihrer Majestät diesen zutreffenden Titel anzubieten, im Senat neben den wichtigsten Staatsakten aufzubewahren. Dieses Dokument soll zugleich mit dem Beschluß (des Senats) in aller Genauigkeit in russischer, deut-

S. 492. Sergeevič a. a. O. 217). Die Kaiserin hat aber eine andere Methode der Beeinflussung angewandt, die den Vorteil der Unauffälligkeit mit dem der unbedingten Sicherheit vereinigte. Sie hat die zahlenmäßige Stärke der einzelnen gesellschaftlichen Gruppen von vornherein festgelegt und erreichte z. B., daß der nicht ganz zuverlässige Adel durchaus in der Minderheit war.

[1]) Sbornik IV, 61—62. In der Folgezeit wurde der Abgeordnetenversammlung so gut wie keine wichtige Frage zur Abstimmung vorgelegt. [2]) Sbornik IV, 65. [3]) PSZ, XVIII, Nr 12 978.

scher und französischer Sprache in allen Zeitungen abgedruckt werden."[1])

Der Senat, der ebenso wie die Kommission dem Katharina durchaus ergebenen General-Prokureur unterstellt war, schloß sich also der Kundgebung der Abgeordnetenversammlung durchaus an und trug noch dafür Sorge, daß sie der ganzen Welt bekannt wurde.

Auf diese Weise wurde eine ganz neue politische Situation geschaffen. Im Jahre 1762 war Katharina vor allen Dingen von der Garde zur russischen Kaiserin ausgerufen worden. Im Jahre 1767 waren es dagegen gewählte Vertreter des Volkes, die sie in feierlichster Kundgebung als Mutter des Vaterlandes anerkannten und dies sogar schriftlich niederlegten. Der Thron Katharinas erhielt dadurch eine rechtliche Basis und niemand konnte ihr nun die Usurpation vorwerfen. Gleichzeitig wurde das alte patriarchalische Verhältnis zwischen Zar und Volk hervorgehoben, weshalb alle Mittler, sei es „Kaiserlicher Rat", sei es irgendeine andere Institution, von vornherein ausgeschlossen sein mußten.

Die Berufung der Kommission und die feierliche Kundgebung der Abgeordneten kann man durchaus als einen Wendepunkt in der Regierung Katharinas bezeichnen. Wenn die Kaiserin in den ersten Jahren ihrer Regierung sich auf dem Throne äußerst unsicher fühlte und keinerlei entscheidende Maßnahmen selbständig zu treffen wagte, so verhält sie sich nach der sehr bald erfolgten Auflösung der Kommission ganz anders. Von nun an leitet sie die Staatsgeschäfte ganz selbständig und selbstherrlich. Die wichtigsten Gesetze und Reformen, wie die Gouvernementsordnung, die Gnadenbriefe usw. hat sie persönlich ausgearbeitet, ohne irgendwelche Spezialkommissionen zur Mitarbeit heranzuziehen. Katharina tritt jetzt als eine Herrscherin auf, der die zahlreichen Vertreter des Volkes feierlichst gehuldigt haben und die ihres Thrones und ihrer Selbstherrschaft durchaus sicher ist.

[1]) PSZ, XVIII, Nr. 12978.

SPERANSKIJS STURZ IN L. H. JAKOBS „DENKWÜRDIGKEITEN".

VON ROBERT ADOLF KLOSTERMANN.

Über die Tätigkeit Ludwig Heinrich Jakobs, des hallischen Nationalökonomen, der in den Jahren 1807—1816 in Rußland wirkte, zunächst als Professor in Char'kov, seit 1809 in Petersburg in der Gesetzeskommission und im Finanzministerium, sind wir im allgemeinen von deutscher wie von russischer Seite gut unterrichtet.[1]) Daß sich aber aus seiner Korrespondenz sechs stattliche Bände in der Handschriftensammlung der Bibliothek zu Halle befinden, die „erst zum kleinen Teil ausgeschöpft" noch viel interessantes Material zur russischen Gelehrten- und Geistesgeschichte jener Zeit bieten können, ist weniger bekannt.[2]) Ganz neuerdings sind außerdem Jakobs „Denkwürdigkeiten" zugänglich geworden[3]), von deren Existenz man schon des längeren wußte. In den Jahren 1812—1820 für Familie und vertraute Freunde nach Diktat geschrieben[4]), beschäftigen sie sich ganz ausführlich mit Rußland. Der Inhalt mag zum Teil als zu detailliert nur bei Bearbeitung

[1]) Vgl. Allgemeine deutsche Biographie XIII, 689; W. Stieda: Aus einem hallischen Professorenhause vor hundert Jahren, Thüringisch-Sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst XV, 158—180; G. Aubin in Mitteldeutsche Lebensbilder Bd. V, S. 202ff., Magdeburg 1930; den Artikel im Russkij Biografičeskij Slovar' (Russisches biographisches Lexikon), Petersburg 1913 (abgekürzt: R. B. S.) sowie die dort angegebene Literatur; Juridičeskij Fakul'tet char'kovskago universiteta 1805—1905 (Die juristische Fakultät der Char'kover Universität), Char'kov 1908, 275—277.

[2]) Signatur Yd 29. Vgl. A. Hasenclevers Beschreibung der Briefsammlung in Thüringisch-Sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst XIII, 75—82.

[3]) In der Hs. der Universitätsbibliothek Halle (Yd 47 fol.) füllen sie mehr als 350 halbbrüchig eng beschriebene Folioseiten eines schmucken roten Maroquinbandes, davon die Hälfte über Rußland, siehe G. Aubin, Aus der Geschichte der Universität Halle um die Wende des 18. Jahrhunderts (Rede), Halle 1931, S. 4. Ein zweites Exemplar in ähnlicher Ausführung, aus der gleichen Zeit und mit demselben Text besitzt jetzt auch das Stadtarchiv in Halle (A. 35). Immerhin enthält dieses nicht nur die zwei in Yd 47 fol. am Schluß eingetragenen längeren Zusätze, sondern noch einen weiteren dritten. Ich zitiere nach Yd 47 fol.

[4]) Vgl. Titelblatt der Denkwürdigkeiten.

von Spezialthemen willkommene Ergänzung liefern, wie zum Beispiel mit den bis ins einzelne gehenden topographischen Schilderungen des damaligen Char'kov oder den verschiedenen Arbeitsplänen des Gelehrten selbst, anderes ist jedenfalls von allgemeiner Bedeutung. Dies wird vor allem bei der Darstellung der Reformpläne unter Alexander I. der Fall sein, wo innerste Kenntnis der Dinge eine wirkliche Bereicherung unseres bisherigen Wissens verspricht. Man wird ferner Jakobs eingehende Charakterisierung der genannten Universität und seiner dortigen Kollegen ebensowenig übersehen dürfen wie die beiden Kapitel: „Erste Bekanntschaft mit Herrn von Speranskij" und „Speranskijs Exil". Dies letzte soll hier als Probe ohne weiteren kritischen Kommentar veröffentlicht werden.

Gewiß haben in bereits länger bekannten Memoiren der Kanzleichef des Polizeiministers und Vertraute des Kaisers J. I. de Sanglen[1]), der Justizminister I. I. Dmitriev[2]), der Speranskij feindliche, nicht immer zuverlässige F. F. Vigel'[3]), die Brüder Alexander und Nikolaj Turgenev[4]), K. V. Nesselrode[5]), S. N. Glinka[6]), G. R. Deržavin[7]), A. V. Nikitenko[8]), Schönig[9]) und viele andere mehr (vgl. die Zusammenstellung bei S. Seredonin, R. B. S.-Artikel Speranskij) den Sturz Speranskijs gestreift oder ausführlicher behandelt und dabei manche intimen Einzelheiten beigebracht; doch haben demgegenüber die „Denkwürdigkeiten" ohne Zweifel ihre besonderen Vorzüge. Hat doch Jakob, „ein Mann von Bedeutung in jedem Betracht"[10]), der alles sine studio et ira beobachtet und geprüft

[1]) Memoiren übersetzt von L. von Marnitz in „Bibliothek Russischer Denkwürdigkeiten" Bd. 1, Stuttgart 1894.

[2]) Vzgljad na moju žizn' (Rückblick auf mein Leben) in: Sočinenija (Werke), 2. Bd., Petersburg 1893.

[3]) Zapiski (Aufzeichnungen) Bd. 1—7. Moskau 1892. Gekürzt auch: 2 Bde. Moskau 1928.

[4]) Archiv brat'ev Turgenevych (Archiv der Brüder Turgenev) 5 Bde. Petersburg 1911/28, N. Tourgueneff, La Russie et les Russes, 3 Bde. Bruxelles 1847. [5]) Memoiren im Russkij Vestnik, 1865, Nr. 10.

[6]) Zapiski (Aufzeichnungen), Petersburg 1875.

[7]) Zapiski (Aufzeichnungen), Sočinenija (Werke) Bd. 6, Petersburg 1871.

[8]) Zapiski i dnevnik (Aufzeichnungen und Tagebuch), Petersburg 1904.

[9]) Memoiren im Russkij Archiv 1880, III.

[10]) So Steltzer an Meiners am 1. April 1805, nach W. Stieda, Deutsche Gelehrte als Professoren an der Universität Moskau, Leipzig 1930, S. 88. Abh. d. phil. hist. Kl. d. sächs. Ak. d. Wiss. Bd. 40, 5.

hat[1]), der befreundete Mitarbeiter[2]), der am Tage von Speranskijs Sturz noch lange bei ihm weilte, kurz danach als einer der ersten[3]), wenn auch vorsichtig und zurückhaltend (z. B. bei Namensnennungen), nach sorgfältigster Beobachtung und gründlicher Beschäftigung in einer sonst ungewöhnlich umfassenden Darstellung unter Berücksichtigung aller Momente die inneren Gründe zum Sturz des russischen Staatsmanns aufzudecken und in die allgemeine Entwicklung einzuordnen vermocht. Jakob also schreibt in Kap. 34:

(308) Speranskijs Exil.[4])

Dieses geschah gegen das Ende des Monats März 1812, das Datum kann ich nicht mehr genau angeben — eine Begebenheit, die in ganz Rußland außerordentlich viel Aufsehen machte und

[1]) Jakob, Denkwürdigkeiten Kapitel 31, S. 284 Anm.

[2]) Schon in der ersten Unterredung am 5. November 1809 hatte Jakob die Anerkennung und das Vertrauen Speranskijs erworben, als er auf dessen Frage nach der gegenwärtigen Auflagenhöhe der Assignaten überraschend genau antwortete. Nach Jakobs Mitteilung (Kap. 29, S. 275) äußert sich dieser: „Monsieur, nos financiers ne concevront jamais comment un professeur peut pénétrer dans leurs mystères. Je suis surpris de la sagacité de votre esprit; c'est comme si vous eussiez lû les procès verbaux de notre banque. Vous avez exactement diviné la somme circulante. Elle surpasse de beaucoup la somme de 400 millions.“ „Wir werden Freunde werden . . .“ Weitere Hinweise auf ein fortdauerndes freundschaftliches Verhältnis in den von A. Hasenclever publizierten Briefen Loders (Archiv für Geschichte der Medizin XI, H. 5/6, 1919) in Jakobs Denkwürdigkeiten, hauptsächlich Anfang von Kapitel 35: „Folgen von Speranskijs Exil für mich. Mit Speranskij verlor ich meinen einzigen Gönner unter den russischen Großen, von dem ich eine solide Begründung meines Glücks in diesem Lande erwarten konnte. Nicht allein deshalb habe ich bei seiner Geschichte etwas länger verweilt, sondern auch, weil sie an sich merkwürdig ist, und weil wenige so genau davon unterrichtet sind, als ich es wegen der Verbindung, worin ich mit ihm und mit den Personen, die Einfluß auf sein Schicksal hatten, gestanden, sein konnte. — Was ich geschrieben habe, sind nicht bloße Vermutungen, sondern ich habe die Minen, welche bereitet wurden, um ihm zu schaden, zum Teil graben sehen, ob ich gleich zu der Zeit, wo ich dieses sah, noch nicht wußte, wozu sie angelegt wurden und was sie wirken konnten . . .“

[3]) Vgl. das von Jakob am Kapitelende (S. 233) angegebene Datum: 3. November 1814.

[4]) Bei der Orthographie konnte diplomatisch genaue Wiedergabe nicht erstrebt werden; in der Schreibweise von Namen (z. B. Speranski, Speransky) habe ich Konsequenz herzustellen versucht. An Literatur dazu ist besonders heranzuziehen: M. Korf, Žizn' grafa Speranskago, 2. Bde.,

worüber auf das sonderbarste vom Publiko geurteilt ward. Da ich zu dieser Zeit diesem merkwürdigen Manne ziemlich nahe stand[1]), auch manche Waffen schon lange vorher gegen ihn schmieden sah, so will ich bei diesem Vorfall etwas länger verweilen, auch meine Vermutungen darüber mitteilen. Das öffentlich bekannte factum war: Speranskij war am Tage seiner Verhaftung, die im März 1812[2]) des Abends erfolgte, wie gewöhnlich beim Kaiser zum Vortrage, hatte eine lange Unterhaltung mit ihm, die bis gegen 11 Uhr des Abends dauerte. Er fuhr auf dem Heimwege bei seinem Freunde, dem Staatssekretär Magnickij[3]) vor, erfuhr daselbst, daß dieser arretiert und verschickt sei, kam von da in sein Haus, traf den Polizeiminister[4]) und eine Kibitke vor seinem Hause. Der Polizeiminister machte ihm den Befehl des Kaisers bekannt; er stieg, nachdem er einige Billetts geschrieben und einige andere Arrangements getroffen, ohne von seiner schlafenden Tochter und Schwiegermutter Abschied nehmen zu können oder zu wollen[5]), in die Kibitke, und wurde, von einem Polizeioffizier begleitet, nach Nischnei-Novogrod mit fast unmenschlicher Eile und Unbequemlichkeit gebracht.

Speranskij war russischer Geheimer Rat[6]); er hatte noch kurz vorher (im [309] Januar) den Alexander-Nevski-Orden als Zeichen kaiserlicher Gnade erhalten[7]), er war Reichssekretair[8]) und genoß das Vertrauen des Kaisers in dem allerhöchsten Grade, war täglich bei ihm, und alle wichtigen Angelegenheiten des Reiches wurden durch ihn vorgetragen und geleitet.

Petersburg 1861; A. N. Pypin, Die geistigen Bewegungen in Rußland in der ersten Hälfte des XIX. Jahrh., deutsch, Berlin 1894, und der Artikel in R. B. S. von S. Seredonin.

[1]) Vgl. S. 219 Anm. 2. [2]) Am 17./29. März 1812.

[3]) Michail Leont'evič Magnickij, 1778—1855, zunächst eifriger Anhänger und Verfechter von Speranskijs Ideen, bekannt auch als Schriftsteller und Dichter, später berüchtigt als reaktionärer Universitätspolitiker.

[4]) Alexander Dmitrievič Balašov, 1770—1837, seit 1810 Polizeiminister, hat darüber nach Korf a. a. O. II, 18, Anm. 2 nur folgende Notiz gemacht: „Im März 1812 hatte ich den mir sehr schweren Auftrag, alle Papiere von Speranskij und Magnickij zu beschlagnahmen und jeden von ihnen, mit einem Polizeioffizier, in ferne Gouvernements unter Aufsicht zu schicken." [5]) Siehe auch Korf a. a. O. II, 19.

[6]) Seit 30. August 1809. Im Folgenden werden alle Daten nach dem alten Stil angeführt. [7]) Am 1. Januar 1812. [8]) Seit 1. Januar 1810.

Unendliche Gerüchte und Vermutungen durchkreuzten sich über diesen Vorfall in der Stadt und in den Provinzen. Die allgemeinste Meinung, die am entschiedensten ausgesprochen wurde, war: Speranskij sei ein Landesverräter; er habe mit Bonaparte eine heimliche Korrespondenz geführt, viel Geld von Frankreich erhalten usw., welches alles der Kaiser jetzt entdeckt habe. Indessen verblieb diese Meinung bald dem Pöbel allein. Mehrere Umstände zeigten zu deutlich an, daß vom Hochverrat nicht die Rede sein konnte. Denn 1. hatte der Kaiser sich selbst gegen einige, die er öfter seines Besuchs und seiner Unterhaltung zu würdigen pflegte, geäußert, Speranskij habe zwar kein Verbrechen, aber doch ein grobes Versehen (faute assez grave war sein Ausdruck)[1]) begangen; 2. war zwar die Behandlung, welche ihm widerfuhr, sehr hart, aber es fand doch nur ein Polizeiverfahren gegen ihn statt. Er behielt Rang, Orden und alle Ehren; auch wurde die Auszahlung von 15000 Rubeln jährlich an ihn verordnet; 3. warum hätte Speranskij seinen Kaiser und das Land verraten sollen? — Um des Geldes willen? Torheit. — Wäre es Speranskij darum zu tun gewesen, sich auf eine niederträchtige Art Geld zu verschaffen, so bot ihm ja sein Posten und sein Einfluß Gelegenheit, Millionen zu erhalten, ohne dabei im geringsten sich irgendeiner Gefahr auszusetzen. Jeder, der Rußland kennt, weiß, wie leicht so etwas in bedeutenden Stellen hier praktiziert werden kann. Oder etwa eine Revolution zu stiften, mit Hülfe der Franzosen? — (310) Diese Vermutung können nur ganz einfältige oder aber mit der Lage der Sachen in Rußland ganz unbekannte Leute haben. Und wie hätte Speranskij hoffen können, bei einer veränderten Regierungsform eine bedeutendere Rolle zu spielen, als ihm Alexander angewiesen hatte! — Wer diesen Mann gekannt hat, wird auch nicht auf den Gedanken kommen, daß ihn ein schwärmerischer politischer Enthusiasmus irregeleitet habe. Denn er war kalt und verschlossen und ein überlegender Geschäftsmann. Unterdessen mußte Speranskij sein Unglück und alle fürchterlichen Meinungen über sich tragen, ohne sich verteidigen zu dürfen. Als die Franzosen sich Moskau näherten, ließ man ihn, wie es scheint, um ihn gegen die

[1]) Ähnlich N. Tourgueneff a. a. O. I, 570: „On dut penser, qu'une mesure aussi violente pour le règne d'Alexandre que l'exil précipité de Speransky avait pour motiv quelque faute bien grave . . .“

Wut des aufgereizten Pöbels zu sichern, nach Perm transportieren, und nach dem Pariser Frieden befreite ihn der Kaiser bei seiner Rückkehr von der polizeilichen Aufsicht und erlaubte ihm, auf seine Güter zu gehen. Auch erneuerten sich öfter die Gerüchte von seiner Rückkehr nach St. Petersburg.

Eine Untersuchung über seine Handlungen ist nie befohlen worden. Zwar wurden seine Papiere versiegelt und einer Kommission zur Durchsicht übergeben. Es scheint aber nichts verdächtiges darunter gefunden worden zu sein. Die Staatsräte Gervais und Beck[1]) gerieten in Untersuchungen, und letzterer wurde sogar auf einige Monate auf die Festung gesetzt, ohne daß er lange wußte, warum. Man erfuhr aber bald, daß es nur eine Nebensache betraf, indem Beck, beim Dechiffriramt angestellt, durch Herrn Gervais, der Kanzleidirektor beim Departement der auswärtigen Affairen war, den Schlüssel zu einer Chiffre an Speranskij ausgeliefert haben sollte.

Da nichts von seiten des Hofes über diesen Vorfall bekannt gemacht worden ist, und die wahren Ursachen ein Geheimnis (311) sehr weniger Personen geblieben[2]), so lassen sich diese bloß vermuten. Die wahrscheinlichste Vermutung scheint mir folgende zu sein:

Speranskij war dem ganzen Adel und den meisten Großen in Rußland sehr verhaßt. Sie betrachteten ihn als den Urheber der Neuerungen[3]), worunter ihnen die allermeisten mißfielen:

---

[1]) Christian Andreevič Bek, 1770—1853, sein Vorgesetzter war Gervais, vgl. R. B. S.; N. K. Šil'der, Imperator Aleksandr pervyj (Kaiser Alexander I.), III, Petersburg 1897—98, 55—62.

[2]) Fast alle Memoiren äußern sich so: Vigel' a. a. O. IV, 33f.: „Er selbst ist nicht mehr, aber die Geschichte seiner Verstoßung bleibt für uns noch ganz rätselhaft und wird, wahrscheinlich, sogar unserer Nachwelt nicht enträtselt." Dmitriev a. a. O. S. 111: „Die Gründe für den unerwarteten Vorfall blieben bis heute für viele ein Geheimnis." Vgl. den Bericht des französischen Gesandten Lauriston: „. . . on ignorait à Petersbourg les causes de cet évenément sur lequel l'empereur gardait le secret et avait déclaré ne vouloir le laisser transpirer." Sbornik russkago istoričeskago obščestva (Magazin der russischen Historischen Gesellschaft), Petersburg 1867—1916, XXI, 448. Pypin 204. V. Jakuškin, Speranskij i Arakčeev (Speranskij und Arakčeev), Moskau 1916, S. 20f

[3]) Vgl. A. J. Turgenevs Brief vom 30. März 1810 (Archiv brat'ev Turgenevych II, S. 414): „Über die Bildung des Staatsrates und alle neuen Bestimmungen hat Speranskij geschrieben und, wenn in Zukunft Umbildungen in der Staatsregierung vor sich gehen werden, dann werden sie selbstverständlich von ihm entworfen werden!!"

1. Das Manifest, wonach niemand anders Kollegienassessor oder Staatsrat werden soll, ohne sich vorher bei den Universitäten haben examinieren zu lassen.[1]) Dieses erfüllte das ganze Heer der Beamten, der Väter und der Söhne, mit Haß gegen ihn. In der Tat ist der Inhalt dieses Manifestes auch wirklich unzweckmäßig und ohne große Überlegung geschrieben. Nach demselben muß sich z. E. ein Kollegienrat, den man mehrere Jahre lang für geschickt gehalten hat, Präsident in dem Zivil- oder Kriminalgerichtshofe oder in der Finanzkammer zu sein, einem Examen in dem römischen Rechte, der Geschichte, der Statistik, Physik, Mathematik usw. unterwerfen, um zum Staatsrate zu avancieren. Wäre verordnet worden, daß alle, welche eine Anstellung verlangen, in gewissen bestimmten allgemeinen Vorkenntnissen, und jeder, der einen höheren Posten verlangt, in den zu diesem Posten nötigen Kenntnissen examiniert werden soll, so wäre noch Sinn in der Verordnung. Aber so, wie sie jetzt ist, verrät sie wenig Verstand. Man sah Speranskij für den Urheber davon an, und er erhielt dadurch den ganzen Adel zum Gegner. Denn alles setzt hier sein Glück auf Rangerhöhungen.

2. Die Veränderung der Reichsadministration, insbesondere die Erschaffung und neue Organisation der Ministerien.[2]) Die meisten alten Russen halten die ehemalige Verwaltung durch Kollegien (312) für die beste und zweckmäßigste. Man fing sie an, unter Alexander abzuschaffen; besonders wirkte der Minister des Inneren, Kotschubey[3]) dahin, und es ist wahrscheinlich, daß schon damals Speranskij, der dessen Kanzleidirektor war, einen großen Einfluß darauf gehabt hat. Wenigstens ist es gewiß, daß viele Papiere, welche das Kotschubeysche Ministerium auszeichnen, von ihm herrühren. Durch diese erste Veränderung, nach welcher

[1]) Polnoe Sobranie Zakonov Rossijskoj Imperii s 1649 goda, zitiert als PSZ. (Vollständige Sammlung russischer Gesetze seit dem Jahre 1649), Petersburg 1830, XXX, Nr. 23 771, 6. August 1809. Im engsten Zusammenhang damit ist der Ukaz über die Hofchargen zu nennen: PSZ. XXX, Nr. 23 559, 3. April 1809. Zur Kritik: Vigel' a. a. O. III, 67—69; Korf, I, 173—186; Bernhardi, 621f.; Pypin 200; Seredonin 195.

[2]) Siehe PSZ. XXVII, Nr. 20 406, 8. September 1802, XXXI, Nr. 24 307, 25. Juli 1810 und XXXI, Nr. 24 686, 25. Juni 1811; Korf I, 121—127; Pypin 191; Seredonin 210b—214.

[3]) Viktor Pavlovič Kočubej, 1768—1834, 1802—1812 Minister des Inneren, siehe Artikel von N. Čečulin im R. B. S.

die Kollegienräte ihre Stimme verloren und der Minister alles allein durch seine Expeditionen entschied, waren die Minister, auch der Form nach, allmächtig geworden, ob es gleich der General-Prokureur und selbst der Minister, der Sache nach, auch bei der Einrichtung der Kollegien waren. Die neue Organisation der Ministerien schränkte die Minister auf doppelte Art ein: 1. setzt sie Departementsdirektoren ein und im Departement Sektionschefs. Letztere sollen ein Rat für den Departementsdirektor, die Departementsdirektoren aber einen Rat für den Minister bilden. Jene sollen keine wichtigen Fälle ohne die Sektionschefs, diese keine wichtigen Fälle ohne die Departementschefs entscheiden. 2. Die Minister sind von dem Reichsrat abhängig. Sie sollen nicht mehr unmittelbar an den Kaiser, sondern an ihre Sektionen des Reichsrats rapportieren. Von diesen mußten sie Befehle annehmen, durch ihn alle ihre Vorschläge prüfen und sich gefallen lassen, daß sie reformiert wurden. Im Reichsrate aber hatte der Reichssekretair den Vortrag und die Leitung aller Geschäfte; er war das Organ zwischen dem Kaiser und dem Reichsrate. Der Reichssekretair war daher offenbar der wichtigste Mann im Reiche nach dem Kaiser, ob er gleich nicht den ersten Rang hatte, und ein Mann von Talent, von Beredsamkeit, wie Speranskij, der zugleich das Ohr (313) und das Vertrauen des Kaisers hatte, wußte natürlicherweise diesen Posten vorzüglich geltend zu machen. — Es scheint, daß die Minister beim ersten Anfange den Inhalt der neuen Organisationsurkunde der Ministerien nicht gehörig beachtet oder verstanden haben. Denn wenig dieser Herren sind gewohnt, einen Zusammenhang mehrerer Gedanken aufzufassen und sich deutlich vorzustellen. Wenigstens fingen die meisten, vielleicht alle neue Minister an, nach der alten Weise zu handeln, ohne sich um die Vorschriften in der neuen Organisation viel zu bekümmern. Sie betrachteten ihre Departementsdirektoren als ihre ehemaligen Expeditoren und die Sektionschefs als deren Gehülfen, und behandelten sie in allen Stücken so. Als nun aber der Reichsrat (eigentlich der Reichssekretair) anfing, auf die Beobachtung der neuen Form halten zu wollen; als Schriften, die ihr nicht gemäß waren, zurückgeschickt, Akten, worin sie verletzt war, vernichtet wurden; als auch der Reichsrat in einigen Fällen seine Macht gegen die Minister anfing zu äußern, da merkten die Minister eigentlich

erst, was mit ihnen geschehen war, und es traten allenthalben Mißverhältnisse zwischen den Ministern und Speranskij ein, die sich bei den ersteren in Groll und Haß gegen den letzteren verwandelten.

3. Die Wirkungen davon zeigten sich zuerst am deutlichsten bei Publizierung des Projekts der Veränderung der Organisation des Senats.[1]) Der Senat hatte bisher eigentlich die Funktionen versehen, die in der neuen Organisation dem Reichsrate aufgetragen waren. Er war richtende und gesetzgebende Behörde. Denn wenn auch alle Gesetze eigentlich vom Kaiser ausgehen, so wurden sie doch alle, wenn auch nicht immer, vom Senat vorgeschlagen, von ihm und in seinem Namen publiziert. Da nun durch Einrichtung des Reichsrates dem Senat eine große Menge der wichtigsten Geschäfte, und namentlich die Gesetzgebung, gänzlich (314) abgenommen war; so konnte er nicht wohl in seiner alten Verfassung bleiben. Nach Speranskijs Vorschlage sollte die Hauptfunktion des Senats die Ausübung des obersten Gerichtshofes bleiben, und um den Geschäftsgang in dem weiten russischen Reiche mehr zu beschleunigen, sollten, außer in St. Petersburg und Moskau auch in Kasan und Kiew Abteilungen davon sein, die mit gleicher Gewalt als die Senate in den beiden Hauptstädten in letzter Instanz alle in ihren Kreisen vorkommenden Rechtssachen entscheiden sollten.

Zwar sollte neben dem richtenden auch noch ein administrierender Senat bestehen. Allein dieser war bloß aus den Ministern und obersten Generalkommandanten zusammengesetzt und bildete also ein Kollegium der ausübenden Macht, von dem die Minister und andern exekutive Chefs in zweifelhaften Fällen sich Instruktion erbitten oder Vorschriften erhalten sollten. Diese Einrichtung des Senats gehört allerdings als ein Bestandteil zu der neuen Organisation, wenn letztere ausgeführt werden sollte. — Da indessen die Publikation des Projekts dieser Senatsorganisation sich über ein Jahr verzögert hatte — sie erschien gedruckt in zwei Heften im Sommer 1811 —, so waren in der Zwischenzeit schon mancherlei

[1]) M. M. Speranskij, Plan gosudarstvennago preobrazovanija (Plan der Staatsreform), Moskau 1905. Šil'der a. a. O. Priloženie 1 (Beilage 1). Korf 128ff. Pypin 193. Istorija pravitel'stvujuščago Senata (Geschichte des regierenden Senats), Petersburg 1911, III 70—136. Seredonin, „K planu vseobščago gosudarstvennago obrazovanija" 1809 (Zum Plan der allgemeinen Staatsreform), Sbornik statej posvjaščennych S. F. Platonovu (Platonovfestschrift), Petersburg 1911, S. 533—544.

Gedanken und Raisonnements über diese Neuerungen in Umlauf gekommen. Es erhob sich unter den Russen ein allgemeiner und ziemlich lauter Tadel über alle diese Neuerungen. Man merkte eben nicht, daß es mit der Administration dadurch besser geworden. Es war bloß das Personal und die Administrationsausgaben beträchtlich vergrößert, und es konnte daher an Stoff zu allerlei bitteren und sarkastischen Bemerkungen nicht fehlen. Die zugleich aufgelegten neuen und vermehrten Auflagen wurden (315) ebenfalls übel empfunden, und wenn niemand wußte, woher er seine Not ableiten sollte, so nahm er zu den Neuerungen seine Zuflucht. Diese wurden für die Quelle aller Bedrängnisse angesehen, in welche sich damals das Reich in mancherlei Hinsicht verwickelt fand. Der Name Speranskij wurde erst leise, dann immer lauter und lauter genannt, um die Ursach alles wahren oder eingebildeten Elends anzudeuten. Eine solche Stimmung des Publikums mußte seinen Feinden den Weg, ihn zu stürzen, gar sehr erleichtern.

Ohne Zweifel war dem Kaiser schon ein Mißtrauen gegen Speranskij eingeflößt, als er mit einem Male die Ausführung des Projekts der Senatsveränderung suspendierte. Er hatte sie schon unterschrieben, nahm aber mit eins sein Wort zurück. Als ich das erste Mal, nachdem dies geschehen war, Speranskij sprach, gab ich ihm zu verstehen, daß mir dieser Widerruf des Kaisers nicht gefiele, indem er mir Mißtrauen zu der Sache anzudeuten schien. Aber Speranskij antwortete mir: „Fürchten Sie nichts. Der Kaiser kann sich bisweilen durch das Einreden schlecht denkender Leute irre machen lassen, aber sein gesunder Verstand bringt ihn von selbst bald wieder auf den rechten Weg." Mit diesem wirkte zugleich zu Speranskijs Nachteil:

4. Die neue Finanzeinrichtung, die man hauptsächlich für sein Werk hielt. Seit Katharina II. waren die Abgaben in Rußland gar nicht, oder nur wenig erhöht worden. Man hatte das Defizit in der Einnahme durch neue Assignationen gedeckt, welche dem Volke, das von den Folgen einer solchen Operation nichts begreift, gleichgültig und der Regierung äußerst bequem war. Der Finanzminister hatte nicht nötig, sich den Kopf lange zu zerbrechen, wie er (316) Geld schaffen wollte, und brauchte den Anforderungen des Regenten wegen Geld nie unangenehme Einwendungen entgegenzustellen. Von den schrecklichen Wirkungen einer so leicht-

sinnigen und übertriebenen Auslassung von Papiergelde schienen die Leute, welche das Steuer des russischen Staats führten, nicht die geringste Kenntnis zu haben. Unterdessen zeigten sich diese Wirkungen jedesmal, sobald eine zu starke Emission geschehen war.

So lange das Papiergeld in Rußland[1]) auf 40 Millionen Rubel eingeschränkt blieb, wich der Papierrubel nie einen Augenblick von dem Silberrubel ab, oder wenn es geschah, so gewann das Papieragio gegen das Silber, nicht umgekehrt. Daß Rußland mehr als 40 Millionen ohne Schaden aufnehmen konnte, wurde deutlich genug, als 150—160 Millionen Rubel in Assignationen doch den Papierrubel nicht tiefer als 20—25 % unter den Wert des Silberrubels herunterbringen konnten. Unter Paul wurde das zirkulierende Papiergeld um beinahe 250 Millionen Rubel vermehrt. Als mitten in dieser Vermehrung der Kurs sich sogar hob, statt zu fallen, glaubten die kurzsichtigen Finanzmänner schon die ganze Theorie des Papiergeldes durch die Praxis besiegt zu haben und fabrizierten frisch fort. Auch unter Alexander wurde die Operation lustig fortgetrieben, obgleich bei weitem nicht in so starkem Maße als unter Paul, dessen unsinnige Vergeudungen erst unter der Regierung seines Nachfolgers ihre vollen Wirkungen zeigen konnten. Obgleich Alexander nur einen Teil dieser schlechten Finanzoperation verschuldet hatte, so fiel doch die ganze Last der Schuld seiner Vorfahren auf ihn, da sich die nachteiligen Folgen ihrer Unternehmungen unter seiner Regierung in ihrem vollen Maße (317) anfingen zu zeigen.

Als der Papierrubel unter dieser Regierung immer tiefer und tiefer sank, so fing man endlich doch an, zu ahnen, daß wohl die immer vermehrten Emissionen Schuld an diesem Sinken des Werts des Papiergeldes sein möchten. Speranskij war es, der zuerst den Kaiser davon überzeugte und dieser Meinung bei Hofe Gewicht verschaffte. Nun beschloß der Kaiser, der immer das Gute will, sobald es ihm nur bekannt wird, sogleich mit diesen Emissionen neuen Papiers einhalten zu lassen. Er wollte eine gründliche Radikalkur mit seinem Finanzwesen vorgenommen wissen, und diese erwartete er hauptsächlich von Speranskij. Die große

[1]) Vgl. L. H. von Jakob, Über Rußlands Papiergeld, Halle 1817; an neueren Arbeiten J. J. Kaufmann, Iz istorij bumažnych deneg v Rossii (Aus der Geschichte des Papiergeldes in Rußland), Petersburg 1909.

Finanzoperation wurde daher im Jahre 1807 beschlossen, und Speranskij übernahm die herkulische Arbeit, das Werk zu begründen. Die neue Organisation der Staatsadministration, die Veränderung des Personals sollten Mittel zu diesem Hauptzwecke sein. Der neue Finanzplan war ganz von Speranskij entworfen.[1]) Es wurden darin die Schwächen und Fehler der bisherigen Administration ohne Schonung aufgedeckt und die Sistierung aller neuen Papieremissionen sowie die Verminderung der zirkulierenden Masse des Papiergeldes als Grundprinzipien der Finanzverbesserung angenommen. Alles erschien zwar im Namen des Reichsrats. Aber jedermann wußte, wer der Verfasser aller dieser Schriften war, und daß die Herren Reichsräte wenig mehr dabei taten, als etwas schwatzen und unterzeichnen.

Die Sistierung der Papierfabrikation machte natürlicherweise Maßregeln notwendig, welche der Nation nicht anders als lästig werden konnten. Das Defizit, welches dadurch in den Einnahmen entstand, mußte gedeckt werden; man machte sogar (318) Anstalten zur Abtragung von Schulden. Wie war das Geld dazu zusammenzubringen als durch neue Auflagen oder durch Erhöhung der alten? Der neue Finanzplan forderte beides. Manche der neuen Auflagen waren schlecht gewählt und erregten großes Murren und große Unzufriedenheit. Die Ersparnisse, welche man in dem neuen System nötig fand, wirkten gleichfalls nachteilig auf viele Personen und einige waren vielleicht auch schlecht gewählt. Lauter Veranlassungen zu Klagen und Tadeln. Endlich traten eine Menge Umstände zusammen, welche den Finanzzustand des Reichs verschlimmerten und die Assignationen zu einer Tiefe herunterbrachten, wo sie noch nie gewesen waren. Auf der einen Seite trat erst jetzt die volle Wirkung der ganzen ausgelassenen Menge der überflüssigen Assignationen ein. Denn erst in den letzten Jahren (1805 bis 1806) waren noch über 100 Millionen neue Assignationen hinzugekommen, die zur Zeit ihrer Auslassung natürlich einen Schein von Wohlstand und Überfluß hervorgebracht hatten, dessen Nichtigkeit sich jetzt um so auffallender zeigte, da die politischen Verhältnisse äußerst nachteilig auf den Handel des Reichs

[1]) Korf I 187ff. Ministerstvo Finansov 1802—1902 (Das Finanzministerium), Petersburg 1902, I 32. Seredonin 218, vgl. PSZ. XXXI, Nr. 24 116, 2. Februar 1810.

wirkten und alle russische Produkte im Preise fielen, viele aber schlechterdings keinen Absatz fanden. Statt also, daß nach den neuen Finanzeinrichtungen, um sie populär zu machen und sie dem großen Haufen zu empfehlen, der Kurs hätte steigen müssen, stürzte er vielmehr von Monat zu Monat, ja von Woche zu Woche herunter.

Daneben trat nun auch die Erhöhung der Nominalpreise aller Lebensbedürfnisse im Reiche ein, und der drückende Mangel, in welchen dadurch alle gerieten, die bloß von ihren Besoldungen lebten, mußte notwendig eine große und allgemeine Unzufriedenheit unter der (319) ganzen Klasse der Besoldeten erregen. Da wenig Menschen imstande sind, die Ursachen der Teuerung, des fallenden Kurses und anderer politischen Übel richtig zu erkennen, die meisten die Einbildung haben, daß sie imstande sind, sie zu erklären, so sind sie geneigt, dergleichen Übel von der ersten besten ihnen mißfälligen Erscheinung abzuleiten, die vor jenen Übeln vorhergeht. Dieses waren in Rußland jetzt die neuen Einrichtungen überhaupt, die erhöhten Auflagen und der Urheber von dem allen — Speranskij.

Durch alle diese Umstände war also die öffentliche Stimmung schon längst gegen Speranskij, und die neuen Einrichtungen, und es war leicht, sie bei dem Kaiser, bei irgendeiner Veranlassung, zu Speranskijs Verderben zu benutzen.

Als Napoleon das russische Reich mit Krieg bedrohte und in Rußland die größten Anstrengungen gemacht werden mußten, um einem so furchtbaren Feinde zu begegnen, mußte der Druck noch stärker, eben dadurch aber die Unzufriedenheit noch größer und allgemeiner werden. Speranskijs Feinde, worunter sich mehrere Große befanden, die der Kaiser unter so kritischen Umständen nicht nur nötiger als sonst brauchte, näherten sich jetzt dem Kaiser und sprachen ihn oft. Sie redeten von der allgemeinen Unzufriedenheit des Volks und des Adels mit den neuen Einrichtungen. Es wurde insinuiert, daß alle diese neuen Formen von dem neuen Frankreich entlehnt wären; daß durch die Neuerungen nichts gebessert, vielmehr alles schlimmer geworden; daß der Kurs gefallen, die Teuerung aller Lebensmittel zugenommen, die Administrationskosten sich vergrößert usw. Man wurde endlich dreister. Es ward sonderbar gefunden, daß Speranskij so viel

Formen von Napoleons Verfassung entlehnt habe; bald folgte die Vermutung, daß er doch wohl im Herzen mehr Franzos als (320) Russe sein möge, daß man nicht ganz sicher sei, ob nicht wohl gar eine geheime Konspiration zwischen ihm und Napoleon stattgefunden. — Man führte an, daß Speranskij die geheimen Verbindungen begünstigt, daß er selbst daran teilgenommen; man gab diesen Verbindungen eine politische Tendenz Schuld. Alles dieses ward nicht bewiesen, sondern nur so hingeworfen. Wiederholt von drei, vier, fünf, sechs bedeutenden Personen mußten dergleichen Verdachtsgründe und Vermutungen doch schon Mißtrauen erwecken, wenigstens konnte man nun bald ohne Gefahr mit der Behauptung auftreten, daß Speranskij den Kaiser bei seinen Untertanen durch seine Neuerungen verhaßt gemacht habe; daß der Kaiser sich das Vertrauen und die Liebe des Adels nicht anders wieder erwerben könne, als wenn er diesen verhaßten Menschen auf eine eklatante Art von sich entferne. Es wurden Federn aufgeregt, welche Memoiren entwerfen mußten[1]), worin den Speranskijschen Einrichtungen alle mögliche Fehler zur Last gelegt, alle Übel des Staats, aller Druck der Zeiten von ihnen hergeleitet werden, und diese Schriften werden dem Kaiser mitgeteilt und vorgelesen. (Ich habe diese Aufsätze selbst gelesen und kenne ihre Verfasser.) Nachdem man nun das Gemüt des Kaisers von allen Seiten aigrirt und an Speranskij irre gemacht hatte, brachte man endlich den Stoß an, der ihn stürzen mußte. Speranskij wurde unvermerkt von allen Seiten belauscht; es wurden allerlei verfängliche Reden von ihm aufgefangen und diese nebst nachteiligen Urteilen, die er sich über

[1]) So: N. M. Karamzin, Zapiska o drevnej i novoj Rossii (Denkschrift über das alte und neue Rußland) 1810; bei N. Tourgueneff a. a. O. I, 469—509, Russkij Archiv, Jg. 1870; Rosenkampfs Memoir bei N. Tourgueneff a. a. O. III, 502—508; Briefe des Senators Teplov und des Grafen Rostopčin in: Čtenija v imp. obščestvě istorii i drevnostej rossijskich pri Moskovskom Universitete (Vorlesungen in der Moskauer Gesellschaft für russische Geschichte und Altertümer), Jg. 1873, III, 154—162, und Zapiska o martinistach predstavlennaja v 1811 goda grafom Rostopčinym velikoj knjagine Ekaterine Pavlovne (Denkschrift über die Martinisten, überreicht der Großfürstin Ekaterina Pavlovna durch Graf Rostopčin), Russkij Archiv, Jg. 1875, III, 75—81; Pamflet G. P. Ermolova na grafa M. M. Speranskago (Pamphlet von G. P. Ermolov gegen den Grafen M. M. Speranskij), Čtenija, Jg. 1895 III, 1—24 usw.

des Kaisers Person selbst erlaubt haben sollte, dem Kaiser hinterbracht[1]), und dieser Umstand mochte denn wohl die Explosion vollenden.

Sonderbar, aber gewiß ist es, daß Speranskij von dem ihm bevorstehenden Unglück vorher gar nichts ahndete.[2]) Etwas hätte er wohl davon vermuten können und sollen. Denn der Kaiser hatte ihm seit einiger (321) Zeit schon mehrere Sachen verheimlicht, die er ihm sonst gar nicht zu verhehlen pflegte. Der Feldzug gegen Bonaparte war beschlossen, und der Kaiser wollte in wenig Wochen zur Armee abgehen. Dennoch wußte Speranskij noch nicht, ob er den Kaiser begleiten oder zurückbleiben würde. Das Zurückbleiben hätte in den Verhältnissen, in welchen Speranskij damals gegen den Kaiser stand, schon allein eine Ungnade zu sein scheinen müssen. Dennoch schien es Speranskij nicht so zu nehmen. Ich war den Sonntag, wo er arretiert und verschickt wurde, von 10 bis gegen 2 Uhr bei ihm. Ich las ihm einen Entwurf der Kriminal-Gerichtsverfassung vor, und als ich diese Lektüre geendigt hatte, sprachen wir vertraulich miteinander über allerlei Gegenstände

Ich hatte, zum Teil auf seine Veranlassung, ein Werk über die politische Ökonomie in russischer Sprache ausgearbeitet; er hatte mir versprochen, den Kaiser zu bestimmen, es auf seine Kosten drucken zu lassen[3]), und ich hatte ihm deshalb eine Vorstellung an den Kaiser überreichen müssen, die er bei der ersten Gelegenheit dem Kaiser vorzulegen und zu unterstützen versprochen hatte. Ich erinnerte ihn jetzt daran und fragte, was unter den jetzigen Umständen, da der Kaiser bald wegreisen wolle, daraus werden würde. Hierauf zog er meine Bittschrift aus der Tasche und sagte: „Ich habe Ihre Sache keinesweges vergessen, sondern trage Ihre Schrift, wie Sie sehen, stets bei mir. Den Kaiser hat

---

[1]) Dmitriev a. a. O. S. 112, Th. Schiemann, Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. Bd. 1: Kaiser Alexander, Berlin 1904, S. 80; M. N. Pokrovskij, Aleksandr I. In Istorija Rossii v XIX veke, Petersburg o. J. (Geschichte Rußlands im 19. Jahrh.), I, 61; Jakuškin a. a. O. 21.

[2]) Vgl. de Sanglen. 102f.

[3]) Vgl. Storch, Rußland I, 134ff.: „Viele Schriftsteller schicken ihre Manuskripte an den Kaiser, und wenn sie nur eine irgendwie nützliche Tendenz haben, so läßt er sie auf Kosten des Kabinetts drucken und schickt dann gewöhnlich die ganze Ausgabe den Verfassern." Pypin 149.

aber diese Zeit her nichts als der Krieg beschäftigt, und es war schwer, ihm Aufmerksamkeit für eine andere Sache abzugewinnen. Indessen muß ich ihm heute mehrere Dinge vortragen, die nicht kriegerisch sind, und bei dieser Gelegenheit denke ich auch, ihm Ihre Sache vorzulegen. Ich glaube es heute gewiß zu tun, und es leidet keinen Zweifel, daß er sie bewilligen wird." Da ich einmal in diesem Train war, so legte ich ihm auch noch eine andere Frage vor, die ich auf (322) dem Herzen hatte. Jetzt, sagte ich, wird nun die Hoffnung mit Ew. Exzellenz mein Projekt zu lesen, wohl noch lange unerfüllt bleiben müssen, denn ohne Zweifel werden Sie Se. Majestät begleiten, und wer weiß, wann der Himmel Sie dann zurückführt und Ihnen Muße für unsere Arbeit verstattet? — „Nein, sagte er, im Gegenteil. Ich glaube, daß ich recht bald Muße dazu erhalten werde und freue mich darauf. Denn der Kaiser hat die Gnade gehabt, mir zu sagen, daß ich für die innern Geschäfte des Landes hier bleiben solle. Ist der Kaiser abwesend, dann habe ich Zeit, und dann, hoffe ich, wollen wir beide uns noch genauer kennenlernen, als es mir meine vielen Geschäfte bisher verstattet haben." — So schieden wir voneinander. Den anderen Morgen fuhr ich zu ihm, um die Resolution des Kaisers wegen meines Buchs zu erfahren und fand — Polizeiwache im Hause, und Speranskij war, wie ich eben erzählt habe, verschickt.

Nach dem Auftritte, den ich mit Speranskij kurz vor seiner Verweisung hatte, scheint es, daß er schlechterdings nichts davon vorher geahndet habe. Erwägt man, daß Speranskij fast gar nicht in Gesellschaft ging, daß er von früh bis des Abends spät arbeitete, daß er ein sehr großes Vertrauen zu sich selbst hatte und der Gnade des Kaisers sicher zu sein glaubte, so läßt sich wohl begreifen, daß ihm der Gang der Intrige gänzlich entging und er nichts davon merkte, als bis ihn der Schlag traf. — Wenigstens ist es gewiß, daß er einen der Hauptintriganten noch kurz vorher beförderte[1]), nur daß er diesen für ganz unbedeutend und seiner Aufmerksamkeit gar nicht wert hielt, als einer meiner und seiner Freunde ihm vertraulich eröffnete, was dieser gegen ihn schmiedete.

Speranskij blieb in Nischnei-Novogrod (323), bis die Franzosen gegen Moskau vordrangen, wo er nach Perm gewiesen wurde.

[1]) Balašov? nach de Sanglen, S. 90.

Als der Kaiser von Paris im Jahre 1814 zurückkehrte, wurde ihm erlaubt, auf seine Güter zu gehen. Jetzt (den 3. November 1814) befindet er sich in Novogrod, und das Gerücht geht, daß er bald nach St. Petersburg zurückkommen wird. Vielleicht spielt also dieser Mann doch noch einmal eine wichtige Rolle in der Administration des Russischen Reichs.“

„Seit der Zeit, als dieses geschrieben wurde, ist Herr von Speranskij durch das Verfahren der Regierung gegen ihn von aller Schuld freigesprochen. Es erschien nämlich im Jahre 1816 in den St. Petersburger Zeitungen folgender merkwürdiger und charakteristischer Ukas[1]): „Vor Anfange des Krieges im Jahre 1812, eben als ich zur Armee abreisen wollte, wurden zu meiner Kenntnis Umstände gebracht, deren Wichtigkeit mich nötigte, den Geheimen Rat Speranskij und den wirklichen Staatsrat Magnickij vom Dienst zu entfernen; wozu ich zu jeder anderen Zeit ohne genaue Untersuchung, die bei den damaligen Umständen unmöglich war, mich nicht entschlossen haben würde. Nach meiner Rückkehr schritt ich zur aufmerksamen und strengen Untersuchung ihres Betragens, habe aber keine hinreichende Ursache zum Verdachte gegen sie gefunden. — Da ich nur wünsche, ihnen Gelegenheit zu geben, durch eifrigen Dienst sich vollkommen zu reinigen; so ernenne ich hierdurch allergnädigst den Geheimen Rat Speranskij zum Zivilgouverneur zu Pensa und den wirklichen Staatsrat Magnickij zum Vizegouverneur von Woronesch. St. Petersburg, den 30. August 1816. Alexander.“

Kurz hierauf beschenkte der Kaiser den Herrn von Speranskij mit 7000 Desjätinen (eine deutsche Quadratmeile) Land, und im Jahre 1819 ist er zum Generalgouverneur von ganz Sibirien ernannt, welcher Posten einer der wichtigsten im Russischen Reiche ist, und der Kaiser hat ihn deshalb an Speranskij verliehen, damit er die vielen dort eingerissenen Mißbräuche abschaffen soll.“

[1]) Vgl. den Text bei Korf, II, 119.

DIE ISLAMISCHEN SLAWEN IN BOSNIEN-HERZEGOWINA UND DER WESTEUROPÄISCHE KULTUREINBRUCH.

VON MAXIMILIAN BRAUN.

I.

Zu den kulturgeschichtlichen Prozessen, die in der neueren Zeit immer mehr an aktueller Bedeutung gewinnen, gehört der Vorgang der „Europäisierung", d. h. der Überführung eines bis dahin in einer andersgearteten Kulturform lebenden Volkes in diejenige Westeuropas. Namentlich die jüngsten Ereignisse in Rußland haben die Frage nach den natürlichen Grenzen und Möglichkeiten der europäischen Kulturexpansion in vielen Punkten wieder strittig gemacht.

Im folgenden soll ein wenig bekannter konkreter Einzelfall eines solchen Vorganges behandelt werden, und zwar vor allem auf seine geistesgeschichtliche Entwicklung hin. Dieser Einzelfall liegt zwar ganz abseits von den großen Schauplätzen kulturgeschichtlicher Entwicklung, ist also insofern zweifellos „unerheblich". Er weist aber trotzdem manche prinzipiell bemerkenswerte Eigentümlichkeit auf, vor allem deswegen, weil hier ein interessanter Versuch gemacht worden ist, von vornherein in bewußter kultureller Absicht in den Europäisierungsprozeß einzugreifen.[1])

[1]) Das im folgenden behandelte Problem hat meines Wissens noch keine wissenschaftliche Bearbeitung gefunden. Ich stütze mich in der Hauptsache auf persönliche Studien und Beobachtungen an Ort und Stelle (Sarajevo), ferner auch auf das neuzeitliche, nach der Okkupation entstandene Schrifttum der moslimischen Serbokroaten, das auch in seinem belletristischen Teil die kulturellen Verhältnisse überaus klar und treu wiedergibt. Besonders aufschlußreich sind in dieser Beziehung die Dichtungen von Savfetbeg Bašagić, Osman Djikić und M. Ć. Ćatić sowie die kulturellen Tendenzromane von Osman-Azis (Osman Nuri Hadžić und Ivan Milićević) und Edhem Mulabdić. Überaus reichhaltiges und instruktives Material — namentlich auch für die Kenntnis der religiösen Strö-

Es handelt sich um die islamisierten Slawen in Bosnien-Herzegowina, die im Jahre 1878 bei der Okkupation des Landes durch Österreich-Ungarn dem westeuropäischen Kulturkreis gewaltsam angeschlossen worden sind.

Die bosnisch-herzegowinischen Moslims bilden heute eine geschlossene Bevölkerungsgruppe von etwa 700000 Menschen, die allerdings in engster räumlicher Vermischung mit einer mindestens ebenso zahlreichen andersgläubigen Bevölkerung leben; in dieser letzteren bildet das orthodoxe und katholische Element die bei weitem überwiegende Mehrzahl, die Juden treten demgegenüber stark zurück, und die Protestanten sind überhaupt erst nach der Okkupation in Erscheinung getreten, ohne jedoch bis jetzt eine besondere Rolle zu spielen. Völkisch gehört die moslimische Bevölkerung aufs engste zu den benachbarten christlich-slawischen Stämmen — Serben und Kroaten —, mit denen sie auch durch die Sprache verbunden ist: geringe dialektische Unterschiede und ein etwas stärkerer Bestand türkischer und sonstiger orientalischer Worte bilden den einzigen linguistischen Unterschied. Von einer rassenmäßigen Trennung kann jedenfalls keine Rede sein. Also vom heutigen Standpunkt aus eine ausgesprochene kulturelle Minderheit, eine isolierte Absprengung der islamisch-orientalischen Kulturwelt inmitten einer zwar auch orientalisch beeinflußten, aber doch ausgesprochen christlichen Umgebung.[1])

Einige kurze Angaben mögen die wichtigsten Tatsachen aus der Vorgeschichte dieses Sonderfalles erläutern.[2])

---

mungen — bieten ferner die moslimischen kulturellen Zeitschriften: „Behar" (Sarajevo 1900—1911), „Gajret" (Sarajevo 1908—1913), „Biser" (Mostar 1912—1914), „Novi Behar" (erscheint in Sarajevo). Alle diese Quellen sind allerdings schwer zugänglich, oft vollständig vergriffen.

[1]) „Die Ergebnisse der Volkszählung in Bosnien und der Herzegowina vom 10. Oktober 1910 ..." Sarajevo 1912. Für die neuste Zeit wertvolle, wenn auch nicht vollständige Angaben in dem Aufsatz von Alija Nametak: „Bosansko-hercegovački muslimani prema statistici imama matičara" („Die bosnisch-herzegowinischen Moslims auf Grund der Statistik der matrikelführenden Imame") in „Novi Behar" 1931, Nr. 5.

[2]) Die Geschichte des Landes ist wissenschaftlich noch wenig erforscht. Die Arbeiten von Savfetbeg Bašagić: „Kratka uputa u prošlost Bosne i Hercegovine" („Kurze Einführung in die Vergangenheit von Bosnien und Herzegowina"), Sarajevo 1900, und Milan Prelog: „Povijest Bosne od najstarijih vremena do propasti kraljevstva" („Geschichte Bosniens

Bosnien ist nie ein eigentlich christliches Land gewesen. Die römische oder byzantinische Mission hatte hier noch keine nennenswerten Erfolge erringen können, als Ende des 12. Jahrhunderts, die Bogumilen, diese bis jetzt nicht restlos enträtselte christlich-dualistische Sekte, nach Bosnien kamen. Sie erlebten hier einen ungewöhnlichen Aufschwung und konnten sich sogar de facto zur Staatsreligion des Landes entwickeln, das seit Anfang des Jahrhunderts als Vasallenstaat (erst als Banat, dann als Königreich) der ungarischen Krone unterstand. Ihren großen Aufschwung verdankte die bogumilische Lehre wohl in erster Linie dem Umstand, daß sich der feudale Landadel, die beherrschende soziale Schicht des Landes, der Häresie anschloß. Welche Gründe ihn bewogen haben mögen, sich dieser grundsätzlich demokratisch-hierarchielosen Sekte anzuschließen[1]), läßt sich nur vermuten. Wahrscheinlich war es in erster Linie die Sorge um die eigene Unabhängigkeit und Machtstellung; denn erstens konnte man in Rom einen starken Vertreter zentralistischer Bestrebungen erblicken, und andererseits konnte auch die vom Katholizismus behauptete Existenz eines grundsätzlich überständischen, sakramental geweihten Priestertums den Interessen dieses überaus selbstherrischen Adels gefährlich erscheinen.

Gegen das Bogumilentum in Bosnien führte die römische Kirche drei Jahrhunderte lang einen erbitterten Kampf mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln, von der friedlichen Franziskanermission bis zu regelrechten Kreuzzügen (so in den Jahren 1235 und 1405). Trotzdem war ihr kein dauernder Erfolg

---

von der ältesten Zeit bis zum Untergange des Königreichs") und „Povijest Bosne u doba osmanlijske vlade" („Geschichte Bosniens in der Zeit der osmanischen Herrschaft"), 2 Bde., beides Sarajevo o. J., wollen nicht mehr als erste Versuche einer historischen Bearbeitung sein. In deutscher Sprache vor allem Asbóth: „Bosnien und die Herzegowina", Wien 1888 — eine in Einzelheiten veraltete, aber sehr übersichtliche und gewissenhafte Darstellung.

[1]) Die Bogumilen verwarfen jede kirchliche Hierarchie, sie predigten die grundsätzliche Gleichheit der Mitglieder der Sekte und standen möglicherweise auch dem Staat und der weltlichen Macht überhaupt feindlich gegenüber. Vgl. darüber vor allem Fr. Rački: „Bogumili i Patareni" („Bogumilen und Patarener"), Rad Jugosl. Akademije VIII—X, 1869—1870. Im einzelnen vielfach überholt, kann das Werk immer noch als grundlegend betrachtet werden. Seither sind nur Einzelfragen des Bogumilentums behandelt worden.

beschieden; von gelegentlichen, unter dem Druck der Ereignisse vollzogenen und selten dauerhaften Konvertierungen abgesehen, blieb das Land durchweg bogumilisch. Vielmehr führten diese Kämpfe im Laufe der Zeit zu einer stets anwachsenden Vertiefung der Gegensätze, und dies um so mehr, als die Kirche sich als weltlicher Exekutive vor allem Ungarns bediente, eines Staates also, dessen Expansionspolitik den Interessen der Bosnier durchaus entgegenlief.

Inzwischen hatten aber die Osmanen ihren Siegeszug über den europäischen Südosten angetreten. Nach und nach wurden die ostbalkanischen Länder erst in ein Vasallenverhältnis gezwungen, dann vollkommen unterworfen, und gegen Mitte des 15. Jahrhunderts standen die türkischen Heere an der Ostgrenze Bosniens, offenbar nur auf eine Gelegenheit wartend, auch dieses Land dem neuen Weltreich einzuverleiben. Die türkische Gefahr wurde in Europa zwar nicht verkannt, aber doch nicht mit dem erforderlichen Ernst behandelt; die Ausrottung der Bogumilen schien daneben nach wie vor eine überaus wichtige und dringende Aufgabe. Dies ließ unter der bosnischen Bevölkerung eine der türkischen Eroberung günstige Stimmung entstehen, um so mehr, als einige Äußerlichkeiten der religiösen Haltung den Islam als eine dem Bogumilentum verwandte Religion erscheinen lassen konnten.[1]) Und als dann Sultan Mehmed der Eroberer im Jahre 1463 zum endgültigen Schlage gegen Bosnien ausholte, konnte er das Land mit einer Leichtigkeit überrennen, die eine zum mindesten unentschlossene Haltung eines großen Teiles der Bevölkerung voraussetzt. Vor allem war es der Adel, der die osmanischen Eroberer mit größter Bereitwilligkeit anerkannte; und im gleichen Jahre trat er, auf die Wahrung seines materiellen Besitzes und seines sozialen und politischen Einflusses bedacht, fast geschlossen zum Islam über. Ein Teil der übrigen Bevölkerung schloß sich ihm an, wir wissen aber nicht, welche Motive in diesen Schichten maßgebend waren. Jedenfalls stellt sich die Islamisierung als ein freiwilliger, durch viele praktische Erwä-

[1]) So die Einfachheit des Gottesdienstes, die Verwerfung des Bilderkultes, die grundsätzliche Priesterlosigkeit. Theologisch weit wichtigere, ja unversöhnliche Gegensätze der Glaubenslehre wurden natürlich übersehen.

gungen begründeter, im wesentlichen schon ausgiebig vorbereiteter Vorgang dar — eine Tatsache, die für die spätere Entwicklung von großer Bedeutung ist.[1])

Seit 1463 ist also das Land eine Provinz des osmanischen Reiches. Das türkische Lehenssystem wird eingeführt, der Islam zur absolut herrschenden Staatsreligion erhoben, das Schicksal des Landes mit den politischen und vor allem mit den militärischen Geschicken des Osmanenreiches verknüpft, ein türkischer Statthalter verkörpert — erst als Pascha, dann mit der Würde eines Vesirs — die Zentralgewalt der Provinzen. Trotzdem bleiben diese im großen ganzen weitgehend autonom; der eigene slawische Feudaladel bleibt das beherrschende Element, das auch in der lokalen Verwaltung den Ton angibt, darüber hinaus dringt er in die höchsten Schichten der Stambuler Hofwelt ein, die zeitweilig stark slawisiert werden. Auch im Lande selbst werden slawische Rasse und slawische Sprache mit erstaunlicher Festigkeit gewahrt. Diese gewisse Doppelsinnigkeit der Stellung im osmanischen Reich verschärft sich im Laufe der Zeit zu einer ausgesprochenen Gegensätzlichkeit. Die Pforte betrachtet Bosnien-Herzegowina als einfache Provinzen des Reiches, der einheimische Adel dagegen, und mit ihm der größte Teil der Bevölkerung überhaupt, pocht auf seine Privilegien, die ihm von Mehmed dem Eroberer als Belohnung für die freiwillige Islamisierung verliehen wurden, und neigt eher der Ansicht zu, dem Sultan verbündet und nicht untertan zu sein. Die strategische Bedeutung des Landes als einer wichtigen Grenzmark steigert das Selbstgefühl bis zur Überheblichkeit, und was speziell den Adel anbetrifft, so muß er befürchten, daß seine geradezu unbeschränkte oligarchische Vorherrschaft im Lande durch Zentralisierungsversuche der Pforte geschmälert werden könnte. So kommt es schließlich zu einer offenen Feindschaft, die, durch den Unterschied der Rassen gesteigert, im 19. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht, als die Türkei mit der Einführung eines modernen Heeres und mit der Abschaffung der gerade in Bosnien-Herzegowina sehr einflußreichen Janitscharen eine Reihe von Reformen eröffnen wollte, die dem her-

[1]) Bezeichnenderweise sind gerade moslimische Historiker (Bašagić) bestrebt, die Islamisierung als einen wohlüberlegten Akt politischer Weisheit darzustellen.

untergekommenen Staat ein moderneres Gepräge verleihen sollten. Bereits 1831 muß Stambul mit großem militärischem Aufwand den aufständischen Adel in einem regelrechten Kriegszug niederwerfen; um die Mitte des Jahrhunderts wird abermals eine kriegerische Auseinandersetzung erforderlich, und in den Jahren 1850—51 macht der berüchtigte Omer-Pascha Latas der Standesherrlichkeit des bosnisch-herzegowinischen Adels in rechtlicher und somit im Endergebnis auch in wirtschaftlicher Hinsicht ein Ende. Von nun an sind die beiden Schwesternprovinzen tatsächlich ein von vielen anderen durch nichts unterschiedener Bestandteil des türkischen Reiches, bis der Berliner Kongreß das Land 1878 der österreichisch-ungarischen Monarchie ausliefert.

Klarer und geradliniger verläuft die kulturelle Geschichte des Landes unter der türkischen Herrschaft. Das absolut herrschende Moment ist dabei die Zugehörigkeit zum Islam. Die Islamisierung selbst war allerdings, wie schon angedeutet, in der Hauptsache eine rein politische Angelegenheit, bei der das religiöse Empfinden wohl kaum eine wichtige Rolle gespielt hat. Die weitere Entwicklung hat aber dieses ursprüngliche Verhältnis — das schließlich auch nur hypothetisch ist — jedenfalls gründlich umgestaltet: die türkische Zeit hinterließ eine moslimische Bevölkerung, deren religiöser Fanatismus an Intensität und Aufrichtigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Eine ganze Reihe von historischen Momenten lassen sich dabei zur Erklärung anführen. Überaus günstig war in dieser Beziehung schon die erwähnte von vornherein christenfeindliche Einstellung der Bevölkerung, die der Islamisierung einen durchaus freiwilligen Charakter verlieh und nun durch die geographisch-politische Lage des Landes einen neuen, tieferen Sinn erhalten hatte. Denn Bosnien-Herzegowina blieben die Grenzmarken der islamischen Expansion nach dem Westen hin und wurden bald zu einem der wichtigsten militärischen Schutzwälle des islamischen Reiches. Die moslimische Bevölkerung dieser Gegenden wurde so zu einer Art Grenztruppe, war als solche fast ununterbrochen Angriffen aus dem christlichen Westen ausgesetzt, und dieses sehr stark entwickelte Bewußtsein einer verantwortungsvollen religiösen und staatlichen Aufgabe mußte naturgemäß zu einer weiteren Zuspitzung des islamischen Empfindens führen. Dazu kam noch, daß die islamische Bevölkerung auch innerhalb

des Landes selbst bis zu einem gewissen Grade eine exponierte, von der großen islamischen Welt abgesprengte Sondergruppe bildete, denn sie war überall mit christlicher, grundsätzlich dem „Landesfeind" zugeneigter Bevölkerung durchsetzt und mußte außer Angriffen von außen auch mit Aufständen im Innern rechnen. Sie war ferner auch sozial isoliert, denn islamisch waren vor allem nur die herrschende Adelsschicht (die Begs und Agas in der neuen türkischen Terminologie), ferner gewisse Schichten der gewerbetreibenden städtischen Bevölkerung; innerhalb der eigentlichen Landbevölkerung trat das moslimische Element im Laufe der Zeit immer mehr den christlichen — vor allen orthodoxen — Zuzüglern gegenüber in den Hintergrund.[1]) Auch die rassenhafte Verbundenheit mit der christlichen slawischen Bevölkerung mag einer Fanatisierung des islamischen Bewußtseins günstig gewesen sein, denn dadurch spitzte sich die ganze sehr reale Gegensätzlichkeit ausschließlich auf die Frage der Religion zu, wodurch die kriegerischen Feindseligkeiten etwas von der überspannten Heftigkeit eines Bürgerkrieges annahmen. Und schließlich bedeutete die Zugehörigkeit zum Islam den Genuß eines ganzen Systems verschiedener rechtlicher und wirtschaftlicher Vorrechte, die im Laufe der Zeit, in dem Maße wie die ursprüngliche tolerante Haltung des osmanischen Staates sich ins Gegenteil verkehrte, immer entscheidender ins Gewicht fielen. So kann man eigentlich von zwei Islamisierungsvorgängen sprechen: der ersten mehr oder weniger spontanen und wohl auch oberflächlichen Konvertierung Ende des 15. Jahrhunderts und der nachträglichen, durch die historische Entwicklung bedingten psychologischen Islamisierung, die im Laufe der Jahrhunderte die religiöse Haltung der moslimischen Bevölkerung endgültig gefestigt, ja versteift hat.

Eine Folge dieses rückhaltlosen Aufgehens im Islam war zunächst ein geradezu hermetischer Abschluß von dem europäischen Westen und seiner Kultur. An Berührungsmöglichkeiten hätte es nicht gefehlt: die geographische Lage des Landes, die z. T.

[1]) Die Wahrung des christlichen Charakters der Landbevölkerung lag ja auch durchaus im Interesse der islamischen Agrarpolitik, denn sie bildete eine der wichtigsten Grundlagen des Lehenssystems mit seiner Scheidung der privilegierten Dienstklasse und der untergeordneten, zur Entrichtung der Kriegssteuer verpflichteten Bevölkerung.

recht regen Handelsbeziehungen — vor allem mit den dalmatischen Städten und mit Venedig —, das räumliche Zusammenleben mit einer zahlreichen christlichen Bevölkerung, die namentlich in ihrem katholischen Teil kulturell nach dem Westen orientiert war. Trotzdem ist es nie zur Bildung einer „Mischkultur" gekommen; die geringen westlichen Einflüsse, die auf verschiedenen Umwegen in das Leben der Moslims eingedrungen sind, spielen so gut wie keine Rolle. Im großen ganzen ist und bleibt der europäische Westen ein feindliches, „ungläubiges" Prinzip, dessen Lebensäußerungen, welcher Art sie auch sein mögen, der gläubige Moslim unnachsichtlich von sich zu weisen habe.

Ebenso eindeutig war dementsprechend der kulturelle Anschluß an den islamischen Orient. Mit dem Islam wurde auch die ganze von ihm ausgebildete Lebensform ins Land getragen. Sie hat ja auch die Kultur der christlichen Südslawen entscheidend beeinflußt — für die Moslims wurde sie zum absoluten Credo des kulturellen Lebens. Die Eindeutigkeit dieses Anschlusses wurde noch verstärkt durch die ziemlich urwüchsige Primitivität des kulturellen Empfindens. Man muß bedenken, daß das Land sich die ganze Zeit hindurch in nahezu ununterbrochenem Kriegszustand befand, der die allgemeine Kulturstufe gewaltig belastete. Ein geistiges Leben ist auch im Anschluß an die orientalische Welt nur in ganz geringem Maße festzustellen, es konzentriert sich eigentlich nur auf einzelne besonders gebildete Persönlichkeiten, die dann auch meistens ganz im orientalischen Wesen aufgehen.[1]) Für die überwiegende Mehrzahl gab es ein „geistiges Leben" nur im Sinne der islamischen Religiosität, und diese wiederum löste sich bei der soldatischen Vereinfachung der

[1]) Savfetbeg Bašagić: „Bošnjaci i Hercegovci u islamskoj književnosti" („Bosnier und Herzegowiner in der islamischen Literatur"), SA aus Glasnik Zemaljskog Muzeja za B. i. H. Sarajevo 1912. Eine systematische Darstellung ist in diesem Werke nicht erreicht, doch enthält es zahlreiche überaus wertvolle Angaben über einzelne orientalische Dichter b.-h. Abstammung. — Eine „Dichtung" in skr. Sprache ist in der türkischen Zeit nur in ganz geringem Umfange nachzuweisen, vgl. Ćorović u. Kemura: „Serbokroatische Dichtungen bosnischer Moslims aus dem 17., 18. und 19. Jahrh.", Sarajevo 1912 (Zur Kunde der Balkanhalbinsel, II. Quellen und Forschungen, hrsg. v. Carl Patsch, Heft 2). Es ist eine leider recht mangelhafte Ausgabe der betreffenden Texte, die aber mit einer guten und übersichtlichen Einleitung versehen ist.

Geisteshaltung ganz in den Äußerlichkeiten der rituellen Tradition auf.

So hatte die Zeit der türkischen Herrschaft ein kompaktes, völlig in sich geschlossenes kulturelles Gebilde hinterlassen. Die große Mehrzahl des Volkes ist eine völlig ungebildete, religiösfanatische Masse, deren Weltanschauung ganz und gar in dem Bewußtsein des Islams in seiner primitivsten, handgreiflichsten Form umschlossen ist. Sozial überwiegt in ihr eine Art Kleinbürgertum und ein von seiner ehemaligen stolzen Höhe gestürzter, der sicheren Verelendung entgegengehender Landadel. Lebendige Berührung mit dem geistigen Orient wird nur von verschwindend wenigen Personen aufrecht erhalten, noch geringer sind die westlichen Gedankengängen zugänglichen Elemente, die aber diese europäischen Einflüsse fast ausschließlich der jungtürkischen Vermittlung verdanken. Alles in allem das Bild einer ausgesprochenen kulturellen Stagnation, die durch den grollenden Selbstabschluß gegen die „Osmanen" noch bedeutend verengt wird. Die Lage der Länder als einer abgelegenen, vernachlässigten Provinz macht es möglich, daß dieses zeitlose kulturhistorische Gleichgewicht noch zu einer Zeit erhalten bleibt, als es selbst an den türkischen Verhältnissen gemessen ein störender Anachronismus wird. Das moslimische Volk hatte selber gewissermaßen seine natürlichen Aktualitätsansprüche aufgegeben und beschränkte sich fast nur noch auf rückblickendes Nacherleben der alten glanzvolleren Zeiten. Selten wo findet man das „historische Gedächtnis" so stark ausgebildet wie gerade in diesen moslimischen Gegenden.

II.

In dieses ausgeglichene, bewegungslose System brach 1878 die österreichisch-ungarische Okkupation ein. Buchstäblich wie ein Blitz vom heiteren Himmel, denn von der Tätigkeit des Berliner Kongresses hatte die einheimische Bevölkerung natürlich nicht die mindeste Ahnung. Die Zeit zwischen dem Auftauchen der ersten Gerüchte und Meldungen und dem Einmarsch der Österreicher betrug vielerorts nur wenige Tage.

Unter diesen Umständen bedeutete die Okkupation eine ungeheure psychologische Erschütterung, die zunächst alle anderen Erwägungen in den Hintergrund drängte. Das, wogegen die mos-

limische Bevölkerung durch Jahrhunderte standhaft angekämpft hatte, war nun plötzlich eingetreten: das Land war einer christlichen Gewalt ausgeliefert, war von Ungläubigen erobert. Und wenn man den blutigen Charakter der christlich-slawischen Auseinandersetzungen berücksichtigt, so erscheint es durchaus natürlich, daß die Moslims allen Ernstes annahmen, die neue „kaurische" Gewalt könne kein anderes Ziel haben als die völlige Ausrottung des Islams und seiner Anhänger. Aus dieser Stimmung heraus erwächst auch der militärische Widerstand, der die endgültige Eroberung des Landes stellenweise um Monate verzögerte, ohne sie natürlich verhindern zu können.[1]) Im Spätherbst 1878 war das Land endgültig der Doppelmonarchie einverleibt.

Für eine geistesgeschichtliche Betrachtung des nun beginnenden Europäisierungsprozesses ist es vor allem bemerkenswert, daß er nicht unter einem starken behördlichen Zwang vor sich geht, wie seinerzeit in Rußland und neuerdings z. B. in der Türkei. Die österreichisch-ungarische Verwaltung überließ vielmehr die Sache weitgehend dem natürlichen Zwang der Ereignisse, und es war der moslimischen Bevölkerung in vielem freigestellt, wie sie sich dem kulturellen Umsturz gegenüber verhalten wolle; der Umsturz als solcher war allerdings ein für alle Male amtlicherseits festgelegt. In dieser Art „Freiwilligkeit" liegt der methodische Reiz gerade dieses Einzelfalles.

Die moslimische Bevölkerung hatte auf zweierlei zu reagieren. Erstens auf die schon genannte psychologische Erschütterung, und zweitens auf die zahlreichen realen Folgen des Systemwechsels. Unter diesen letzteren sind vor allem zwei Umstände hervorzuheben: die Gleichstellung der christlichen Bevölkerung, d. h. die Abschaffung der früheren Vorzugsstellung der Moslims, und der gewaltige Einbruch neuer Lebens- und Wirtschaftsformen. Denn die Okkupation hatte die bis dahin hermetisch geschlossene Westgrenze des Landes geöffnet, und mit dem Besatzungsheer, mit der neuen europäischen Verwaltung strömten nun auch die verschiedensten wirtschaftlichen Elemente ins Land, die, im Besitze aller organisatorischen und technischen Macht-

[1]) Eine ausgezeichnete psychologische Schilderung dieses Widerstandes gibt Edhem Mulabdić in seinem Roman „Zeleno busenje" („Grüner Rasen"), Zagreb 1898.

mittel Europas, eine Konkurrenz entfalteten, deren Energie und Rücksichtslosigkeit die Moslims in keiner Weise gewachsen waren. Die Gefahr einer wirtschaftlichen Vernichtung der moslimischen Bevölkerung wurde schon bald nach der Okkupation akut. Früher hatte die rechtliche Vorzugsstellung der Moslims einen wirtschaftlichen Konkurrenzkampf überhaupt überflüssig gemacht; jetzt war diese Vorzugsstellung vernichtet, die ehemalige „Raja" zu gleichberechtigten Bürgern erhoben und damit in den Stand versetzt, ihre in den Jahrhunderten der Unterdrückung erworbene Zähigkeit und geschmeidige Ausdauer gegen die verwöhnten und daher reichlich unbeholfenen Moslims auszuspielen. In der ersten Zeit wirkte sich, wie gesagt, vor allem die psychologische Seite des Umschwunges aus; nach und nach mußten aber die realen Folgen immer mehr in den Vordergrund treten, ohne das psychologische Element bis auf den heutigen Tag ganz verdrängen zu können.

In der ersten Zeit nach der Okkupation bildete die moslimische Bevölkerung noch eine kulturell abgeschlossene, homogene Masse. Die Auseinandersetzungen mit der Türkei hatten ein allmähliches Absinken des Adels auf das allgemeine kleinbürgerliche Niveau eingeleitet, die Beziehungen zum kulturellen Orient wurden durch den Türkenhaß noch mehr eingeschränkt, als es schon vorher der Fall war. So war der seiner politischen Stellung beraubte Adel von der übrigen Bevölkerung bestenfalls — und auch das nicht mehr immer — durch einen Unterschied des materiellen Besitzes ausgezeichnet. Es gab, mit anderen Worten, in dem Moment der Okkupation keine kulturell ausgezeichnete, geistig führende Schicht innerhalb der moslimischen Bevölkerung.

Dieses änderte sich nach der Berührung mit Westeuropa. Unter dem Einfluß der neuen Bildungsmöglichkeit beginnt sich unter der jüngeren Generation eine „Intelligenz" in der Art der russischen auszubilden — eine dünne Schicht geistig interessierter Gebildeter, teils aus dem Adel, teils aus dem städtischen Bürgertum stammend, die dann als Lehrer, Beamte, Journalisten usw. allmählich die kulturelle Führung zu übernehmen suchen.[1]) Ähn-

[1]) Vgl. F. Braun, „Über die russische Intelligenz" (in „Kultur- und Universalgeschichte", Walter Goetz zum 60. Geburtstag ... Leipzig-Berlin 1927).

lich wie in Rußland blieb diese „Intelligenz" in ziemlich isolierter Stellung, wenn sie auch, dank dem engeren Zusammenleben in einem unvergleichlich kleineren Raum, die Berührung mit dem Volk vielleicht in etwas intensiverer Form aufrechterhalten konnte. Sie blieb aber immer eine zahlenmäßig unbedeutende und nicht immer gern gesehene Minderheit, und schon bald hörte man die üblichen Klagen über eine verhängnisvolle Kluft zwischen der Intelligenz und dem Volke. Auf diese Weise müssen alle weiteren Betrachtungen in einer doppelten Fassung geführt werden: in bezug auf die „große Volksmasse" und auf die gebildete „Intelligenz". Nur für die allerersten Jahre wird eine solche Scheidung entbehrlich.

In dem Verhalten der europäischen Kulturinvasion gegenüber stimmen beide Gruppen an zwei Punkten überein. Beide bleiben dem islamischen Glauben treu, er ist für beide eine Realität, an der nicht gerüttelt werden darf. Und weiterhin zeigen Volk und Intelligenz das gleiche liebevolle Festhalten am eigenen Volkstum, sie hängen gleichermaßen an der Heimat und gehen nie über den Rahmen der rein heimatpolitischen Gedanken hinaus.

Die Auswirkung dieser gemeinsamen Grundlage ist aber natürlich jeweils ganz verschieden. Die konservative Volksmasse, zu der auch die sozial höherstehenden Schichten zu rechnen sind, ist durch ihre tiefe Bildungsstufe, durch die Veräußerlichung des religiösen Fühlens und Denkens gebunden. Eine Scheidung zwischen eigentlich religiösen und rein kulturellen Überlieferungen ist natürlich auf dieser Denkstufe nicht möglich; alles, was „von jeher so war", wird dem Islam zugerechnet und dementsprechend heilig gehalten. Von diesem Standpunkt aus muß genau wie früher alle Berührung mit der westlichen Kultur als eine „Verderbnis des reinen Glaubens" abgelehnt werden. Dieser „passive Widerstand" wird bis zur Groteske getrieben[1]), richtet sich aber natürlich nur nach Äußerlichkeiten und kümmert sich wenig um die Ausbreitung wirklicher „westlicher Verderbnis" (Alkohol, Spiel- und Vergnügungssucht, Prostitution usw.). Aus demselben Festkleben am traditionellen Islam, zusammen mit der oben angedeu-

[1]) Um diese Zeit waren ein Paar europäische Hosen, die Fähigkeit, ein lateinisches Straßenschild zu lesen usw. oft genug der Grund einer gesellschaftlichen Ächtung.

teten Angst vor einer gewaltsamen Ausrottung, erklären sich auch die Auswanderungstendenzen, die in einigen periodisch einsetzenden Wellen große Massen moslimischen Volkes über die türkische Grenze brachten. Das führte natürlich nicht nur zu tragischen Mißerfolgen der Auswanderer selbst, sondern auch zu einer bedenklichen Schwächung des moslimischen Elementes in der Heimat. Es war der erste Schritt zu einer „Europäisierung durch Vernichtung".

Anders die Intelligenz. Die konservativen Keime sind, wie gesagt, auch in ihr lebendig und eine gewisse organische Abneigung gegen Europa läßt sich oft nicht verbergen. Aber es kommt hinzu die klare Erkenntnis der Gefahren, die dem Volkstum aus der Haltung des starren Konservatismus erwachsen. Da die praktische Überlegenheit der westlichen Lebensformen und Arbeitsmethoden klar zutage liegt, so muß man selbstverständlich dafür Sorge tragen, daß diese neuen Möglichkeiten auch der moslimischen Bevölkerung erschlossen werden. Also „Aneignung der westlichen Fähigkeiten und Errungenschaften", praktisch zugespitzt auf Propaganda der Schulbildung, der technischen und hygienischen Aufklärung usw. Dieser Gedankengang wird natürlich noch gefördert durch die Hochachtung auch vor dem absoluten Wert der westlichen Kultur, die gerade beim ersten Zusammenstoß mit dem stagnierenden Leben der Heimat den Eindruck ungeheurer Kraft und Vollendung erwecken mußte. Doch bleibt das Argument des „Selbstschutzes", der Stärkung im Konkurrenzkampf immer das vorherrschende und entscheidende. Verbindet man nun diese Erkenntnis mit dem oben betonten Festhalten am Islam und am Volkstum, so entsteht die Aufgabe, die folgendermaßen formuliert werden könnte: Verwirklichung einer kulturellen Form, die, im Besitze aller „Machtmittel" der modernen westlichen Kultur und Zivilisation, doch in jeder Beziehung die charakteristischen Eigentümlichkeiten des islamischen Glaubens und des bosnisch-herzegowinischen Volkstums bewahrt. Also ein ganz typischer Gedankengang, der in verschiedenen der Europäisierung ausgesetzten Ländern — z. B. jetzt in der Türkei — immer wieder auftaucht.

Dies ist tatsächlich die Formel, auf die die moslimischen Theoretiker um die Jahrhundertwende herum ihre Forderungen

gebracht haben. „Ein alter Kampf mit neuen Waffen" ist dafür die beliebte bildliche Ausdrucksweise. Diese Formel spricht jedenfalls von einem erstaunlich bewußten und energischen Anpacken des Europäisierungsproblems, und dieser Versuch eines bewußten kulturphilosophischen Eingreifens in die eigene Entwicklung ist, wie gleich zu Anfang angedeutet wurde, eine überaus wertvolle Eigentümlichkeit des vorliegenden Einzelfalles.

Bei der grundlegenden Wichtigkeit dieser Formel muß sie etwas eingehender analysiert werden. Sie ist natürlich keine ganz selbständige Ausdeutung der konkreten Lebensverhältnisse, keine ganz originelle Leistung. Zunächst spielen in ihr jungtürkische Einflüsse zweifellos eine große Rolle. Die bosnisch-herzegowinische Intelligenz verfolgte zu allen Zeiten den jungtürkischen Kampf um Kultur und Nation mit großem Interesse und mit aufrichtigen Sympathien; es ist bezeichnend, daß die moslimischen kulturell-aufklärerischen Zeitschriften immer wieder Darstellungen der jungtürkischen Bestrebungen, Übersetzungen jungtürkischer Theoretiker usw. bringen. Erstens waren beide Bewegungen durch das Band des islamischen Glaubens verbunden, und außerdem glaubten die Moslims in Bosnien-Herzegowina, in dem Kampf der Jungtürken gegen fremde Wirtschaftseinflüsse und politische Bevormundung ein ihren eigenen Verhältnissen entsprechendes Bestreben zu erblicken. Doch sind diese jungtürkischen Einflüsse nicht das Entscheidende. Die eigentliche Begreiflichmachung dieser Formel liegt vielmehr in einer einseitig verzeichneten Vorstellung vom Wesen Europas und der europäischen Kultur. Die wenigsten unter den moslimischen Theoretikern kannten Westeuropa aus genügender persönlicher Anschauung; auch wenn sie sich längere Zeit im Westen — in erster Linie kamen natürlich Wien und Budapest in Frage — aufgehalten hatten, so wurden sie doch durch eine charakteristische Unfähigkeit, das psychologische Gewand der Heimat abzustreifen, an einem klaren Verstehen gehindert. So standen ihnen in der Hauptsache zwei Quellen der Europakenntnis offen: die Verhältnisse im Land und die geistigen Werke des Westens — vor allem dessen Philosophie und Literatur.

Aber auch an diese Quelle ging man nicht mit unvoreingenommener Aufnahmebereitschaft heran. Die Beurteilung der

Verhältnisse im Land wurde ganz beherrscht durch den Eindruck der praktischen Überlegenheit des Westens, seiner organisatorischen und technischen Fähigkeiten, die, man sah es, in erster Linie auf die Fähigkeit eines durch Tradition und Vorurteile scheinbar ganz ungehemmten Denkens zurückgingen. Die Schärfe und Klarheit des westlichen Geistes fielen, als Kontrast zu den gewohnten türkisch-orientalischen Verhältnissen, besonders stark und wohltuend auf, und in der didaktischen Literatur der Zeit wurde der Europäer, der „die Dinge unvoreingenommen beurteilen" kann, oft mit einem nahezu mystischen Glanz umgeben. So zog man aus den Verhältnissen in der Heimat den Schluß: die Macht Europas liegt vor allem in der Klarheit und Unvoreingenommenheit des Urteils.

Diese praktische Erkenntnis bestimmte auch die Einstellung zu den geistigen Leistungen Europas. Verfolgt man in der moslimischen Literatur der Zeit die Äußerungen über die besonders beliebten Dichter und Denker Europas, so fällt es auf, wie diese Auswahl offenbar durch eine „Kontrastsehnsucht" bestimmt ist. Es sind zunächst und mit Vorliebe Vertreter des klaren, ordnenden Denkens — von Plato bis Voltaire, Goethe und Kant; namentlich Voltaire erfreut sich einer auffallenden Beliebtheit. Daneben stehen ausgesprochene Romantiker; Heine, Byron, darüber hinaus Shakespeare gehören offenbar zu den beliebtesten Vertretern der westlichen Dichtung. Diese romantischen Sympathien haben allerdings auch einen ganz bestimmten geistesgeschichtlichen Hintergrund; nach der Vereinigung mit der Doppelmonarchie fand die junge moslimische Generation in den Kroaten der westsüdslawischen Provinzen die natürlichen stammesverwandten Lehrmeister, durch deren Vermittlung sie in der Hauptsache in die westliche Kultur eingeführt wurde. Die führenden geistigen Schichten dieser Kroaten waren aber gerade in einem schweren Kampf um ihr Volkstum begriffen und standen demgemäß noch stark unter dem Einfluß der von der deutschen Romantik formulierten national-idealistischen Ideen.

Dieses urwüchsige Ineinanderpressen rationalistischer Aufklärung und gefühlsseliger Romantik erklärt den herrschenden Europabegriff. Er ist in der Hauptsache auf die Parolen: Freiheit des Denkens und Wissens, Aufklärung, Befreiung des Volks-

tums, Menschenrecht und Menschenwürde abgestimmt. Sein Wunschcharakter ist unverkennbar.

All dies macht den ersten Teil der Europäisierungsformel („Aneignung der westlichen Machtmittel") verständlich. Die Leichtigkeit, mit der man das schwierige kultursynthetische Problem lösen zu können glaubte, erklärt sich daraus, daß man „Europa" eigentlich gar nicht als eine unmittelbare Wirklichkeit auffaßte, sondern gewissermaßen als eine Sammlung theoretischer Grundsätze, die ohne weiteres überallhin, in jede beliebige Kultur verpflanzt werden könnten. Die unausweichliche Realität der „europäischen Kultur" wird vollkommen übersehen.

Soweit über den ersten Teil der Europäisierungsformel. Was nun ihren zweiten Teil, die Wahrung der nationalen und kulturellen Eigenart anbetrifft, so ist vor allem zu berücksichtigen, daß die Intelligenz sich im Gegensatz zum Volk aus der absoluten Verkettung von Kultur und Religion hinausringt. Die Religion, der Islam muß unter allen Umständen gewahrt, darf keiner kulturellen Entwicklung geopfert werden. Diese echte und ehrliche Anhänglichkeit an den Glauben des Propheten kann nicht stark genug betont werden. Da aber die mit dem Islam verbundenen kulturellen Lebensformen sich als überholt, ja in dem oben angeführten Sinne direkt als volksvernichtend erwiesen haben, so erhebt sich ganz von selbst die Frage, ob denn eine solche Verbindung von Glaube und Kultur tatsächlich „echt" sei, ob der Islam nur in diesen Formen gelebt werden könnte. Die konkreten Lebensverhältnisse erweisen sich auch hier als der eigentliche Anstoß für die Aufwerfung einer scheinbar rein religiösen Frage.

Diese Frage wird von der fortschrittlichen moslimischen Intelligenz selbstverständlich verneint. Der Islam, so heißt es, sei eine absolute religiöse Wahrheit, die sich in jeder beliebigen Kulturform gleich gut manifestieren könne. Man ging sogar so weit, alle dem Fortschritt hinderlichen Bestandteile der Tradition ohne weiteres für eine „Verderbnis" des „reinen Islams", ja direkt für heidnische Überreste zu erklären. So konnte man, unter gelegentlicher Vergewaltigung des kulturhistorischen Sachverhalts, die Verbindung von Islam und modernem Fortschritt zwanglos verwirklichen. Natürlich spielen dabei auch Einflüsse der westlichen Philosophie eine Rolle; der Islam wurde de facto

dieser letzteren unbewußt angepaßt. Auch das erst jetzt einsetzende Studium der schriftlichen Glaubensquellen des Islams ist dabei zu erwähnen, das diese Religion vielfach in einem ganz anderen Licht erscheinen ließ, als man es von der Tradition her gewöhnt war. Die Folge von alledem war eine außerordentliche Abstrahierung des Islams, er wird zu einer ganz allgemeinen Morallehre verwässert, die sich schließlich nur durch den Namen von zahlreichen anderen Religionen unterscheidet.[1])

Im Rahmen der Forderung nach einer bodenständigen Eigenkultur mußte natürlich die Frage des Verhältnisses zum Orient gelöst werden. Dieses „Orientproblem" zerfiel praktisch in zwei Fragen: das Verhältnis zum „konkreten Orient", d. h. zur Türkei, und die rein kulturelle Verbundenheit mit dem islamischen Orient. Denn die moslimische Intelligenz war sich im Gegensatz zum Volk über den rein orientalischen Ursprung der heimatlichen Kultur durchaus im klaren.

Das alte Verhältnis zur Türkei war erstens durch die geschilderten politischen Spannungen charakterisiert, zweitens aber durch eine außerordentliche Unklarheit der Begriffe. Man schwankt zwischen dem Gefühl einer religiösen und staatlichen Zusammengehörigkeit und dem eines nationalen und innerpolitischen Gegensatzes, ohne je einen klaren Unterschied zwischen diesen verschiedenen Kriterien zu machen. Sie verliefen sich zu einem unentwirrbaren Knäuel in dem alles umfassenden Wort „Türken" (turci), womit sich die bosnisch-herzegowinischen Moslims selbst bezeichneten.

Wenn man nun bedenkt, daß die moslimische Intelligenz unter dem starken Einfluß der nationalistisch gesinnten Kroaten stand,

---

[1]) „Der Islam ist eine Religion der Vernunft, in seinen Grundsätzen sind die Prinzipien des Fortschritts, der Vervollkommnung, des Wohlwollens und der Barmherzigkeit enthalten. Während er einerseits lehrt, daß der Mensch in Geist und Seele ehrlich und edel sein, daß er Gutes, Edles und Nützliches tun und denken müsse, während er geistigen und seelischen Fortschritt, eine Zivilisation des Herzens und des Verstandes empfiehlt und befürwortet, hält er andererseits auch zur Arbeit, zur materiellen Sicherstellung an. Mit einem Wort — der Islam ist die Lehre davon, wie der Mensch als die edelste Schöpfung Gottes auf dieser Welt zu leben habe, und wie er als solcher, nach den Grundsätzen des Islams lebend, sein Seelenheil in einem anderen, ewigen Leben verdienen könne" (Osman Nuri Hadžić „Načela Islama i naš zadatak" — „Die Grundsätze des Islams und unsere Aufgabe" — in der Ztschr. „Behar" 1900, Nr. 1).

so wird es klar, daß sie gerade von hier aus an die Lösung dieser Frage herangehen mußte. Das nie ganz verlorene, aber sehr verworrene Gefühl der slawischen Rasse wurde jetzt zum bewußten Prinzip erhoben und in eine streng kroatische, antiserbische Form gebracht. Damit schnitt man gleichzeitig alle Beziehungen zu den Türken ab, mit Ausnahme der ganz allgemeinen Verbundenheit durch den Islam. Diese scharfe Trennung der Interessensphäre bedeutete aber gleichzeitig eine Beseitigung aller Reibungsflächen, und so wurden u. a. die jungtürkischen Sympathien ermöglicht, von denen oben die Rede war. In dieser Hinsicht bedeutete die Okkupation tatsächlich den erlösenden Abschluß einer längst vorgezeichneten zwangsläufigen Entwicklung.

In der Frage der kulturellen Beziehungen zum Orient war die durch die Verhältnisse geforderte Verwerfung der Tradition das entscheidende Moment. Sie bedingte allein schon eine Verschiebung des Schwerpunktes auf rein geistige Gegebenheiten, dieser Wandel war aber auch durch die Tragödie des bosnisch-herzegowinischen Separatismus, die eine verkappte seelische Trennung bewirkt hatte, weitgehend vorbereitet. Tatsächlich setzte denn auch ein überaus eifriges Studium der geistigen Leistungen des Orients ein. Man vertieft sich mit einer leidenschaftlichen Begeisterung in die philosophischen, dichterischen und religiösen Werke des Ostens, und es entsteht nicht selten der Eindruck, als suchte man hierin gewissermaßen Ersatz und Trost für die schwindende konkrete Verbundenheit. Der Orient wird nach und nach in eine reingeistige, man könnte fast sagen: theoretische Ferne entrückt, wodurch die kulturelle Verbundenheit gereinigt und veredelt, aber auch entkräftigt wird.

III.

Welcher Erfolg war nun dieser bewußten und, wie man sieht, ganz sorgfältig durchdachten Kulturpolitik beschieden?

Um es gleich vorwegzunehmen: ein überaus geringer. Und zwar aus folgenden Gründen.

Wir haben gesehen, daß die Europäisierungsformel nahezu in jeder Einzelheit durch die gegebenen „Verhältnisse" bestimmt ist, und zwar sowohl durch die geistesgeschichtlichen Beziehungen als auch durch ganz reale Verhältnisse des täglichen Lebens. Und

diese Verbundenheit mit den Verhältnissen ging über eine bloße „Lebensnähe", die befruchtend und klärend hätte wirken können, hinaus. Sie wurde zu einer direkten Abhängigkeit, und die moslimischen Kulturtheoretiker werden von demselben Strom mitgerissen, den sie eigentlich hätten lenken wollen. Ihre Kulturformel ist eher eine analysierende Darstellung, als ein synthetisches Formungsprinzip. Es fehlte ihr, grob gesagt, der produktive Abstand zu den Ereignissen. So wurde z. B. aus der Notwendigkeit, die schwersten Hemmungen der kulturellen Entwicklung zu beseitigen, der Kampf gegen die lähmende Tradition als erste und wichtigste Aufgabe abgeleitet — und diesem Kampf ist tatsächlich fast das gesamte literarische und publizistische Schaffen der ersten „Europäisierungsjahrzehnte" gewidmet. Dadurch wurde aber eine gewisse Verzerrung gefördert: statt einer Auseinandersetzung mit Europa wurde die Intelligenz in eine Art kulturellen Bürgerkrieges verwickelt, dessen taktische Aufgaben sich in einseitiger Ausführlichkeit in den Vordergrund des Interesses schoben.

Und hier schließt auch diejenige Eigentümlichkeit dieser Formel an, die zweifellos den eigentlichen „Konstruktionsfehler" in ihr bildet: die oben genannte Vernachlässigung der Realität des Begriffes „europäische Kultur". Man sah in Europa, wie gesagt, einerseits eine Art Zusammenstellung geistiger Grundsätze, andererseits eine solche rein praktischer Fähigkeiten; das war es, was man von Europa „lernen" wollte. Daß aber beides aus einer ganz bestimmten kulturellen Lebensform, aus einem ganz bestimmten „seelischen Wesen" herausgewachsen und mit ihm eindeutig verknüpft ist, sah man nicht, ja man glaubte sogar, dieses „europäische Wesen" gleichzeitig strikt ablehnen zu können. Es ist bezeichnend, daß oft dieselben Dichter, die sich mit aller Energie für eine kulturelle Modernisierung des Landes einsetzen, gleichzeitig das Leben in Europa mit unverkennbarem Abscheu schildern und sich nach der „Unverdorbenheit" der Heimat sehnen — ohne in dieser Doppelhaltung einen Widerspruch zu fühlen.[1])

[1]) Besonders auffallend in den Gedichten von Bašagić, vor allem in der Sammlung „Misli i Čuvstva" („Gedanken und Empfindungen"), Sarajevo 1905.

Aus diesen beiden grundlegenden Umständen: Überwiegen der Augenblicksaufgaben und Übergeistigung der kulturellen Begriffe — die ja auch auf den Orient übertragen wurde — erklärt sich ein weiteres grundlegendes Versäumnis. Die Frage nach dem Wesen der heimatlichen Eigenkultur, die mit an erster Stelle zu lösen gewesen wäre, blieb unbeantwortet. Man beschränkte sich auf allgemeine gefühlsmäßige Hinweise und verfiel dem begreiflichen Trugschluß, daß diese Frage sowieso jedem Einzelnen klar sein müsse. Das war eine Inkonsequenz, die sich früh oder spät rächen mußte; denn während die moslimische Intelligenz die Urteilsfähigkeit der konservativen Volksmasse einerseits äußerst gering einschätzte und daraus auch dieser selben Masse gegenüber durchaus kein Hehl machte, überließ sie andererseits die Lösung einer der schwierigsten und verantwortungsvollsten kulturellen Fragen gerade diesem stark angezweifelten Urteilsvermögen. So konnte sie nicht verhindern, daß sie in den Augen breiter Schichten des Volkes bald als ein Feind des moslimischen Volkstums erschien — ein Umstand, der den Kampf um die Beherrschung der kulturellen Entwicklung natürlich völlig illusorisch machte.

Dieses Vorbeidenken gerade an den entscheidenden Begriffsbestimmungen hatte zur Folge, daß man schließlich trotz aller Bemühungen dem Europäisierungsprozeß ziemlich hilflos gegenüberstand. Der Einfluß des Westens ging nicht nur in die Breite, sondern auch in die Tiefe; es war bald nur noch eine Generationsfrage, wann die grundsätzlich scharf abgelehnte „seelische Europäisierung" vollzogen sein würde. Und tatsächlich setzt diese psychologische Umstellung auf Europa in den Jahren kurz vor dem Weltkrieg ein. Die kulturell kämpfende Intelligenz verrät diesen Vorgang durch ein plötzlich auftauchendes reges und verständnisvolles Interesse für die neuesten Leistungen des westlichen Geistes, die man jetzt als solche, ohne viel Rücksicht auf die eigenen Bedürfnisse, zu würdigen beginnt: Tolstoj, Ibsen, Zola, die französischen Symbolisten verdrängen die alten Lieblinge — die Vertreter der Aufklärung und Romantik. Dieser Umschwung zeigt sich deutlich in den literarischen Zeitschriften, die gleichzeitig mit unverkennbarer Resignation den Kampf um eine Modernisierung „auf islamischer Grundlage" aufgeben und auf

rein literarische Gebiete abgleiten. Dieser Umschwung läßt sich ferner in der Dichtung selbst nachweisen, und schließlich tritt er — naturgemäß erst etwas später — auch im Leben des Volkes in Erscheinung. Eine klare kulturelle Grenze scheidet die älteren Generationen von der allmählich heranwachsenden Jugend. Während die ersteren mit großer Zähigkeit sowohl äußerlich als auch seelisch am alten Lebensstil, an der alten Lebensweisheit festhalten, beginnt sich die Jugend erst schüchtern und rücksichtsvoll, dann immer offener davon abzuwenden. Aus dem Westen eingeführte soziale und wirtschaftliche Ideale, Rechtsbegriffe und Vergnügungen beherrschen nach und nach das Denken und Fühlen der Moslims und decken als stets untrügliche Symbole die vollzogene innere Wandlung auf. So kommt der einer gewissen Ironie nicht entbehrende Sachverhalt zustande, daß heutzutage die gebildete moslimische Jugend vielfach konservativer und religiöser gesinnt ist als diejenige der niederen städtischen Volksschichten.

So zeigt die erste, in mancher Beziehung heroische Periode des kulturellen Europäisierungskampfes eine Entwicklung, die nicht anders als zwangsläufig bezeichnet werden kann. Inwieweit nun diese Zwangsläufigkeit in den besonderen Verhältnissen des Einzelfalles begründet ist, und inwieweit sie sich aus dem Wesen des Europäisierungsvorganges selbst ergibt — diese Frage kann nur durch eine systematische Zusammenarbeitung mehrerer Prozesse dieser Art entschieden werden.

EINE POLITISCHE SOZIOLOGIE IN RUSSLAND.

VON WERNER MARKERT.

Die Frage nach dem russischen soziologischen Denken im 19. Jahrhundert hat stärkste Gegenwartsbedeutung. Denn das herrschende Gesellschafts- und Menschenbild im heutigen Rußland ist keineswegs erst in der Revolution und im Bolschewismus entstanden, sondern es hat in hohem Maße beides bestimmt und verdankt seine formende Kraft der russischen Tradition.

Das politische Denken in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, das schon den Beginn einer unaufhaltsamen sozialen Umschichtung anzeigt, ist zugleich soziologisches Denken, weil die Begegnung mit der aufbrechenden bürgerlichen Gesellschaft Europas die Frage nach einer eigenen sinnvollen Ordnung stellen läßt. Der stete Vergleich mit der europäischen Entwicklung gibt dem Russen eine besondere soziologische Sicht für die Vorgänge im eigenen Leben, läßt ihn einen anderen Weg suchen oder den Verlauf im voraus planen.

Die dünne europäisch gebildete, vom politischen Leben aber ausgeschlossene Schicht des russischen Adels, in der das Problem „Rußland und Europa" zuerst diskutiert wird, stellt dabei nicht politische Forderungen, sondern außerhalb der Tagespolitik wird Rechtfertigung und sinnvolle Einordnung in einen Sinnzusammenhang der russischen Welt gesucht. Die Fragwürdigkeit der eigenen Existenz wird stärker, je mehr in Rußland die Einbeziehung in die Weltwirtschaft und damit die Auflösung der alten Lebensformen spürbar wird.

Liegen die Akzente dieses politischen Denkens zunächst auch auf dem nationalen Problem[1]), so haben gerade die Anschauungen der ersten Slavophilengeneration einen starken soziologischen

[1]) Alexandre Koyré, La philosophie et le problème national en Russie au début du XIX siècle. Paris 1929.

Gehalt. Hier wehrt sich die einzige geschlossene Schicht, der alte grundbesitzende Adel Mittelrußlands gegen die Europäisierung und Rationalisierung des russischen Lebens.[1]) Es ist der russische Bauer, das gläubige Volk, die alte Familien- und Gemeindeform im patriarchalischen Vertrauen zum Herren, zum Zaren und zur orthodoxen Religion, woraus das Bild des vorpetrinischen, des wahren Rußlands gewonnen wird. Das Volkstum, alte Sitten, Lieder und Gebräuche werden als das echte russische Wesen zum bewußten Wert erhoben[2]), und man möchte selbst wieder in die alten Bindungen des russischen Landes zurückkehren.[3])

Dagegen sind die Westler aus diesen Bindungen gelöst und wurzellos der Stadt und dem abstrakten Denken verfallen.[4]) Ihnen geht es um die Befreiung des Individuums aus allen Fesseln. Wie die Slavophilen müssen sie durch die europäische Geschichts- und Sozialphilosophie hindurchgehen, um dem eigenen Wollen Ausdruck zu geben. Aber so europäisch und rationalistisch diese Sozialphilosophie auch aussieht, es ist in diesen Begriffen des Individuums, der Persönlichkeit, der Familie, der Gesellschaft und des Sozialismus das ganze russische Leben enthalten. Der Mensch Herzens und Belinskijs[5]) ist weder ein Homo oeconomicus noch eine Rechtspersonalität, es ist der allseitig entwickelte, weder vom Beruf noch von der Wirtschaft bestimmte Vollmensch. Die freie Individualität ist das höchste Ziel, das auch für die Frau in Ehe und Familie erstrebt werden muß.[6]) Die Freiheit darf niemals ein Rechtsanspruch anderen gegenüber sein, sondern sie wird erst wirklich in der Befreiung aller. Darin liegt das Wesen

[1]) Semevskij, Krest'janskij vopros v Rossii. (Die Bauernfrage in Rußland.) Petersburg 1888. II, 398ff.

[2]) Rohden, Deutscher und französischer Konservatismus. Dioskuren III, 113, München 1924.

[3]) Vgl. dazu das deutsche konservative Denken: Karl Mannheim, Das konservative Denken, im Archiv für Sozialwissenschaft, Jg. 57., 1926.

[4]) V. K. Jarmerstedt, Mirosozercanie kružka Stankeviča i poezija Kol'cova (Die Weltanschauung des Stankevičkreises und die Poesie Kol'covs), Voprosy filosofii i psichologii, Jg. 1893/94.

[5]) A. Gercen, Polnoe sobranie sočinenij i pisem pod. red. M. Lemke. (A. Herzen, Sämtliche Werke und Briefe, hrsg. v. M. Lemke.) Petersburg 1919—25. XIII, 453. V. Belinskij, Pis'ma (Briefe). Petersburg 1913—14. II, 214.

[6]) Gercen a. a. O. IX, 393.

der entwickelten Persönlichkeit, daß sie für „das Allgemeine" lebt, sich ergänzend bewährt. Sozialismus meint dann nicht eine politische Wirtschaftsform oder Besitzverteilung, er ist ein alles durchdringendes Lebensprinzip.[1]) Die Doppelseitigkeit kennzeichnet am deutlichsten die Lage dieser städtischen Intelligenz: Befreiung des Menschen und Rechtfertigung durch das Allgemeine.

Die nächste Generation steht völlig im Kampf um die eigene Befreiung. Denn waren die ersten Westler meistens noch Adlige gewesen, die sich erst aus dem großzügigen Leben russischer Grandseigneurs lösten, so strömte schon in den vierziger und fünfziger Jahren immer mehr Jugend aus dem unteren Beamtentum, der niederen Geistlichkeit und Kleinbürgerschicht in die Städte zu den Universitäten, an denen sie nicht Beruf und Verdienst, sondern in erster Linie Befreiung durch Wissen, durch die exakten Naturwissenschaften sucht. Bei dem Fehlen eines eigentlichen Bürgertums als politischen und kulturellen Faktors fließen diese gelösten Kräfte des Adels und der unteren Schichten in einen sozialen Hohlraum hinein und bilden dort vom produktiven Leben ausgeschlossen eine sozial und beruflich unabhängige Schicht von Intellektuellen, in der auch das Denken voraussetzungsloser wird. Einen entscheidenden Anteil an dieser Intelligenz, die durch die Katastrophe des Krimkrieges zur Gesellschaftsbewegung sich verdichtet, nehmen die Frauen, die zunächst meist aus adligen und gebildeten Familien stammen und sich bei der Zersetzung der russischen Familie, die ja niemals eine Heiligung durch das Bürgertum erfahren hat, ebenfalls durch Studium zu befreien suchen.[2])

Jene Zeit des berühmten „Nihilismus", der als Stufe immer unvermeidbar ist, wenn Menschen zu sich selbst kommen wollen[3]), bedeutet zugleich die Geburt des „neuen Menschen"[4]), eines neuen Menschenbildes, das wirklich neu ist, weil es sich durch nichts dem bestehenden Rußland einfügt. Abkehr von allem nicht Wäg-

[1]) R. Labry, Alexandre Herzen. Paris 1930. S. 159.

[2]) Figner, Nacht über Rußland. Berlin 1927. H. Löwe (Sokolovski), Rußlands sittliche Kräfte. Halle 1918.

[3]) Jaspers, Die Psychologie der Weltanschauungen. Berlin 1922. S. 259, 270.

[4]) Vgl. Černyševskijs Roman „Was tun?" Leipzig 1883. I—III.

und Meßbaren, völlige ehrliche Diesseitigkeit und Verzicht auf einen Halt im Jenseits, dafür gemeinschaftliches kameradschaftliches Leben, auch in der Ehe, gemeinsame Verachtung des Besitzes und Gleichgültigkeit aller Berufsarbeit gegenüber, soweit sie nicht Nutzen für das Individuum oder die Allgemeinheit bringt[1]), das sind die Forderungen der „denkenden Realisten" Pisarevs und der „neuen Menschen" Černyševskijs.

Die Überbewertung der Persönlichkeit in einer entgötterten, nur existierenden Welt ohne Sinn, das Ausgeschlossensein von jedem sinnvollen verantwortlichen Handeln im russischen Leben führen nach der stürmischen Zeit der Anklage schon zum extremen Nihilismus, der sich gegen die Persönlichkeit selbst wendet und zur Verzweiflung führt.

Andererseits drängt das Bewußtsein einer Gesellschaftsschicht und der Schwung des jungen Generationsgefühls gegenüber den „Vätern" in der allen spürbaren Bewegung, in die Rußland durch den Krimkrieg und die Bauernbefreiung gerissen wurde, auch die Intelligenz vorwärts.

Lavrov und Michajlovskij sind die beiden wichtigsten theoretischen Führer der radikalen Intelligenz aus diesem Nihilismus, indem sie in der „subjektiven Soziologie" der führerlosen Jugend den Weg zu positiver Arbeit für ein neues Rußland weisen. Lavrov ruft in seinen „Historischen Briefen"[2]) über aller Kritik zu neuem Glauben auf und zum Mut, „eine neue Fahne aufzurollen und der Wahrheit den Weg zu bahnen", und führt aus der unfruchtbaren Selbstkritik heraus. Er weist den „kritisch denkenden Persönlichkeiten", also der Intelligenz die Führung in der Geschichte und im Kampfe um den Fortschritt zu. Es ist die Pflicht der Menschenwürde, diese Aufgabe zu übernehmen und die eigentlich ungeschichtliche Masse zum Bewußtsein und durch Aufklärung zum Fortschritt, dessen letztes Ziel die Solidarität der Menschen ist, zu führen.

Der Fortschritt der Menschheit soll aber kein neues Trugbild

---

[1]) Pisarev, Sobranie sočinenij (Gesammelte Werke). Petersburg 1908. V, 9ff.

[2]) Deutsch mit Vorwort von Rappoport. Bern 1891. Lavrov, Sbornik statej (Aufsätze). Berlin 1922. Bes. Očerki voprosov praktičeskoj filosofii liěnosti (1860) (Skizzen der praktischen Philosophie der Persönlichkeit).

der in Mißkredit gebrachten Weltanschauung sein. Von Comte übernimmt er das Turgotsche Dreistadiengesetz und zeigt den bisherigen Weg der Menschheit. Jetzt stehe man an der Schwelle des dritten, endgültigen und vernünftigen Stadiums der Entwicklung, der Solidarität, der Verwirklichung des Geistes im Leben. Aufgabe der Persönlichkeit, die ja die Geschichte des menschlichen Geistes bestimmt, sei es nun, die durch die Soziologie erkannten Gesellschaftsgesetze zu verwirklichen. Wie aber eine objektive Gesetzmäßigkeit der Geschichte nicht den Fortschritt bestimmen kann, so sind auch Gesetze der menschlichen Gesellschaft nicht objektiv gültig und erkennbar, sondern können nur in der subjektiven Soziologie von der Persönlichkeit erkannt und nach ihrem Zukunftsgehalt gewertet werden.[1])

Stärker und nachhaltiger hat nach Lavrovs Emigration Michajlovskijs dreißigjährige publizistische Tätigkeit[2]) in Rußland die Jugend beeinflußt. Er mußte zunächst gegen die liberale Gesellschaftstheorie kämpfen, die in der Freihandelsperiode Rußlands[3]) sich in den sechziger Jahren ausbreitete. Spencers Soziologie einer fortschreitenden Differenzierung der Gesellschaft und die Parole des Sozialdarwinismus trafen mit dem Wunsche nach freier Gesellschaftsentwicklung, nach freier Durchdringung Rußlands durch Industrie und Kapital und nach einem freien Arbeitsmarkt aller interessierten Kreise zusammen.

Gerade die Front gegen die freie europäische Wirtschaft, die das radikale mit dem konservativen Denken in dem Wunsche eines anderen Weges Rußlands eint[4]), zwingt Michajlovskij zum Kampf.[5]) Gegen den mechanistischen Gesellschaftsbegriff, in dem

[1]) Historische Briefe 358.

[2]) Zur Biographie vgl. russisches Brockhaus-Efron-Lexikon XIX (XXXVII), 491—93 (Vengerov) und Granat-Lexikon XXIX (Kareev). Zur Bibliographie vgl. Vladislavlev, Russkie pisateli (Russische Schriftsteller), Leningrad 1924, S. 265. N. Karyšev, Pamjati Michajlovskogo (Michajlovskij zum Gedächtnis), in Russkoe Bogatstvo, Jg. 1904, III, 1—15.

[3]) Wittschewsky, Rußlands Handels-, Industrie- und Zollpolitik von Peter dem Großen bis auf die Gegenwart. Berlin 1905.

[4]) Vgl. Mannheim, Das konservative Denken, Das Bündnis der Konservativen mit dem utopisch-revolutionären Denken gegen den bürgerlichen Liberalismus in Deutschland, a. a. O.

[5]) N. Michajlovskij, Sočinenija (Werke). Petersburg 1896—97. IV, 1—31. Michajlovskij, 2 Pis'ma k Lavrovu (2 Briefe an Lavrov). Minuvšie

der Mensch zum Gesellschaftsatom, zum Rädchen in der Maschine erniedrigt wird, fordert er die solidarisch arbeitende Gesellschaft freier Individuen. Nicht die Gesellschaft darf den Anspruch eines Organismus erheben, sondern der Mensch ist ein ganzer unteilbarer Organismus, dessen allseitige Entwicklung aus „innerer Differenzierung" durch nichts gehemmt werden darf. Gegen die „praktischen Typen", die im „Kampf ums Dasein" sich durchsetzen, werden die „idealen Typen" gefordert[1]), die im „Kampf für die Individualität" entstehen.[2]) In diesem Kampfe ist Michajlovskij noch völlig an das System des Gegners gebunden. Seine Begriffe sind nur Gegenbegriffe der Abwehr.[3]) Aber das Ziel des Kampfes wird hier schon deutlich, denn es geht niemals in dem Denken der Intelligenz um Ausarbeitung eines philosophischen Systems, einer Wissenschaft; es ist der immer wiederholte Versuch, in fremden Systemen Antwort auf eigene Fragen zu finden, um dem eigenen Drängen zum Stoß zu verhelfen.

Michajlovskij steht ganz im Pathos der Befreiung des Menschen.[4]) Aufgabe der positiven Wissenschaft, auch seiner subjektiven Soziologie, muß es sein, den Menschen zur allseitig entwickelten, bewußten Persönlichkeit zu machen[5]), die ihr Geschick selbst in die Hand nimmt. Diese Befreiung ist nicht politisch gemeint, weil die politische Fessel nicht die Einheit des Menschen zerstört, sondern richtet sich gegen die Schrecken der Arbeitsteilung, die den europäischen Menschen nach dem russischen Urteil schon zerbrochen hat. Dort hat die politische Freiheit zur wirtschaftlichen Versklavung geführt, und Rußland droht nach der Bauernbefreiung das gleiche Schicksal. Nur eine solidarisch arbeitende Gesellschaft gleicher Individuen, deren Ziel nicht die größte Produktion, sondern die Verteilung ist, kann Rußland vor der europäischen Versklavung bewahren.

---

gody. Jg. 1908, I. Brjullova-Šaskol'skaja, Lavrov i Michajlovskij (Lavrov und Michajlovskij) in P. Lavrov, Sbornik statej i vospominanij, Petersburg 1922. [1]) Michajlovskij, a. a. O. I, 69—70. [2]) Ebd. I, 911.

[3]) Vgl. die Naturwissenschaft bei Nožin und Kropotkin, Mutual Aid among Animals, The nineteenth century, Jg. 1890, September, November, Deutsch von G. Landauer; P. Kropotkin, Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt, Leipzig 1904.

[4]) Michajlovskij, a. a. O. I, 108ff. [5]) Ebd. III, 345.

Nur in der Solidarität kann sich der harmonische Mensch zur Persönlichkeit entwickeln; denn nicht intellektuelles Wissen, Kraft oder Talent machen die Persönlichkeit aus, sondern seine Arbeit, die ihn mit anderen Menschen verbindet. Der Wert des Menschen liegt nur im Diesseits, in der Bindung im Volk. Diesem Begriff liegt die Haltung zur Welt zugrunde, die im Wesen des russischen Denkens ihren Sinn hat. Der russische Mensch ist kein Mikrokosmos, steht nicht isoliert der Welt gegenüber, er ist ein Teil der Welt. Mensch und Natur sind eins.[1]) Da nun in der Intelligenz die Welt nur als Diesseits gesehen wird, auf die soziale Welt beschränkt bleibt, muß auch die Persönlichkeit, das Bild des neuen Menschen ganz in der gesellschaftlichen Sphäre gebunden bleiben. Erst dann in der Gebundenheit im freien Volk ist der Mensch frei. Hierin liegt die Tragik der Intelligenz als Funktion des europäischen Kulturwillens in Rußland[2]), daß sie in sich keinen Eigenwert trägt, nicht auf der freien Persönlichkeit allein bauen kann, sondern immer der Bestätigung durch die Allgemeinheit bedarf, ihr Sinn sich in der Arbeit für das Volk erfüllt.

In der Allgemeinheit darf es auch keine Gliederungen geben, die über den Menschen Macht haben können. Die Familie ist nur der freie Zusammenschluß zweier Individualitäten zur gegenseitigen Steigerung im Kampfe um die Individualität. Ihr steht keine absolute Gültigkeit zu, nicht der Sinn der blutsmäßigen Bindung, noch viel weniger der einer individuellen Gemeinschafts- und Wirtschaftsform. Die Nachkommenschaft ist dann nur ein notwendiges Übel.[3]) So verschwindet aus diesem gegenwartsbestimmten Denken wie aus dem Leben der jungen Intelligenz die Familie als Generationen verbindender Faktor, als Zelle einer individuellen Entwicklung. In kurzen Wellen lösen sich die Schichten der jungen Intelligenz an der revolutionären Front ab. Der Traditionsbruch wird ein wesentlicher Zug der Intelligenz, der die Wurzellosigkeit verstärkt, sie noch mehr aus allen Bin-

[1]) S. Frank, Die russische Weltanschauung. Berlin 1926. S. 8ff.

[2]) F. Braun, Über die russische Intelligenz. In: Kultur- und Universalgeschichte, Festschrift für Walter Goetz, Leipzig 1927.

[3]) Michajlovskij a. a. O. I, 422ff. Bor'ba za individual'nost' (Der Kampf um die Individualität).

dungen an das bestehende Rußland löst. Er ermöglicht ein restloses Aufgehen im Kampf um die Gesellschaft, solange der Weg gewiß ist, er beschleunigt aber zugleich den Zerfall und die Verzweiflung der Unsicherheit nach dem Scheitern der Bewegung, die dann richtungslos und zersetzend auf die Revolution zutreibt.

Ebenso kennt dieser Gesellschaftsbegriff keine begrenzte Form. Gesellschaft ist nur eine Abstraktion, die Summe der Individuen, ohne eigenen Anspruch. Wie „das Allgemeine" bei Herzen ist sie weder staatlich noch national begrenzt[1]), bleibt immer nach der Erweiterung zur Menschheit hin offen. Auch die ist ein charakteristischer Zug des russischen Denkens, in dem der Weltanspruch und der Missionsgedanke enthalten sind. Denn erst unter Alexander III. setzt sich so etwas wie eine Nationalstaatsideologie nach europäischem Muster für dieses grenzenlose Reich der europäischen und asiatischen Völker durch.

Kein ständisches Denken zwingt Michajlovskij dazu, Klassenfronten in sein Gesellschaftsbild aufzunehmen, weil es keine ständische Gesellschaftsordnung mit ständischen Ansprüchen in Rußland gab. Auch das Verhältnis von Stadt und Land sieht er nur in der Spannung Intelligenz und Volk[2]), die in der neuen solidarischen Ordnung im neuen Menschen sich lösen soll. An Stelle der europäischen Gesellschaftspyramide soll eine weite Ebene gleicher miteinander arbeitender Menschen werden.

Wahre Freiheit, gerechte Organisation, nützliche Industrie, ehrliche Finanzkombinationen, nötige Eisenbahnen begrüßt Michajlovskij, denn sie können nicht im Widerspruch mit den Interessen des Volkes stehen.[3]) Aber die Gesellschaft darf das Individuum nicht durch Arbeitsteilung, nicht durch wirtschaftliche Abhängigkeit vergewaltigen. Ihr Ziel darf nicht in der höchsten Produktion zum Nationalreichtum bestehen, sondern in gerechter Verteilung muß sie den Volkswohlstand fördern. Deshalb

---

[1]) Kolosov, Vozzrenija Michajlovskogo na gosudarstvo (Die Staatsauffassung Michajlovskij's), Russkoe Bogatstvo, Jg. 1910, II—III, 41 ff.

[2]) Ders., Principy prostoj i složnoj kooperacii v mirovozzrenii Michajlovskogo (Die Grundsätze der einfachen und zusammengesetzten Kooperation in der Weltanschauung Michajlovskij's), Russkoe Bogatstvo, Jg. 1908, III, 76ff. [3]) Michajlovskij a. a. O. I, 660, 681.

lieber eine absolute wirtschaftsfreie Regierung, die das Individuum vor Übergriffen der Wirtschaft schützen kann, als eine freie Entwicklung der industriellen Gesellschaft wie in Europa. Denn die ersten Wirkungen der beginnenden Industrialisierung und die Verheerungen des frühkapitalistischen Spekulantentums sind im Rußland der siebziger Jahre schon spürbar.

Solange das Volk aber noch nicht zur bewußten Solidarität erzogen ist, muß die Persönlichkeit, die schon einen höheren Grad der Entwicklung erreicht hat, für das Volk eintreten; denn durch die Arbeit sind die Interessen des Volkes und der Persönlichkeit die gleichen. Gehen die Meinungen auseinander, so hat die Persönlichkeit zu entscheiden, welches die wahren Interessen des Volkes sind. Nicht das Land soll die neue Gesellschaft tragen, nicht der alte russische Bauer, sondern der neue Mensch, den die Intelligenz schaffen soll.[1])

Die solidarische Gesellschaft ist nicht mehr wie für Herzen ein gleichsam zeitloses Prinzip, sondern ein Bau in die Zukunft, getragen von dem Fortschrittswollen der Intelligenz. Die Persönlichkeit muß den Fortschritt vorwärts treiben, auch wenn ihr wie in Rußland eine falsche, pathologische Entwicklung zuwider arbeitet. Es gibt keine objektive Gesetzmäßigkeit der Geschichte. Sie wird von Persönlichkeiten bestimmt, die sich gegen die Hindernisse historischer Faktoren durchsetzen.[2]) Und Geschichte und Fortschritt können sich widersprechen, wenn die Menschheit einen falschen Weg geht. Der Fortschritt ist nicht willkürlich, er trägt seine Gesetzmäßigkeit in sich. Wie Lavrov übernimmt Michajlovskij von Comte das Dreistadiengesetz. An Stelle der Entwicklung des erkennenden Geistes setzt er als Kriterium die Verwirklichung des Geistes im Leben ein.[3]) Der Weg der Menschheit ist die Entwicklung vom ursprünglich[ו], unbewußten durch das

[1]) Michajlovskij a. a. O., I. Bor'ba za individual'nost' (Der Kampf um die Individualität). Vengerov, Geroičeskij charakter russkoj literatury (Der heroische Charakter der russischen Literatur). Petersburg 1919. S. 99ff.

[2]) Michajlovskij a. a. O., I. Čto takoe progress? (Was ist Fortschritt?). Lavrov, Formula progressa Michajlovskogo (Die Fortschrittsformel Michajlovskijs). Otečestvennyja Zapiski. Jg. 1870. II.

[3]) Comte, Cours de philosophie positive. Paris 1830—42. I, 2: La marche progressive de l'esprit humain. Ebd. V—VI: La physique sociale.

von objektiven Mächten vergewaltigte zum endlichen, bewußten, menschlichen Stadium der Solidarität, an dessen Schwelle die Gegenwart steht. Was dort objektive Gesetzlichkeit schien, wird hier der schöpferischen Kraft der Persönlichkeit im Kampf um die Individualität zugeschrieben.[1]) Das im russischen Denken ungelöste Problem der Willensfreiheit nimmt darum Michajlovskij im Glauben an die Kraft der Bewegung einfach als subjektives Freiheitsbewußtsein auf. „Die Natur hat keine Ziele, aber ich habe Ziele und werde sie erreichen".[2])

Der Kampf für den Fortschritt soll kein bloßes Programm sein, die Persönlichkeit muß ihn wissenschaftlich vorausbestimmen können. Die objektive Soziologie Spencers und die Naturwissenschaften haben sich als höchst subjektiv erwiesen, als Rechtfertigung der Position einer industriellen Gesellschaft. Eine Gesellschaftswissenschaft in Rußland, die im Willen begründet ist und gegen eine tatsächliche Entwicklung sich richtet, kann keine objektiven Gesetze für sich in Anspruch nehmen. So fordert Michajlovskij wie Lavrov eine „subjektive Methode" in der Soziologie, die nicht wie die Naturwissenschaften die sozialen Formen leidenschaftslos untersuchen kann[3]) und nicht soll.[4]) In der Soziologie hat man es mit denkenden und fühlenden Menschen zu tun[5]), die der Forscher nur mitfühlend untersuchen kann. Es gibt da keine objektiven Wertungen, da der Forscher die Geschichte und den Fortschritt nur subjektiv werten und nur von seinem „Vorurteil" aus sehen kann.[6]) Nur so ist es möglich, echte soziale Formen von pathologischen zu unterscheiden. Die subjektive Soziologie soll nicht nur die Gesetze der gesellschaftlichen Formen untersuchen, sie soll auch das Mögliche untersuchen und die Verwirklichung der eigenen Ziele erstreben. Soziologie und Ethik sind untrennbar verbunden.

Persönlichkeit und Volk, in Michajlovskijs Theorie vom Kampf um die Individualität zunächst nomothetisch als Grundelemente der Gesellschaft bestimmt, waren in der Bewegung des „Weges

---

[1]) Michajlovskij VI, 71—111 (1871), Graf Bismark (Graf Bismarck).
[2]) Michajlovskij I, Čto takoe progress? (Was ist Fortschritt?).
[3]) Ebd., Analogičeskij metod v obščestvennoj nauke (Die Analogiemethode in der Gesellschaftswissenschaft).
[4]) Ebd. III, 409. [5]) Ebd. I, 35ff. [6]) Ebd. I, 45.

ins Volk" konkrete Wirklichkeit geworden. Nachdem aber der Erfolg versagt geblieben war[1]) und die Enttäuschung über die Kraft der Persönlichkeit wie über das Volk Platz gegriffen hatte, versucht Michajlovskij durch das Studium der Massenbewegungen, Epidemien, religiösen Massenerscheinungen und andererseits des Führertums in Politik und Kunst seine Theorie mit konkretem Inhalt zu füllen. In seinen sozialpsychologischen Arbeiten, die ihn über Comte hinausführen, untersucht er die Wechselwirkungen von „Held und Masse"[2]), die Erscheinungen des Beispiels, des Gefallens, der Ansteckung, Nachahmung und Bewunderung zur Bestätigung seiner Anschauungen.[3])

Michajlovskij geht mit diesem Weg zur Wissenschaft schon in die Verteidigung, in der er bis zu seinem Tode (1902) nach allen Seiten kämpfen mußte. Er vermag nach dem Zusammenbruch der Bewegung nicht auf die neuen Fragen Antwort zu geben, und so entgleitet ihm der aktive Teil der Intelligenz, der später im Bolschewismus seinen Weg findet.

Der Fortschrittsoptimismus der Intelligenz zerbrach an der Katastrophe. Überall in der vielschichtigen Intelligenz machte sich der Wunsch nach absoluten, objektiven Gesetzen und Bindungen geltend, nach Einheit des Lebens und der Welt. Das Individuum, das in der bloß sozialen Welt nicht hatte aufgehen können, das auch an der eigenen Kraft zweifelte, stellte erneut die Frage nach der wahren Erkenntnis. Psychologie, Religionsphilosophie und Erkenntnistheorie lösten den diesseitigen Positivismus ab und schließen den Menschen in eine tiefere Welt ein.[4])

---

[1]) Bogučarskij, Sobytie 1-go marta 1881 g. i Michajlovskij (Das Ereignis am 1. März 1881 und Michailovskij). Byloe, Jg. 1906, III, 38.

[2]) Diese Arbeiten, die 1882, 1884 und 1887 erschienen, nehmen Gedanken Gabriel Tardes (Les lois de l'imitation 1890, L'opposition universelle 1897, La logique sociale 1898) vorweg. Vgl. L. F. Ward, Soziologie von heute, Innsbruck 1904, S. 70. P. Mokievskij, Michajlovskij i zapadnaja nauka (M. und die westliche Wissenschaft), Russkoe Bogatsvo, Jg. 1904, III—IV.

[3]) Michajlovskij, Otkliki (Widerhall). Petersburg 1904. II, 338ff. Sočinenija II, 98. Vgl. gleichzeitige amerikanische Tendenzen. Ward, Dynamic sociology 1883. (Michajlovskij, Otkliki II, 380ff.)

[4]) Vgl. bes. die Diskussionen in der Zeitschrift „Voprosy filosofii i psichologii (Fragen der Philosophie und Psychologie).

Michajlovskij hielt an der freien Persönlichkeit fest und versuchte aus ihrer subjektiven Kraft die Frage nach der Erkenntnis zu beantworten.[1]) Die Wahrheit lebt nur für den Menschen und durch ihn. Es gibt keine absolute, vom Menschen unabhängige Wahrheit; denn dem Menschen ist sie nur relativ zugängig, da er sie mit Hilfe seiner fünf Sinne erfährt. Aber praktisch hat sie für ihn absolute Gültigkeit, da er über sie nicht hinaus kann. Diese subjektiven Wahrheiten, die über das bloße Feststellen hinaus eine Erkenntnis vermitteln, sind die „Befriedigung des menschlichen Erkenntnisdranges". Sie vereinigen das praktische und das theoretische Gebiet und enthalten das Gleichgewicht zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Mensch und Natur, zwischen ihm und anderen Menschen. Diese Vereinigung sieht Michajlovskij in dem tiefen Sinn des Wortes Pravda (Wahrheit) enthalten, das in der russischen Sprache zugleich die Bedeutung von Gerechtigkeit (Spravedlivost') hat.[2]) Es ist die Idee der ganzen unteilbaren Wahrheit, nicht nur der Wahrheit des Himmels, sondern als lebensgestaltender Kraft[3]), die Erkennen und Handeln untrennbar verbindet. Sie ist kein theoretisches Abbild der Welt, sondern selber seiend, so wie sie sich im Menschen darstellt. Mensch und Welt sind nicht zerfallen.[4]) Die Welt ist nicht ein Aufbau von Seinsregionen, in denen der Mensch wohnt, sie ist eins mit ihm.

Der Weg dieser russischen Weltverbundenheit, die bei allen russischen Denkern wie im russischen Leben wirksam ist, muß ein zweifacher sein. Für Dostojevskij führt er durch Entsagung, durch Verzicht zur Erkenntnis, für die Religionsphilosophie Florenskijs durch „Selbstverleugnung des Verstandes" zur „Hingabe an die Wahrheit".[5]) Michajlovskij geht den Weg vom Menschen aus. Aber auch bei ihm ist noch etwas von Hingabe erhalten, denn die Wahrheit erfahren heißt „einfließen",

[1]) V. Korolenko in Russkoe Bogatstvo 1914, I, 203.

[2]) Michajlovskij, Sočinenija I, Vorrede.

[3]) Arseniev, Russische Literatur der Neuzeit und Gegenwart, Mainz 1929, S. 156f.

[4]) S. Landshut, Kritik der Soziologie, München u. Leipzig 1929, S. 44.

[5]) Florenskij, Stolp i utverždenie istiny (Der Pfeiler und die Grundfeste der Wahrheit). Berlin 1930. Deutsch in Östliches Christentum, München 1925, II, 84ff.

ist ein Verschmelzen mit dem Objekt, um es durch Erlebnis zu verstehen.

Das als Wahrheit Erkannte muß zugleich verwirklicht werden. Erkenntnis trägt die höchste ethische Forderung. Der Dienst an der Wahrheit bestimmt Ehre und Gewissen.[1]) Dadurch wohnt dem russischen Erkennen eine ungeahnte Wucht inne; denn ebenso wie die seiende Welt als die wahre, so sein sollende dem Menschen eine große Leidensfähigkeit gibt, so läßt sie andere Menschen, die wie die Intelligenz von der bestehenden Ordnung ausgeschlossen sind, die reale Welt als nicht seiend, weil nicht wahr, nicht gerecht erscheinen[2]), und läßt sie in einer anderen, wahren, bewußt erkannten Welt leben, die mit der bestehenden keine Kompromisse kennt, in einer Art Hypostase oder Ideenbesessenheit, die aus ihrem Wahrheitsanspruch auf Verwirklichung drängt.

Durch die Pravda ist der erkennende Mensch dem Sein, der konkreten Wirklichkeit verhaftet, denn sie drängt ihn in Bindung zu anderen Menschen in der Verwirklichung. Sie stellt das ideelle Band her, das die Arbeit als Äußerung der Persönlichkeit praktisch schaffen muß.[3])

Dieser dem russischen Leben entnommene Begriff verklammert die einzelnen Teile des Michajlovskijschen Denkens, die oft widerspruchsvoll, unlogisch und ohne innere Verpflichtung nebeneinander stehen[4]), weil ja in dieser subjektiven Soziologie nicht ein „System", nicht Wissenschaft gewollt wird. Hier ist nur aktivstes politisches Leben, der Wille einer werdenden zukünftigen Gesellschaft in Begriffe gefaßt, der in der ganzen Bewegung wirksam ist.[5])

---

[1]) Michajlovskij, Sočinenija II, 616, V, 115.

[2]) Berdjaev, in Östliches Christentum, II, 304—5. I. Britan, Die russische Staatsidee und der Bolschewismus. München 1924.

[3]) Michajlovskij, Sočinenija, IV, 461.

[4]) Russkoe Bogatstvo 1904, III, 266ff.

[5]) Versuche, Michajlovskij systematisch zu fassen, sind mehrfach gemacht worden. Als erster hat Ivanov-Razumnik in seiner Istorija russkoj obščestvennoj mysli, Petersburg 1914, I—II (Geschichte des gesellschaftlichen Denkens in Rußland) versucht, ihn als den „Letzten Narodnik" in die Reihe: Herzen—Černyševskij—Lavrov einzuordnen. Wichtiger ist die Arbeit von Kolosov, der die soziologischen Begriffe Michajlovskijs analysiert (Russk. Bog. 1908 III). Die Arbeit von Frangian, Michajlovskij

Will man den Wirklichkeitsgehalt dieser politischen Soziologie und ihre Bedeutung richtig fassen, so muß man die veränderten Fronten einbeziehen, die sich auf dem Weg zur Revolution neu formieren.

Die große Intellektuellenbewegung der siebziger Jahre, der „Weg ins Volk“[1]), war in sich schon keineswegs einheitlich gewesen. „Reuige Adlige“, Aufklärungsapostel und Agrarsozialisten aus kleinbürgerlichem Milieu, auch schon junge Arbeiterintelligenz standen neben den späteren Terroristen[2]); alles Menschen noch sehr individueller Prägung, die dem Volke entwachsen waren, die aber das russische Reich in seinen Städten wirtschaftlich und geistig nicht produktiv eingliedern konnte.[3])

Die Erfolglosigkeit der Propaganda unter dem Volke und die Unterdrückungsmaßnahmen der Regierung bewirkten die Wendung vom Sozialismus zum aktiven Terrorismus der „Narodnaja Volja“ (Volkswille).[4]) Nachdem aber auch der Tod des Zaren ohne Widerhall im Volk geblieben war, brach die Bewegung zusammen. In den achtziger Jahren, die für Rußland eine Zeit der Festigung

---

als Soziologe und Philosoph, Berlin 1913, ist das Beispiel einer typischen Emigrantendissertation. 1913 hat Masaryk in seinem großen Werk „Zur russischen Geschichts- und Religionsphilosophie“, Jena 1913, Michajlovskij einen Abschnitt (II 149—195) gewidmet, in dem er ihn „soziologisch“ untersucht. Notwendig mußte dies aber eine unvollständige Skizze bleiben, bei der auch Masaryk in Fragen des Kritizismus und der religiösen Ethik immer in die immanente Interpretation umspringt (vgl. B. Jakovenko, Masaryk und die russische Philosophie, Festschrift Th. G. Masaryk zum 80. Geburtstag, Bonn 1930, II 114f. Julius F. Hecker in Russian Sociology, New York 1913, Teil II, Kap. II faßt Mich.s Theorien als ein System des Kampfes um die Individualität zusammen und trifft damit die richtige Dynamik. Nur bleibt es damit bei einer schematischen Systematisierung. Der Aufsatz von Nik. von Bubnoff im Arch. für Sozialpolitik Bd. 55, 2 basiert völlig auf Ivanov-Razumnik.

[1]) Von neueren Arbeiten A. Pedler, Going into the people. The Russian Narodniki in 1874/75. Slav. Review 1927, II, 130ff.

[2]) Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen 1922, IV, 288, 290.

[3]) Vgl. die Programme in dem Katalog der Genfer Emigrationsliteratur. Genf 1888, bei Elpidin.

[4]) Vera Figner, Nacht über Rußland. Berlin 1925. Bogučarskij, Aktivnoe narodničestvo 70 g (Das aktive Narodničestvo der 70er Jahre). Moskau 1912. Ders., Iz istorii političeskoj bor'by 70 i 80 gg. (Aus der Geschichte des politischen Kampfes der 70er und 80er Jahre). Moskau 1912. Pravda vom 9. April 1930 N 98—4543. (Die offizielle Sovetmeinung über die Narodniki.)

und Beruhigung bringen, wächst eine neue breite Schicht heran, die erst in der Zeit der erneuten Krise der neunziger Jahre wieder durchbricht. Vom extremen individuellen Anarchismus bis zum liberalen Verzicht auf Politik sind in den Kreisen dieser vielschichtigen Intelligenz alle politischen Programme vertreten; neben die wurzellose, individuell zerspaltene Intelligenz treten Kräfte aus der jungen industriellen Arbeiterschaft und aus dem Land solche, die sich nicht mehr als etwas Andersartiges, vom Volke Getrenntes empfinden. Jetzt ist keine gemeinsame geistige Haltung mehr zu finden, die neuen Fronten stehen oft gegeneinander auf dem Weg zur Revolution.

Ebenso werden diese Gegensätze in der philosophischen Diskussion deutlich, die von den neunziger Jahren an zwischen der „subjektiven Soziologie", den Versuchen ihrer Weiterführung in der liberalen Philosophie, im nationalökonomischen Narodničestvo und in der Partei der Sozialrevolutionäre und andererseits dem Marxismus tobt. Die Versuche, aus der subjektiven Soziologie eine Wissenschaft zu machen, wie es der Kathedersoziologe Kareev[1]) und später Ivanov-Razumnik[2]) und Šreider[3]) philosophisch durch Aufnahme des Empiriokritizismus unternommen haben, führen nur zu belanglosen Ansätzen.[4]) Dies entspricht zwar dem Wesen einer Intelligenz, die sich von der Politik in die Philosophie gerettet hat, die alte Grundeinstellung zum Volk noch in sich trägt. Sie hat sich aber in das russische Leben eingegliedert und steht jetzt näher der Rechtfertigung und Verteidigung ihrer Stellung im Bereich des Philosophischen als einer neuen Bewegung.

Dagegen wächst aus der Abwehr gegen die Industrialisierung und ihre zerstörenden Kräfte eine breite Front im Narodničestvo (von narod, Volk). Aus dem Versagen der Bewegung unter dem

---

[1]) Kareev, Osnovnye voprosy filosofii istorii (Grundfragen der Geschichtsphilosophie). Petersburg 1884. Vgl. dazu Michajlovskij, Sočinenija V, 922. Ders., Istoriko-filosofskie i sociologičeskie etjudy (Geschichtsphilosophische und soziologische Studien). Petersburg 1895.

[2]) Ivanov-Razumnik, O smysle žizni (Vom Sinn des Lebens). Petersburg 1908.

[3]) Šreider, Očerki filosofii narodničestva (Skizzen zur Philosophie des Narodničestvo). Berlin 1923. Bes. S. 23ff.

[4]) P. Sorokin, in Jahrbuch für Soziologie II, 468.

Volk zieht es die Konsequenz der Verabsolutierung des Volkes. Nicht das Bild des neuen Menschen der Intelligenz, sondern der alte russische Bauer mit seinen ursprünglichen sozialistischen Arbeitsformen soll die neue Gesellschaft bilden.[1]) Die Intelligenz muß im Volke aufzugehen versuchen[2]) und zunächst dafür einstehen, daß die alten Wirtschaftsformen des Agrarsozialismus nicht zerbrochen werden. Denn im Agrarsozialismus, der Gemeindeproduktion sehen die Narodniki das Heil Rußlands und seine Überlegenheit über Europa. Im Statistikenkampf mit den Marxisten sind sie bemüht, die Unmöglichkeit der Kapitalisierung Rußlands nachzuweisen aus dem Mangel eines inneren und äußeren Marktes.[3]) Rußland muß die Stufe der freien europäischen Wirtschaft überspringen und kraft seiner besonderen sozialistischen Eigenschaften direkt zum wahren Sozialismus der gemeinschaftlichen Produktion übergehen.

Hier ist nicht mehr die Kraft zu einer neuen Gesellschaft wirksam, sondern alles Bestreben ist auf Erhaltung des Alten gerichtet, das durch die neue Entwicklung nur zerbrochen wird.[4]) Gerade in der wirtschaftsfeindlichen Gesinnung der Intelligenz und in dem Willen, dem Volke zu helfen, findet nach dem erfolglosen Anlauf zur neuen Gesellschaft und der stets wachsenden Zersetzung des Landes durch die Zivilisation der Glaube an den alleinigen Wert des Volkes und der Wunsch seiner Erhaltung und Bewahrung vor neuer Zerstörung weiteste Verbreitung.[5]) Aber durch diesen Einbau in das bestehende Rußland verliert dieser Agrarsozialismus jede revolutionäre Kraft; denn gerade das Draußenbleiben und das geschlossene Bild des neuen Menschen machten die echten Revolutionäre aus.

Die revolutionäre Tradition der subjektiven Soziologie und

[1]) Nikolaj -on. Očerki našego poreformennogo chozjajstva. Petersburg 1893. S. 205—7. Deutsch unter dem Titel „Die Volkswirtschaft in Rußland nach der Bauern-Emanzipation", München 1899.

[2]) V. V. (Voroncov), Naši napravlenija (Unsere Richtungen). Petersburg 1893. S. 139—42.

[3]) Ders., Sud'by kapitalizma v Rossii (Die Schicksale des Kapitalismus in Rußland). Petersburg 1882. S. 16, 173.

[4]) Vgl. die Charakteristik der Narodniki bei Schultze-Gaevernitz, Volkswirtschaftliche Studien aus Rußland, Leipzig 1899.

[5]) Parallelen zu Frankreich bei Girsberger, Der utopische Sozialismus des 18. Jahrh. in Frankreich, Zürich, 1924, S. 92, 94 f.

der siebziger Jahre will die Partei der Sozialrevolutionäre im 20. Jahrhundert weiterführen.[1]) Hier finden sich alle die Elemente zusammen, die auf persönliche aktive Arbeit für die Revolution drängen, ohne daß ein geschlossenes Bild einer neuen Gesellschaft das Ziel ist. Es gilt nur den Weg für die Revolution frei zu machen durch Verstärkung des Chaos. Der individuelle Terror und das Bauernprogramm wirbt eine große Anhängerschaft bis in die Revolution hinein, aber ohne Anschluß an die Massen, ohne bewußte Führung sind sie das beste Zeichen einer richtungslosen, individuell zerspaltenen Intelligenz. Sie sind revolutionär zersetzend und bereiten den Weg, ohne an einem neuen Rußland mitgestalten zu können.

Der Marxismus kam zunächst in einer legalen Form als eine Art Theorie eines zwangsläufigen Wirtschaftsprozesses nach Rußland und wurde bald auf den Kathedern und in den Revuen als Weg zu europäischer Freiheit durch Industrialisierung begrüßt.[2]) Er stellte diese Notwendigkeit den Narodniki und zugleich die objektive Gesetzmäßigkeit der subjektiven Auffassung von Geschichte und Fortschritt entgegen. Die „Gesetzmäßigkeit sozialer Erscheinungen"[3]) und die „historische Notwendigkeit"[4]) lassen die freie subjektive Persönlichkeit im „Kollektiv" aufgehen. Ethik und Wissenschaft haben nichts mehr miteinander zu tun. Die Nationalökonomie hat die Naturwissenschaften als Welt objektiver Gesetze verdrängt; anstatt mit Naturgesetzen fallen jetzt die Narodniki und Marxisten mit Industriestatistiken übereinander her.

Wes Geistes diese Wirtschafts- und Sozialphilosophie der jungen, in den achtziger Jahren, also nach der großen Bewegung

---

[1]) V. Černov, Filosofskie i sociologičeskie očerki (Philosophische und soziologische Skizzen). Petersburg 1907. Ders., Zapiski socialista-revoljucionera (Aufzeichnungen eines Sozialisten-Revolutionärs). Berlin 1922. I. Bubnoff a. a. O. 392.

[2]) Struve, P., Kritičeskie zametki k voprosu ob ekonomičeskom razvitii Rossii (Kritische Bemerkungen zur Frage der wirtschaftlichen Entwicklung Rußlands). Petersburg 1894.

[3]) Bulgakov, O zakonomernosti sozial'nych javlenij (Über die Gesetzmäßigkeit sozialer Erscheinungen) in: Voprosy filosofii i psichologii, Jg. 1896, VII, 610f. Die Antwort Kareevs ebd. Jg. 1897, VIII, 107.

[4]) Struve, Svoboda i istoričeskaja neobchodimost' (Freiheit und historische Notwendigkeit). Ebd. Jg. 1897, 120. Die Antwort Kareevs ebd.

heranwachsenden Generation ist, zeigt ihre weitere Entwicklung. Nationalökonomisch landet dieser legale Marxismus bei einer Verabsolutierung des Kapitalismus[1]), politisch im Lager der Liberalen[2]) und philosophisch in der Religionsphilosophie (Berdjaev).

Der Weg „vom Marxismus zum Idealismus"[3]) zeigt, daß in dieser Intelligenzschicht nicht der Wille zu einer neuen Gesellschaft wach ist, sondern Einordnung und Bindung der eigenen Persönlichkeit gesucht wird. Man überläßt sich der Entwicklung in der Hoffnung auf eine friedliche Evolution, solange im Marxismus die revolutionären Kräfte noch nicht rege sind.

Erst vom revolutionären Marxismus her erwuchs dem alten Michajlovskij die entscheidene Gegnerschaft, weil jener wie die subjektive Soziologie den Anspruch einer totalen Lebensgestaltung erhob und wie diese die neuen russischen Kräfte zu einem Kampf für die Gesellschaft ansetzte. Die Grundzüge dieses russischen Gesellschaftsbildes bleiben dieselben, nur haben sich die Faktoren in der schnellen Umschichtung Rußlands verändert und die Fronten zugespitzt und verschoben.

Von der marxistischen Emigration im Ausland her beginnen die Auseinandersetzungen[4]) mit den Theoretikern des Narodničestvo, des Subjektivismus, des Terrors und Anarchismus und der Kampf gegen „Michajlovskij, Kareev und Genossen".[5]) Der subjektiven Methode, dieser „subjektiven Kaprice" steht das Vertrauen auf die geschlossene Klassenkampfideologie gegenüber, während der historische Materialismus im Nihilismus und Positivismus und durch den Verlauf der russischen Geschichte bestens vorbereitet war.

---

[1]) Tugan-Baranovskij, Theoretische Grundlagen des Marxismus. Leipzig 1903.

[2]) Isaev, Individual'nost' i socializm (Individualität und Sozialismus). Petersburg 1906.

[3]) Siehe Bulgakovs Aufsätze Ot marksizma k idealizmu (Vom Marxismus zum Idealismus), Petersburg 1903.

[4]) Plechanov, Naši raznoglasija (Unsere Meinungsverschiedenheiten). In Sočinenija, Moskau 1923—27, II, 232, 270.

[5]) Pismo k Lavrovu. 1884. (Brief an Lavrov). Ebd. II, 91ff. Bel'tov (Plechanov), K voprosu o razvitii monističeskago vzgljada na istoriju (Zur Frage über die Entwicklung der monistischen Auffassung der Geschichte). Ebd. VII, 57—281.

In diese von der europäischen Klassengesellschaft abgelesene Soziologie fließen alle aktiven revolutionären russischen Kräfte ein, die dann den Marxismus zum Leninismus weiterführen. Nach den Erfahrungen des europäischen Klassenkampfes wird die neue Gesellschaft nicht mehr einfach gewollt, sondern in ihrer soziologischen Bedingtheit durchschaut und somit die Revolution „planmäßig" organisiert. Die russischen Erfahrungen haben eine Gesellschaftsentwicklung zwischen Intelligenz und Volk außerhalb oder neben dem russischen Staate als Utopie erwiesen. Jetzt geht es um Machtergreifung, um Beseitigung des Zarismus und um Ausschaltung aller nicht zum Volke gehörigen Schichten, um damit den Weg zur neuen Gesellschaft frei zu haben.

Das nationalökonomische Narodničestvo und der Subjektivismus werden als „Wiederholung des hoffnungslosen Industrieskeptizismus Sismondis" und des Subjektivismus der Linkshegelianer, als „kleinbürgerliche Reaktion auf den russischen Frühkapitalismus" entlarvt[1]) und gerade eine Industrialisierung Rußlands gefordert, die erst eine bewußte revolutionierte Arbeiterschicht, als „Totengräber des Kapitalismus" schaffen soll. Hier fehlt jedes Ressentiment, jede Verherrlichung des russischen Bauern, sondern soziologische Einsicht beweist, daß Rußland nicht vom Land, sondern nur von den städtischen Zentren aus bestimmt werden kann.

Der russische Marxismus hebt die überbelastete Persönlichkeit und damit die Spannung Intelligenz und Volk in der Klasse auf und gibt ihr festen Halt und einen Standort, der nicht mehr der Bestätigung und Ergänzung bedarf. Denn die neue Elite- und Führerschicht soll nichts anderes als ein Teil der Masse, als deren Avantgarde sein.

Wie alle geistigen Formen der russischen Intelligenz ist der russische Marxismus seinem Wesen nach wirtschaftsfeindlich und nur auf „Emanzipation des Menschen" gerichtet. Er hat nichts mit dem „bescheidenen Egoismus" des europäischen 19. Jahrhunderts, nichts mit Erkämpfung oder Verteidigung wirtschaftlicher Interessen zu tun. So ordnet er sich in keiner Weise in die politische Struktur des zaristischen Rußlands ein, weil er kom-

[1]) Lenin, Sočinenija (Werke). Moskau 1926—32. I, 53ff., 231ff.

promißlos den Anspruch einer totalen neuen Lebenswelt des russischen Volkes erhebt.

Die „subjektive Soziologie" Michajlovskijs als politisch gestaltende Utopie ist also eine Etappe der Entstehung des neuen russischen Menschenbildes. Sie bleibt in ihrer Wirkung beschränkt auf das besondere Schicksal der erwachten Intelligenz im Kampfe für die Befreiung und Neugestaltung des Volkes.[1]) Sie entsteht aus dem Willen zu einer solidarischen Gesellschaft als höchster Verwirklichung menschlicher Freiheit, und sie trägt den Mut zu diesem abstrakten Neubau nur in der Kraft seinsbewußter Menschen. In vielfacher Abhängigkeit und in stetem Vergleich mit dem europäischen Beispiel wächst hier aus dem Drang nach eigener Gestaltung das Bild des zum Selbstbewußtsein erwachten russischen Menschen und seiner diesseitigen Welt.

[1]) Vgl. F. Brauns Aufsatz „Über die russische Intelligenz", a. a. O.

LITERATURBERICHT.

DIE BALTISCHE GESCHICHTSWISSENSCHAFT IN DER NACHKRIEGSZEIT.

Die großen Veränderungen national- und staatspolitischer Natur innerhalb des baltischen Raumes, welche, veranlaßt durch den Weltkrieg und den Zusammenbruch Rußlands, zur Bildung der selbständigen Staaten Lettland und Estland führten, haben natürlich in hohem Maße auch die Entwicklung der baltischen Geschichtswissenschaft beeinflußt. Waren auch schon vor dem Kriege einzelne lettische und estnische Forscher mit Erfolg auf dem Gebiete der heimatlichen Geschichtsforschung tätig gewesen, so lag doch die Führung völlig in der Hand deutschbaltischer Historiker, und erst die Erlangung der staatlichen Selbständigkeit durch die bisher zu wenig beachteten Völker gab der estnisch-lettischen Geschichtswissenschaft die Impulse zu ihrer nun beginnenden schnellen Entwicklung.

Es ist verständlich, daß sich hierbei das Interesse der lettischen und estnischen Forscher vor allem den Schicksalen des eigenen Volkes zuwandte, zumal gegen die deutchbaltische Historiographie der Vorwurf erhoben wurde, sie habe diesem Gebiet nicht das nötige Verständnis entgegengebracht, und könne es auch gar nicht tun. Ebenso natürlich ist es, daß ein ganz besonderes Interesse den Perioden entgegengebracht wurde, in denen das lettische bzw. das estnische Volk aktiv, handelnd auftrat oder im Zentrum des historischen Geschehens stand, so besonders der „Unabhängigkeitszeit" vor der deutschen Eroberung und den Zeiten sozialer Kämpfe oder Reformen, wie den Bauernaufständen, Agrarreformen, Revolutionen — gilt es doch erst einen nationalen Kulturbegriff, eine nationale Tradition und Ideologie zu schaffen! Daß die lange Zeit der politischen Unfreiheit und wirtschaftlichen Abhängigkeit, die Periode der Herrschaft einer fremden Herrenschicht, dabei leider nur allzuhäufig mit dem Gefühl einer immer wieder durchbrechenden Bitterkeit und dem des Ressentiments betrachtet wird, was einer gerechten Wertung und objektiven Darstellung dieser Epoche und besonders ihrer positiven Seiten abträglich ist und die Forscher leider immer wieder zum Anlegen moderner Maßstäbe bei der Beurteilung längst vergangener Zeiten

verführt und den nüchternen Blick trübt, ist eine bedauerliche, wenn auch psychologisch verständliche Tatsache! Es kann dennoch festgestellt werden, daß sich in der allerjüngsten Zeit in der baltischen Geschichtsforschung doch eine Entwicklung zugunsten größerer Sachlichkeit bemerkbar macht und daß der Wille zur Ausschaltung unsachlicher Wertmaßstäbe im allgemeinen mit der Zeit etwas deutlicher spürbar wird. Immerhin ist der estnisch-lettischen Geschichtsschreibung auf den Gebieten der politischen Agrar- und Sozialgeschichte im Hinblick auf die deutschbaltische Auffassung ein polemischer Charakter eigen. Demgegenüber gilt es für die deutschbaltische Geschichtswissenschaft vor allem, durch erhöhte Forschungstätigkeit ihren alten Platz zu behaupten und die erzielten Ergebnisse nach Möglichkeit mit denjenigen der estnisch-lettischen Forschung in Einklang zu bringen, wobei es häufig auch galt, sich gegen scharfe Angriffe zu wehren und diese, wenn möglich, abzuweisen. Es ist deswegen nicht weiter wunderbar, daß der neuesten deutschbaltischen Geschichtsschreibung vor allem auf den Gebieten der politischen Agrar- und Sozialgeschichte ein im gewissen Sinne apologetischer Charakter eigen ist. Der Kampf um Ausschaltung gefühlsmäßig-voreingenommener Maßstäbe, die letzten Endes ihren Ursprung in psychischen Bindungen nationaler und sozialer Natur haben, wird zweifellos sowohl von den ernst zu nehmenden estnisch-lettischen Forschern als auch von den deutschbaltischen geführt. Gewisse, wenn auch bescheidene Erfolge sind in diesem „Ringen um den objektiven Standpunkt" bereits erzielt, sollte dieser Aufsatz einen kleinen Schritt vorwärts in dieser Richtung bedeuten, so ist sein Zweck erreicht!

Es wäre verfehlt, wollte ich versuchen, im Rahmen dieses Aufsatzes, auf so beschränktem Raume, eine mehr oder weniger vollständige Aufzählung und Besprechung der Neuerscheinungen seit 1919 zu geben, dieses wäre sowohl wegen ihrer Zahl als auch wegen der oben skizzierten Gründe nicht möglich. Ich habe mich daher dafür entschieden, aus den einzelnen Forschungsgebieten nur wenige, entweder wissenschaftlich besonders wertvolle oder aber in ihrer Mentalität und Geistesrichtung besonders typische Werke, zumal wenn sie zu berechtigter Kritik Anlaß geben, herauszugreifen und bei Besprechung derselben zu veranschaulichen in welcher Richtung sich die Forschung auf dem betr. Gebiet entwickelt hat und zu welchen neuen Ergebnissen sie gekommen ist.

In den

GESAMTDARSTELLUNGEN

tritt die oben dargelegte Gegensätzlichkeit der deutschen und estnisch-lettischen Auffassung oft besonders schroff zutage — aus naheliegenden Gründen —, denn einzelnen Autoren, besonders lettischen, erscheint die Zeit der politischen und wirtschaftlichen

Unfreiheit immer noch nur als Zeit der brutalsten Unterdrückung, das Mittelalter als Zeit finsterster Barbarei und Unkultur, die Leibeigenschaft anscheinend als die härteste, die es überhaupt auf Erden gegeben hat, die Agrargesetzgebung als Ausgeburt des Egoismus des Adels und die kulturelle Bedeutung der deutschen Herrschaft als — garnicht vorhanden.

Demgegenüber versuchen die deutschbaltischen Autoren den Wert des deutschen Kultureinflusses und der politischen Schutzherrschaft der Deutschen für die Eingeborenen richtig zu würdigen, gegen die dauernde Anwendung Gefühls- und verstandesmäßiger Wertungsmaßstäbe der heutigen Zeit bei Beurteilung längst vergangener Zustände Front zu machen und — ohne einzelne Härten des Systems und Fehler der Politik zu leugnen, auch die positiven Seiten baltischer Geschichte und der Politik der herrschenden deutschen Oberschicht klarzulegen. Nachdem das junge lettische und estnische Volk nach Durchlaufen einer überaus schnellen Entwicklung vom Bauernvolk zum Kulturvolk, sich in zähem und zielbewußtem Ringen die staatliche Selbständigkeit erkämpft hatten, hatten sie, das lettische in ausgesprochenerem Maße als das estnische, den verständlichen Wunsch, dafür zu sorgen, daß sie in Westeuropa bekannt würden und sich Sympathien erwürben. Diesem Streben entsprang eine ganze Reihe von Broschüren und Werken z. T. rein publizistischer, z. T. aber auch angeblich wissenschaftlicher Art, welche die westlichen Kulturvölker über das Wachsen und Werden des estnischen, vor allem aber des lettischen Volkes und Staates aufklären sollten. Daß gerade in dieser Literatur die Geschichte oft in häßlichster Art entstellt und in tendenziöser Weise zuungunsten des deutschen Elements verdreht worden ist, ist eine bedauerliche Erscheinung, an der ich gern vorübergehen würde, wenn nicht einzelne dieser Elaborate jedenfalls äußerlich den Charakter wissenschaftlicher Arbeiten tragen würden und dadurch geeignet wären, eine Auffassung der baltischen Geschichte zu propagieren, die mit der historischen Wahrheit nichts gemein hat. In der Reihe dieser informatorisch-propagandistischen Arbeiten schießt das Werk des früheren lettischen Ministers und Gesandten M. Walters, „Lettland“[1]), was Mangel an historischem Sinn, blindwütigem Haß gegen das Deutschtum und tendenziöse Verzerrung des Geschichtsbildes anlangt, gewiß den Vogel ab. Mit einer geradezu meisterhaften Virtuosität werden die historischen Tatsachen zur Erhärtung der vorgefaßten Meinungen des Dr. W. benutzt, sind sie dazu nicht geeignet, so werden sie nach Möglichkeit zurechtgestutzt, könnten

[1]) M. Walters, Lettland, seine Entwicklung zum Staat und die baltischen Fragen. Ohne Angabe des Erscheinungsortes und des Verlages. 1923. 509 S.

sie aber eventuell das Gegenteil beweisen, so werden sie — verschwiegen. In der Kunst, vergangene Zustände und Epochen mit Maßstäben unserer Zeit zu messen, ist Dr. W. ein überaus gelehriger Schüler der Aufklärer und der rationalistisch-deduktiven Geschichtschreibung. Man müßte Bände füllen, wollte man hier auf Einzelheiten eingehen, und dabei würden nur wertvolle und sachliche Arbeiten bei der Besprechung zu kurz kommen. Es sind auch weniger die groben Schnitzer (der Verf. spricht z. B. stets von „Heinrichs Reimchronik") als die schiefe Auffassung und haßerfüllte Tendenz gegen das baltische Deutschtum, welche zu dem entstellten Geschichtsbilde führen. Als besonders bezeichnende „neue Ergebnisse der Forschungen des Dr. W." dürften wohl die lapidaren Feststellungen gelten „erst mit der Ankunft der Deutschen (im 13. Jahrh. in Livland) sei ja die Barbarei ins Land gekommen" und „der Unterschied in der Kultur der Kreuzfahrer und der Letten sei „kein wesentlicher" gewesen. Kommentare zu diesen Behauptungen dürften sich wohl erübrigen, sie sind aber zu charakteristisch für die ganze Art und Tendenz des Buches, um sie hier nicht in extenso wiederzugeben. Daß Dr. W. zur Erfassung mittelalterlicher Ideen, Staats- und Lebensformen völlig unfähig ist, dürfte hiernach nicht mehr weiter wundernehmen, wo er aber versucht, eigene Ideen und Spekulationen zu bieten, da geraten auch diese häufig schief. Nur ein Beispiel: in seinem Haß gegen die deutschen Eroberer glaubt W. bei Dänemark Rettung zu finden; eine Kolonisation durch Dänemark wäre seiner Meinung nach ein großer Vorzug gewesen. Scheinbar ist es dem „Historiker" Dr. W. nicht bekannt, daß Dänemark nicht anders kolonisierte als durch deutsche Vasallen, die, infolge der Schwäche der Obergewalt, besonders frei und selbstherrlich auftreten konnten (siehe Estland!) und daß Dänemark zu den Staaten gehört, in denen die Adelsherrschaft besonders schroffe Formen angenommen hat.

Je näher W. in seiner Darstellung dann der Gegenwart kommt, desto leidenschaftlicher werden seine Anklagen vor allem gegen den baltischen Adel. Sie schwellen zu einer Welle an, die sich endlich bei der Schilderung der Politik der deutschen Okkupationszeit von 1918/19 in geradezu hysterischen Haßausbrüchen überschlägt. Daß diese Politik sehr wenig glücklich und reich an Mißgriffen war, wird heute kein Kenner der Verhältnisse mehr bestreiten, an den Ereignissen von 1919/20 ist aber noch so vieles ungeklärt und der historische Abstand zu ihnen so gering, daß eine klare und objektive Darstellung z. Z. noch so gut wie unmöglich ist. Für den Dr. W. ist aber natürlich gerade diese Periode eine unerschöpfliche Fundgrube für Material zu den gehässigsten Angriffen und Verleumdungen gegen das baltische Deutschtum bis zum Vorwurf des Landesverrates, welcher ihm durch die vielen erfolglosen Hochverrats-

prozesse anscheinend noch nicht als entkräftet erscheint. Mit geradezu verblüffender Konsequenz wird an der gesamten deutschen Politik und Kulturarbeit im Baltikum stets nur das Negative gesehen und ans Tageslicht gezerrt, das Positive aber wohl kaum übersehen — das wäre doch für die Urteilskraft des Dr. W. ein zu ungünstiges Zeugnis, das wir uns scheuen ihm auszustellen —, sondern bewußt totgeschwiegen. Dr. W. hat sich gedrungen gefühlt, in der Zeit bis 1926 noch zwei Elaborate derselben Richtung, und zwar eines zur Information Frankreichs, erscheinen zu lassen, „Le peuple letton" und „Baltengedanken und Baltenpolitik", in denen mit noch skrupelloseren Mitteln gearbeitet wird. Es berührt wie Hohn, wenn eine solche, von wilden Haßausbrüchen strotzende Geschichtschreibung durch zahlreiche Beteuerungen des guten Willens, des Strebens nach gerechter Sachlichkeit und des „Ringens nach Wahrheit" eingeleitet und gewürzt wird. Daß selbständige wissenschaftliche Forschungsarbeit solchen Werken nicht zugrunde liegt, dürfte selbstverständlich sein, sie bringen daher auch nichts Neues, Dr. W. ist nur groß im Entstellen und noch größer im Verschweigen. Mangel an historischem Sinn kann dieses nicht völlig erklären, wir haben es hier, wie H. v. Rimscha es in einer Kritik in der „Baltischen Monatsschrift" definiert, auch mit „bewußter Irreführung" zu tun und auch mit dem häßlichen Bestreben, „einen Gegensatz zwischen den Deutschen im Reich und den Deutschbalten zu konstruieren". Tröstlich ist immerhin eines — Dr. W. hat für sehr ungebildete Leser geschrieben. Unter den Gebildeten wird eine derartige Darstellung der Geschichte Lettlands diesem wohl kaum Sympathien erwerben, aber leider sind diese Werke nur allzu bezeichnend für den heute noch zunehmenden Chauvinismus des lettischen Volkes.

Erfreulicherweise bewegt sich nicht die ganze Literatur der Letten über Lettland in solchen Bahnen. So zeigt z. B. das kleine „Handbuch über Lettlands Geschichte und Gegenwart" — „Latvijas Werdegang"[1]) — vom Pressechef der lettländischen Regierung A. Bihlmans, das bereits die 3. Auflage erlebt hat, einen sehr versöhnlichen Geist und einen anerkennenswerten Willen zur Objektivität. Gleich eingangs wird in wohlwollender und anerkennender Art das lettländische Deutschtum in seiner Bedeutung als Kulturfaktor und geachtetes staatserhaltendes Element gewürdigt und seine Verdienste um die lettische Sprache, die „Zivilisation des Landes" und sogar im Kampfe gegen die Russifizierung anerkannt. Um so bedauerlicher ist es daher, daß dieses Büchlein, das sonst einen sehr instruktiven Überblick über alle Gebiete des

[1]) Dr. A. Bihlmans, Latvijas Werdegang. Riga-Berlin 1929, B. Lamey. 268 S.

politischen, kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens und der Entwicklung des lettländischen Volkes und Staats an der Hand eines großen Materials wertvoller Daten gibt, einen Abriß des politisch-historischen Werdeganges Lettlands enthält, der leider nur zu deutlich zeigt, daß der Verf. mit der baltischen Geschichte nicht allzu vertraut ist und in seiner Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit nur dazu dient, das sonst wohlgelungene Büchlein in seinem Gesamtwert herabzusetzen. In skizzenhaft journalistischer Art gibt der Verf. unter Verwendung der Ergebnisse der neusten archäologischen und linguistischen Forschung eine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung Lettlands, die sich gut liest, aber leider von Unklarheiten in der Darstellung, Flüchtigkeitsfehlern und Schnitzern geradezu wimmelt, besonders bei Behandlung des Mittelalters. Von der Kreuzzugsbewegung und Christianisierung hören wir so gut wie nichts, die Darstellung der Auflösung des Schwertbrüderordens und seiner Vereinigung mit dem Deutschen Orden ist vollkommen phantastisch, falsch und konfus, die Verdienste der lettischen Hilfskräfte des Ordens bei den Russenkämpfen werden der nationalen Eitelkeit zuliebe krampfhaft herausgestrichen. Neben solchen Schwächen wird man es eher verzeihen können, wenn ein Nicht-Historiker noch heute mit dem im 16. Jahrh. erfundenen Dietleb v. Alnpeke als tatsächlichem Verfasser der Reimchronik operiert.

Auch die Blütezeit des Herzogtums Kurland ist sehr oberflächlich behandelt, wir erfahren nichts von der großzügigen merkantilistischen Wirtschaftspolitik Herzog Jacobs, dafür aber die Namen seiner Schiffe. Was soll man sich endlich unter dem „Verrat Patkuls (1721)" vorstellen, wenn man zufällig weiß, daß dieser Mann schon 1707 den Tod gefunden hat? Solche Schnitzer und Unklarheiten sollten doch im eigenen Interesse aus Werken ausgemerzt werden, die doch von zumindestens „halboffiziöser" Seite vertrieben werden.

In der Darstellung der agrargeschichtlichen Entwicklung bemüht sich der Verf. sachlich zu bleiben, die Initiative der Ritterschaften bei den großen Agrarreformen um die Mitte des vorigen Jahrh. wird aber totgeschwiegen und die Agrarreform von 1920 für unaufschiebbar erklärt, nicht nur aus sozialen, sondern auch aus „wirtschaftlichen" Gründen. Mögen auch einzelne Unklarheiten der Darstellung durch das Streben nach Kürze erklärlich sein, so sind sie deswegen doch nicht entschuldbar, in dieser Hinsicht kann aber in der dritten Auflage schon ein erfreulicher Fortschritt im Vergleich mit den beiden ersten festgestellt werden.

Die oben besprochenen Arbeiten sind anscheinend nicht als genügend erachtet worden, um die Welt über das lettische Volk, seinen Werdegang und seine Kultur zu informieren. Aus diesem Bedürfnis heraus ist ein wissenschaftliches Werk informatorischen

Charakters entstanden, an dem die ersten Wissenschaftler Lettlands, meist Professoren der Universität, fachwissenschaftliche Beiträge geliefert haben: Die Letten[1]), enthaltend Aufsätze archäologischer, sprachwissenschaftlicher, folkloristischer, literarhistorischer, historischer, kultur- und kirchenhistorischer Art. Das Buch soll zwischen „den alten Forschungsergebnissen und den neuesten Hypothesen die Synthese herstellen", eine Zielsetzung, die das Interesse schon von Hause aus wachruft. Die Artikel halten sich dann im allgemeinen auch auf durchaus erfreulicher Höhe und bieten viel Interessantes, bis auf einen, den agrarhistorischen, der leider wieder bedenklich an die Auffassung des Dr. Walters erinnert. In der äußeren Ausstattung sind leider Mißgriffe nicht ganz vermieden worden. Nationalistischen Sentiments zuliebe sind z. B. die deutschen Namen völlig ausgeschaltet, nicht zum Vorteil des Werkes, denn welcher ausländische Leser verbindet mit einer Bezeichnung wie „Vidzeme" (Livland) oder „Kurzeme" (= Kurland) einen plastischen Begriff?! Besonders befremdend wirken die lettischen Bezeichnungen, wenn sie neben Bezeichnungen ausländischer Gebiete stehen, die dann im Deutschen gegeben werden, z. B. „Estland und Vidzeme", auch sprachliche Unebenheiten sind nicht vermieden.

Über „Die baltischen Völker und Stämme" schreibt der Ethnograph Pākis und bringt viele Hypothesen. So betrachtet er angeblich mit „allen Baltologen" die Kuren jetzt als lettischen Stamm, was er unter anderen mit der Tatsache der heutigen Existenz der Kuren auf der kurischen Nehrung belegen will, die — ein lettisches Idiom sprechen. Bisher war man über die Volkszugehörigkeit der Kuren im Zweifel und neigte dazu, sie für einen finnischen Stamm zu halten, und dürfte das letzte Wort in dieser Frage wohl auch heute noch nicht gesprochen sein. Merkwürdigerweise sind die Liven bei Aufzählung der zur Zeit der Ankunft der Deutschen in Livland sitzenden Völker nicht genannt. Ein Ausdruck wie die „intelligenten Letten" für die „gebildeten Letten" ist ein Russizismus, der in einer deutschen Arbeit mißverständlich ist.

Einen interessanten Beitrag liefert der Sprachforscher P. Schmidts, „Die Letten und ihre Sprache". Auf Grund der Bezeichnungen für die Flora und Fauna verlegt S. die Urheimat der baltischen („lito-slavischen") Völker in das Gebiet südlich der Ostsee. An der Hand vieler Lehnwörter ist die Nachbarschaft der Slaven nachweisbar. Schon vor 3000 v. Chr. ist das Baltikum von einem nichtindogermanischen Stamm bewohnt, der zwischen 1800 und 600 nach Süden abzuwandern beginnt; von diesem haben

[1]) Die Letten. Aufsätze über Geschichte, Sprache und Kultur der alten Letten. Riga 1930, Walters & Rapa. I. Bd.

die einwandernden Finnen die Bezeichnungen für die Meeresfauna übernommen, die ohne jegliche Etymologie dastehen. Anschließend werden noch mehrere Hypothesen aufgestellt und Ausblicke auf noch ungelöste Fragen gegeben.

Der Beitrag des bekannten Archäologen A. Balōdis „Lettische Vorgeschichte" bringt ein reiches Material an Karten und Abbildungen, auch die Verdienste deutscher Archäologen werden gewürdigt.

„Die Letten in der Ordenszeit" behandelt O. Tentelis. Der chronikartige, aufzählende Stil stört allerdings beträchtlich den Genuß des sonst versöhnlich und objektiv gehaltenen Aufsatzes, auch wird fast nur äußere Geschichte gebracht. Im 13. Jahrh. ist die persönliche Freiheit des Bauern und das Recht auf Land und Eigentum nicht angetastet, auch die weitere Entwicklung der Leibeigenschaft wird sachlich dargestellt. Zu der Ansicht, die alten Letten hätten „vielleicht sogar auf einer höheren Kulturstufe gestanden als die umwohnenden Völkerschaften und darum seien vielleicht die vielen Raubüberfälle zu erklären", wird man sich allerdings skeptisch verhalten müssen. Weder die Archäologie noch die Angaben Heinrichs von Lettland sprechen dafür. Die kleinen Ungenauigkeiten fallen hier kaum ins Gewicht: der Ausdruck „König von Deutschland" sollte in einem wissenschaftlichen Werk allerdings nicht gebraucht werden, und wenn es heißt der Bischof von „Livonien" sei Reichsfürst mit allen Rechten und Pflichten eines solchen geworden, so stimmt das nicht ganz: schon infolge der entfernten Lage fielen manche Pflichten fort, z. B. die Pflicht, auf Reichstagen zu erscheinen, Heeresfolge zu leisten usw.

In starkem Gegensatz zu diesem sachlichen Artikel steht leider der von R. Wipper, „Vom XV. bis zum XVIII. Jahrh." Es verspricht schon viel, daß der Aufsatz beginnt: „Über die Geschichte des Volkes, von seinem Leben berichten Feinde (lies die Deutschen), die sich von ihm auf das äußerste gefährdet fühlen". Es sei „eine eigentümliche Theorie entstanden, die vom sklavenbesitzenden Adel stammt, die ganz und gar das Entstehen der Leibeigenschaft verdunkelt hat". Das „Beheben der Vorurteile" wird als Hauptzweck der Untersuchung dargestellt. Das 14. Jahrh. wird als die Zeit geschildert, in der die sozialen Bedingungen für den Bauernstand äußerst vorteilhaft sind — „es ist zugleich das Zeitalter der großen Bauernaufstände" —, warum die Bauern dann revoltieren, wenn es ihnen so gut geht, bleibt problematisch. Die Ansichten Transehes und Schwabes über die Entstehung der Leibeigenschaft versucht W. in handelsgeschichtlicher Richtung zu ergänzen, indem er aus der „Verbesserung der wirtschaftlichen Konjunktur" durch die Hanse, und der dadurch gesteigerten Getreideproduktion, eine stärkere Belastung der Bauern folgert. Dieses ist durchaus

wahrscheinlich, wenn auch im einzelnen nicht nachzuprüfen, wie staunt aber der Leser, wenn er plötzlich erfährt, der unduldsame Förderer der Gegenreformation, Stephan Bathory, sei ein „wahrer Vertreter der aufgeklärten Monarchie" und ein Bauernfreund natürlich, weil er — übrigens um seine katholisierend-unifizierenden Absichten gegen Livland durchzuführen — vom Adel Lockerung der Leibeigenschaft verlangte, und dann läßt W. seinen Haß gegen den Adel die Zügel schießen. Die Abwendung der Ritterschaft von Polen zu Schweden wird in oberflächlicher Art damit motiviert, Schweden sei weiter von Livland entfernt und werde sich weniger „einmischen", die polnische Willkürwirtschaft wird natürlich übergangen, Patkul verrät Schweden nicht u. a. aus persönlichen, sondern „nur aus sozialen Gründen" und endlich „verrät der Stand der Ritterschaft in corpore Schweden" (!) — mit diesem Satz ist aber nichts anderes gemeint als die Kapitulation, welche die Ritterschaft 1710 mit Peter dem Großen abschloß, als das Land durch Krieg und Seuchen an den Rand des Abgrundes gebracht war und nach Erfüllung aller Pflichten gegenüber der schwedischen Krone von dieser keinerlei Beistand mehr erhoffen konnte. Weiter enthalten die Kritiken einzelner Rechtskodifikationen aus dem 18. Jahrh., die hier nicht interessieren dürften, Fehler, und die Behauptung, bei der Erleichterung der bäuerlichen Lasten durch Katharina II. seien ihr „aufgeklärte im Lande wirkende Persönlichkeiten entgegengekommen, die jedoch nicht zum Adel, sondern vorwiegend zur Geistlichkeit gehörten", entspricht nicht den Tatsachen, denn neben Pastor Eisen wird man Baron Schoultz-Ascheraden stets zu den aufgeklärtesten Bauernschützern des 18. Jahrhunderts zählen. Mit einem rosigen Ausblick von der tiefsten Leibeigenschaft zu dem freien demokratischen Lettland schließt der Artikel. Einer Darstellung der Entwicklung der Agrarverhältnisse im 19. Jahrh. kann man wohl im II. Bande entgegensehen. Sprachliche Schnitzer fehlen nicht, so wird z. B. für „human" stets „humanistisch" gesagt.

Es folgen Artikel von Adamovič über „Die Letten und die katholische Kirche" und „Die Letten und die evangelische Kirche". Letzterer enthält schwere Anklagen gegen die Kirchenpolitik der Deutschen und beginnt schon mit den Worten: „In der Geschichte des Christentums in Lettland tritt der Gegensatz zwischen den Letten und den Deutschen — der „völkischen Minderheit" — scharf hervor", bewegt sich aber trotzdem keineswegs in blindchauvinistischem Geist, sondern übt seinerseits berechtigte Kritik an der ritterschaftlichen Kirchenpolitik, vor allem am zähen Festhalten am Patronatrecht bis 1918, und würdigt andererseits auch in gerechter Weise die großen Verdienste der Deutschen um die Kirche. Die „tiefe Kluft", die angeblich zwischen dem Volke und

der „Herrenkirche" sich auftut, dürfte allerdings in der Praxis nicht so tief empfunden worden sein, wie A. es wahrhaben will.

Auf ein ergiebiges, noch „jungfräuliches" Forschungsgebiet macht A. Spekke in seinem Aufsatz „Die Kultur Livoniens nach den Zeugnissen ausländischer Chroniken, Reisebeschreibungen usw." aufmerksam. Aus diesem noch wenig erschlossenen Material lassen sich angeblich noch wertvolle Angaben vor allem kulturhistorischer Natur gewinnen, in Frage kommen hier Werke von Autoren aller Nationen, besonders viel verspricht sich Sp. von den niederländischen Texten.

Es folgen noch literarhistorische, volkskundliche u. a. Artikel. Im großen und ganzen eine reichhaltige und instruktive Sammlung.

Gegenüber dieser ausgesprochenen Rührigkeit der Letten bei Herausgabe solcher informierender Schriften, hat das estnische Volk, was das rein Historische betrifft, eine auffallende Zurückhaltung gewahrt; daß dieses ein großer Nachteil ist, wird man allerdings bezweifeln, ist doch ernste wissenschaftliche Arbeit geleistet worden. Haßerfüllte Pamphlete wie die Broschüre des estnischen Sozialistenführers M. Martna, „Estland, die Esten und die estnische Frage"[1]), hier zu besprechen, halte ich für unmöglich, vor allem weil sie selber nicht auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erhebt und nur als Tendenzschrift zu werten ist; wollte ich es dennoch tun, so würde selbst der Ruhm Walters verblassen! Leider findet sich jedoch auch in kleinen estnischen Broschüren, so z. B. in der 1926 erschienenen „Die Republik Eesti (Estland)"[2]) eine Darstellungsart der estländischen Geschichte, die den Anforderungen wissenschaftlicher Gründlichkeit nicht genügt. Eine weitere „Estland" erschien 1923.

Einen kurzen „Abriß der Geschichte Estlands" enthält auch das neueste, überaus vollständige und in seiner äußeren Aufmachung durchaus gelungene, reich illustrierte, offiziöse Standardwerk „Estland"[3]), herausgegeben vom Direktor des staatlichen statistischen Zentralbüros A. Pullerits. In Anbetracht der vielen Vorzüge dieses überaus instruktiven Werkes wird man über einzelne Schwächen, wie den inkonsequenten Gebrauch bald estnischer, bald deutscher Ortsbezeichnungen und über manche Schnitzer sowie durch starkes Zusammendrängen des Stoffes entstandene Mängel des historischen Abrisses gern hinwegsehen, zumal in diesem eine durchaus versöhnliche und sachliche Darstellung erreicht worden ist.

[1]) M. Martna, Estland, die Esten und die estnische Frage. Olten 1919, Trösch.

[2]) Die Republik Eesti (Estland). Reval-Berlin 1926, G. Neuner in Komm.

[3]) Estland. Volk, Kultur, Wirtschaft. Hrsg. vom Direktor des staatlichen statistischen Zentralbüros A. Pullerits. Tallinn (Reval) 1931. 356 S.

Als das größte Werk über ein Teilgebiet der baltischen Geschichte aus deutscher Feder darf wohl die Arbeit Alexander von Tobiens, „Die livländische Ritterschaft in ihrem Verhältnis zum Zarismus und russischen Nationalismus“[1]), gelten. Ja, wenn man das überaus große, der Arbeit zugrundeliegende Material in Betracht zieht, wird man das Werk mit Recht als ein monumentales bezeichnen dürfen. Aber auch der Zweck ist in gewissem Sinne ein monumentaler, sollte es doch ein Denkmal sein für eine nunmehr vernichtete, im Laufe der Geschichte heftig angegriffene und dennoch machtvolle und lebenskräftige ständische Korporation, die auf exponiertem Posten an der Grenze zweier Kulturkreise, in ungeheuer komplizierten Verhältnissen eine große kulturpolitische Mission erfüllt hat, trotz mancher Fehler, die nicht verschwiegen werden. Gewiß ist Tobien der „Offiziosus“ der livländischen Ritterschaft und betrachtet die Dinge aus dem Gesichtswinkel des betont konservativ-aristokratischen baltischen Großgrundbesitzers. Daß dadurch eine gewisse Einseitigkeit bedingt ist und den nationalen Ambitionen der Esten und Letten nicht immer das volle Verständnis entgegengebracht wird, ist erklärlich, und dabei ist das Werk doch weit davon entfernt, eine tendenziöse Darstellung zu sein, im Gegenteil, mit anerkennenswertem Freimut und offenem Blick werden auch die Fehler und Unterlassungen der ritterschaftlichen Politik festgenagelt und kritisiert.

Zwei Grundgedanken sind es vor allem, die wie ein roter Faden sich durch das ganze Werk hindurchziehen und ihm ihren Charakter geben: 1. die livländische Ritterschaft vertrat als gesetzmäßig anerkannte Vertretung des ganzen Landes nicht Standes- sondern Landesinteressen, und 2. der Vorwurf, die Ritterschaft habe in engem Standesegoismus es nicht verstanden, durch Heranziehung der Esten und Letten zur Verwaltung und durch Schaffung einer allständischen Vertretung mit der Zeit mitzugehen und eine Ausgleichung der nationalen Gegensätze herbeizuführen, ist unberechtigt, denn der vorhandene Reformwille der Ritterschaft stieß stets auf den Widerstand der russischen Regierungsbürokratie, in deren Interesse die künstliche „Versteinerung der Verfassung“ lag, weil sie, um ihre „Divide et impera“-Politik durchzuführen, die nationalen Gegensätze im Baltikum wacherhalten wollte, sich dabei aber doch stets auf das konservative Element des baltischen Adels und dessen Selbstverwaltungsorgane stützte. Bedingt ist diese Zuspitzung des ganzen Werks auf diese Fragen natürlich durch die heftigen

[1]) Alexander von Tobien. Die livländische Ritterschaft in ihrem Verhältnis zum Zarismus und russischen Nationalismus. Band I. Riga 1925, Löffler. 523 S. — Band II. Berlin 1930, Walter de Gruyter. 412 S. Preis ℛℳ 44,—.

Angriffe, denen die ritterschaftliche Politik besonders von estnisch-lettischer Seite ausgesetzt gewesen ist; das Werk erhält dadurch allerdings einen apologetischen Charakter. Seinen äußeren Aufbau und vor allem die Gliederung des Stoffes wird man schwerlich als sehr glücklich bezeichnen können. Schon der Ausdruck „Zarismus" im Titel befremdet den Kenner der Landesverhältnisse, bezeichnet doch dieser moderne Ausdruck nur das spezifisch russische autokratische Regierungssystem mit seinen schlechten Begleiterscheinungen, gegen die zaristische Autokratie als solche hat aber die livländische Ritterschaft nie gekämpft, worauf mit Recht W. Wuffius bei einer Rezension in der „Baltischen Monatsschrift" aufmerksam gemacht hat. Die komplizierte und mehr oder weniger zufällige, wenig organische Gliederung des Stoffes erschwert die Übersicht und hat viele Wiederholungen und Überschneidungen zur Folge. Auch kann der überaus stark gefühlsbetonte Stil in seinen bald scharf polemischen, bald dem panegyrischen nahekommenden Nuancen in einem streng wissenschaftlichen Werk leicht als unsachlich empfunden werden, doch man empfindet es jedenfalls — der Autor steht mit ganzer Seele und mit seinem ganzen Gefühl hinter dem, was er schreibt!

In überaus gründlicher Art werden alle Zweige des staatlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens, sofern es noch dem Einfluß der Ritterschaft unterstand, behandelt, nur einzelne seien hier gestreift. Bei Behandlung der Kirchenpolitik muß T. es als schweren Fehler anerkennen, daß die Ritterschaft und das Konsistorium das Landvolk nicht aus„ den Fesseln des Patronats" befreit haben. Mit Liebe wird das Volksschulwesen geschildert, dieses vielleicht „stärkste Aktivum" in der ritterschaftlichen Politik, stets ist die Ritterschaft als Vertreterin aller Schichten des Landes mannhaft für die Erhaltung des muttersprachlichen Unterrichts in der Volksschule eingetreten, gegen alle russifizierenden Tendenzen der Regierung, das Mittelschulwesen aber wurde gleichfalls durch das Prinzip charakterisiert „nicht Sorge für die adlige Jugend, sondern für die Jugend aller Stände!" Betreffs der Universität Dorpat bezweifelt der Verf. im Hinblick auf die spätere Russifizierung den Nutzen der Verstaatlichung der ritterschaftlichen Universität, eine Stellungnahme, deren Berechtigung doch sehr problematisch erscheint, und der Einstellung der estnischen und lettischen Nationalisten zur völlig germanisierten Universität Dorpat von 1918 wird der Verf. nicht gerecht, wenn er sie mit dem Ausdruck „fanatisch" abtut. Der Kampf für die Rechte der estnischen und lettischen Sprache wird sonst stets ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Ritterschaft bleiben. Die zahlreichen Reformpläne und -projekte der Ritterschaft betr. die Umgestaltung der Landesverfassung werden gründlichst untersucht

und die liberalen Landtagspolitiker als weitsichtige Männer gebührend gewürdigt. Es liegt eine Tragik in dem vergeblichen Bemühen dieser ihrer Zeit weit vorauseilenden Männer, die das Verderben kommen sahen, die Mittel erkannten, um es zu bannen und doch nicht helfen konnten. Die ungeheure Kompliziertheit der Stellung der Ritterschaft innerhalb der sich überschneidenden Interessen der russischen Autokratie, des demokratischen russischen Nationalismus und des Nationalismus der aufstrebenden indigenen Völker tritt dabei deutlich zutage.

Der 5 Jahre nach Erscheinen des ersten Bandes erschienene zweite bringt eingangs eine übersichtliche, wenn auch stark offiziös-apologetische Darstellung der livländischen Agrargeschichte. Ausdrücklich wird betont, daß die Lage der Bauern im ostelbischen Deutschland schlechter gewesen sei als in Livland. Die Kritiken, welche an den baltischen Agrarzuständen wegen der Landlosenfrage geübt werden, werden vom Verf. abgewiesen und die angebliche Vortrefflichkeit der baltischen Agrarverhältnisse u. a. mit einem Urteil von Prof. O. Hoetzsch belegt. Allerdings wird zugegeben, daß das Landlosenproblem betr. der größte Teil der Großgrundbesitzer „quietistisch" gesinnt gewesen sei, Reformpläne hätten dennoch bestanden. Als kluger und politischer Schritt des Adels wird vor allem die Grundsteuerreform gewürdigt. Bei der Schilderung des Entstehens der nationalen Bewegung unter den Letten und Esten wird den Herrnhuter Brüdergemeinden ein großer, früher wenig beachteter Einfluß zugesprochen. Ein schweres Unglück für das Baltikum ist es gewesen, daß stets eine vierte, fremde Macht das Zusammenleben der baltischen Stämme gestört hat. Die Periode nach dem Weltkriege und die Entstehung der baltischen Staaten mit ihren noch zahlreichen Unklarheiten wird durchaus vorsichtig behandelt, wenn aber die Loslösung von Rußland und der Anschluß an das Deutsche Reich als nicht „nur von den Deutschen, sondern auch von den Letten und Esten heißersehntes Ziel" dargestellt wird, so wird man dieses — milde gesagt — nur als eine Illusion bezeichnen können. Auch über den zwangs- und nicht zwangspolitischen Charakter der Beschlüsse des Landesrats (betr. seine estnischen und lettischen Glieder) wegen des Anschlusses an Deutschland wird man wohl auch verschiedener Ansicht sein können. Mit diesen Ereignissen tritt der Autor schon aus dem Rahmen der Überschrift seiner Arbeit hinaus, er leert aber den bitteren Kelch noch bis zur Neige und gibt eine Darstellung der lettischen Agrarreform und der Aufhebung der Ritterschaft. Die lettischen Argumente für die Agrarreform, die „Sühne" und „Wiedergutmachungstheorie" werden in würdiger Weise als das dargestellt, was sie sind: unhistorische, wissenschaftlich unhaltbare Phrasen.

Als kurze Gesamtdarstellung der Geschichte Lettlands mag hier noch die kleine Broschüre „Lettland" von W. Wulffius[1]) Erwähnung finden, die wohl als Gegengewicht gegen die lettischen Darstellungen gedacht ist und als solche ihre Berechtigung und Bedeutung hat, in ihrem starken Konservativismus aber, der in einzelnen Punkten mit den Resultaten der allerneuesten Forschung nicht mehr ganz im Einklang stehen dürfte, doch auch wohl ein wenig über das Ziel hinausschießt. Daß bei der Durchführung der Güterreduktion „der Landtag nicht gefragt wurde", ist z. B. mißverständlich, ist es doch bekannt, daß Karl XI. diesem mehrfach Reduktionsprojekte hat vorlegen lassen und diese mehrmals modifiziert hat, nur die strikte Weigerung der Ritterschaft überhaupt, in irgendeine Reduktion zu willigen, veranlaßte ihn schließlich zu Gewaltmaßnahmen. Die krasse Formulierung, die griechische Geistlichkeit habe die Bauern zum Übertritt gelockt, durch die trügerische Verheißung: wer den Glauben des Kaisers annehme, werde Land erhalten", stimmt in dieser Form für die behandelte erste Periode in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht, was allerdings erst durch Forschungen der allerletzten Jahre erwiesen sein dürfte. Bei der Schilderung der Agrarreformen wird man es endlich als ungerecht empfinden, daß der Initiative der russischen Regierung (besonders 1765, Katharina II.) gar keine Erwähnung getan wird, sondern dem Adel das alleinige Verdienst zugeschrieben, im allgemeinen gibt das Bändchen aber auf 43 Seiten einen guten Überblick.

Diese Fragen leiten uns hinüber zu dem Forschungsgebiet, auf dem in der letzten Zeit wohl am meisten und auch am produktivsten gearbeitet worden ist, zu der

AGRAR-, SIEDLUNGS- UND SOZIALGESCHICHTE.

Es ist dieses wohl auch das Gebiet, auf dem die Ansichten der deutschbaltischen und der estnisch-lettischen Forscher am stärksten auseinandergehen. Erfreulicherweise hat jedoch die sachliche und exakte Forschung der letzten Jahre doch dazu beigetragen, diese Differenzen ein wenig zu mildern und vor allem die oft erwähnten „Raub"- und „Vergewaltigungstheorien" der estnisch-lettischen Publizistik als unhaltbar bzw. als entstellt erwiesen.

Von den deutschen Agrarhistorikern der alten Generation hat sich A. v. Transehe-Roseneck, neben Tobiens und Bruiningk der namhafteste baltische Agrarhistoriker, nochmals zur Frage der

[1]) W. Wulffius. Lettland. Ein geschichtlicher Rückblick. Riga 1925, Löffler. 43 S.

Entstehung der Schollenpflichtigkeit in Livland[1]) geäußert. Der Aufsatz soll als Ergänzung und Vervollkommnung des 1890 erschienenen Werkes des Verf. „Gutsherr und Bauer" dienen, dennoch dürften heute auch schon einige hier geäußerte Ansichten als überholt gelten. T. warnt eingangs vor der Verwendung zeitlich undatierbarer, rein lyrischer Volkslieder zur Beurteilung von Agrarzuständen, wie es die lettische Forschung tut. Hinsichtlich des Kulturniveaus, der sozialen Gliederung und der Entwicklung des Ackerbaues bei den baltischen Eingeborenen zur Zeit der deutschen Eroberung zeigt T. einen Grad von Skepsis, der heute nicht mehr in vollem Umfange berechtigt sein dürfte. So hat Johansen in seiner Untersuchung „Siedlung und Agrarwesen der Esten im Mittelalter" u. a. überzeugend nachgewiesen, daß die Ackerwirtschaft bei den Esten des 13. Jahrh. auf einer weit höheren Stufe gestanden habe als der von Transehe angenommenen „vorübergehenden Nutzung herrenlosen Landes" (Brennwirtschaft). Der Bauer behält ein erbliches Nutzungsrecht am Boden, die hofrechtliche „Gewēre", und kann sogar sein Land verkaufen, hat also ein „besseres Erbrecht" als die Lehnsleute. Von der Belehnung Indigener spricht T. nicht. Ferner wird nachgewiesen, daß die Vasallen von Hause aus die höhere und niedere Gerichtsbarkeit erhalten hätten. Die Gutshöfe entstehen meist auf „wüsten (d. h. unbesetzten) Haken", später auch durch Kauf, Rodung und Erbfall, Übergriffe und Bauernlegen sind selten. Die großen Eingeborenenaufstände des 14. Jahrh. betrachtet T. in erster Linie als Nationalerhebungen, nicht als Agrarunruhen. Die Entstehung der Schollenpflichtigkeit wird vor allem auf die Schulden, die gutsherrlichen Vorschüsse, zurückgeführt, die angeblichen Bauernverkäufe sind in vielen Fällen nur Ersatz von Ansprüchen des früheren Herrn durch den neuen Herrn des Bauern. Im 15. Jahrh. kann nach Ansicht des Verf. von Schollenpflichtigkeit noch keine Rede sein, es herrscht vielmehr das Prinzip „Schuld oder Mann"; wenn der Bauer seinen Verpflichtungen nachgekommen ist, kann er ziehen. Dieser Grundsatz wird aber zu Anfang des 16. Jahrh. aufgegeben, der Bauer wird zum „lassitischen Zeitpächter" — eine Ansicht, die vom lettischen Forscher Schwabe in seinem Werk „Grundriß der Agrargeschichte Lettlands" mit Erfolg angegriffen worden ist. Die Veränderung der Kriegsverfassung, die im 15. Jahrh. den Ritter zum Gutsherrn gemacht und dadurch die Lasten des Bauern erhöht hat, hat für Livland keine Bedeutung, der livländische Ritter ist materiell durch sein großes Territorium ge-

[1]) A. v. Transehe-Roseneck, Die Entstehung der Schollenpflichtigkeit in Livland, in Mitteilungen aus der livländischen Geschichte Bd. 23, Jahrg. 1924—1926, Riga, Kymmel.

sichert, er bleibt Grundherr und wird noch nicht zum Gutsherrn. Die Schollenpflichtigkeit des 16. Jahrh. ist nur eine wirtschaftliche Entwicklungsstufe, kein Rechtszustand.

Als kurzer und doch wissenschaftlichen Anforderungen vollkommen genügender Überblick über die Agrarentwicklung Livlands und Kurlands vom 13. Jahrh. bis zu den großen Umwälzungen der Nachkriegszeit sei hier genannt die Dissertation von Hamilcar Baron Foelkersahm: „Die Entwicklung der Agrarverfassung Livlands und Kurlands und die Umwälzung der Agrarverhältnisse in der Republik Lettland."[1]) F. gibt zuerst eine objektive, knappe und gute Übersicht der Agrarverhältnisse zur Ordenszeit und weist das Märchen vom Landraube zurück, deswegen kann auch die Agrarreform nicht als „Wiedergutmachung" gelten. Die Besetzung „wüster Haken" durch den Gutsherrn kann nicht als „Usurpation" und als „historisches Unrecht" angesehen werden. Die unerquicklichen Zustände des 18. Jahrh. sind allerdings etwas zu theoretisch dargestellt, die vielen praktischen Mißstände werden nicht erwähnt. Betr. die Bauernbefreiung ohne Landzuteilung von 1819 wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Lage der Knechte durch die Freizügigkeit erleichtert wurde. Entgegen den Behauptungen vieler lettischer Autoren werden die Kaufpreise für den Freikauf der Bauernlandstellen als „niedrig", weil unter dem Marktpreise liegend, bezeichnet. Betr. die Bauernemanzipation wird eine interessante Parallele zwischen Livland und Dänemark-Schleswig-Holstein gezogen, die aber nicht wie Livland zum Eigenbesitz, sondern bloß zur Erbpacht gelangen. Als Fehler der livländischen Agrargesetzgebung des 19. Jahrh. wird anerkannt, daß der Landarbeiterstand keinen sozialen Rechtsschutz erlangt habe, diese Frage sei aber erst später akut geworden. Die große Arbeit der Arrondierung und Zusammenlegung der zerstreut liegenden Anteile des Bauernlandes („Streulegung") wird gebührend gewürdigt. Durch Prüfung der Berufsstatistik von 1881 kommt F. zum Ergebnis, auf jeden Grundbesitzer entfielen zwei unselbständige Arbeiter, dieses Verhältnis aber kann „günstig genannt werden". Betr. die Beurteilung der Verteilung des Grundbesitzes wird darauf aufmerksam gemacht, daß „vom sozialpolitischen Gesichtspunkt" nur von der Verteilung des landwirtschaftlich genutzten Landes auszugehen sei. Eine Einbeziehung von Wald und Unland führt zu falschen Schlüssen, da diese nicht als Siedlungsland in Frage kommen. Auch das deutsche Reichssiedelungsgesetz

[1]) Hamilcar Baron Foelkersahm, Die Entwicklung der Agrarverfassung Livlands und Kurlands und die Umwälzung der Agrarverhältnisse in der Republik Lettland. Greifswalder staatswissenschaftliche Abhandlungen, hrsg. v. W. Ed. Biermann und W. Kähler. Greifswald 1923, Ratsbuchhandlung L. Bamberg. 146 S.

geht von diesem Standpunkt aus, die von verschiedenen Autoren unterlassene Scheidung hat zu Trugschlüssen geführt (zwei Drittel des Bodens Großgrundbesitz, ein Drittel Kleingrundbesitz!). Ein großer Teil des Gutslandes hätten Bauern in Pacht gehabt, in Livland sei das von Bauern genutzte Land zuletzt auf 77 % der landwirtschaftlichen Fläche gestiegen! Weitere Reformen in Richtung der Abschaffung der Privilegien der Rittergüter seien geplant gewesen. Des weiteren wird die technische Überlegenheit des landwirtschaftlichen Betriebes des Großgrundbesitzes in der modernen baltischen Landwirtschaft und Viehzucht erläutert, die Behauptung der lettischen Publizistik, der Großgrundbesitz wirke kulturfeindlich, wird abgewiesen, denn die ganz großen Güter Livlands liegen in dem Verkehr wenig erschlossenen Gegenden, wo der Wald keinen Wert hatte.

Der weitaus größte Teil der Arbeit ist jedoch der Analyse der lettischen Agrarreform als solcher gewidmet. Als bezeichnend für den nationalpolitischen Kampfcharakter dieses mit brutalem Radikalismus durchgeführten Gesetzes wird u. a. darauf aufmerksam gemacht, daß nicht nur der deutsche Großgrundbesitz, sondern auch der der nach 1905 angesiedelten deutschen Bauern der Enteignung verfiel! Die „Entschädigung", die auf etwa $\frac{1}{200}$ des Vorkriegswertes hinausgelaufen wäre, wird in das richtige Licht gerückt und das Gesetz als das dargestellt, was es ist — eine Konfiskation. Als geistige Grundlage der Reform werden der russische Agrarsozialismus und der agressive Nationalismus der jungen Völker erkannt, die „Wiedergutmachung"s-Argumentation der estnisch-lettischen Publizistik, im einzelnen als unhaltbar widerlegt und ihr letzter verleumderischer Vorwurf des Landesverrats als unwahr abgewiesen, was die zahlreichen resultatlosen Hochverratsprozesse bezeugen. Endlich wird die ganze Reform treffend mit den Worten eines lettischen Landwirtschaftsministers charakterisiert: die Reform müsse zu Ende geführt werden „obgleich sie wirtschaftlich schädlich sei, weil durch sie der fremdstämmige Gutsbesitzerstand des Landes den Todesstoß erhielte". Bezüglich der rechtlichen Seite wird dargestellt, wie für den ehemaligen Gutsbesitzer künstlich ein „schlechteres Recht" geschaffen wird, das ihn sogar hinter den Pächter stellt, von der wirtschaftlichen Seite wird die Notwendigkeit der Erhaltung des Großgrundbesitzes im Interesse der Wirtschaft erwiesen und die überstürzte Reform im einzelnen einer scharfen Kritik unterzogen. Zum Schluß werden noch die weitgehenden Siedelungsvorschläge der livländischen und kurländischen Ritterschaften gewürdigt. Die ganze Arbeit weist überzeugend nach, daß die Agrarreform mit wirtschaftspolitischen Argumenten in ihrer heutigen Form nicht zu verteidigen ist. Für die estländische Agrarreform mag hier auf die Arbeiten von

O. Bernmann[1]), G. Bogdanoff[2]) und von Tobien[3]) hingewiesen werden.

Als überaus wertvolle, grundlegende und exakte Darstellung der mittelalterlichen Agrarzustände Estlands ist es mir eine Freude, hier die Dissertation des aus dem Leipziger Institut für Kultur- und Universalgeschichte hervorgegangenen Koetzschke-Schülers Paul Johansen, z. Z. am Stadtarchiv zu Reval: „Siedlung und Agrarwesen der Esten im Mittelalter"[4]) anerkennend erwähnen zu können. Auf Grund methodisch exakter, sehr spezieller siedelungsgeschichtlicher Untersuchungen gelangt J. zum Teil zu neuen, überaus interessanten Resultaten, die im einzelnen geeignet sind, manche Schulmeinungen der älteren baltischen Geschichtsforschung stark zu modifizieren oder umzustürzen. Es ist erstaunlich, wieviel Neues noch aus der schon ausgiebigst „ausgebeuteten" Chronik Heinrichs von Lettland herausgearbeitet wird. Bei der Untersuchung des Verhältnisses zwischen den Eroberern und den Unterworfenen im 13. Jahrh. kommt der Verf. zu Ergebnissen, welche zeigen, daß die Kluft zwischen diesen keineswegs so tief gewesen ist, wie man früher geneigt war anzunehmen. J., der in seinen Urteilen stets sehr vorsichtig ist, neigt dazu, schon im 13. Jahrh. das Vorhandensein estnischer Gutsherrschaften anzunehmen, wofür die auffallend hohen Hakenzahlen einzelner „Gesinde" (Höfe) sprechen. Im 13. Jahrh. spielen die eingeborenen „Ältesten" noch eine Rolle, nach den Aufständen des 14. Jahrh. verlieren sie ihre Stellung, werden zum Teil ausgerottet, zum Teil zu Freibauern und kleinen Lehnsleuten, ein recht geringer Teil aber geht in die deutsche Herrenschicht über. Bisher sei ihre Zahl sehr unterschätzt worden. Der „Liber census Daniae", eine Katasterrolle für Estland aus der Mitte des 13. Jahrh., enthält 4% estnische Vasallen. Auch später lassen sich solche nachweisen, zwei noch heute blühende baltische Adelsgeschlechter gehen auf „Undeutsche" zurück, im 13. und 14. Jahrh. ist der Stand der kleinen „undeutschen" Lehnsleute sehr zahlreich. Bunges Ansicht, die Vasallen, die sich nach estnischen Ortsnamen nennen, seien durchgängig Deutsche, läßt sich nicht belegen. Auch in den Städten

[1]) O. Bernmann, Die Agrarfrage in Estland. Berlin 1920, Puttkammer & Mühlbrecht.

[2]) G. Bogdanoff, Die estnische Agrarreform ein Mittel zur Unterdrückung der nationalen Minorität. Berlin 1922, Baltischer Verlag und Ostbuchhandlung, i. Komm. bei Volckmar, Leipzig.

[3]) Alexander v. Tobien, Die Agrarrevolution in Estland. Berlin 1923, Balt. Verlag und Ostbuchhandlung. 51 S.

[4]) Paul Johansen. Siedlung und Agrarwesen der Esten im Mittelalter. Verhandlungen der Estnischen gelehrten Gesellschaft. Dorpat 1925, Mattiesen. 108 S.

ist das „undeutsche" Element stark, es lassen sich estnische bzw. livische Kaufleute in Reval und Riga nachweisen.

Auch die Gemeinfreien stehen aber in lehnrechtlichem Verhältnis zum Gutsherren, sie bilden in den einzelnen Dörfern eine Gemeinschaft „universitas", unter ihnen sind viele deutsche Handwerker, besonders Müller. Die Zahl der Sklaven ist bedeutend. Es folgt eine detaillierte Darstellung der Entstehung der Leibeigenschaft. Bis zum Ende des 15. Jahrh. wird die festgelegte bäuerliche Arbeitsleistung als „sehr gering" bezeichnet, dann beginnt die Verschlechterung der Lage und eine progressive schnelle Anspannung der Leistungen. Die Kriegswirren des 16. und 17. Jahrh. nivellieren die soziale Struktur des Bauernstandes vollkommen.

Die Dorfmarken sind Gemeinbesitz der Dörfer, Transehes Behauptung, „den Esten seien ‚kommunistische' Einrichtungen" fremd gewesen, ist unhaltbar. Die Gutsherren fördern zerstreute Siedelung, um das Volk leichter beherrschen zu können. Es folgen sehr spezielle Untersuchungen über Siedelungsformen und Flureinteilungen, die ich hier übergehe. Interessant für weitere Kreise sind noch die Abschnitte über den bäuerlichen Wirtschaftsbetrieb. Die Verbreitung der Dreifelderwirtschaft wird untersucht und der Versuch gemacht, die Wirtschaftsform der Esten bei Ankunft der Deutschen festzustellen. Dabei kommt J. zum Resultat, daß die Ansicht älterer Forscher, vor allem Transehes und Gernets, von der überaus primitiven Stufe dieses Ackerbaues einer „wilden Brennwirtschaft" oder einer Art „nomadischen Ackerbaues" ganz unverträglich ist mit der bekannten festen Besiedelung Estlands im 13. Jahrh. „Die Dörfer hätten wandern müssen", im Falle ihre Bewohner nur extensive Brennwirtschaft getrieben hätten, diese ist nur als Nebennutzung anzusehen. Das Wirtschaftssystem ist wohl die Zweifelderwirtschaft gewesen, was an der Hand der Flurkarten bewiesen ist, aus denen erhellt, daß das dritte Feld erst in deutscher Zeit angelegt wird. Sowohl Winter- als Sommerkorn sind bekannt, dafür spricht, daß das ganze Abgabensystem auf Kornablieferung basiert und der Roggen- und Weizenzehnte schon 1230 erwähnt wird. Es gäbe noch viel interessante Hypothesen zu erwähnen, wie z. B. die, welche die Einwanderung der estländischen Küstenschweden erst in die Zeit der deutschen Herrschaft verlegt. Sie seien als Schutz gegen estnische Seeräuber angesiedelt worden, was u. a. damit belegt wird, daß sich innerhalb des schwedischen Siedelungsgebietes Ortsnamen finden, die eklatant estnischen Ursprung zeigen, also auf frühere Besiedelung durch Esten schließen lassen.

Die Gründung der gutsherrlichen Höfe ist fast stets auf wüsten Dorfstätten erfolgt oder auf dem Lande ehemaliger Freigesinde.

„Dorfsprengungen gehören im Mittelalter in Livland zu den seltensten Erscheinungen", sie liegen damals auch nicht im Interesse des Gutsherrn.

Von demselben Autor werden wir wohl in Zukunft noch viele wertvolle siedlungs- und agrargeschichtliche Untersuchungen erwarten können. So soll in allernächster Zeit eine grundlegende Untersuchung über den oben genannten „Liber census Daniae", das wichtigste siedelungsgeschichtliche Dokument des Baltikums aus dem 13. Jahrh. erscheinen, von dem man bestimmt wertvolle neue Resultate wird erwarten können.

Als positivstes und noch relativ sachliches agrarhistorisches Werk aus lettischer Feder möchte ich hier nennen: A. Schwabe, Grundriß der Agrargeschichte Lettlands.[1]) Der Titel verspricht allerdings mehr, als er halten kann, es ist dauernd nur von der Agrarentwicklung Livlands die Rede und das ausschließliche Gewicht auf die Darstellung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse gelegt. Außerdem führt das Werk bloß bis 1819. Die Abschnitte vor allem über die Agrarentwicklung bis zum 19. Jahrh. sind jedoch durch ihre Sachlichkeit wertvoll. Allerdings bietet es große Schwierigkeiten, im Rahmen eines „Grundrisses" neue Forschungsergebnisse ausführlich gegen ältere Ansichten durchsetzen zu wollen, da es doch unmöglich ist, den ganzen wissenschaftlichen Apparat zu entfalten, und dadurch bisweilen der Eindruck entsteht, als seien einige Ansichten des Autors nur durch vereinzelte Daten mehr oder weniger zufälligen Charakters belegbar. Auch ist Johansens Einfluß unverkennbar. Durch seine Schilderung der mittelalterlichen Agrarentwicklung nimmt S. als sachlicher Wissenschaftler seinen weniger objektiven Landsleuten völlig die Grundlagen für ihre „Landraub"- und Vergeltungstheorien. Die Macht der Ältesten beruht seiner Ansicht nach — wie die der skandinavischen Bauernkönige — auf dem Sippenverbande. Interessante Schlaglichter wirft der Verf. auf die wirtschaftspolitische Bedingtheit der Route der deutschen „Kreuzzüge"; es habe vor allem zuerst gegolten, den Dünalauf, die große Handelsader nach Rußland, zu sichern. Das Land ist von den Eroberern offiziell durch Rechtsgeschäfte erworben worden, sie übernehmen dafür den Schutz gegen äußere Feinde, die früheren Fürsten werden zu Lehnsleuten und haben nur noch das dingliche Nutzungsrecht am Lande. Der Bauernbesitz hingegen ist dem Privatrecht, nicht dem Lehnsrecht unterworfen. Für von den Eroberern eingezogenes Land wird sogar den früheren Eigentümern Entschädigung gezahlt, dafür ausgestellte Quittungen sind erhalten (!). Die

[1]) A. Schwabe, Grundriß der Agrargeschichte Lettlands. Riga und Berlin 1930, B. Lamey und Verlag „Neues Vaterland". 347 S.

Bauern besitzen ihr Land als erbliches Privateigentum, erbloses Gut fällt aber an den Landesherrn. Die Ansichten Transehes, die Bauern hätten nur ein „erbliches Nutzungsrecht" gehabt und der bäuerliche Besitz sei in das „Lehnssystem eingegliedert gewesen", wird in überzeugender Weise abgewiesen, sie können ihr Land verkaufen und mit Schulden belasten! Die Frage der Voraussetzung der Ritterbürtigkeit zur Erlangung eines Lehens wird im Sinne Johansens und mit Berufung auf ihn gelöst. Später entsteht ein schlechteres Lehnrecht für Eingeborene. Transehes Versuch, die Entstehung von Gutshöfen erst in die Zeit um 1500 zu verlegen, wird an der Hand von einigem Urkundenmaterial als mißlungen dargestellt. Auch werden Urkunden angeführt, die beweisen, daß der Orden das Land für seine Wirtschaften nicht durch Enteignung, sondern durch gutwillige Übereinkunft mit den Bauern über gemeinsame Kultivierung der Wälder erwarb. Dennoch sind die meisten Gutshöfe auf früherem Bauernland entstanden, der größte Teil ist wohl als „erbloses Gut" oder „wüste Haken" nach Verödung durch Kriege oder Seuchen eingezogen worden. Es folgen interessante Schilderungen der bäuerlichen Selbstverwaltung und ihrer Einheit der „Wacke" sowie des bäuerlichen Wohlstandes und dann eine eingehende Darstellung der Entstehung der Schollenpflichtigkeit, die durch die Bauernschulden erklärt wird. Allmählich entwickelt sich die theoretische Präsumption, der Bauer sei eo ipso Schuldner des Gutes. Die Frage des Bauernverkaufes wird auch im Sinne Johansens eingehend erörtert. Für das 16. Jahrh. wird die Ansicht Transehes vom „Lassitenrecht" der Bauern als willkürliche juristische Konstruktion abgelehnt, die eine Übertragung preußischer Verhältnisse auf Livland sei, und nachgewiesen, daß auch im 16. Jahrh. der Bauer noch ein erbliches Nutzungsrecht an seinem Lande hat und sogar solches käuflich erwerben kann. Die Schollenpflicht habe sogar das Erbrecht gefestigt! Erst zu Ende des 16. Jahrh. entsteht die Auffassung, das ganze Land gehöre dem Gutsherrn und der Bauer sei „lebendes Inventar". Damals wird auch das Bauernlegen systematisch betrieben.

Interessant sind die Untersuchungen über die Ausmaße der Läuflingsbewegung im 17. Jahrh. S. kommt zum Resultat, daß in einzelnen Kreisen 50—70 % der Bauern Auswärtige gewesen seien, die Bewegung sei zu einer „Völkerwanderung" ausgewachsen. Verbreitet ist das sog. „Leydensystem", der vertragliche Freikauf der Bauern von der Frone gewesen. Bei der gerechten Würdigung der schwedischen Bauernschutzgesetzgebung wird festgestellt, daß diese den Bauern größere Rechte gab als die Verordnung von 1819. Anläßlich der Behandlung der dunkelsten Periode der gutsherrlich-bäuerlichen Beziehungen — des 18. Jahrh. — gerät S. bei der Be-

sprechung der einzelnen Rechtsdokumente in starken Widerspruch mit den deutschbaltischen Historikern und richtet bittere Anklagen gegen die Ritterschaft, vor allem wegen ihres mangelnden Reformwillens, der barbarischen Hauszucht, der Brautweinbrennerei und verschiedener anderer Mißbräuche. Die Bauernverordnungen vom Anfang des 19. Jahrh. und die Bauernbefreiung von 1819 werden dann zuletzt einer überaus scharfen und ins einzelne gehenden Kritik unterzogen, die angeblich idealen Motive bei diesen werden völlig abgestritten und ihre wirtschaftlichen Vorteile für den Adel dargelegt. Die Machenschaften des reaktionären Flügels des Adels werden scharf verurteilt und alle Mißbräuche aufgedeckt; daß dabei oft der unversöhnliche Feind des Adels, Samarin, zitiert wird, wirkt allerdings nicht vorteilhaft. In seiner abschließenden Kritik sagt der Verf.: „Die späteren Ereignisse beweisen, daß die Bauernbefreiung von 1819 nicht nur ein Verbrechen an der livländischen Bauernschaft, sondern vielmehr ein schicksalschwerer Fehler war, an dessen negativen Folgen die Agrarverhältnisse Livlands noch ein ganzes Jahrhundert krankten." Daß die Befreiung ohne Landzuteilung tatsächlich ein Fehler war, wird auch von allen deutschbaltischen Historikern zugegeben, um so wesentlicher wäre es gewesen, durch Fortführung des Werkes zum mindesten bis 1860 zu zeigen, in welcher Weise sich der Adel bemüht hat, diesen Fehler wieder gutzumachen, und wie er durch seine weiteren Reformen die Grundlagen für einen lebensfähigen Bauernbesitz schuf. Warum Schwabe seine Schilderung aber gerade mit dem Jahre 1819 und einem düsteren Ausblick in die Zukunft abschließt — die Beantwortung dieser Frage sei dem Leser überlassen! Bei der Lektüre des Werkes gewinnt man den Eindruck, als ob in der Seele des Verf. der Wille zur Objektivität und das nationale Ressentiment einen heftigen Kampf ausfechten, wobei sich der Sieg immer mehr dem letzteren zuneigt, je näher wir der Gegenwart kommen.

Dieser Forscher hat eine große Produktivität entwickelt, die meisten seiner anderen Werke sind jedoch in lettischer Sprache erschienen. Zur Information Westeuropas hat er allerdings noch eine „Courte histoire agraire de la Lettonie" herausgegeben, in der er leider seine Bemühungen um Objektivität anscheinend endgültig aufgibt, so daß Baron Fircks in der „Baltischen Monatsschrift" vorschlägt, dieses Werk lieber „Les Crimes des Boches dans l'histoire agraire de la Lettonie" zu nennen.

Eine überaus aufschlußreiche, grundlegende Arbeit ist im Jahre 1931 aus der Feder des jungen estnischen Forschers Juhan Vasar über die vielumstrittene, in ihrer Bedeutung und ihren Folgen weit aus dem engen Rahmen der speziell baltischen Geschichte heraustretende, große livländische Güterreduktion in den

Jahren 1681—1686 erschienen.[1]) Eingangs gibt V. einen eingehenden Überblick über die bisherige Behandlung der Frage, bei der es sich bekanntlich um eine Teilepisode des großen Kampfes der absoluten Monarchie mit dem aristokratischen Ständestaat handelt, und über den heutigen Stand der Forschung. Er kommt dabei zum Schluß, daß trotz des großen historischen Abstandes, den man heute zu der Frage hat, der Meinungsstreit der beiden Parteien, der schwedischen und der deutschbaltischen, ein ebenso heftiger und von Gefühlsmomenten beeinflußter sei, als ob das Ereignis nur kurze Zeit zurückliege. Ein Fortschritt sei nicht zu verzeichnen, da jede Partei fest an ihrer Ansicht festhalte, im Grunde ohne sich die Mühe zu nehmen, das Problem gründlich zu durchforschen. Bei diesem Meinungsstreit handelt es sich vor allem um die Rechtsfrage, ob der König von Schweden berechtigt war, die Reduktion auf Grund schwedischer Reichstagsbeschlüsse ohne Zustimmung des livländischen Landtages auf Livland auszudehnen und ob er ferner das Recht hatte, Güterdonationen seiner Vorgänger rückgängig zu machen. Eine Lösung der Rechtsfrage gibt Vasar allerdings nicht, er ist vielmehr bestrebt, festzustellen, ob die deutschbaltische Geschichtschreibung Anlaß hat, die Reduktion als ein brutales Unrecht darzustellen, welches den Adel angeblich materiell ruiniert habe. Diese Frage sucht der Verf. zu beantworten, indem er auf Grund umfassender Archivstudien in Stockholm und Riga zu erweisen sucht, wie groß der Umfang der verschiedenen, vom König der Ritterschaft vorgelegten Reduktionsprojekte gewesen sei und ein wie großer Verlust dadurch dem Adel erwachsen wäre. Dabei kommt V. zum Schluß, daß die Ritterschaft durch die schroffe Ablehnung aller Reduktionsvorschläge des Königs, durch fortgesetzten passiven Widerstand ohne jegliche wirksame Abwehrmaßregeln und durch ihr starres Beharren auf dem Privilegienstandpunkt politisch sehr unklug gehandelt und viele günstige Chancen zum Einlenken verpaßt habe. Durch ein solches wäre sie laut Berechnungen des Verf. mit einem Verluste von 22—29 % ihres Güterbesitzes davongekommen, infolge ihrer Unnachgiebigkeit habe sie schließlich fast 80 % verloren. Auch sei die Ritterschaft sehr undiplomatisch vorgegangen, indem sie zuerst beim König die Reduktion der sehr ausgedehnten, schwedischen Großen gehörigen „Starosteien" angeregt habe, selber aber dabei entschlossen gewesen sei, Eingriffe in ihren Besitz nicht zu gestatten. Im Laufe der Arbeit führt der Verf. mehrmals Polemiken mit der deutschbaltischen Geschichtschrei-

[1]) Juhan Vasar, Die große livländische Güterreduktion. Die Entstehung des Konfliktes zwischen Karl XI. und der livländischen Ritterschaft in den Jahren 1680—1684. Tartu (Dorpat) 1931. Krüger.

bung, wahrt jedoch den sachlichen Standpunkt und landet auch nicht auf dem typisch schwedischen, zumal er ja die Lösung der Rechtsfrage vermeidet. Eine erschöpfende Behandlung des Problems wäre allerdings erst bei staatsrechtlicher Klärung dieser und bei Fortführung der Untersuchung über das Jahr 1684 hinaus möglich. Im allgemeinen muß anerkannt werden, daß das Werk die vielbesprochene, aber in ihren Einzelheiten und in ihrer Entstehungsgeschichte bisher nicht gründlich erforschte Frage doch in einem wesentlich neuen Lichte erscheinen läßt.

Als großer Vorzug für die Forschung als auch für den Forscher selbst ist es zu werten, daß das Werk in deutscher Sprache erschienen ist, leider hat sich bisher der größte Teil der estnischen Forscher dieser Erkenntnis verschlossen und mehrere größere Werke, die auch ein allgemeineres Interesse beanspruchen könnten, nur in estnischer Sprache erscheinen lassen. Die Mängel dieser Tatsache sucht man bisweilen durch Anfügen eines deutschen Resumees am Schluß auszugleichen, dieses ist z. B. der Fall bei der 1931 erschienenen Arbeit des Dorpater Extraordinarius für baltische und nordische Geschichte H. Kruus über „Die Bauernbewegung in Süd-Estland in den 40er Jahren des 19. Jahrh."[1]), die bekanntlich in die große Konversionsbewegung der griechischen Kirche ausmündete. K. stellt fest, daß in der Frage der Gründe dieser Bewegung sich die lutherisch-deutsche und die orthodox-russische Ansicht in voreingenommener Weise schroff gegenüberstehen, das Material sei aber von keiner der Parteien wirklich gesichtet worden. Erstere bezichtigt bekanntlich die griechisch-orthodoxe Kirche der skrupellosen Propaganda unter Vorspiegelung materieller Vorteile, letztere bestreitet diese energisch und führt die Übertritte auf ein gesteigertes religiöses Bedürfnis bei den Volksmassen zurück. Kruus sucht durch starkes Betonen des wirtschaftlich-sozialen Faktors eine Synthese zwischen diesen extrem entgegengesetzten Auffassungen zu finden. Er sieht den Ursprung der Bewegung vor allem in der agraren Misere, die durch das Prinzip der freien Pachtverträge und das ausschließliche Verfügungsrecht des Adels über den Grund und Boden sowie durch schwere Mißernten bedingt gewesen sei. Das Gerücht, im Inneren des Reichs „sei Land zu haben", sei nicht von der griechischen Geistlichkeit ausgesprengt worden, sondern auf unkontrollierbare Art unter dem verzweifelten Landvolke entstanden und auf Grund von „Massenautosuggestion" epidemieartig verbreitet worden. Das Volk habe sich zuerst an die Staatsgewalt ge-

[1]) Hans Kruus, Talurahva käärimine lõuna Eestis XIX sajandi 40dail aastail. Mit einem Referat: Die Bauernbewegung in Süd-Estland in den 40er Jahren des XIX. Jahrh. Tartu (Dorpat) 1930. XVI + 463 S. 2 Karten.

wandt, und erst als diese zu Repressalien griff, an die orthodoxe Geistlichkeit. Die Bewegung habe den Erfolg gehabt, daß der Adel die Notwendigkeit agrarer Reformen eingesehen habe. Die eigentliche Konversion habe erst 1845 begonnen, und zwar in Kreisen der von der lutherischen Landeskirche bedrückten Herrnhuter, die Werbung russischer Geistlicher durch Vorspiegelung irdischer Vorteile, von Landzuteilung usw. sei eine Fiktion, die keine Belege habe! Solche Versprechungen seien nirgends nachweisbar — eine Behauptung, die in ihrer ganzen Schärfe wohl nicht annehmbar ist. Hierzu bietet die kleine, weiter noch zu besprechende Broschüre von Stephany, „Konversion und Rekonversion" einige Ergänzung, u. a. einen Fall von Vorspiegelung weltlicher Vorteile aus Ösel. Im allgemeinen trifft jedoch Kruus bestimmt das Richtige, wenn er die Bewegung im Grunde als rein soziale charakterisiert, die in erster Linie „Land und Befreiung von der Frone" verlangt und bei der russischen Staatsgewalt bzw. Staatskirche gegen die örtlichen Machthaber — die Gutsbesitzer — Hilfe gesucht habe, um irgendwie aus der Misere heraus und zu einem besseren Dasein zu kommen. Auf dem Gebiete der

STÄDTE-, WIRTSCHAFTS- UND HANDELSGESCHICHTE

ist in der letzten Zeit recht viel gearbeitet worden. Es ist leider nicht möglich, hier alle Veröffentlichungen eingehend zu würdigen.

Über Riga ist viel geschrieben worden, so z. B. von O. Hollander über „Riga im 19. Jahrh."[1]), von Jensch, „Rigas Handel im 17. Jahrh."[2]), vom Rektor des Herder-Institutes Klumberg über „Die Auswirkungen der Kontinentalsperre auf Riga"[3]) und viele andere kleine Aufsätze.

Reval steht dahinter nicht zurück. Zwei größere Veröffentlichungen dürften größere Aufmerksamkeit verdienen: 1. Die „Geschichte der Revaler Schwarzenhäupter"[4]), einer typisch livländischen, betont militärisch-repräsentativen Korporation unverehelichter Kaufleute, die im Leben der Stadt eine bedeutende Rolle gespielt haben. Den Namen führen sie nach ihrem Wappen-

[1]) O. Hollander, Riga im 19. Jahrhundert. Ein Rückblick. Riga 1926, Löffler.

[2]) Georg Jensch, Der Handel Rigas im 17. Jahrh. Ein Beitrag zur livländischen Wirtschaftsgeschichte in schwedischer Zeit. Mitteilungen aus der livländischen Geschichte, hrsg. von der Ges. für Geschichte u. Altertumskunde zu Riga. 24. Band, 2. Heft. Riga 1930, Kymmel. 146 S.

[3]) W. Klumberg, Die Auswirkungen der Kontinentalsperre auf Riga. Abhandlungen der Herder-Ges. u. des Herder-Instituts zu Riga. Riga 1929, Löffler.

[4]) F. Amelung u. G. Baron Wrangell. Geschichte der Revaler Schwarzenhäupter. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Kaufmanns im Osten. Reval 1930, Wassermann. 445 S.

bilde, dem Mohrenkopf ihres Schutzpatrons, des heiligen Mauritius. Ihre Blütezeit fällt in das 16. Jahrh., in die Zeit des großen Russenkrieges, als sie bei der Verteidigung der Stadt eine rühmliche Rolle spielten. Später beschränkte sich ihre Tätigkeit immer mehr auf gesellschaftliche und repräsentative Veranstaltungen. 2. Das älteste Bürgerbuch der Stadt Reval von 1409—1624.[1])

Dorpat ist in einem großen estnischsprachigen Sammelwerke „Tartu"[2]) mit deutschem Referat behandelt worden, in dem auch die Geschichte der Stadt gebührende Berücksichtigung findet.

Als interessante Arbeit auf wirtschaftsgeschichtlichem Gebiet sei hier gewürdigt: W. Eckert, Kurland unter dem Einfluß des Merkantilismus.[3]) E. macht eingangs auf die noch ungenügende Erforschung der kurländischen Geschichte, besonders vom wirtschaftshistorischen Gesichtspunkt, aufmerksam und verlangt eine gerechtere Würdigung des Merkantilismus, als sie in letzter Zeit üblich gewesen sei. Es handele sich bei ihm nicht um ein theoretisches System, sondern vielmehr um praktische „staatliche Machtpolitik mit finanziellen Mitteln". An der Hand reichen, zum Teil noch ungedruckten Materials wird dann mit starker Betonung, aber keineswegs unter einseitiger Berücksichtigung des rein wirtschaftlichen Moments eine Darstellung einer der interessantesten Perioden der baltischen Geschichte gegeben. Wir sehen einen hochstrebenden Fürsten am Werk, im Kampfe mit den größten inneren und äußeren Schwierigkeiten, als Pionier des Fortschritts seinem Ziel zustreben, durch wirtschaftspolitische Maßnahmen sein kleines, abgelegenes Ländchen zu einem blühenden, in sich gefestigten, „modernen" Staatswesen zu machen. Das Streben Herzog Jacobs als Vorkämpfer für die merkantilistisch-absolutistische Staatsidee gegen Rückständigkeit und ständische Beschränktheit geht letzten Endes auf die „Lösung der Souveränitätsfrage durch finanzielle Mittel" aus durch Erhöhung der Einnahmen des Fiskus. Hierzu gilt es aber erst vor allem, den Übergang von der Naturalwirtschaft, von der Produktion bloß zum eigenen Bedarf, zu der Geldwirtschaft und zum kapitalistischen Wirtschaftssystem zu vollziehen. Ein Vergleich Herzog Jacobs mit seinem Schwager und Vorbilde — dem großen Kurfürsten — ist verlockend und berechtigt, hat aber zu ungerechter Beurteilung Herzog Jacobs geführt. Infolge der Kleinheit des

[1]) Das älteste Bürgerbuch der Stadt Reval von 1409—1624. Hrsg. von O. Greiffenhagen. Publikationen des Revaler Stadtarchivs Nr. 6. Reval 1932. XIV + 174 S.

[2]) „Tartu". Koguteos („Dorpat", Sammelwerk). Tartu (Dorpat) 1929.

[3]) W. Eckert, Kurland unter dem Einfluß des Merkantilismus. Ein Beitrag zur Staats- und Wirtschaftspolitik Herzog Jacobs von Kurland. Hrsg. von der Ges. für Geschichte und Altertumskunde zu Riga. Riga 1927, Löffler.

Landes, der Unmöglichkeit, ein größeres Heer zu unterhalten, der ungünstigen Lage und der Beschränktheit der fürstlichen Machtmittel gegenüber dem Adel war er gar nicht in der Lage eine Politik zu treiben, wie Friedrich Wilhelm es konnte, gestützt auf sein starkes Heer und auf absolute Herrschergewalt. Auch die Kolonial- und Flottenpolitik Jacobs erscheint nur als Mittel zum Zweck der finanziellen Lösung der Souveränitätsfrage, sie darf nicht als phantastische Utopie abgelehnt werden, sondern ist aus dem Zeitgeist zu verstehen, auch ist es dem Herzog gelungen, das Handelsmonopol der Holländer in der Ostsee zu brechen, was an der Hand interessanter Statistiken über den Verkehr baltischer Schiffe, zum Teil noch unveröffentlichter Sundzollisten bewiesen wird. Im ganzen eine exakte, wertvolle und reichhaltige Arbeit.

Doch nicht nur als Wirtschaftspolitiker, auch als Mensch verdient Herzog Jacob Anteilnahme und Interesse. Seine „Autarkiebestrebungen" werden vielleicht auch das Interesse moderner Volkswirte wachrufen können. Zu bewundern ist aber vor allem sein unerschütterliches Streben und Festhalten an seinen Plänen trotz der schwersten Enttäuschungen. Die Mächte des Schicksals sind allerdings stärker gewesen als er, Dauerndes hat er nicht schaffen können, unendliche Mißerfolge und Enttäuschungen sind ihm zuteil geworden, doch wenn überhaupt, so läßt sich auf ihn das Wort mit Recht anwenden: „in magnis voluisse sat est".

Auf dem Gebiete der

KULTUR-, GEISTES- UND IDEENGESCHICHTE

rühren bisher die wertvollsten Arbeiten von Reichsdeutschen her. Nach dem Verlust der kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Herrscherstellung durchleben das Baltentum und mit ihm der alte baltische Sendungsgedanke heute eine Krisis. Die alten Ziele befriedigen viele nicht mehr, weil in den engen und schweren Lebensverhältnissen oft nicht mehr die Möglichkeit gesehen wird, diese Ziele zu erreichen, diesen Aufgaben gerecht zu werden. Und dennoch wird das Baltentum doch nur aus seiner historischen Vergangenheit Kraft und Ziele für die Zukunft finden können. Diesen Gedanken entwickelt auch die kleine Broschüre des bekannten Rigaer Historikers W. Wulffius, „Vom Sinn der livländischen Geschichte"[1]). In kurzen, prägnanten, bisweilen etwas idealisierend anmutenden Ausführungen, zeichnet hier der überaus konservativ eingestellte Autor unter starker Betonung der Abwehrstellung Livlands gegen Osten als Bollwerk westeuropäisch-germanisch-protestantischer Kultur ein

[1]) W. Wulffius, Vom Sinn livländischer Geschichte. Vortrag gehalten zum Jahresaktus der Herder-Gesellschaft zu Riga am 7. Sept. 1926. Riga 1926, Löffler. 16 S.

Bild der livländischen Geschichte, wobei der Kern livländischen Wesens und livländischer Staatsauffassung vorzüglich herausgearbeitet wird. Das Problem vom einzelnen und der Gemeinschaft wird hier gelöst. Freiheit durch Dienst, Unterordnung und doch innere Freiheit! Dienst — vor allem für das Land, sei es auch, daß dieses Landesinteresse oft dem des Landesherrn zuwiderzulaufen schien — das sind die wesentlichen Grundideen des livländischen staatlichen Denkens. Der korporativ-aristokratische Geist dieses Staatswesens führt zu einem ausgesprochenen Konservativismus, der auf „Erhalten" gerichtet ist, bei Achtung vor dem Werdenden. Dieser Aristokratismus hat aber auch seine Aufgabe — ein Bollwerk zu sein gegen die radikal-destruktiven Tendenzen von Osten. „Die fortschrittliche Anschauungsweise hat sich — zum Schaden des Landes — nicht immer durchsetzen können." „Livlands Schicksal ist es gewesen, fast stets in Verteidigungsstellung sich zu befinden"; „der Verteidiger aber muß auch fernerhin von der Gerechtigkeit seiner Stellung überzeugt sein, wenn er seiner Aufgabe gerecht werden will", hiermit trifft der Autor den Kernpunkt der heutigen deutschbaltischen Problematik. Vom selben Autor dürfen wir eine Arbeit über Carl Schirren mit Benutzung und Veröffentlichung seines Briefwechsels erwarten.

Als überaus wertvoller Hinweis auf ein interessantes Forschungsgebiet und als wertvolle Anregung zu weiterer Arbeit mag hier die Studie des lettischen Romanisten A. Spekke, „Alt-Riga im Lichte eines humanistischen Lobgedichts"[1]) genannt werden. Es läßt sich nicht abstreiten, daß die Arbeit in erster Linie philosophisch-literarhistorischen Charakter trägt, dennoch hat sie auch für den Historiker Wert. S. macht hier auf ein großes noch ungenutztes Material und auf ein neues lohnendes Forschungsgebiet aufmerksam, welches bisher wegen seines poetisch-unsachlichen Charakters über Gebühr mißachtet worden ist — auf die Erschließung der vielen humanistischen Texte, vor allem der Lobgedichte. Es gilt hier, einerseits diese Texte in den großen Zusammenhang des westeuropäischen Humanismus einzugliedern und damit den Zusammenhang Livlands mit westeuropäischen Kulturbewegungen zu illustrieren, andererseits aber das typisch Lokale auszuscheiden, wobei sich nach Entfernung poetisch-phantastischen Beiwerks auch für den Historiker noch wertvolles Material finden wird. Die Blütezeit des livländischen Humanismus ist eine kurze, er hat einen stark propagandistischen, für das Land werbenden Charakter. Das Werk enthält den Text des Lobgedichts mit einem wert-

[1]) A. Spekke, Alt-Riga im Lichte eines humanistischen Lobgedichts von 1595. (Encomium Rigae von Basilius Plinius.) Riga 1927, F. W. Häcker. 264 S.

vollen, überaus reichen Kommentar. Es handelt sich hier um wissenschaftliches Neuland, aber der Verf. eröffnet weite Ausblicke. „Ein Abglanz der Glut der südlichen schöpferischen Gestaltung der Natur fällt auch auf die Gestade des baltischen Meeres, hierdurch wird die Zugehörigkeit zum westeuropäischen griechisch-römischen Kulturkreis wieder bekundet". Bezeichnend ist, daß Riga im Gedicht als Vorburg westlicher Kultur gegen Asien gefeiert und als solche Wien zur Seite gestellt wird. Das Werk will nur eine kleine Vorarbeit sein, vom Autor können wir wohl eine Gesamtdarstellung des osteuropäischen Humanismus erwarten. Obgleich nicht deutschbaltischer Geistesarbeit entsprossen, sollen hier, wegen ihres außergewöhnlichen Gehalts, die Arbeiten zweier reichsdeutscher Gelehrter, Hans Rothfels und Heinrich Schaudinn, beide in Königsberg, anerkennende Erwähnung finden.

Hans Rothfels hat in der letzten Zeit sein lebhaftes Interesse der baltischen Ideengeschichte zugewandt und das Baltikum gründlich kennengelernt, er dürfte auch der einzige reichsdeutsche Historiker sein, der die baltische Geschichte speziell zum Gegenstande von Seminarübungen gemacht hat. Bei der Lektüre seiner Schrift „Reich, Staat und Nation im deutschbaltischen Denken"[1]) kann man wiederum die Erfahrung machen, daß es anscheinend einem außenstehenden Beobachter oft leichter fällt, die großen Entwicklungslinien der Geschichte eines Volks- bzw. Staatskörpers zu erfassen und die großen historischen Zusammenhänge und beherrschenden Ideen gestaltend darzustellen als den Gliedern dieses Volkskörpers selbst, die diesen mehr in intuitiv-unterbewußter, schicksalhafter Form unterworfen sind. Man hat als Balte seine Freude daran, mit wie feinem Blick und mit welch tiefem Verständnis die wesentlichen Züge baltischen politisch-nationalen Denkens hier erfaßt und dargestellt sind. Livland hat den tragischen Ruhm, „Schlachtfeld in Fragen höchster Politik zu sein". Es erfüllt zuerst seine Aufgabe als „Sperrblock" Westeuropas gegen den Osten, dann hängt von der „Winkelstellung in Livland" die Vorherrschaft im Nordosten ab. Schweden wird erst Großmacht, als es Livland gewonnen, und tritt von der politischen Weltbühne ab, als es dieses verloren. Mit seiner Gewinnung durch Rußland ist dessen Europäisierung entschieden — „Fenster nach Westen", zugleich „Eingangstor für den Westen nach dem Osten"! Doch diese äußeren Geschehnisse sind begleitet von einem inneren Ideenkampf, es kommt zum „Zusammenprall staatlicher Macht und nationaler Kultur" (Russifizierung). Der „Motor" der livländischen Staatsidee ist der germa-

[1]) Hans Rothfels, Reich, Staat und Nation im deutsch-baltischen Denken (Schriften der Königsberger gelehrten Gesellschaft, 7. Jahrg., Geisteswissenschaftl. Klasse, Heft 4). Halle (Saale) 1930. Niemeyer. 22 S.

nisch-korporative Geist — ihm sind Schwächen eigen, die aristokratische „Läßlichkeit", die Möglichkeit, das Eigeninteresse mit dem des Gemeinwesens zu identifizieren; das „Korrektiv" dagegen bildet die ehrenamtliche Dienstpflicht.

„Rußland wird aus einer asiatischen Großmacht zum europäischen Reich, als es (durch die Kapitulationen) den Rechtsgedanken anerkannte." Dieser und das persönliche Verhältnis zum Zaren binden die Balten an das „Reich", an die „petrinische Reichsidee". Ihr Feind ist die paradoxe Blutsverwandtschaft zwischen Absolutismus und Demokratie, die sich im Bündnis der Autokratie mit dem slawophil-nationalistischen Liberalismus wieder zeigt; es ist eine Vorfrucht der Revolution, die Russifizierung ein „Schlag gegen den Zaren" selbst. Der „Völkerkaiser" wird zum „prémier serviteur" des „génie national". Nach 1905 ist die Demokratie als gemeinsamer Gegner des Zaren und des Baltentums enthüllt. Der Begriff der „Nation" ist für den Balten ein „Humanitäts- und Bildungsbegriff". „Naturform und Kulturform" der Nationalität werden unterschieden. „Ständestaat, Kulturnation und Reichsidee hängen eng zusammen". Es liegt eine Tragik darin, daß man nur gegen die Russifizierung streiten konnte, wenn man selbst die Allgemeingültigkeit des Nationalstaats bestritt, dadurch wird auch der „Graben zur alten Heimat vertieft, als diese sich auf nationalstaatlicher Basis organisiert". Den Ausklang bildet eine überaus aufschlußreiche und tiefe Betrachtung der Stellung des nationalen Deutschen Reiches (Bismarck) zu den Balten und dieser zum Deutschen Reich — beide sind nicht mehr ganz fähig, sich zu verstehen und doch letzten Endes Verbündete im Erhalten des bestehenden Status. Hierzu vgl. auch einen Aufsatz in den Auslandstudien der Universität Königsberg: „Das baltische Deutschtum in Vergangenheit und Zukunft".

Angeregt und befruchtet von diesen Gedankengängen seines Lehrers Rothfels hat Heinrich Schaudinn die Zusammenhänge und Wechselwirkungen, die zwischen der Einigung Deutschlands auf nationalstaatlicher Basis und der gleichzeitig beginnenden „Abtragung der Landesstaaten" in den „deutschen Ostseeprovinzen" durch den erwachenden russischen Nationalismus bestehen, zum Gegenstande einer Einzeluntersuchung gemacht.[1]) Auf Grund umfangreichen, zum größten Teil in Riga benutzten archivalischen und publizistischen Materials hat der junge Historiker mit großem Verständnis für baltische Zustände und Lebensformen und mit tiefer und feiner Einfühlung in baltische Wesens-

[1]) Heinrich Schaudinn, Das Baltische Deutschtum und Bismarcks Reichsgründung. Königsberger Historische Forschungen, hrsg. von Fr. Bäethgen und H. Rothfels. Bd. I. Leipzig 1932. Hinrichsche Buchhandlung. 206 S.

art und baltischen Geist ein Werk geschaffen, das von jedem Balten gelesen werden sollte, und auch im Mutterlande berechtigtes Interesse wachrufen dürfte. Die Darstellung beschränkt sich allerdings auf Livland als die führende der drei Provinzen und deckt sich zum Teil mit der von Tobien in der „Ritterschaft" gegebenen, aber die Fragestellung, mit der Schaudinn an das Thema herantritt, ist eine andere und die Ereignisse der livländischen Geschichte werden in einem größeren Zusammenhang gesehen — im Rahmen der großen Bismarckschen Politik.

„Nicht zufällig vollzog sich die Zerstörung des livländischen Landesstaats zur Zeit der deutschen Reichsgründung und unter der Kanzlerschaft Bismarcks." Zwischen diesem Geschehen besteht vielmehr eine „schicksalsmäßige Verkettung", und diese klarzulegen, hat sich Sch. zur Aufgabe gestellt. Diese Verkettung ist zweiseitig, sie hat für das baltische Deutschtum eine negative und eine positive Seite, und um diese beiden Pole gruppiert sich die Darstellung. Einerseits „trägt das werdende Deutsche Reich in den Spannungen, die es im Osten erzeugt, dazu bei, die älteste Kolonie seines Volkes zu zerbrechen", d. h. es gibt dem aggressiven Nationalismus einen starken Auftrieb, doch andererseits „besitzt das konservative Interesse des baltischen Deutschtums, bei aller Belastung durch die politische Entwicklung des Mutterlandes, Berührungspunkte mit der europäischen Politik Bismarcks" insofern, als Bismarck durch sein Bündnis mit der Dynastie und den konservativen Kräften Rußlands das Vordringen des nivellierenden, liberalisierend-demokratischen russischen Nationalismus aufhielt und damit mittelbar auch die Position des konservativen deutschbaltischen Elements stärkte.

Ausgehend von der Betrachtung der großen russischen Reformära in den 60er Jahren des vorigen Jahrh., die auch in Livland eine hoffnungsvolle, leider nur kurze Reformbewegung hervorrief, stellt der Verf. fest, „daß die Regungen, in denen das baltische Deutschtum Nutzen aus der neuen Ära Rußlands zu ziehen suchte, ihre Antriebe aus dem Wachstum und Reifen des allgemeinen deutschen Nationalbewußtseins empfingen", doch „gerade der angerufene nationale Gedanke sollte es sein, gegen den das baltische Deutschtum sich auf Leben und Tod wehren mußte. Konnte es im eigenen Lande, das seine staatliche Selbständigkeit verloren hatte, dem nationalen Gedanken politische Formen errichten? — Nach kurzem Anlauf hat das livländische Deutschtum darauf verzichten müssen!" Der aus der „gemeinsamen nationalen Not" geborene Gedanke einer „überständischen Koalition" ist als Frucht des erwachenden Nationalgefühls anzusehen. Sch. verfolgt dann die interessante Einstellung der baltischen öffentlichen Meinung zur deutschen Einigungsbewegung und zu Bismarck. Ihr ablehnen-

des Urteil über die staatsmännischen Qualitäten des späteren Kanzlers haben die baltischen Publizisten früh revidiert und seit 1864 seine Politik wohlwollend betrachtet, hingegen sind von Deutschland aus damals scharfe Angriffe gegen das baltische Deutschtum gerichtet worden, vor allem wegen seiner „politischen Vaterlandslosigkeit" und wegen der Unterlassung der Germanisierung der Esten und Letten, woraus u. a. die Polemik zwischen Treitschke und Eckardt entsprang. Diese Vorwürfe, die aus dem „Ethos des Nationalstaatsgedankens" entstanden, weist Sch. als unberechtigt zurück, denn das baltische Deutschtum konnte in seiner Lage nie eine nationalistische Politik treiben. Beruhte „die nationale Toleranz" auch z. T. auf „ständischer Exklusivität", so hat sie doch den festesten Grund gegeben, auf dem sich dem Assimilierungsstreben des russischen Nationalismus mit gutem Gewissen widerstehen ließ, „der Gedanke der nationalen Toleranz, den man dem Staate gegenüber verfocht, mußte auch im Inneren der Provinzen verwirklicht werden."

Der Abwehrkampf Livlands gegen den angreifenden, übermächtigen russischen Nationalismus wird mit warmer Sympathie verfolgt. Schirrens „Livländische Antwort" hält der Verf. für „wert von jedem Deutschen gekannt zu werden", sie sei vielleicht „die großartigste politische Kampfschrift in deutscher Sprache". „Es handelt sich hier nicht um einen Kampf der Stände mit der absoluten Monarchie, sondern um den Kampf der autonomen Kulturnation mit dem Nationalstaatsgedanken." „Wie ein eisiger Frost legte sich der Sturm aus Osten auf den jungen Frühling der livländischen Reformbewegung", die „Abtragung des Landesstaates" beginnt, und Unterstützung im Kampf von seiten des Mutterlandes ist nicht zu erwarten, denn die preußische Politik „hat weder Willen noch Möglichkeit, dem Nationalgefühl zu folgen und sich der Sache des baltischen Deutschtums anzunehmen; — um so mehr mußte es aber der preußischen Politik lästig sein, wenn gegen das baltische Deutschtum in einer Weise vorgegangen wurde, die das deutsche Nationalgefühl gegen Rußland und gegen die preußisch-russische Freundschaft aufreizte." Das A und O der Bismarckschen Politik — das gute Verhältnis zu Rußland — durfte keine Trübung erfahren, deshalb die konsequente Zurückhaltung Bismarcks in der baltischen Frage. Hinzu kam noch als Komplizierung die Tatsache, daß eine nationalstaatliche Organisation des Ostens für Preußen untragbar war wegen der polnischen Frage. „Das beiderseitige Nationalgefühl aber trug wachsende Spannung in das preußisch-russische Verhältnis", und aus diesem Grunde erschien auch die schürende Agitation der emigrierten baltischen Publizisten in Deutschland als höchst bedenklich. Bismarck selbst, der die Balten dem „Gesetz der machtpolitischen Dynamik"

opferte, hat in intensiven persönlichen Beziehungen zu der ihm wesensverwandten baltischen Aristokratie gestanden und Sympathie empfunden für das „Land ohne Bürokratie". Die Balten haben deshalb damals nicht verstehen können, warum Bismarck, nun an der Spitze des Reiches stehend, noch weniger für sie tun konnte denn als preußischer Ministerpräsident. Seine harten Äußerungen haben im Baltikum tief befremdet, und doch bestand eine Interessengemeinschaft zur Erhaltung des konservativen Systems gegen den Nationalismus. Und während „der Familienbund der Dynastien mit dem politischen Wollen der Nationen immer mehr in Widerspruch zu geraten begann", hielt doch das Gros der Balten in der Heimat konservativ am alten Reichsgedanken fest, entsprach damit der Politik Bismarcks und wurde sich auch immer mehr „der Verwandtschaft der eigenen Bedürfnisse mit der konservativen Politik Bismarcks bewußt"; sie bewahrte den „petrinischen Reichsgedanken" der Balten vor dem Zerbrechen.

Es ist Sch. vollkommen gelungen, die Rothfelsschen Gedankengänge in einer Einzeluntersuchung zu verwerten, weiter zu entwickeln und zu belegen. Mit feinem Verständnis hat er den baltischen Kampf charakterisiert, der nicht ein ständischer war, obgleich er sich in ständischen Formen abspielte. Er ist bedeutsam, weil er über den Rahmen ständischen Interesses hinausging. „Es war die Nationalität, die hier für ihr Lebensrecht und ihr Herrschaftsrecht im Lande eintrat."

Die Darstellung Schaudinns ist von warmer Sympathie für das baltische Deutschtum und seine Mission getragen. „Die Stellung des baltischen Deutschtums will zwar leicht von vornherein als ehrwürdige Burg des Mittelalters erscheinen, die einmal fallen muß. Und doch ist es nicht so! Sie besitzt etwas, was ihr lebendige Bedeutung verleiht, eine Zukunftskraft — die ‚geistige Haltung ihrer Verteidiger' und die Front, der sie im weltgeschichtlichen Sinn angehören." Das mannhafte Ausharren der Balten im Kampf mit übermächtigem Gegner auf vorgeschobenem Posten gibt Sch. auch eine Gewähr für die Zukunftsbedeutung dieses Volkstums, es hat ein Gut hinterlassen, das vielleicht für die Neugestaltung Osteuropas programmatische Bedeutung hat. „Ist das der Fall", so schließt Schaudinn, „so ist es uns Deutschen Verpflichtung und Berechtigung zugleich!"

Wir Balten können dem jungen Forscher in hohem Maße dankbar sein für seine Schrift, die wir zu den wertvollsten Beiträgen unserer neuesten Geschichtsliteratur rechnen können. Sie wird uns auch mehr sein als eine beliebige, wissenschaftliche Untersuchung, weil sie auch in äußerlich überaus gelungener Art wieder die Kraftquellen aufdeckt, die dem baltischen Deutschtum seine Erhaltung ermöglicht haben. Der klare, lebendige, oft bildhafte Stil macht

die Lektüre zu einem Vergnügen. Wir hoffen auch, in der Zukunft noch wertvolle Arbeiten von dem jungen Historiker zu erhalten.

Zuletzt soll hier noch eine Teilarbeit aus einer im Entstehen begriffenen baltischen „Parteiengeschichte" Erwähnung finden: R. Wittram, Liberalismus baltischer Literaten.[1]) Der Verf. schildert das hoffnungsvolle Frühlingswehen, das in der Reformperiode der 60er und noch der 70er Jahre des vorigen Jahrh. durch die baltischen Provinzen ging, um dann unter inneren und äußeren Widerständen in Resignation zu verebben. Markante Publizistengestalten werden hier gezeichnet, denen die ungeheuer schwere Aufgabe obliegt, die notwendige Kritik an den rückständigen innerbaltischen Verfassungszuständen zu üben und für Reform zu wirken, andererseits aber die schwerbedrohte Verfassung der Provinzen gegen die angreifende slawophile Presse zu verteidigen. Ihnen ist fast durchgängig ein weitgehender Liberalismus, der humanitär-kosmopolitische Züge trägt, eigen. Ein überspitztes Nationalgefühl wird von den meisten abgelehnt, für die estnisch-lettische jungnationale Bewegung zeigen sie nicht das nötige Verständnis. Diese dennoch weitblickenden Männer haben ihr Kampfziel nicht erreicht, einige der Besten haben resigniert — so Julius Eckardt —, und das prophetische Wort, das Berkholz in den 70er Jahren sprach: „Je weiter man die partielle Reform hinausschiebt, desto drohender wird endlich der totale Umsturz" ist heute Wahrheit geworden.

Zuletzt sei hier noch eine gedrängte Übersicht über die Organisation der baltischen historischen Forschungsarbeit, über die historischen Forschungsinstitute, Gesellschaften und die von ihnen herausgegebenen Organe gegeben.

Eine einheitliche „baltische" Geschichtsforschung im Sinne der Zusammenfassung der deutschen, lettischen und estnischen wissenschaftlichen Kräfte gibt es zur Zeit noch nicht, wohl wird aber in einzelnen Fragen, wie z. B. in der Herausgabe des Urkundenbuches eine Zusammenarbeit erzielt. Über die meisten Organisationen und Kräfte verfügt natürlich Riga.

Die lettische Geschichtsforschung hat ihr Zentrum an der lettländischen Universität, ihr Organ sind die „Acta Universitatis Latviensis", in denen viele wertvolle Beiträge erschienen sind, so z. B. die „Römischen Arbeitsberichte" von L. Arbusow.

Die deutsche historische Forschung konzentriert sich in der „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde" und im „Herder-Institut". Erstere gibt die Mitteilungen „aus der liv-

[1]) R. Wittram, Liberalismus baltischer Literaten. Zur Entstehung der baltischen politischen Presse. Abhandlungen der Herder-Gesellschaft und des Herder-Instituts 4. Band, 9. Riga 1930, Löffler. 120 S.

ländischen Geschichte" (Kymmels Verlag) heraus, von denen der 23. Band — gewidmet dem bekannten Agrarhistoriker Dr. Hermann v. Bruiningk — als besonders inhaltsreich empfohlen werden kann (1924—1926). Außerdem sind die „Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde" kürzlich wieder zu neuem Leben erweckt worden. Sie erscheinen halbjährlich als Beilage zu den „Baltischen Monatsheften" — der Nachfolgerin der „Baltischen Monatsschrift" — und enthalten Referate der Vorträge, die in der Gesellschaft gehalten wurden. Die „Abhandlungen der Herder-Gesellschaft und des Herder-Instituts" (Verlag Löffler) sind hier schon mehrmals erwähnt worden, bisher sind 4 Bände erschienen.

Die estnische Historiographie hat ihren Mittelpunkt in der estländischen Universität Dorpat (Tartu), Organ: die ‚Acta et Commentationes Universitatis Dorpatensis (Tartuensis)", und in der „Gelehrten Estnischen Gesellschaft", welche die „Sitzungsberichte der Gel. Estn. Ges." herausgibt. Für die Zukunft ist auch in den „Mitteilungen des Institutes für wissenschaftliche Heimatforschung bei der livländischen gemeinnützigen und ökonomischen Sozietät", Dorpat, die Veröffentlichung historischer Arbeiten in Aussicht genommen.

Ferner geben sowohl das lettländische als auch das estländische Staatsarchiv Schriften heraus.

In Reval findet die deutsche Geschichtsforschung Pflege in der „Estländischen Literarischen Gesellschaft", deren Organ die „Beiträge zur Kunde Estlands" sind. In denselben sind auch mehrere Doktor-Dissertationen von Studierenden reichsdeutscher Universitäten veröffentlicht worden, so die von Ruth Kentmann über Livlands Politik im russisch-litauischen Konflikt zur Zeit Plettenbergs. Außerdem bestehen noch in einzelnen kleineren Städten Altertumsforschende Gesellschaften. Von der Aufzählung lettisch- und estnischsprachigen Fachzeitschriften sehe ich hier ab.

Auch die „Baltische Monatsschrift", hrsg. 1927—1928 von W. Wulffius, bis 1931 von W. Wulffius, M. H. Boehm und W. Hasselblatt, Löffler, Riga, seit 1932 „Baltische Monatshefte", Schriftleiter Dr. R. Wittram, Riga, Verlag Plates, A.-G. Riga, bringen bisweilen Aufsätze historischen Inhalts und regelmäßige Besprechungen der Neuerscheinungen. An Stelle von W. Hasselblatt zeichnet jetzt W. Baron Wrangell neben den bisherigen Herausgebern.

Hiermit bin ich am Schlusse meiner vorläufigen Übersicht. Im nächsten Jahrgang sollen weitere Teilgebiete und die letzten Neuerscheinungen usw. behandelt werden. Vollständigkeit ist hier nicht erstrebt worden, konnte auch nicht erstrebt werden! Die Auswahl und Wertung der einzelnen Werke wird manchem vielleicht subjektiv erscheinen, man wird vielleicht ein einheitliches Ausleseprinzip vermissen. Die Nichtaufnahme zahlreicher wertvoller Werke soll jedoch nicht eine ablehnende Kritik be-

deuten! Ich habe das Prinzip verfolgt, durch Herausgreifen und Besprechen einiger Werke aus jedem wichtigeren Forschungsgebiet dieses zu charakterisieren und die Richtung anzuzeigen, in der sich die Forschung entwickelt. Damit glaube ich immerhin eine Charakteristik der baltischen Geschichtschreibung der Nachkriegszeit gegeben zu haben, die als Information manchem von Wert sein wird.

Doch nach diesem Rückblick sei mir noch ein Ausblick in die Zukunft, auf die ferneren Entwicklungsmöglichkeiten der baltischen Geschichtswissenschaft gestattet, denn ich halte mich zu einem gewissen Optimismus in dieser Hinsicht für berechtigt! Haben wir doch gesehen, daß das Interesse ein großes, der Arbeitseifer rege und die Arbeitsmöglichkeiten noch vielversprechend sind. Von der lettischen und estnischen Forschung werden wir wohl in der nächsten Zeit wertvolle Einzeluntersuchungen erwarten können, zu großen, gestaltenden Werken wird sie aber wohl erst gelangen, wenn sie ihren Blick von manchen einengenden Schranken, vor allem nationaler Natur befreit und engeren Anschluß an die Wissenschaft Westeuropas und an ihre „Schulen" gewinnt. Das Streben nach einem solchen ist durchaus lebendig, leider sind aber die an sich so natürlichen Bindungen an Deutschland noch immer nicht sehr stark. Skandinavische Einflüsse sind besonders in Estland stärker und finden bewußte Förderung. Vor allem darf aber der starke Einfluß, den noch die russische Geschichtswissenschaft ausübt, nicht unterschätzt werden. Besonders deutlich tritt er in Lettland zutage, das über mehrere Historiker verfügt, die im Vorkriegsrußland akademische Lehrstühle innegehabt haben. Zu diesen gehören u. a. auch Balōdis und Vipper, der zu den bekannteren Vertretern der marxistischen Schule in Rußland gehörte. Durch diese Einflüsse erklärt sich wohl vor allem auch die deutlich erkennbare Tendenz zu einer materialistischen Geschichtsauffassung bei den meisten lettischen und estnischen Historikern. Bei letzteren mag diese Neigung zum Teil auch auf den nüchternen und sachlichen Volkscharakter zurückzuführen sein, da der Einfluß der russischen Wissenschaft in Estland nicht mehr so lebendig ist wie in Lettland, obgleich ja auch die älteren estnischen Historiker ihre Ausbildung an der russifizierten Universität Dorpat (Jurjew) genossen haben.

Die orthodox-doktrinäre marxistische Geschichtswissenschaft in ihrer krassen Form hat aber keine Interpreten gewonnen, und eine stärkere Differenzierung in bestimmte Schulen und Richtungen ist nicht feststellbar. In Lettland spielt auch die französische Kulturpropaganda eine gewisse Rolle. Jedenfalls stehen aber der jungen estnisch-lettischen Wissenschaft noch große Entwicklungsmöglichkeiten offen!

Die deutschbaltische Forschung hat zwar unter erschwerenden Verhältnissen zu arbeiten — ich nenne nur die systematische Lettisierung bzw. Estisierung der Universitäten — und unter wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu leiden, sind doch viele Forscher gleichzeitig im höheren Schullehramt stark beschäftigt. Dennoch zeigt sich in ihr aber ein frisches Streben, das diese Schwierigkeiten überwinden wird! Doch die deutschbaltische Geschichtsforschung hat nicht nur eine wissenschaftliche, sondern unter den gegenwärtigen Umständen auch eine eminent hohe erzieherische Aufgabe im Kampf um die nationale und kulturelle Selbstbehauptung unter den fremdstämmigen Mehrheitsvölkern. Es gilt, die Kraftquellen lebendig zu erhalten, die aus der Vergangenheit fließen, es gilt dafür zu sorgen, daß die Jugend nicht irre werde an der Geschichte und der Mission des deutschen Volkstums in der baltischen Heimat, es gilt zu verhindern, daß sie unter dem Einfluß negativer estnisch-lettischer Kritik selbst in diese Mentalität abgleite und damit an der Gerechtigkeit der eigenen Sache zu zweifeln beginne, denn Zweifel an der Existenzberechtigung bedeutet Selbstaufgabe! Die Geschichtschreibung wird stets verpflichtet sein zu beweisen, daß wir ein unentziehbares Recht auf die Heimat haben, das uns dementsprechende Pflichten auferlegt, und unter diesem Gesichtspunkt ist es auch von Wert, daß sie sich einen im wesentlichen idealistischen Zug bewahrt hat und bestrebt ist, nicht in der Erforschung ursächlicher Zusammenhänge aufzugehen und rein kausale Wissenschaft zu werden, sondern sich den gesinnungsmäßigen Gehalt und den zielstrebigen teleologischen Charakter zu erhalten. Im Sinne des Leitsatzes „Altes stets bewahrt mit Treue, freundlich aufgefaßtes Neue", wird die baltisch-deutsche Geschichtswissenschaft bestrebt sein müssen, uns die Werte, die in unserer Vergangenheit liegen, nicht rauben zu lassen, andererseits aber auch mit der estnisch-lettischen Forschung mitzugehen und ihre Resultate zu verwerten, soweit sie wirklich sachlich sind.

Ein guter Bestand tüchtiger älterer Historiker ist noch vorhanden und auch an jungem Nachwuchs, der zum Teil seine Ausbildung im Reich gewonnen hat, fehlt es nicht. Gedeihlicher Fortschritt ist vor allem in enger Verbindung mit dem Mutterlande möglich, und die Zusammenarbeit ist in erfreulichem Maße gewachsen! Wie wertvolle Anregungen die baltische Geschichtswissenschaft gerade von Wissenschaftlern des Mutterlandes erhalten kann, dafür sind u. a. die Arbeiten von H. Rothfels und Schaudinn ein schöner Beweis — letzten Endes aber sei gegenseitige Befruchtung, gegenseitiges Geben und Nehmen das Ziel!

Dorpat. Arved Freih. v. Taube.

BIBLIOGRAPHIE ZUR BALTISCHEN GESCHICHTE.

Eine vollständige, erschöpfende Bibliographie der älteren baltischen Geschichtsliteratur, mit Einschluß kleinerer Artikel in Zeitschriften bringt:

Winckelmann, Bibliotheca Livoniae Historica. Berlin, Weidmanns Verlag 1878. Bis zum Jahre 1913 hat die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga in einzelnen Jahresheften die „Livländische Geschichtsliteratur" herausgegeben. Letzter Herausgeber: W. Wulffius. Riga, Kymmel. Seitdem besteht kein bibliographische Organ mehr, das die gesamte baltische historische Literatur enthält.

Übersichten über die Geschichtsliteratur Estlands finden sich in estnischer Sprache von H. Sepp in dem „Ajalooline Ajakiri" (= Historische Zeitschrift Bd. 1, Teil 1). „Eesti ajaloo kirjandus aastail 1915—1921" (= die estnische Geschichtsliteratur in den Jahren 1915—1921) und in der Zeitschrift „Eesti kirjandus" (= die estnische Literatur) Bd. 17, H. 5—6 und 7—8, „Eesti ajaloo kirjandus aastail 1918—1922.

Für das Jahr 1919 die „Jahresberichte der estnischen Philologie und Geschichte", hrsg. von der „Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat" (vormals: Kritischer bibliographischer Jahresbericht der estnischen Philologie) Bd. 2, 1919, Dorpat.

Berichte über die baltische Geschichtsliteratur enthält auch die „Osteuropäische Bibliographie", hrsg. vom Osteuropa-Institut in Breslau. Teubner, Leipzig und Berlin. I. Jahrg. für das Jahr 1920 (erschienen 1921). II. Jahrg. für das Jahr 1921 (erschienen 1923). III. Jahrg. für das Jahr 1922 (erschienen 1926). IV. Jahrg. für das Jahr 1923 (erschienen 1928). Breslau, Priebatsch's Buchhandlung.

Eine Übersicht über die im Jahre 1927 erschienenen Arbeiten findet sich in den „Jahresberichten der deutschen Geschichte", hrsg. von A. Brackmann und Fr. Hartung, Leipzig 1927, zusammengestellt von W. Wulffius (mit kurzer Besprechung).

Alle wichtigeren Neuerscheinungen finden außerdem eingehende Besprechung in der „Baltischen Monatsschrift" 1925 bis 1928, hrsg. von W. Wulffius, Riga, Löffler, 1928—1931 von W. Wulffius, M. H. Boehm und W. Hasselblatt, seit Januar 1932 „Baltische Monatshefte", Riga, A.-G. E. Plates, Herausgeber: W. Wulffius, M. H. Boehm, W. Baron Wrangell, Schriftleiter: Dr. R. Wittram, Riga, und in der „Zeitschrift für osteuropäische Geschichte", Herausgeber: Prof. O. Hoetzsch, Berlin, Osteuropa-Verlag, Berlin W35 und Königsberg i. Pr., die auch eine Zeitschriftenschau enthält. Endlich finden sich auch viele Angaben über Baltica in den großen deutschen Bibliographien, vor allem im Dahlmann-Waitz.

DIE IDEE DES UNBEGRENZTEN FORTSCHRITTS UND IHRE KRISE.

VON JOHANNES THYSSEN.

Ein geistreicher Kritiker des Fortschrittsgedankens schrieb vor einigen Jahren: „Ich fürchte, es liegt auf dem Wege der Entwicklung, daß wir den Glauben an den Fortschritt im Fortschritte des Denkens einbüßen werden." Es ist in der Tat mißlich, in einem geistigen Kreise — zumal in unserer Gegenwart — den Gedanken des Menschheitsfortschrittes zum Thema zu machen, — dieses Kind der optimistischen, vernunftgläubigen Aufklärungszeit. Es sind nicht nur Katastrophen wie der Weltkrieg und das Unglück unserer politisch-wirtschaftlichen Lage, die einen solchen Optimismus Lügen zu strafen scheinen, — Ereignisse allein, und seien sie noch so gewaltig, vermögen eine weltanschauungsartige Überzeugung nicht in dem Maße zu diskreditieren, wie wir es jetzt beim Fortschrittsgedanken sehen, und die Skepsis hat höchstens durch diese Ereignisse eine Ausbreitung im allgemeinen Bewußtsein erfahren, wurde aber schon vor dem Krieg, z. B. von Klages, seit Jahrzehnten vertreten (auch Spenglers Konzeption vom „Untergang des Abendlandes" stammt aus den Jahren vor dem Krieg). Es ist — hier kann nur mit einem Wort angedeutet werden — jenes Überdrüssigwerden am Rationalen, der neue Trieb zum Geheimnis und zum irrationalen Fühlen, der sich auch gegen den Fortschrittsgedanken wandte, da er nicht nur historisch einer rationalistischen Zeit entstammt, sondern, wie wir sehen werden, sachlich in der Tat eine unaufhebbare Beziehung zur menschlichen Vernunftentwicklung hat.

Ich nenne noch ein Moment, das von der Seite der gegenwärtigen Wissenschaft her den alten Fortschrittsgedanken als einen nicht mehr recht ernst zu nehmenden Rest aus einer anderen Zeit zu erweisen scheint: es sind die kultur- und geschichtsphilosophischen sowie soziologischen Erkenntnisse von der Zeitbedingtheit auch

der großen Schöpfungen der Menschheit, es ist die Lehre, daß kurz gesagt die Geschichte in Stilen verlaufe, die vom jeweiligen Menschentum abhängig seien. Jedenfalls entsteht hieraus eine Tendenz (die bei Spengler zur extremen These der unabhängigen Kulturseelen geworden ist), die Geschichte in der Weise zu zerschneiden, daß von einer einheitlichen Linie der Kulturentwicklung nicht mehr die Rede sein kann.

Man muß sich aber auf der anderen Seite klar machen, was wir aufgeben, wenn wir den Fortschrittsgedanken, sozusagen ohne uns zu wehren, in der Versenkung verschwinden lassen. Sucht man, wie es Lessing und Herder, Kant und Hegel getan haben und wie es jeder Geschichtsphilosoph tun muß, nach einem weltimmanenten Sinn der Geschichte, so erhebt sich immer wieder, wenn auch noch so verschieden gefaßt, die Idee des menschlichen Fortschreitens als das einzige, was mit vollem Recht verdient, Sinn der Geschichte genannt zu werden.

Ich sage, das sei der sich immer wieder bietende weltimmanente Sinn, im Gegensatz zu einem transzendenten Sinn, den z. B. der christliche Jenseitsglaube der menschlichen Geschichte gibt. Sofern die neuzeitliche Wissenschaft zwar nicht notwendig einen solchen Glauben leugnet, aber ihn nicht mehr von vornherein als ihre Basis voraussetzt, sondern sich auf die Welt des schlicht Erkennbaren beschränkt, hat sie alle Veranlassung, sich gegen das Versinken des Fortschrittsgedankens als des weltimmanenten Geschichtssinnes zu wehren. Dasselbe gilt natürlich für das nicht dogmatisch gebundene Lebensgefühl, wenn es überhaupt nach einem Sinn der menschlichen Geschichte fragt. Das soll aber nicht heißen, daß es nicht auch für den überzeugten Religiösen dringendes Lebens- und Wissensbedürfnis wäre, auch diesen weltimmanenten Sinn der Geschichte zu erhalten und ihn evtl. mit dem transzendenten Sinn zusammenzuarbeiten. Was unser Verfahren angeht, so werden wir es hier naturgemäß nur mit dem weltimmanenten Sinn, eben dem Fortschrittsgedanken, zu tun haben und den etwaigen religiösen Sinn beiseite lassen.

Es gibt aber noch einen anderen Grund, weswegen auch dem, der instinktiv dem Fortschrittsgedanken nicht freundlich gegenübersteht, es eine Pflicht ist, ihn zum mindesten ernst zu nehmen und nicht einfach zu negieren, weil er unmodern ist. Es existiert

eine große Schicht von Menschen, die tatsächlich im Fortschritt, mag er vielleicht noch so falsch gefaßt sein, nach wie vor wie in einer Art von Glauben den Sinn des Lebens suchen: ich meine die sozialistisch eingestellte Arbeiterschaft. Es bedeutet eine vielleicht unnötige Vertiefung der weltanschaulichen Kluft, wenn auf der einen Seite die große Masse der dem Fortschrittsgedanken anhängenden Proletarier steht, auf der anderen Seite die kleine Schicht der Intellektuellen, die es besser wissen und mit einem Lächeln der Geringschätzung auf eine solche Weltanschauung herabsehen. Es wäre besser, falls der Fortschrittsgedanke in irgendeinem bedeutungsvollen Sinn sich halten läßt, sich in ihm zusammenzufinden und seine primitiven Formen zu reinigen.

Über allem Für und Wider aus der Zeit- und Gesellschaftslage aber huldigen wir überhaupt nicht einem solchen Fatalismus hinsichtlich der großen Erkenntnisthesen, daß wir glaubten, man müsse es der Zeitströmung überlassen, sie empor zu tragen oder versenken zu lassen, sondern sind der Meinung, daß sie ihren Wahrheitsgehalt oder ihre Unwahrheit besitzen unabhängig von der Zeitgunst oder -ungunst.

Wenden wir uns in diesem Sinne unserem Thema selbst zu, so wird es vor allem darauf ankommen, das Wesen des Fortschritts zu erfassen, sofern es ein solches gibt. Es ist Sache des Historikers, von einer bestimmten vorausgesetzten, etwa der herkömmlichen, Auffassung des Fortschrittsgedankens aus zu versuchen, im geschichtlichen Gang der heutigen Menschheit, etwa von der Steinzeit an, die allmählichen Stufen des Fortschreitens aufzuweisen. Dem Philosophen kommt es gerade darauf an — und übrigens ist das auch der Sinn der gegenwärtigen Krise des Fortschrittsgedankens überhaupt —, möglichst klar zu sehen, was als Fortschritt bezeichnet werden kann, welche Struktur dieser Begriff hat. Es ist natürlich, dies Problem in folgende drei Fragen zu zerlegen:

1. Welche Seiten der menschlichen Natur stellen die Elemente des Fortschritts dar, bilden seine entscheidenden positiven Strukturmomente? Das trivialste und unentbehrlichste Moment, auf dessen Bestimmung es aber gerade ankommt, wäre z. B.: die Entwicklung der menschlichen Vernunft.

2. Da der ganze Mensch und seine Lage in der Welt nicht nur aus solchen fortschrittsfähigen Momenten besteht, liegen im Ganzen

seiner Existenz Möglichkeiten, die jenes Fortschreiten kompensieren oder gar in sein Gegenteil verkehren. Die antithetischen Momente zu den erstgenannten Momenten, ihre Kehrseite, ist aufzuzeigen.

3. ist dann naturgemäß die Frage zu stellen: Behält trotz dieser Gegenmomente der Gedanke des Fortschritts einen unaufhebbaren Sinn, besteht er als positives Phänomen unter Aufnahme der negativen Momente? Wenn wir auch die Beispiele, besonders für die zweite Frage, aus unsrer Zeit nehmen werden, so ist es doch zunächst das allgemeine „Wesen" des Fortschritts, das wir herauszustellen suchen. Es wäre durchaus denkbar, daß es dieses Phänomen „Fortschritt' mehrfach gäbe, etwa bei vernünftigen Bewohnern anderer Sterne, oder bei der Annahme voller Kulturvernichtung durch Eiszeiten beliebig oft auf unserer Erde zwischen den Eiszeiten. Zu scheiden von dieser Wesensuntersuchung des Fortschrittsgedankens ist dann die Frage des einzelnen, speziell unsres gegenwärtigen Falls. Daß es eine sinnvolle Idee des unendlichen Fortschritts gibt, beweist z. B. noch nicht, daß nicht die Kraft von Völkern, die lange Träger des Fortschritts waren, in einem bestimmten Punkt erlahmen könnte. Es geht aus dieser Zweiteilung, deren Akzent auf der ersten, der Wesensuntersuchung liegt, hervor, daß es hier nicht so sehr auf eine Deutung unserer sozusagen historischen Zukunft abgesehen ist, wie sie etwa Spengler in schärfster Ablehnung des Fortschritts, in der These vom Untergang des Abendlandes gibt, sondern darauf, das Problem des Fortschritts selbst möglich tief, vor allem in seinem anthropologischen Grund zu erfassen. Das kann nicht geschehen, ohne daß sich daraus gewisse Aspekte auch für die geschichtliche Lage der Gegenwart, mindestens im Sinne möglicher und sinnvoller Fortschrittsaufgaben ergeben.

Ich sagte schon, daß das Wachsen der Vernunft (um den beliebten Aufklärungsterminus zu nehmen), die Aufhellung des menschlichen Bewußtseins, gewiß eine entscheidende Rolle spiele, daß es aber gerade auf die richtige Bestimmung ankommt. Es ist — und das liegt zunächst nahe — oft genug, ausdrücklich oder mehr unabsichtlich, darunter das Wachstum der menschlichen Erkenntnis, vornehmlich der Wissenschaft, verstanden worden mitsamt der fortschreitenden technischen Weltbeherrschung, die

auf der Naturwissenschaft beruht. Aber diese These macht sich die Sache einerseits zu leicht: das Gebiet des Intellekts ist es in der Tat, wo am ersten für alle sichtbare Fortschritte aufzuweisen sind, andererseits aber macht eine solche Behauptung es der Fortschrittsidee als solcher zu schwer: nämlich sich zu halten gegenüber dem heute so besonders starken Einwand: aber der Mensch ist nicht nur Intellekt, er ist vielmehr Gefühl, Instinkt, Liebe usw., und jener Fortschritt besagt ganz und gar nichts für die menschliche Gesamtentwicklung (bekannt und oft gehört ist etwa die These: es gibt intellektuellen Fortschritt, aber keinen moralischen).

So einfach wie in jener intellektualistischen These ist der Fortschrittsgedanke nicht zu fassen, und so einfach, nur mit Rücksicht auf diese Auslegung, ist er nicht zu widerlegen. Durchaus ist uns von den bedeutendsten Vertretern des Fortschrittsgedankens, z. B. von Herder oder Hegel in besonderer Weite, der Weg vorgezeichnet zu einer hinreichend tiefen Fassung des Fortschrittsgedankens. Gerade Hegel hat, wie mir scheint, maßgebend das Wesen des Bewußtseins nach seinen wichtigsten Dimensionen entwickelt, insofern es ein fortschreitendes sein kann. Drei eng zusammenhängende Bestimmungen sind es, die ich besonders klar in seiner Geschichtsphilosophie, die eine solche des Fortschritts ist, finde. Dabei liegt das Bedeutsame für unseren Zweck darin, daß „Bewußtsein" auf das Ich und seine Gesamtstruktur bezogen ist, nicht grundlegend auf die Wissenschaft. Auch dann bedeutet Aufhellung des Bewußtseins erstens ein Fortschreiten in einer Art von Wissen, nämlich im Wissen des einzelnen Ich von sich selbst nnd seiner Stellung in der Welt. Ein solcher Fortschritt in der Erfassung des Ich liegt z. B. vor in der Entwicklung von der kollektivistischen Auffassung des Primitiven, bei dem das einzelne Individuum in hohem Maße und in einer uns schwer vorstellbaren Weise im Stamm verschwindet, zu unserem ausgesprochenen Individualbewußtsein. Es ist hier also mit „Aufhellung des Ich" nicht wissenschaftliche Psychologie gemeint, sondern eine mehr oder weniger für alle Europäer der Gegenwart, aber nicht gleichmäßig, bestehende Erfassung bzw. ein Erleben des eigenen Ich, dessen Selbst- und Bewußtwerdung.

Die letzte Formulierung macht es leicht, das zweite Moment zu nennen, das bei Hegel unmittelbar mit dem Selbstbewußtsein

verbunden ist: das Wachsen der Freiheit, der Spontaneität, der Selbstbestimmung dieses Ich, das sich in Abhebung von anderen gefunden hat. Lösung aus dem kollektiven Handeln, selbstverantwortliches Handeln, Gewissen entsprechen auf dem Gebiete des Willens dem Fortschreiten des Selbstbewußtseins. Und damit nehme ich eine dritte Bestimmung zusammen, die bei Hegel eine Näherbestimmung zur zweiten bildet: die faktische Weltgeschichte soll nämlich nach ihm so fortschreiten, daß zunächst (im Orient) nur einer, der Despot, frei ist, in der Antike einige (aber nicht die Sklaven), im christlichen Abendland alle, d. h. hier soll zur Erfassung gekommen sein: das Wesen des Menschen als solchen ist Freiheit. Ich möchte (natürlich ist das Historische Hegels hier nur Ausgangspunkt) diese dritte Bestimmung verselbständigen und sie als den anderen Grundpfeiler gewissermaßen der Aufhellung des Bewußtseins auf ethischem Gebiet ansehen: Wenn der Primitive natürlich (wie schon das Tier) nicht rein egoistisch sich verhält, sondern mit Familie, Stamm usw. durch natürliche Gefühle der Eltern-, Kindesliebe usw. verbunden ist, so ist es doch ein weiter Weg gewesen bis zur Unterstellung aller Menschen, des Menschen überhaupt, unter ethische Normen des Handelns. Das Wesen des andern Menschen als solchen, als eines (wie Kant sagt) nicht beliebig als Mittel für meine Zwecke zu brauchenden, eines beliebig zu tötenden und dgl., ist vom sich aufhellenden ethischen Bewußtsein erfaßt worden (und zwar nicht nur vom wissenschaftlichen), und dazu gehört, daß das Handeln eines ego dem anderen gegenüber unter solche Normen tritt, die nicht nur Nutzungs- oder Traditionsnormen sind, sondern solche des schlechthin Geltensollens oder Nichtsollens. Wie diese auch zu begründen seien und wie wechselnd sie im einzelnen aussehen, man muß sich einmal abstrakt das sozusagen ungeheuer Untierische und Unprimitive klar zu machen suchen, das darin liegt, daß wir alle, auch der einfachste Europäer, wissen, oder vielmehr praktisch unter dem Gesichtspunkt stehen, unser Handeln jedem anderen Menschen gegenüber sollte ein bestimmtes Aussehen haben, das nicht ohne weiteres mit dem eigenen Nutzen zusammenfällt.

Wenn man so will, liegt beim zweiten und dritten Moment auch ein neues „Wissen um" vor, das Bewußtsein der freien Verfügung über mich und das Bewußtsein vom andern Menschen als so und

so zu behandelnden, aber dies Wissen kann in der Form gefühlsmäßig sein, und es ist in seiner Verwurzelung und Wirksamkeit bestimmend für die Seite des Handelns. Das Handeln ist ein vom entwickelten Wissen beleuchtetes, aber eben dadurch, da es sich nicht um blinde Kausalvorgänge handelt, ein neues.

Bei Hegel treten endlich in einer Weise, die hier nicht beschrieben werden kann, die großen Kultursysteme Wissenschaft, Kunst, Religion im Fortschreiten dieses Bewußtseins mit auf. Ich kann hier nur diesen Gedanken als vierte entscheidende Dimension hinstellen und durch einen modernen Philosophen interpretieren: Max Scheler ist es, der die Theorie aufgestellt hat, auch die Werte, z. B. der ethische, ästhetische, religiöse, bildeten ein Reich, das uns so objektiv entgegentritt wie die Farben, Töne usw. und das wir ebenso, aber nicht durch den Intellekt, sondern in angemessenem Erfühlen, z. B. das Schöne im Kunstgenießen, erfassen. Mag die Schelersche Begründung und das Maß seiner Wertobjektivierung anfechtbar sein, glücklich arbeitet seine Formulierung doch gerade in der Richtung, die uns interessiert, etwas Wichtiges heraus: das Fortschreiten des Menschen über das Tier und relativ über den Primitiven hinaus bedeutet auch eine Erweiterung des Gesamtbewußtseins durch Entdeckung der Werte. Neue, unermeßliche Reiche haben sich dem Menschen in Kunst, Wissenschaft, Religion erschlossen. Als neues Reich des Geistes, in Abhängigkeit übrigens von der Wissenschaft, hat Dessauer die Technik aufzuweisen gesucht, und wir stehen dem nicht ablehnend gegenüber, soweit sie als geistige Schöpfungswelt des Erfinders, unvermischt mit der Wirtschaft sich zeichnen läßt.

Damit sind wohl die Hauptlinien bestimmt, in denen Aufhellung des Bewußtseins oder auch der „Vernunft", die nicht nur Intellekt ist nach der alten Bestimmung, erfolgt ist. In diese Allseitigkeit und Tiefe, die die ganze menschliche Struktur umfaßt, muß man hinabsteigen, wenn man den Fortschrittsgedanken nicht zu einfach wissen will, denn in all diesen Richtungen läßt sich Aufhellung, größere Spontaneität, Erweiterung für Handeln und Werten konstatieren.

Nicht im selben Sinne hierher gehörig, aber von größter Wichtigkeit ist das, was man Trieb zur Vermehrung des menschlichen Glücks im weitesten Sinne nennen könnte. Es handelt sich

hier nämlich um das, was man als den natürlichen triebhaften Unterbau aller tierischen Wesen bezeichnen kann: die hinreichende Befriedigung von Selbsterhaltungs- und Geschlechtstrieb und weiter das Erstreben von Lust, Vermeiden von Unlust (ohne daß hier die schwierigen psychologischen Beziehungen untersucht werden können). Hierzu nun gehört, wie mir scheint, wesensmäßig ein Vorziehen des Besseren, Bequemeren, Prunkvolleren. Auch das Tier wird sich zur Befriedigung des Nahrungstriebes den näheren und ungefährlicheren Feind wählen, es wird sich einen möglichst vorteilhaften Ruheplatz suchen usw., d. h. für diesen vitalen Unterbau, der immer, auch für den höchsten Menschen, Basis bleibt, läßt sich eine natürliche Steigerungstendenz konstatieren. Diese geht allerdings beim Tier nur bis zu einer gewissen Erfüllung, und hier soll nun nicht bestritten werden, daß beim Menschen eine für den Fortschritt überhaupt entscheidende Seite seines Wesens direkt ins Spiel tritt: anstatt sich wie meist das Tier mit der Erreichung der notwendigen vitalen Ziele zu begnügen, dann zu ruhen oder schlafen, ist er bestimmt von jenem Drang zur Betätigung über das vital Notwendige hinaus, der die Entdeckung jener neuen Weltsphären ermöglichte, aber jetzt in Betracht kommt, um die vitalen Befriedigungen über die notwendige Erfüllung hinaus ins Ungemessene zu steigern: die Hütte des Primitiven zum modernen komfortablen Wohnhaus, das Steinwerkzeug zur höchst komplizierten Maschine usw. In formaler Beziehung müßte wohl auch die Tendenz zur Steigerung der vitalen Güter ein Fortschrittsmoment darstellen, es ist aber entscheidend, daß der Gehalt dieser Güter derselbe ist wie sogar beim Tier, nämlich die Befriedigung der primitiven Triebe, nicht selbst eine Aufhellung oder Entdeckung einer neuen Wertsphäre bedeutet. Dieses „Quasi-Fortschrittsmoment" gehört inhaltlich zum vitalen „Unterbau".

Damit stehen wir unmittelbar bei der zweiten Betrachtung. Während die erste der Heraushebung der vier reinen Fortschrittsmomente galt, kommen die Divergenzen und Antithesen, die Problematik des Fortschritts, in Sicht, wenn wir jene Momente hineinstellen in den Zusammenhang des ganzen Menschen. Dafür ist eben die entscheidende Hinzufügung die des vitalen Unterbaus, der bleibt und bleiben muß, da ja der Mensch kein leibloser Geist

ist. Und hier entstehen die größten Divergenzen aus der Unausgeglichenheit der niederen und höheren Werte (um so kurz die vitale Sphäre und andererseits die vier Momente der Aufhellung und Erweiterung zu bezeichnen). Ich muß hier einleitend vor Heraushebung einiger Hauptdivergenzen einen Punkt hinzufügen, um die Weite der vitalen Sphäre hinreichend klarzustellen. Besitz und eigene Machterweiterung (Herrschaft über Menschen und Tiere, und diese Entfaltung der eigenen Kraft) gehört dazu. Man könnte philosophisch auch den Nahrungs- und Geschlechtstrieb als einen solchen Trieb rein formal charakterisieren, indem das betreffende Wesen sich etwas außerhalb liegendes anzueignen, im krassesten Falle der Nahrung: einzuverleiben sucht. Dies Sichaneignen-wollen ist an sich berechtigt, weil zum Wesen des Menschen gehörig, sein Leben ermöglichend, es gehört dazu aber nicht nur die eben angedeutete Steigerungstendenz, sondern auch die Stabilisierung des Verhältnisses zu begehrten Dingen usw., so daß man sie immer zur Verfügung hat, im Besitz; diese Stabilisierung ist bekanntlich erst relativ spät bis zum Privatbesitz des einzelnen gelangt, aber durchaus in dieser Richtung des Einverleibens eine konsequente Entwicklung, in Verbindung mit der stärkeren Abhebung des Individuums im Sinne des ersten und zweiten Fortschrittsmoments.

Wenden wir uns nun den Momenten zu, die jenen Fortschrittselementen entgegentreten, bis zu einem solchen Maße unter Umständen, daß der Gedanke des Fortschritts, der Wertsteigerung, dadurch widerlegt zu werden droht. Hier müssen wir uns mit der Heraushebung einiger Hauptpunkte begnügen, die als solche übrigens oft hervorgehoben sind, hier aber in den Zusammenhang der Strukturuntersuchung des Fortschrittsproblems eingestellt werden.

Betrachten wir die ersten beiden Momente (Aufhellung und spontane Selbstbestimmung des Ich), so bedeuten sie, kurz gesagt, die Loslösung aus dem instinktiven und aus dem kollektiven Sein. Wie das Tier lebt der Mensch (so etwa das kleine Kind) doch ursprünglich ohne klares Bewußtsein seines individuellen Ich unter Aufhellung nur des Allernotwendigsten der Welt, das unmittelbar eingeordnet ist in den leitenden Naturtrieb; denken wir an die Bewußtseinsstufe des primitiven Menschen, so gibt es zwar be-

stimmte weltanschauliche, stark gefühlsbetonte Vorstellungen über die Umwelt und ihre Beziehung zum Menschen, aber in diese Vorstellungs- und Gefühlswelt wird der Primitive hineingeboren annähernd wie in seine Instinkte. Erwägt man so, was gewissermaßen vor der klaren Ich-Werdung und Selbstbestimmung liegt, so sieht man, daß die letzteren in einem Wort die Aufhebung einer großen Sicherheit bedeuten, es gibt kein sichereres Handeln als das des Instinkts, der natürlichen Triebe, und dann das Handeln, Fühlen und Vorstellen desjenigen Wesens, das noch nicht in vollem Sinn ein Ich ist, sondern Glied eines Kollektivums, dessen seelische Erhaltungs- und Vorstellungsweisen auch die seinen sind (was durchaus auch für notwendige Arbeitsteilung, verschiedene Macht im Stamm usw. gilt, es bedeutet nicht Gleichwertigkeit aller einzelnen).

Aber — und das macht den Verlust der Sicherheit zum drohenden Widerspiel des Fortschritts — die Aufgaben, die der Instinkt- und Kollektiv-Mensch zu bewältigen hatte und mit der Selbstverständlichkeit des Nichtreflektierenden bewältigte, sind nicht durch die Ichwerdung beseitigt, die Welt mit ihrer Gefahrenstruktur ist dieselbe geblieben, die Aufgaben dauern fort und müssen von der neuen Bewußtseinsstufe aus gelöst werden. Man kann auch sagen: das Gemeinschaftswesen, das die einzelnen umfaßt, dauert fort, erschüttert aber sind die selbstverständlichen Lösungen und Aufgabenverteilungen, die bei dem instinktiven Kollektiv-Individuum vorlagen. Bedeutet also nicht Aufhellung zum vollen Ichbewußtsein und Spontanwerdung: Atomisierung des Gemeinschaftshandelns und -fühlens, das — und dies ist das eigentlich Erschwerende — dennoch notwendig bleibt und nun gewissermaßen durch eine Summierung der Atomwillen wieder zusammengeleimt werden muß?

Unsre zweite antithetische Teilbetrachtung soll vom vierten Fortschrittsmoment ausgehen, den „Kultursystemen", und zwar speziell der Wissenschaft als dem Ursprungsort der bekanntesten Fortschrittsgefahr: der Intellektualisierung und Mechanisierung. Das nämlich läßt sich vorweg im Blick auf jene drei Kultursysteme feststellen: ihrem Wesen nach sind alle drei Erschließungen neuer Wertungsgebiete oberhalb der vitalen Wertsphäre der natürlichen Triebe, einzig und allein die Wissenschaft aber, die auch die Natur-

kräfte erforscht, hat in der technischen Wendung gebraucht werden können zu einer Umgestaltung des totalen Lebens aller im Kreise der hochentwickelten europäischen Wissenschaft Stehenden. Untersuchen wir diese Möglichkeit näher, deren Verwirklichung wir heute so schreckensvoll erleben, so ist ja deutlich, was gemeint ist: das auf der Erkenntnis der Naturkräfte beruhende System der Industrialisierung, des Hochkapitalismus, der Mechanisierung. Aber es gilt, wenigstens in einigen Andeutungen den philosophischen Sinn klarer zu fassen: das erste ist, daß die Erforschung der Naturkräfte, der Wärme, Elektrizität usw., sie in hohem Maße in die Macht des Menschen brachte und daß dieser sie in den Dienst der niederen Wertsphäre stellte, zur Güterproduktion im weitesten Sinne verwandte aus jener Tendenz auf Vermehrung der Triebbefriedigung heraus: mehr und bessere Gegenstände des täglichen Gebrauchs, größere Bequemlichkeit in der Erzeugung usw. zu erlangen. Das zweite ist die Hinüberwirkung einer anderen Entwicklung, die berührt wurde, des Privateigentums: schematisch und ideell gesprochen, der Erfinder (das ist ja noch der beste Fall), durch dessen Wissen Naturkräfte in die Macht des Menschen geraten, die vorher unbenutzbar dalagen, nimmt sie in seinen Privatbesitz, errichtet Fabriken usw. Daß in dieser Verbindung von primitiven und Fortschrittsmomenten eine Divergenz, ein Gefahrenmoment zum Fortschrittsgedanken überhaupt liegt, braucht als Faktum heute nicht mehr nachgewiesen zu werden, es sollen nur philosophisch scharf das Antithetische, die Gefahrenmomente hervorgehoben werden: Zu 1: die menschliche Kraft ist in größtem Maße durch Naturkraft ersetzbar. Zu 2: diese Naturkraft ist im Privatbesitz einzelner, so daß nicht etwa eine gleichmäßige Herabsetzung der Arbeitsleistung aller eintritt, sondern völlige Überflüssigmachung der Kraft vieler, damit aber auch der Möglichkeit, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Das Problem der Arbeitslosigkeit hat, mögen noch so viele Momente der zufälligen Lage mitwirken, hier seine eigentliche Schärfe, es ist aber nicht damit getan, daß nach dem sozialistischen Programm der Privatbesitz in diesem Sinn aufgehoben wird, sondern schon bei dem ersten Punkt liegt eine große Frage: wie weit kann die ideelle, unbeschränkt fortschreitende Überflüssigmachung der menschlichen Kraft dem Menschen zum Heile dienen? Was sich

der Sozialismus als Ausweg dachte: alle sollen dann mehr Zeit zur Beschäftigung mit den höheren Werten haben, ist nur in dem begrenzten Sinn richtig, daß alle zur mitgenießenden Vertiefung Zeit haben sollten, aber nicht in dem Sinne, daß so für alle ein voller Lebensinhalt gewonnen werden könnte, daß also alle Forscher oder Künstler von Beruf würden. Das wird, schon der Begabung, aber auch der Funktion dieser höheren Werte nach, eine Sache weniger bleiben müssen. Dann bedeutet die menschliche Kraft überflüssig machen: die Gefahr, das Leben der meisten Menschen sinnlos zu machen (selbst wenn ihr Lebensunterhalt garantiert wäre), insofern ein tätiges Leben der Berufsausfüllung zum sinnvollen Leben gehört.

Wir können nur einen Blick werfen auf andere bekannte Folgeerscheinungen, die zugleich Züge unserer Gegenwart darstellen: die ungeheure Steigerung der Gewinnmöglichkeit erzeugt das, was man Mammonismus genannt hat, also auf dem Umweg über den höheren Wert des Wissens entsteht eine ungeheure Steigerung der auf das Selbst gerichteten natürlichen Triebe in der Richtung des Egoismus. Und ein anderes: das was man als „Mechanisierung" zu bezeichnen pflegt: auch die sinnvolle Arbeit und Zwecksetzung, die die Tätigkeit des Bauern und Handwerkers bestimmt, wird übernommen von der Maschine, nicht für den Erfinder, aber für die große Masse der Arbeiter, die selbst Maschinenteile werden. Die äußere Natur, die der Mensch in seinen Dienst gezogen hat, ergreift nun umgekehrt Besitz von ihm und „entseelt" seine Tätigkeit. Diese Sinnlosmachung des Arbeiterberufs ist einer der ernstlichsten Fortschrittseinwände. Es entsteht allgemein die Gefahr eines Stiles, der zwei Pole hat: Gewinngier und Mechanisierung.

Und hier stehen wir dann an dem Punkt, der sehr zu beachten ist und der bei den Anklagen gegen das Wissen nicht berücksichtigt zu werden pflegt: es ist so eine Haltung entstanden, die aufs äußerste entgegengesetzt ist auch derjenigen, die Quelle der ganzen Entwicklung war, der des reinen, an die Erforschung der Sache hingegebenen Wissenwollens, allgemein aber: der unegoistischen, im äußersten Maße unmechanischen Hingabe an die höheren Werte überhaupt, durch die sie allein bestehen können.

Nur nennen kann ich hier eine Gefahr, die ja bekannt genug ist und die das Wissen im Dienst nicht des einzelnen, sondern der Nationen zeigt (wobei eine analoge Strukturuntersuchung nicht vorgenommen werden kann): die ungeheure Steigerung der Kriegsmittel, die der europäischen Kultur eine selbstmordartige Vernichtung droht, — auch hier das Wissen im Dienst vitaler Triebe, der (an sich ja berechtigten) Selbstdurchsetzung oder auch der Machterweiterung der modernen politischen Gemeinschaften.

Auch auf eine tragische, tief geistige Divergenz möchte ich wenigstens hinweisen, die ich schon der formalen Andersartigkeit dieser Antithese wegen nicht ganz übergehen möchte und weil sie in hohem Maße zur geistigen Krise der Gegenwart beigetragen hat: die Bedrohung der Religion und ihres Wertbereichs durch das Wissen, insofern es durch Sehen und Beweisen über alles in unserer Welt Vorhandene bzw. über die Grenzen unserer weltanschaulichen Aussagen Bestimmungen zu treffen hat.

Ein ausgeführtes System der Antithesen zu den Fortschrittsmomenten würde noch manche Divergenz sehen lassen. Hier läßt sich ganz allgemein das sagen: die Antithese überhaupt liegt darin, daß eine prästabilierte Harmonie weder hinsichtlich des Verhältnisses zwischen der niederen Wertsphäre und den Fortschrittsmomenten gegeben ist noch zwischen den Fortschrittsmomenten selbst. Für die letzteren nannte ich vorhin das Beispiel von Wissenschaft und Religion, für die erstere war alles Vorhergehende Zeugnis, vor allem die Verwendung der Wissenschaft im Dienste des Egoismus. Nicht eine solche Harmonie ist das Bild, das uns die bisherige Entwicklung bietet und das wir bei einem Wesen von der Art des Menschen für wesensmäßig bedingt halten, sondern ein Vorstoßen von Fortschrittsmomenten ohne Garantie des Ausgleichs. Man wird hier wohl auch noch konstatieren können: auf der gleichartigen Basis des natürlichen, triebhaften Egoismus hat sich die Ich-Werdung des ersten und zweiten Fortschrittsmomentes mächtiger entwickelt als das dritte Fortschrittsmoment: die ethische Anerkennung des allgemeinen Menschenwertes. Zwar fehlt dieses Moment keineswegs, man denke an die Abschaffung der Sklaverei, das humanere Strafrecht mit dem Verstehenwollen der menschlichen Seele, an soziale Einrichtungen usw., aber in

unserm Gesellschaftssystem als Ganzem muß man doch wohl ein Vorstoßen der individualistischen Fortschrittsmomente sehen, ohne daß das Gegengewicht des dritten Momentes voll wirkt.

Damit stehen wir dann zugleich schon bei der dritten Grundfrage, ob trotz dieser Antithesen ein Fortschritt denkbar sei. Dabei betone ich noch einmal, daß es sich zunächst um eine Wesensuntersuchung handelt, nicht um eine Voraussage, ob es bei uns so gehen werde.

Aber vor der Frage: gibt es einen weiteren Fortschritt ohne absehbare Grenzen — nur das ist mit „unbegrenzt" in unserem Thema gemeint — trotz der Antithesen, erhebt sich eine andere merkwürdige Frage: Oben haben wir versucht, vier Fortschrittsmomente gegenüber primitiven Bewußtseinsformen abzuheben. Für sie selbst, ihrer eigenen Beschaffenheit nach, d. h. noch ohne Rücksicht auf Antithesen und notwendigen Ausgleich, erhebt sich die Frage: Gibt es z. B. über diese Erfassung des Ich im theoretischen und praktischen Sinne, über die Idee des Sollens und Nichtsollens hinaus, überhaupt noch die Möglichkeit eines Fortschreitens, ist nicht wesensmäßig die Aufhellung vollendet, weil es da eben nichts mehr aufzuhellen gibt, wenn das zunächst seiner nicht bewußte Individual-Ich klar um sich wissen gelernt hat und wenn die Handlungen als zu tuende oder nicht zu tuende ihrer Idee nach geschieden sind? Diese Frage ist wohl zu bejahen, wenn man diese Beschaffenheiten als solche, in der höchsten Form nimmt, wie sie natürlich nicht allgemein, sondern in führenden Geistern verwirklicht sind. Und es bleibt dann nur die weitere Fortschrittsaufgabe der Verbreiterung dieser Stufe auf andere Individuen und vor allem ihre Einbildung in die Welt, d. h. dann für uns hier: die Aufgabe der Einführung dieser selbst vollendeten Wesensbeschaffenheiten in die Ganzheit der Welt, so daß Harmonie zwischen ihnen selbst und den privaten Trieben entsteht.

Kommen wir nun zur Hauptfrage dieser dritten Betrachtung: Gibt es (im Sinne der Möglichkeit) einen Fortschritt trotz jener Antithesen? So liegt die prinzipielle Antwort eigentlich schon in dem vorhin gemachten Versuch, das Wesen dieser Antithesen abschließend zu fassen: besteht es in einem mangelnden Ausgleich zwischen den Fortschrittsmomenten selbst untereinander und vor

allem in ihrem Zusammenwirken mit dem Trieb-„Unterbau", so würde die mögliche Fortschrittsrichtung eben im allmählichen Ausgleich dieser Faktoren bestehen, wobei gewisse Rückentwicklungen einseitiger Vorstöße durchaus möglich sind. Es wird am besten sein, wenn ich das gleich an dem ökonomischen Beispiel verdeutliche: sahen wir als die Struktur der Industrialisierung die Verbindung von natürlichem Gewinnstreben mit Entwicklung des Einzel-Ichs zum Privatbesitz + der Unterwerfung von Naturkräften durch Wissenschaft und Technik, so muß die Haltbarkeit dieser Struktur eben untersucht werden. Man wird dann kaum um die Erkenntnis herumkommen, daß diese Verbindung zwar durchaus nicht allgemein zu verwerfen ist, daß sie aber gelöst werden muß, wo es sich um den Erwerb von Naturkräften handelt, der in keinem Verhältnis mehr zur natürlichen Wirkungssphäre des einzelnen steht. Konkret gesprochen: es kann nicht anerkannt werden, daß sogar dem Erfinder, der die Kräfte der Elektrizität z. B. dem Menschen unterworfen hat, nun die gewaltige Naturkraft ein für allemal gehören soll, so wenig Columbus (auch wenn der neue Erdteil unbewohnt gewesen wäre) ein Recht auf den Privatbesitz von ganz Amerika gehabt hätte. Und noch dazu handelt es sich hier (wie die Arbeitslosigkeit immer klarer zeigt) um den Besitz derartiger Naturkraftmengen, daß die menschliche Arbeitskraft in großem Umfang überflüssig wird und dieser Privatbesitz (schematisch gesprochen) nicht nur Eigentums-, sondern Lebensvernichtung vieler anderer Menschen bedeutet.

Es gilt, sich darüber klar zu werden, daß es sich um eine vom Standpunkt der Fortschrittsmomente durchaus einseitige Entwicklung handelt und daß ein Ausgleich mit dem Gegenmoment des allgemeinen Menschenwertes gesucht werden muß. Natürlich kann die Absicht auch nicht sein, in einer Notzeit sozialistische Experimente wie in Rußland zu empfehlen (übrigens bin ich weit entfernt davon, die Vorzüge der privaten Form zu leugnen), sondern es handelt sich vorerst um die Gesinnung oder vielmehr hier nur um die Erkenntnis dessen, wo die Fortschrittsrichtung zu suchen ist. Sie würde hier kurz gesagt darin bestehen — darin behält meines Erachtens der Sozialismus doch recht —, die menschliche Macht über Naturkräfte, die bis zur Neuzeit brachlagen,

prinzipiell als einen Besitz der Menschheit überhaupt, nicht als Privatbesitz aufzufassen und dementsprechend zu organisieren.

Wir sahen aber schon oben, daß es mit diesem Ausgleich durch das dritte Moment: von der Besitzseite her, nicht getan wäre: die große Frage bleibt, wie die dem Menschen notwendige Tätigkeitssphäre gesichert werden kann, die dem Leben erst Sinn gibt. Ich sehe letzthin in der Tat auch keinen anderen Weg als den zugleich von verschiedenen Seiten vorgeschlagenen: daß die durch die Maschinenkräfte überflüssig gemachten Menschen wieder Bauern werden, und zwar hier allerdings unter einem bestimmten Verzicht: die Rationalisierung großer Landwirtschaften wie in Amerika macht tatsächlich auf die Dauer viele Menschen so überflüssig wie der Fortschritt der Industrie; es müßte bewußt die Angleichung der Tätigkeitssphäre an Bedarf und Eigenbearbeitung der einzelnen Familien erfolgen unter Erzeugung eines gewissen Überschusses für die immer wenigeren, die in der Industrie genügen, um alle Zivilisationsvorteile, elektrisches Licht, Telephon usw., was man will, gegen jenen ganz geringen Überschuß allen zu erhalten. Die durch neue Erfindungen fortschreitende Erleichterung der Produktion großer Gütermengen und das Besitzrecht aller daran würde es ermöglichen, jene Vorteile dem Einzelnen für einen sehr geringen Mehrertrag seiner Arbeit zuzuführen, die im übrigen — wie beim Bauern — für ihn selbst bestimmt ist.

Für die Organisierung aber kommt nun die Überwindung des oben zuerst genannten antithetischen Moments in folgendem Sinne in Betracht: Da nun einmal auf dem Boden der Vernunftentwicklung ein instinktives Handeln der Gemeinschaft nicht wiederherzustellen ist, wird es immer darauf ankommen, den politischen Führern eine größere Macht als den anderen zuzuschreiben. Das ist faktisch ja auch unter dem allgemeinen Wahlrecht so, und der mögliche Fortschritt würde darin bestehen, eine solche Organisation — in Anpassung an die Individualnatur des betreffenden Volkes übrigens — zu finden, bei der der notwendige Leistungsvorrang der Führer mit einer möglichst weitgehenden Selbstbestimmung aller zusammenwirkte, was am Ende nur ausprobiert werden kann (ein solches Ausprobieren für Deutschland war z. B. unter Brüning die wesentlich andere Beteiligung des Reichstages an den Handlungen der Regierung als in einem eigentlich parlamentarisch

Damit wird offenbar, daß die Ansicht, nur die erlauchten Spitzen der geistigen Welt in einer übernationalen Körperschaft zu vereinen, in der sie „nur sich dienen", aufgegeben ist; sie haben sehr unmittelbare soziale Pflichten zu erfüllen. Es geht um die Reform des «pouvoir spirituel».

Aus den Lettres d'un Habitant de Génève à ses Contemporains[1]) spricht Saint-Simon in vollster Eigenart: In ihnen erklingt das Thema aller späteren Schriften, das der sozialen Reorganisation; sie zeigen in Form und Aufbau unverlierbare Eigenschaften; sie bilden endlich wie seine übrigen Hauptschriften das Kernstück einer ganzen Schriftensippe. Sie ist bis 1925, dem hundertsten Todesjahre Saint-Simons, unbekannt geblieben. Da veroffentlichte E. Pereire[2]), Nachkomme von Olinde Rodrigues, des Freundes Saint-Simons, aus dem Familienarchiv ein «Lettres aux Européens» betiteltes Manuskript Saint-Simons, das abschnittweise wörtlich mit den LHG übereinstimmt, sowie eine ebenfalls unveröffentlichte Arbeit aus der Feder Saint-Simons mit dem Titel: Essai sur l'Organisation Sociale. Sie erscheint mir wichtiger, da sie die Genfer Briefe wesentlich ergänzt. Schließlich eine Druckschrift: Lettres d'un Habitant de Génève à l'Humanité, die P. E. Martin in dem Genfer Staatsarchiv fand.[3]) Sie bietet beachtenswerte Varianten gegenüber den LHG.

Alle vier Schriften haben die beklagenswerte Gemeinsamkeit, daß ihnen die äußere Datierung fehlt und innere Merkmale keine sicheren Handhaben bieten, ihr gegenseitiges Verhältnis und die genaue Zeit ihres Entstehens festzulegen. Wir umkreisen diese Frage, indem wir die nach dem inhaltlichen Ausgangspunkt der LHG stellen.

Saint-Simon, Freiheitskämpfer in Amerika unter Lafayette, politischer Agent unter Bouillé in Holland, Projektemacher im Gefolge Cabarrus in Spanien, Großspekulant in Nationalgütern während der französischen Revolution, zog sich 1797 von der «carrière active» zurück, verband sich mit den Gelehrten der polytechnischen und medizinischen Schule und fand sich, sansculottischer Seigneur in stolzer Unabhängigkeit und aufrichtiger Mäzen mit extravaganten Ideen, bald inmitten eines geistig reg-

[1]) Wir kürzen ab: LHG. [2]) Pereire op. cit.
[3]) Ztschr. f. Schweizer Gesch. 5. Jg. S. 477ff.

Anhänger liberaler Ideen", an die „Besitzenden" und die „Nichtbesitzer". Er improvisiert Reden, wie er sie einst unter der Konstituante in seiner Heimatsgemeinde Falvy und in der Zeit des Direktoriums vor der Pariser Finanzwelt wirklich gehalten haben mochte; Reden, die sich den Zuhörern geschmeidig anpassen in kameradschaftlicher Aufmunterung gegenüber Gleichgerichteten, in weltmännischem Ton und stolzer, fordernder Haltung gegenüber den Besitzenden, in warmer, wohlwollend herabblickender Vertraulichkeit und eindringlicher Breite gegenüber den Nichtbesitzern. «Mettre une nation en état de récompenser les grands hommes, en l'instruisant à les juger selon leur valeur relative»[1]), hatte Mme de Staël schon 1800 verlangt. Saint-Simon handelte nach ihrem Rezept.

In dem Bestreben, allen alles zu geben, entfernt sich Saint-Simon von dem Plan einer Förderungsgesellschaft. «Le projet contient une idée élémentaire qui pourra servir de base d'organisation générale». Schon im Äußeren wird diese Wendung deutlich. Saint-Simon verläßt die Formen der Mitteilung, des Dialoges und der Ansprache; im Tone der sakralen Verkündigung entschleiert er seine Vision, in der Gott zu ihm sprach: „Rom soll den Anspruch aufgeben, der Hauptort meiner Kirche zu sein ... Papst, Kardinäle, Bischöfe, Priester aufhören in meinem Namen zu sprechen. Alle Religionsstifter haben den wesentlichen Teil ihrer Aufgabe vergessen: celle de fonder un établissement qui fait suivre à l'intelligence humaine la route la plus courte pour se rapprocher indéfiniment de ma divine prévoyance ... Apprends que j'ai placé Newton à mes côtés, que je lui ai confié la direction de la lumière».[2]) Und so erfahren wir: Die Vereinigung der Erwählten nimmt den Namen «Conseil de Newton» an; sie vertritt Gott auf der Erde, welche nach den Hauptnationen, der englischen, französischen, deutschen und italienischen, in vier Bereiche geteilt werden wird, denen wieder Newtonskollegien vorstehen, an die sich, auf immer engeres Gebiet verästelt und hierarchisch gegliedert, ebensolche Kollegien ansetzen sollen. Jedes Kolleg wird einen Tempel errichten, sich als Priesterschaft konstituieren und Newton zum Schutzpatron nehmen.

[1]) De la littérature considerée dans ses rapports avec les institutions sociales. 1800. [2]) Pereire op. cit. p. 52 s.

nur auf dem Boden bestimmter begabter Rassen oder dgl. möglich sein. Die Frage ist dann: werden wir auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst schöpferische Persönlichkeiten haben, die auch nur das Kulturniveau zu halten ermöglichen? Man kann aber auch fragen: Werden wir Staatsmänner oder Propheten oder überhaupt starke und ethische Persönlichkeiten haben, die zu jener Synthese vorwärtstreiben?

Wäre man zu einer allgemeinen Klarheit über die Frage der Träger gekommen, so hätte man dann etwa, um zu unserer quaestio facti eine konkrete Stellung zu nehmen, zu untersuchen z. B., ob die schöpferischen Kräfte des Geistes in der Gegenwart in Kunst, Wissenschaft usw. wirklich sich als erschöpft erwiesen im Blick auf die geistige Produktion der Gegenwart. Es wäre dabei aber, selbst im Fall einer ungünstigen Antwort (der ich nicht zuneige), dann diese Frage zu bedenken: erfordert nicht die technische und wirtschaftliche Unterwerfung und Organisierung der Welt eine solche Kraftmenge, daß nicht von einem Sinken der kulturellen Leistungsfähigkeit, sondern nur von einer Ablenkung gesprochen werden könnte, die vorübergehen würde, wenn es gelänge, die wirtschaftliche und soziale Lage wieder zu einem gewissermaßen Selbstverständlichen zu machen im selben Sinne wie in früheren relativ stabilen Wirtschafts- und Sozialsystemen?

Im Grunde genommen wissen wir dies alles nicht, aber diese Frage dient auch hier dazu, das kulturell Ungünstige der Gegenwart nicht ohne weiteres als Zeichen des Endes anzusehen, sondern als Möglichkeit der vorübergehenden antithetischen Kraftzerteilung. Und noch eines ergibt sich aus der Möglichkeitsbetrachtung: der Aufruf zur Arbeit in der Fortschrittslinie. Die Strukturuntersuchung zeigt nicht nur Möglichkeiten, sondern auch Aufgaben.

Eines aber soll zum Schluß gesagt werden, selbst für den Fall einer ungünstigen Beantwortung unserer quaestio facti: Wer die Träger sind, ist im Grunde nicht das Entscheidende, ein und dieselbe Gruppe, Rasse oder dgl. braucht es nicht für alle Ewigkeit zu sein und wird es nicht sein, aber die Fortschrittsmomente, wie wir sie im Anschluß an Hegel zu zeichnen suchten, sind so allgemein gefaßt, und andererseits sind ihnen die Diver-

genzen und Antithesen so wesensmäßig zugeordnet, daß sie im Sinne Kants für sinnlich-vernünftige Wesen überhaupt gelten, die sich einer teils feindlichen, aber unterwerfbaren Außenwelt gegenüber befinden und deren geistiges Leben und gesamtes Sein sich aus der pflanzlich-tierischen Dumpfheit stufenweise erhebt. Dann könnte es sich mit den Trägern und ihren jeweiligen Schöpfungen, auch mit der mechanistischen Antithese unserer Gegenwart so verhalten wie bei einem Fackellauf, wo der eine Träger ermüdet dem nächsten die Fackel weitergibt, nur daß ein festes Ziel, eine Grenze beim Fortschrittslauf der Menschheit nicht sichtbar ist.

CLAUDE HENRI DE SAINT-SIMON. BRIEFE EINES GENFER EINWOHNERS AN SEINE ZEITGENOSSEN.

EINE UTOPIE AUS DER ZEIT DES KONSULATS.

VON OSWIN POETSCHKE.

Wie Lafontaine und Jean-Jacques hat der Vater des französischen Sozialismus, Henri de Saint-Simon, spät zur Feder gegriffen. Der Zweiundvierzigjährige verdutzt einen kleinen Kreis Prominenter der geistigen, wirtschaftlichen und politischen Welt mit den Lettres d'un Habitant de Génève à ses Contemporains[1]), einem kuriosen Schriftchen: ungleich im Stil, uneinheitlich in der Gedankenführung, unzulänglich in der Ausführung, aber lebendig in jedem Satze durch die eigenwillige Persönlichkeit seines Verfassers, obwohl damit nicht weniger mißverständlich. Ebenso eine von ihrer Zeitstelle unlösliche Schrift. Persönlichkeits- und zeitgebunden, sind die Genfer Briefe sowohl aufschlußreicher biographischer Beitrag wie belangvoller Niederschlag sozialutopischen Denkens in Frankreich um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert.

Ihr Inhalt: Zunächst ein Weltbeglückungsprojekt, begleitet von propagandistischen Aufrufen; der Vorschlag zu einer Subskription zur Förderung der geistigen Spitzen der Menschheit, der «hommes de génie»; ein Appell zu einem Kollektivschritt der gesamten Kulturwelt zur Beförderung der geistigen Entwicklung, zur Selbstbesteuerung aller Weltbürger für die Konstituierung einer „geistigen Macht": 21 der größten Gelehrten und Künstler gilt es zu stipendiieren.

---

[1]) Unseren Ausführungen liegt die Textneuausgabe von Alfred Pereire zugrunde: Lettres d'un habitant de Génève à ses contemporains réimprimées conformément à l'édition originale, Paris 1925, Alcan. Die Ausgabe Enfantins ist damit überholt.

Es ist eine Eigentümlichkeit Saint-Simons, seine Gedanken polemisch zu entwickeln, später im Kampf gegen gelehrtes Spezialistentum, Klerikal- und Feudalismus, gegen Bonapartisten und Liberale, hier gegen die Akademien als die Hemmschuhe der geistigen Emanzipation: Gründungen des Absolutismus, mangelte ihnen die geistige Freiheit und die wirtschaftliche Sicherstellung, die die freien Wissenschaftsorganisationen Englands, des Landes „der produktivsten Köpfe Europas", auszeichnen. Saint-Simon fordert einen geistigen Überbau auf breitester Grundlage, eine allgemeine, selbst von den unteren Kreisen geteilte Anteilnahme an den Belangen und Entscheidungen der geistigen Welt. Anders, kaum zeitbedingt, haben die Akademien die geistige Entwicklung aufgehalten, indem sie als Bewahrer gebilligter Meinungen das Neue und Zukunftstragende ketzerrichterlich verfolgten. Daraus die Lehre: An die Stelle der Lebenslänglichkeit der Stipendiaten trete die Befristung, an die Stelle der sterilen Pfründe der schöpferische Wettbewerb. Freie Forschertätigkeit, edler Wettstreit, reiche Mittel! Weder Brotsorgen noch falsche Sparsamkeit werden den Aufschwung des Genius hemmen, wichtige Entdeckungen nicht verkümmern, weil ihre Gegenwartsbedeutung gering erscheint. Reisen, umfassender Forschungsapparat und zureichende Mitarbeiter werden den Erwählten die „glücklichsten Konzeptionen" verwirklichen lassen.

Dank der gewaltigen Erwartungen der Menschheit, dank ihrer geistigen Überlegenheit, dank der Hingabe für ihre Mission werden die Stipendiaten, die «élus de l'humanité», eine Stellung erlangen, die sie über alle, selbst über die Inhaber der „größten Autorität" erhebt. Die Menschheit wird endlich ihre wahre Bestimmung erkennen: «Heureux moments que ceux où l'ambition, ne voyant de grandeur et de gloire que dans l'acquisition de nouvelles connaissances, laissera ces sources impures où elle cherchait à apaiser sa soif . . . Plus d'honneur pour les Alexandre», ruft Saint-Simon in monumentaler Prägung, «vivent les Archimède!».[1])

Saint-Simon vertraute nie der immanenten Kraft einer Idee; stets warb er bei bestimmten Personenkreisen um ihre Verwirklichung. So wendet er sich hier an die „Gelehrten, Künstler und

[1]) Pereire op. cit. p. 18.

wir nicht in der glücklichen Lage Hegels sind, einen sich entwickelnden Weltgeist als einzigen Träger der Fortschrittslinie wie der Antithesen zu besitzen, bleiben als Träger nur die überindividuellen Wesen der Geschichte wie Rassen und Völker und etwa die behaupteten Kulturseelen und andererseits die einzelnen, besonders die genialen Individuen. Dann ergeben sich zwei Fragen: erstens: Sind nicht die konkreten Träger der Fortschrittsmomente so sehr voneinander verschieden, daß es nur Stücke kultureller Entwicklung, aber keinen einheitlichen Fortschritt gibt? Diese Frage wurde oben allgemein in dem Sinn beantwortet, daß der Wesensgedanke des Fortschritts wohl an mehreren Stellen, also für mehrere Träger, getrennte Entwicklungen zulasse (am klarsten: für die Bewohner verschiedener Gestirne). Jetzt, in der faktischen Zuspitzung — ich muß gleich auf unseren Fall der Gegenwart kommen — handelt es sich darum: Ist nicht z. B. der industrielle Fortschritt nur eine Sache der abendländischen Völker, so daß seine Einarbeitung in den Menschheitsfortschritt keinen Sinn hat oder nicht möglich ist? Noch mehr auf unsere Lage führt die zweite, an sich auch allgemeine Frage: Wie weit reicht die Kraft der jeweiligen Kulturträger, können unsere Völker z. B. die Aufgabe der wirtschaftlichen und sozialen Synthese lösen, oder besteht die Möglichkeit, daß die Seele des Abendlandes alt ist, daß die Antithese mit ihren ungeheuren Schwächen in Wahrheit Absinken von der eigentlichen Blütezeit der abendländischen Kultur ist (wie Spengler behauptet)? Dann würde es, was unsere quaestio facti angeht, keinen Sinn mehr haben, den faktischen Fortschritt zur Synthese zu erwarten, selbst bei dem Zugeständnis, daß es so etwas der Möglichkeit nach, etwa für Wesen anderer Sterne, gäbe. Das Problem der Kraft wird aber dadurch kompliziert, daß für den menschlichen Fortschritt allerdings geniale Individuen entscheidend gewesen sind, und zwar nicht nur für den Fortschritt der Kultursysteme Wissenschaft, Kunst, Religion, sondern auch für politische, wirtschaftliche, soziale Gestaltungen (hier brauchen nur etwa die Namen Marx oder Lenin genannt zu werden, trotz ihrer eigenen antiindividualistischen Geschichtsauffassung). Wenn wir oben vom Vorstoßen einzelner Fortschrittsfaktoren sprachen, so glauben wir allerdings, daß es einzelne geniale Individuen sind, die die Gemeinschaften vorwärts stoßen, mögen sie noch so sehr

regierten Staat). Keineswegs — das gehört auch zum Ausgleich — bedeutet Spontaneität aller, daß nicht ein Zwang der Verständigeren ausgeübt werden könnte, und dieser wäre denn auch für eine neue Wirtschaftsorganisation im obigen Sinne einzusetzen.

Es lag wohl nahe, in der gegenwärtigen Lage auf die soziale und wirtschaftliche Seite einzugehen, obgleich es dem Philosophen seinem Fach nach mehr gelegen hätte, die individual-ethische Seite zu behandeln oder die Ausgleichungsfrage von Wissenschaft und Religion, was rein der Zeit nach hier nicht möglich ist. Auch individual-ethisch sind wir weit entfernt von einem Ausgleich der verschiedenen Faktoren, z. B. von einer auch nur der Idee nach befriedigenden Synthese des Berechtigten an Nietzsche mit der traditionellen Ethik, und daß die Verwirklichung, die Einbildung der ethischen Forderungen in die Einzelpersönlichkeit wie in die Welt eine unendliche Aufgabe ist, ist ja selbstverständlich.

Man wird nun leicht sagen: diese Betrachtungen sind ganz akademisch, nur Hinweise auf Möglichkeiten. Das letztere sollen sie ja bewußt zunächst auch nur sein, aber — das wäre in einem Wort das Resultat —: bei der Untersuchung der Fortschrittsstruktur ergibt sich, daß die ungeheuren Verflachungen und Leiden im Gefolge des bisherigen Fortschritts, die wir erleben, eben Antithesen sind, einseitige Entwicklungen, die weder den Fortschrittsansatz selbst aufheben noch einen weiteren Fortschritt ausschließen, diesen vielmehr fordern: als Ausgleich, als Lösung der einseitigen Verknotungen. Um noch einmal Hegelisch zu sprechen: die These und Antithese fordern die Synthese, und diese Perspektive, die eine ganz andere als die des Untergangs ist, eröffnet allerdings die philosophische Untersuchung der Fortschrittsstruktur. Das große Aber — und damit komme ich zu den Schlußbetrachtungen der quaestio facti — ist jedoch, daß es sich um eine Struktur handelt, daß wir, auf den Fall des abendländischen Europa gesehen, zwar zur weitgehenden Entwicklung der Antithese gekommen sind, aber nicht die Garantie haben, daß die Synthese faktisch für uns vollziehbar ist.

Wir können diese Problemgruppe nur noch mit einem Blick streifen. Leicht ist zu sehen, wo der Ansatzpunkt liegt für die Umwendung der Strukturuntersuchung in die Bahn der faktischen Einzelfälle, speziell unseres Falles der gegenwärtigen Kultur: da

samen Kreises, dem nach Arago die radikale Reform der Gesellschaft zum unerschöpflichen Diskussionsthema wurde. Es war die Zeit, wo die großen Unterrichtsprojekte der Revolution verwirklicht wurden und wo man wieder die Notwendigkeit einer nationalen Förderung der Geistigen begriff. Aber wenn der Konvent 1795 300 000 livres an „unbegüterte Gelehrte, Künstler und Techniker" verteilte und 1801 der Philanthrop Lasteyrie die Société en faveur des Savants et des Hommes de Lettres gründete, so waren das Angelegenheiten der Notsicherung und Unterstützung. Saint-Simons Haltung war eine andere: Er gehörte nicht zu dem caritativen Frankreich der letzten Jahrzehnte vor der Revolution.

Immerhin zeigt die Lasteyriesche Gesellschaft die Initiative Privater in kulturellem Bereiche, die die Verfassung von 1795 den französischen Bürgern einräumte. Nach Hubbard richtete Saint-Simon öffentliche Kurse ein, in denen unentgeltlich Gegenstände der Ecole Polytechnique gelehrt wurden. Was suchte er? Wir wissen von einem Vortrag, den Saint-Simon am 10. Juni 1798 vor Pariser Kapitalisten hielt[1]), wobei er den Vorschlag einer Großbank machte, aus deren Einnahmen menschheitliche Kulturaufgaben bestritten werden sollten. Unternehmungsgeist Privater zur Lösung von Aufgaben, denen früher der Staat vorgestanden! Es führt eine gerade Linie von diesem Vortrag zu den LHG.

Verwandter war den Plänen Saint-Simons daher die Gründung Chaptals, die Société d'encouragement pour l'industrie nationale von 1801, die mit Hilfe freiwilliger Subskriptionen alle technischen Erfindungen begünstigen wollte. Aber mit ebendieser Beschränkung tritt ihre Verschiedenheit gegenüber dem Saint-Simonschen Plan zutage. Näher kommt Condorcet mit seinem Fragment sur l'Atlantide ou efforts combinés de l'espèce humaine pour le progrès des sciences, wo er, den Spuren Bacons und D'Alemberts folgend, den gewaltigen Plan zur Gründung einer, alle Gelehrten der Welt vereinigenden république universelle des sciences entwickelt. Doch handelte es sich hier nicht um die Stipendiierung der geistigen Spitzen, sondern um eine systematische Durcharbeitung des gesamten Wissens,

[1]) Redern, comte de, Mémoires sur mes anciens relations d'affaires avec M. de Saint-Simon. Caen 1812.

der Inangriffnahme von Erhebungen und der Aufstellung von Frageplänen, zu deren Beantwortung alle Gebildeten, nicht nur die Gelehrten, aufgerufen waren. Immerhin heißt es in den «Lettres aux Européens»: «Cet ouvrage a pour but d'utiliser l'idée produite par Condorcet».[1]) Noch lange wird sich Saint-Simon als der Fortsetzer Condorcets betrachten. Schließlich das Nationalinstitut, zu dessen geistigen Vätern auch Condorcet gehörte. Bezeichnenderweise nennt Saint-Simon in den «Lettres aux Européens» das Newtonkolleg «Institut Général» und «Institut Européen». Was aber soll dann eigentlich die Kritik an den Akademien, die ja doch nur eine unoriginelle Wiederholung all der Angriffe von Marat bis Chamford ist? Waren sie nicht längst durch das Institut erledigt? Diese Körperschaft beanspruchte ja zu sein: «le corps représentatif de la république des lettres, l'honorable but de toutes les ambitions de la science et du talent, la plus magnifique récompense des grands efforts et des grands succès, un temple national».[2]) Es ist richtig, nirgends kritisiert Saint-Simon das Nationalinstitut; kein Wort über die Deportation der fünf Institutsmitglieder — unter ihnen waren Carnot und Pastoret —, mit der sich seine Mitglieder, von einer Ausnahme abgesehen, abfanden; nichts davon, daß es trotz aller Versicherung der Geistesfreiheit in seinen Arbeiten den Eingriffen der staatlichen Exekutive ausgesetzt blieb; nichts davon, daß wie zur Zeit der Akademien hohe Regierungsbeamte Akademiker wurden. Und doch fallen damit die gegen die Akademien erhobenen Angriffe auf das Nationalinstitut zurück. Saint-Simon hielt zeitlebens fest an dem Glauben der Unvereinbarkeit der carrière active et carrière spéculative. Seine Utopie gipfelt in dem Satz: «Le pouvoir spirituel entre les mains des savants, le pouvoir temporel entre les mains des propriétaires»[3]), und die Konstituierung eines pouvoir spirituel ist das Grundthema der LHG.

Zur Zeit, als Saint-Simon wissenschaftlichen Fragen nahetrat, 1797, hatte die politisch-moralische Klasse des Instituts ein vielbeachtetes Preisausschreiben ausgesetzt über die Frage: «Quels sont les moyens de fonder une morale chez un peuple?»

[1]) Pereire op. cit. p. 75.

[2]) Rapport v. Daunon cit. nach J. Simon, Une académie sous le directoire p. 45. [3]) Pereire op. cit. p. 49.

Sehr wahrscheinlich ist, daß auch Saint-Simon das Preisausschreiben nicht unbekannt war, beteiligten sich an ihm doch die besten Geister wie der langjährige Mitarbeiter Turgots, Dupont de Némours, und der Begründer der klassischen Nationalökonomie in Frankreich, Jean Baptiste Say, der damalige Chefredakteur der Décade. 1800 zog das Institut die Fragestellung zurück mit der Erklärung, die eingegangenen Denkschriften hätten den Anforderungen nicht genügt. Es muß die Möglichkeit offen gelassen werden, daß die Genfer Briefe sich an der Fragestellung des Instituts, vielleicht auch in Opposition gegenüber seinem Zurückweichen in offensichtlich politischer Rücksichtnahme entzündet haben. Saint-Simons Angriffe auf die Akademien hätten somit auf das Nationalinstitut gezielt.

Tatsächlich waren damals Bestrebungen im Gange, das Institut zu reformieren. «Huit années d'existence y ont montré et des lacunes et des défauts», rechtfertigte der amtliche Bericht. «Le Premier Consul a désiré qu'on lui présentât les moyens de remplir les uns et de corriger les autres.»[1]) Die Genfer Briefe waren die Antwort, die unerbetene Antwort Saint-Simons, genau wie seine nächste Schrift, die «Introduction aux travaux scientifiques du XIX^{e} siècle» 1807, den von Napoleon anbefohlenen Fünfjahrsbericht des Instituts über die Fortschritte der Wissenschaften zum Anlaß hatten.

Mit allen war auch Say beim Institutsausschreiben von 1797 zurückgewiesen worden, doch er unterbreitete seine Denkschrift 1800 unter dem Titel «Olbie ou Essai sur les moyens de réformer les mœurs d'une nation» der Öffentlichkeit. Nach der Stellung ihres Autors ist sie zugleich der Ausdruck einer beachtlichen Zeitströmung. Es führt weiter, sie den Genfer Briefen gegenüberzustellen: Say setzt zunächst die für eine sittliche Erneuerung maßgebenden Gesichtspunkte auseinander und zeigt darauf, wie sie bei den Olbiern Wirklichkeit geworden sind: Indem ihre Führer als Voraussetzung guter Sitten die allzu große Ungleichheit der Vermögen beseitigten, schufen sie als die unerläßliche Voraussetzung guter Sitten eine anständige Wohlhabenheit. Den Olbiern war daher das wichtigste Moralbuch eine gute Abhandlung der

[1]) Der Bericht war vom Innenminister Chaptal, dem späteren Mitarbeiter an der Saint-Simonschen Publikation L'Industrie etc., 1817.

politischen Ökonomie, ohne deren Kenntnis kein Staatsamt bekleidet werden durfte. Der Müßiggang wurde beseitigt, die Gewinnsucht geächtet, Lotterien und Freudenhäuser abgeschafft, Bücher, die Aberglauben verbreiten, verboten, Volksfeste eingerichtet, die Sitten überwacht, der Luxus verachtet, aber Künste, soweit sie moralisch förderlich sind, anerkannt. Inmitten öffentlicher Gärten errichteten sie ein Pantheon und hundert Tempel, welche als Inschriften die Moralbegriffe der politischen Ökonomie tragen. Krieg ist diesem Volk unbekannt, als einzigen Adel erkennt es den des Geistes an, dem wie in China die höchsten Stellen vorbehalten sind.

Selten war eine Zeit der Utopie günstiger als die des Direktoriums. „Mit Abstraktionen kommt man nicht zum Ziel, sondern nur wenn man die Vorschriften der Vernunft mit der Anmut der Beredtsamkeit und dem Reiz des Gefühls bekleidet“[1]; so kennzeichnet der abstrakte Wirtschaftsdenker ein wirkliches Zeitbedürfnis. Auch Saint-Simon trägt ihm Rechnung. So wenn er in den LHG das Newtonskolleg kleinmalerisch beschreibt und den «Essai sur l'organisation sociale» beginnt: «Nous supposons un peuple éclairé habitant une île de dix lieux de rayon et nous proposons à cette société idéale l'organisation suivante.»

Beide Schriften umfassen humanitäre Projekte. Beide fordern eine arbeitende Bevölkerung, beide kämpfen gegen die Müßiggänger. Say möchte jedem Bürger die Erklärung abzwingen, womit er sich beschäftige. Wer sie verweigert oder nicht zu geben vermag, soll als «homme inutile» bezeichnet werden, was seinen bürgerlichen Tod nach sich zieht. Er hofft, daß dann die berufslosen Wohlhabenden sich mit nützlichen naturwissenschaftlichen Arbeiten oder der Verbesserung der Landwirtschaft beschäftigen oder den verwaisten Kindern „ihrer Brüder“ eine „liberale“ Erziehung geben werden. Den gleichen Zwang zur Arbeit kennt die Utopie Saint-Simons: Er erklärt kategorisch: «Tous les hommes travailleront». Auch er will den müßigen Reichtum nutzbar machen: «Les bras du pauvre continueront à nourrir le riche, mais le riche reçoit de commandement de faire travailler sa cervelle, et si sa cervelle n'est pas propre au travail, il sera bien obligé de faire

[1]) Olbie p. 6

travailler ses bras».[1]) Die Weltökonomie duldet keine Sterilität in der menschlichen Lebensführung, oder wie Saint-Simon es metaphorisch ausdrückt: „Newton läßt auf diesem der Sonne nächsten Planeten keine willentlich unnützen Arbeiter in der Werkstatt."[2]) Say wie Saint-Simon legen den Reichen dar, daß die Erhaltung öffentlicher Ruhe ein freiwilliges Opfer fordere, aber Saint-Simon verlangt keine Einebnung der großen Vermögen, um sie gleichmäßiger zu verteilen; eine reich unterstützte wissenschaftliche Körperschaft wird die soziale Frage lösen, indem sie Machtverhältnisse umwandelt zu Gehorsamsverhältnissen, die sich einzig und allein auf die Überlegenheit der Bildung gründen:

«Jusqu'à présent les gens riches n'ont guère eu d'autres occupations que celles de vous commander, forcez-les à s'éclairer et à vous instruire», apostrophiert Saint-Simon die Nichtbesitzer; «ils font travailler vos bras pour eux, faites travailler leurs têtes pour vous ... ils vous payent avec de l'argent, payez-les avec de la consideration.»[3])

Ohne Kenntnis der politischen Ökonomie wird es im Sayschen Idealstaate unmöglich sein, ein Amt zu bekleiden; Saint-Simon verlangt ein «certificat de capacité».[4]) Endlich: Auch Say will den «gens à talent» eine größere Bedeutung verschaffen, aber seine Stellung zu ihnen ist die der Enzyklopädisten. Er erstrebt letztlich eine „Sophokratie" und hält dieses Ideal in China verwirklicht, wo die Regierung von den Gelehrten gebildet werde. Es ist wichtig, daß Saint-Simon schon in dieser seiner ersten Schrift sich von diesem, dem 18. Jahrh. so geläufigen Gedankenkreis entfernt. Wie die gerade aufkommende theokratische Schule betont er streng die Scheidung des pouvoir spirituel vom pouvoir temporel. Die eine Gewalt wird den Intellektuellen vorbehalten sein, die andere nach wie vor den Besitzenden verbleiben. Im «Essai etc.» entwirft Saint-Simon eine Skizze zum Zusammenwirken beider Gewalten in einem Zweikammersystem, ein Gedanke, der im «Système Industriel» von 1823/24 wieder auftauchen wird.

«Des lors aucun savant ne pourrait faire part du gouvernement; en effet, le même individu ne peut réunir en même degré de supériorité la double capacité de spéculation et d'action.»[5])

[1]) Pereire op. cit. p. 65. [2]) ibid. [3]) ibid. p. 34.
[4]) ibid. p. 92. [5]) ibid. 79.

Die kleinbürgerliche Utopie Says kennt Talente, die übersteigernde Saint-Simons ruft den Genius auf den Plan der sozialen Entscheidungen. Was galt der Begriff Genie der Zeit? In großartiger Sinngebung verstand unter ihm Diderot „eine Art prophetischen Geistes"; Condorcet positivistisch die „Erfindungsgabe"; Mme de Staël bescheidener, aber zugleich entgrenzend „die Anwendung des gesunden Menschenverstandes auf neuauftretende Gedanken"; Saint-Simon enthusiastisch den Gottmenschen. «L'Univers a été abandonné par le créateur à la surveillance des hommes de génie.»[1] «Les hommes de génie sont les véritables Dieux.»[2] Doch wie der Begriff allgemein schillerte, so fehlen auch bei ihm Sinngebungen nicht, die denen Condorcets und der Mme Staël gleichkommen.

„Das niedergehaltene Genie ist die gefährlichste aller Ungereimtheiten, man muß es fesseln oder seinen Schwüngen ein weites Feld einräumen", schrieb Antoine de la Salle ein Jahr vor der französischen Revolution. „Das untergeordnete Dasein, das die französische Monarchie den Schriftstellern zuwies, gab ihnen keine Stimme bei den wichtigen, die Bestimmung des Menschen berührenden Fragen. Wie konnten sie in solcher Gesellschaftsordnung anders Gewicht finden, als wenn sie sich als deren Gegner zeigten?" führte Mme de Staël den Gedankengang weiter. «Le premier mouvement populaire y a été sourdement excité par des savants et par des artistes»[3] vollendet ihn Saint-Simon, die Besitzenden an ihre kulturellen Verpflichtungen mahnend. Ein neuer Ton in der damals aufkommenden Debatte, ob die „Philosophen" die Revolution entfesselt hätten: Aufstand der Intelligenz gegen den Besitz, nicht gegen die Gesellschaft im allgemeinen oder gegen die Bourbonenmonarchie des vorrevolutionären Jahrzehnts!

Forcierte Aktivierung war die Utopie der Jahrhundertwende, die die Jahre des republikanischen Kalenders mit dem Gehalt von Jahrhunderten füllen und nach Montlosier „mit dem Fernrohr sehen wollte, was nur der Lupe sichtbar werden kann". Als stehenden Schuldposten hatte die Polemik gegen die Akademien die Lebenslänglichkeit der Akademiker gebucht. Wenn Saint-Simon ihre Befristung als Ausgleichsforderung präsentierte und autoritativ erklärte: «Les hommes de génie doivent toujours être en

[1]) Lettres au bureau des longitudes p. 14. Nationalbibliothek, Paris.
[2]) Pereire op. cit. p. 76. [3]) ibid. p. 27.

lutte; ils doivent quitter l'humanité quand ils ne peuvent plus la gouverner»[1]), so teilte er nur die Ideologie jener Zeit, die mit der Staël predigte: «Excitez l'homme à tous les genres de superiorité».[2])

Man vermißt beim Saint-Simonschen Projekt die Geistesfreiheit, und hierin entblößen die LHG die beängstigende Zwiespältigkeit des damaligen Frankreichs: jenes Pendeln zwischen Freiheitsversprechen und Gewaltübung, zwischen individuellem Freiheitsanspruch und kollektiver Fesselung, liberalem Gewährenlassen und diktatorischem Zugriff. «Il faut qu'ils restent eux-mêmes»[3]) — die élus de l'humanité — postuliert Saint-Simon auf der einen Seite. Aber was wird ihnen nicht alles aufgebürdet? Die Leitung des Unterrichtswesens[4]) — das hatte übrigens der Talleyrandsche wie der Condorcetsche Institutsentwurf vorgesehen, jedoch ohne Folge; Verteilung von Belohnungen — tatsächlich vom Institut geübt; Ausarbeitung eines Planes aller sozial wertvollen Arbeiten — 1803 hatte Napoleon das Institut zur Meinungsäußerung veranlaßt über die staatliche Verwertung von Erfindungen. Saint-Simon ging weiter: Die Stipendiierten sollten priesterliche Funktionen für einen neuen Kult übernehmen. Diese Forderung führt mitten hinein in die religiöse Frage der französischen Revolution.

Seit Mathiex[5]) ist kein Zweifel, daß der französischen Revolution die „Konzeption eines neutralen, der Religion indifferenten Staates fremd war." Die Revolutionskulte sind dem 18. Jahrhundert wesensverbunden und bewahren weit ins 19. Jahrhundert hinein ihr Leben.

In der gesetzgebenden Versammlung drang der Gedanke durch, dem Vaterland besondere, von der kirchlichen Religion unterschiedene Feste zu weihen, Feste des «civisme» und der Brüderlichkeit, bei denen die Beamten zu Priestern würden, beauftragt, „die Gesellschaft nach dem Bilde der Gerechtigkeit und Güte zu formen." Der Konvent beschloß denn auch vier große Erinnerungsfeste, die Elemente für den Kult der Vernunft. Diesen Versuch der

---

[1]) Pereire op. cit. p. 76. Lettres aux Européens.
[2]) De la litterature etc. [3]) Pereire op. cit. p. 21.
[4]) Am deutlichsten kommen diese und die nachstehenden Forderungen im Essai sur l'organisatition sociale zum Ausdruck: Pereire op. cit. p. 88 ss.
[5]) Mathiex, Les origines des cultes révolutionnaires. 1904.

Schreckenszeit nahm der Konvent nach dem 9. Thermidor erst vor seinem Auseinandergehen wieder auf, indem er auf den Vorschlag von M. J. Chénier die Bildung von sieben Nationalfesten dekretierte, ohne den Zeitpunkt ihrer Ausführung anzubefehlen. Bald zeigte sich, daß der Gedanken eines neuen Kultes starke Wurzeln geschlagen hatte; und als die Regierung dieser Aufgabe auswich, wurde sie von privater Seite aufgenommen. Es entstanden wirkliche Kirchen, 1796 die der Jakobiner, deren Ansichten Le Pelletier in einer Broschüre über den «culte social» aussprach. Zu gleicher Zeit legte der Deputierte Daubermesnil die Grundlage zu einem neuen Kult, einer dogmenarmen und toleranten Religion, die in Totenkult, Andacht und Verehrung ihr Wesen fand, dem «culte des adoreurs». Vier Feste vereinen ihre Gläubigen in einem „Tempel", wo ein demokratischer Klerus, jährlich aus den „Familienvätern" gewählt, den Kult versieht.

Ähnliche Projekte traten nun allerorts hervor. Von ihnen ist hervorzuheben eine Denkschrift über die Errichtung eines «culte naturel», die der Arzt Bressy aus Arpajon an das Direktorium sandte. Er verlangte, daß der Kult bilde, im engeren die Wissenschaft volkstümlich mache, indem er die wissenschaftlichen Grundwahrheiten mit Hilfe eindrucksfähiger experimenteller Vorführungen, begleitet von Hymnengesängen, auseinandersetzt. Jedem Kanton sollte ein „Priester der Natur" vorstehen, in jedem Departement ein Institut aus den Reihen der Ärzte und Gelehrten die Kantonpriester ernennen, das Nationalinstitut den gesamten Kult überwachen. Das Ministerium war mit diesem Plane einverstanden und bemerkte ausdrücklich, es sei der Regierung wohl möglich, in jeder Kantonshauptstadt eine «école physique expérimentale», eine Schule der Moral und Religion zugleich, zu errichten.

Auf dem gleichen Boden erwuchs 1795 der «Manuel des Théophilanthropes» des freimaurerischen Buchhändlers Chemin, das Evangelium einer Sekte, die fünf Jahre hindurch der katholischen Kirche Furcht einflößen konnte. Ursprünglich auf einen kleinen Freundeskreis beschränkt, gewann sie Einfluß durch Larevellière, der in ihr ein brauchbares Werkzeug gegen den Katholizismus gefunden hatte. Geachtete Persönlichkeiten schlossen sich ihr an: Dupont de Némours, M. J. Chénier, Daunou,

Bernhardin de Saint-Pierre, Mercier, Delisle de Sales. Im Herbst 1797 erhielten sie für ihren Kult Pariser Kirchen, u. a. die Notre Dame.

Nun endlich ergriff die Regierung die Initiative. Ein Gesetz vom 13. Fruct. an VI führte den «culte décadaire» ein. Er bestand wesentlich darin, daß an den décadis und den Revolutionsfeiertagen die Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden im „Tempel" zusammenkamen, der Gemeinde aus dem «bulletin décadaire» belehrende Artikel über Landwirtschaft und Technik wie Gesetze vorlasen, Geburten, Todesfälle und Adoptionen notifizierten und die Taten der Tapferkeit und des Patriotismus bekanntgaben. Sämtliche Schulen und öffentliche Beamte mußten diesen Feierlichkeiten beiwohnen. In Paris stellte sich das Konservatorium der Musik in den Dienst dieser Feiern. Olbie war ihr Vorläufer, der sich von ihnen in kaum anderer Hinsicht unterschied, als dieser die Heranziehung der ökonomischen Wissenschaft verlangte.

Diese Kulte und Kultpläne fielen in die Zeit von 1796 bis 1802; der culte décadaire wurde am 7. Thermidor d. J. VIII unterdrückt: die theophilanthropische Kirche am 12. Vendémiaire d. J. X. Es waren also die Jahre, in denen Saint-Simon mitten in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen stand und in einem Milieu verkehrte, das die Zeit bewußt erlebte, sie trug und bestimmte. Und sie sieht deutlich aus seiner Utopie heraus. Man achte auf die enge Verbindung von Kirche und Unterricht: über dem Gotteshaus der Adoreurs wölbte sich ein Observatorium, wo Berufene den Gläubigen die Erhabenheit des Naturwaltens vor die Seele führen sollten. Bei Saint-Simon leiten die Gelehrten aus dem Prinzip der Gravitation die Moral des zweckvollen, dem Ganzen eingeordneten Tuns ab und verkünden sie den Gläubigen; in unmittelbarer Nähe des „Tempels" wünscht er Laboratorien, Ateliers, Schulen und Wohnräume für den neuen Klerus. Wie beim culte décadaire möchte er alle Künste in den Dienst des Kultes stellen. Die Theophilanthropen kannten einen ausgesuchten Bestand von Büchern, auch Saint-Simon möchte die Bibliothek der Erwählten auf wenige hundert Standardwerke beschränken. Wie bei all diesen Kulten sollen die Kinder zur Taufe in die Kultstätten gebracht und die Verdienste der Gläubigen belohnt werden. Ein wesentliches An-

liegen war den Adoreurs die Totenverehrung — übrigens ein vielbesprochenes Zeitproblem —, der Kult des Grabes; am Grabe Newtons wollte Saint-Simon die Subskription für sein großes Unternehmen eröffnet wissen; die Tempel der Newtonkollegien enthielten als Allerheiligstes das Abbild des Mausoleums Newtons, des Schutzheiligen der neuen Wissenschaftsreligion. Der jeder Mystik abgeneigte Daubermesnil ließ sein Evangelium anonym als «descendu du ciel» erscheinen, Saint-Simon das seine als Vision, ohne uns im Zweifel zu lassen, daß er die Religion als „menschliche Erfindung"[1]) betrachte. Die Inspiration war ihm kein Glaube, sondern eine pädagogische Angelegenheit, das autoritäre Ausdrucksmittel des Genies gegenüber den Unwissenden.[2]) Mit einem Wort, die Utopie Saint-Simons ist nicht das Produkt einer krausen, irregehenden Phantasie, sie ist ebenso zeitnahe wie die des Redakteurs der halboffiziellen Décade, J. B. Say, und Saint-Simon hatte ganz recht zu sagen, sein Plan verlange „nur geringe Änderungen der bestehenden Gewohnheiten"[3]). Er war ein Projekt unter vielen in einer Epoche, in der es nach Say erlaubt schien, sich in Träumen einer philanthropischen Phantasie zu ergehen.

Bei den Adoreurs und Theophilanthropen waren Laien die priesterlichen Funktionen übertragen, Saint-Simon zog eine scharfe Trennungslinie zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt. Nach ihm wird der Fortschritt des Geistes entschieden von dem pouvoir spirituel, ihm allein ist daher der Kult übertragen. Diese Konzeption war den Theophilanthropen ebenso fremd wie den Vertretern des culte décadaire. Fast scheint es, als hätte Saint-Simon diese, in all seinen Schriften aufrechterhaltene Konzeption in Opposition gegen jene Zeiterscheinungen besonders betont.

Die Schau der Wunder, der Harmonie und der Erhabenheit der Natur versetzte die Adoreurs wie die Theophilanthropen in einen Zustand milder Religiosität. Aus Saint-Simons Vision zuckt beängstigend die Dämonie der revolutionären Gewaltsamkeit. In seinem Idealstaat gibt es Güterkonfiskationen — «les

[1]) Pereire op. cit. p. 66.

[2]) Introduction dans les travaux scientifiques du XIX[e] siècle. 1807. Ebenso Mme de Staël: »tout ce qu'on appelle les révélations étant l'ouvrage des hommes, c'est à dire des considérations politiques«, cit. nach Herriot, Un ouvrage inédit p. 43.

[3]) Pereire op. cit. p. 68.

biens des délapidateurs de deniers publics seront confisqués au profit du trésor national»[1]); gibt es Ächtungen: wer sich den Weisungen der Wissenschaftspriester nicht fügt, «sera regardé comme un ennemi de la religion»; gibt es Todesstrafe[2]) und im Namen der Zivilisation — Kreuzzüge.

«Vois comme les Africains sont sanguinaires, remarque l'indolence des Asiatiques . . . Les Européens réuniront leurs forces . . . Ces armées soumettront les enfants de Caën à la religion, et feront, sur toute la terre, les établissements nécessaires à la sûreté des membres des conseils de Newton.»[3])

Gesta Dei per Francos; die übrigens zunächst den Griechen die Befreiung vom türkischen Joch bringen sollen!

Nur die LHG kennen die Frage nach einem neuen Kult, keine der übrigen drei Schriften dieses Kreises; sie brauchen trotzdem nicht später zu liegen, etwa in einer Entwicklung vom Wunschbild zu größerer Wirklichkeitsnähe. Saint-Simons Schriften sind Gelegenheitsprodukte, veranlaßt durch irgendein Vorkommnis des kulturellen oder politischen Lebens, rasch improvisiert, locker gefügt und behend, je nach Anlaß und Situation, in der Form gewandelt: bald redet Saint-Simon einer Förderergesellschaft das Wort, bald einer neuen Religion, bald der Instituts-, bald der Parlamentsreform. Das alles ist eine Veränderung im Unwesentlichen. Sein Ziel bleibt unverändert: die Reorganisation des sozialen Lebens durch die Reform des «pouvoir spirituel».

Man hat die LHG in Verbindung gebracht mit der Herrin von Coppet. Der Baron von Staël starb im Mai 1802, Saint-Simons Ehe wurde im folgenden Monat geschieden. Was lag näher, ihm die Rolle eines Werbers um die Verfasserin der «Littérature»[4]) zuzuweisen, deren Ideen sich mit vielen der seinen trafen?

Kein Zweifel, Saint-Simon ist in Genf gewesen; von dort hat er Briefe geschrieben und in einer Genfer Druckerei die «Lettres d'un habitant de Génève à l'humanité» publiziert; schließlich

[1]) Essai sur l'organisation sociale, Pereire op. cit. p. 91. [2]) ibid. p. 91.

[3]) ibid. p. 62. Zu gleicher Zeit forderte Bonald die Vertreibung der Türken aus Europa (Traité de Westfalie p. 42). In einer von der Enfantinschen Ausgabe unterdrückten Fußnote bekennt sich Saint-Simon ausdrücklich als Gegner der Negeremanzipation. Pereire op. cit. 48.

[4]) De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales. 1800.

hat er 1808 die Reise nach Genf selbst erwähnt.[1]) Doch ist die Zeit seines Genfer Aufenthaltes völlig unbekannt, weder Fremdenbücher noch Polizeiregistranden[2]) geben Auskunft.

Ist Saint-Simon überhaupt jemals mit Mme de Staël persönlich zusammengetroffen, ist ein brieflicher Verkehr nachweisbar? Wenn man mit Weill die auf Sensation ausgehenden Quellen als legendär verwirft, so bleibt doch die Erzählung aus dem Munde des glaubwürdigen Olinde Rodrigues, die Eichthal überliefert hat, und ein Brief aus der Feder Saint-Simons, der, soweit ich sehe, der Saint-Simonforschung entgangen ist. Er findet sich in den Memoiren des Saint-Simonisten Hippolyte Auger. Wie er angibt, ist dieser Brief von dem Konservator der Nationalbibliothek, Robert, 1830 in seine Hände gelangt.[3]) Er sei wörtlich mitgeteilt:

«On vous a entendu, madame, on vous répondra. L'idée qu'une femme telle que vous est malheureuse, révolte un homme tel que moi.

Vous désirez vivement être heureuse, vous avez des droits au bonheur, madame, puisque vous avez constamment travaillé à l'amélioration du sort de l'humanité; vous y avez travaillé avec succès; vos ouvrages fourmillent d'observations larges et justes sur la marche que l'esprit humain a suivie jusqu'aujourdhui et de beaux préssentiments sur celle qu'il suivra. Vous avez fait imprimer vos idées, je n'ai point encore publié les miennes; elles sont dans la même direction que les vôtres, je les crois plus claires et plus rigoureusement liées. J'en causerai avec vous, si cela vous fait plaisir. Je suis arrivé hier à Paris; j'en partirai dans trois ou quatre jours. Si vous me donnez un rendez-vous, je l'accepterai. J'enverrai demain chercher, à votre porte, la réponse à ce billet.

Je ne suis point connu de vous, madame, et toute tentative que vous feriez pour découvrir qui je suis, me désobligerait par cette raison et par d'autres encore que j'aurai l'honneur de vous dire, si nous entrons en communication de pensée. Je désire que vous ne fassiez point voir cette lettre.

Je viens de m'informer de votre adresse; j'apprends que vous n'êtes point à Paris; on me dit que vous êtes exiliée. Ce Bonaparte

[1]) Œuvres de Saint-Simon et d'Enfantin t. XV p. 70.
[2]) Mitteilung des Genfer Staatsarchives.
[3]) Revue rétrospective, Nouv. Série 14, 1891.

qui vous exile, ce Bonaparte qui dit que les femmes ne sont bonnes qu'à racommoder les chausses, a-t-il produit les idées aussi utiles que les vôtres pour le progrès de l'esprit humain? Non. Je me sens révolté. Je désire causer avec vous le plus promptement possible. J'envois un exprès pour vous porter ma lettre; je vais prendre des informations. Si, d'après les renseignements que je me procurerai, je crois être certain de vous trouver chez vous, je n'attendrai pas votre réponse pour partir, car les injustices que vous éprouvez me causent une exaltation qui me transporte dans une région élevée. J'y trouve des mots inscrits: «Communiquez-vous vos pensées le plus promptement possible, pour votre bonheur à tous deux et pour celui de l'humanité.»

Dem Brief fehlt, wie sich aus dem Inhalt ergibt, die Unterschrift. Auger versichert, er habe die Handschrift mit Briefen verglichen, die Saint-Simons Unterschrift trugen, und sie als echt befunden. Man brauchte diese Probe nicht, der Stil allein spricht für seine Echtheit. Es ist der eilige, lapidare, ein wenig überhebliche und überschwengliche Ausdruck, der alle Schriften Saint-Simons bis 1813 kennzeichnet.

Der Brief trägt kein Datum, doch läßt sein Inhalt drei Mutmaßungen zu:

Entweder, er ist aus dem Jahre 1800 und setzt das Erscheinen der Littérature, April 1800, voraus. Klingt der zweite Satz des Briefes nicht wie eine Antwort auf die in diesem Buche erhobene Klage: «Dans les monarchies elles (les femmes qui cultivent les lettres) ont à craindre le ridicule, et dans les républiques la haine»? Gerade diese Klage wies auf Früheres zurück: Mme de Staël sah sich nach der oppositionellen Rede B. Constants im Tribunat, deren Urheberschaft man ihr unterschob, von der Presse der Regierung und der Royalisten aufs übelste angegriffen; sie wurde von Fouché auf kurze Zeit nach St. Ouen exiliert und bei ihrer Rückkehr von der Pariser Gesellschaft gemieden. Dieses kurze Exil in Saint-Ouen im Vorfrühling 1800 wäre das früheste Datum des Briefes. Bald darauf erschien das Buch über die Literatur, sehr zur Entrüstung Bonapartes, der nur angesichts der politischen Lage einen Pflock zurücksteckte. Immerhin hielt es Necker für geraten, sich in Genf bei dem nach dem Kriegsschauplatz eilenden Napoleon für seine Tochter zu verwenden. Napoleon verließ Paris am 5. Mai,

die Baronin am 7., um sich nach Coppet zu begeben; erst im November 1801 kehrte sie nach Paris zurück.

Oder: Der Brief fällt in die Zeit vom Mai 1802 bis September 1803, faktisch ein Exil, hervorgerufen durch ihre Beteiligung an der Konspiration Bernadottes. Der Tod des Barons war nicht die Ursache zur Rückkehr nach Coppet, auf ihn spielt Saint-Simon auch kaum an.

Oder: Saint-Simon schrieb an sie nach dem 19. Oktober 1803, dem Tage ihrer endgültigen Ausweisung aus Frankreich. Nur hat Saint-Simon sie dann nicht in Genf treffen können; ihre Reise ging über Châlons, Metz, Frankfurt nach Berlin.[1])

Erwägt man diese drei Möglichkeiten, so scheidet am ehesten die dritte aus; die erste ist bestechend. Das Kapitel über die Leiden der schriftstellernden Frau in der Littérature ist Bekenntnis und Angriff zugleich: «Depuis la révolution, les hommes ont pensé qu'il était politiquement et moralement utile de réduire la femme à la plus absurde médiocrité». Saint-Simon verwahrt sich dagegen und erbittet ihre Mitarbeit. Ob nach dem Aufenthalt in St. Ouen oder nach dem Erscheinen des Buches über die Literatur, bleibt ungewiß. Doch Bücher finden nicht sogleich den Weg zum Leser! Saint-Simon hat uns selbst überliefert, daß er nach dem Frieden von Amiens (27. 3. 1802) nach England gefahren und kurze Zeit darauf — noch im Jahre 1802? — nach Genf gereist sei.[2]) Die zweite Annahme erscheint damit die wahrscheinlichere, aber unentschieden ist nach wie vor, ob dieser Besuch die unmittelbare Folge des mitgeteilten Briefes war. Nur das eine steht fest: Saint-Simon hatte bis dahin noch nichts veröffentlicht. Am 17. Okt. 1803 finden sich die LHG im Journal typographique angezeigt. Monate können zwischen dieser Anzeige und ihrem Erscheinen, zwischen Redaktion und Publikation liegen. Besteht die Vermutung zu Recht, daß die LHG veranlaßt wurden durch die Institutsreform vom 3. Jan. 1803, so könnte man den Genfer Aufenthalt Saint-Simons für den Herbst 1802 oder Winter 1802/3 annehmen.

Etwas freilich möchte glauben machen, daß zwischen dem Brief an die verfolgte Baronin und den LHG ein größerer Zeitabstand

[1]) Diese Angaben nach Gautier, Mme de Staël et Napoléon. Blennerhasset ist hier fehlerhaft.

[2]) Œuvres de Saint-Simon et d'Enfantin t. XV p. 70.

liege: die konträre Stellungnahme zu Napoleon. Wir wissen von Hubbard, daß Saint-Simon um die Jahrhundertwende ein ausgesprochener Gegner des 18. Brumaire war. In dem Brief ist die Abneigung gegen Bonaparte noch nicht überwunden. Die LHG dagegen feiern ihn als Bewirker der nationalen Reorganisation: «Un homme de génie, Buonaparte, l'a entrepris, il y a réussi . . . un homme revêtu d'un grand pouvoir sera le fondateur de cette religion . . . Les fidèles lui donneront le titre de capitaine des gardes de Newton . . . Le fondateur de la religion sera le directeur en chef des armées des fidèles.»[1]) Nicht genug, er sandte ein Exemplar der LHG mit Begleitschreiben an den Ersten Konsul.

Saint-Simon war alles andere als starrer Ideenfanatiker, er war der Prototyp des politischen Improvisators. Er suchte die Fachgelehrten als Fortsetzer, Geldleute als Ausführende, Machthaber als Protektoren seiner Pläne. Wo ihm solche Möglichkeiten zuteil wurden, da trübte ein gefährlicher Prozeß rasch den wachen Blick für Unvereinbares und verfälschte gesunde Abneigung in taumelige, krampfhafte Bejahung. Aber nur zur Einleitung der Reformen nahm er das Prestige der Macht in Anspruch. Der staatliche Zugriff hatte für ihn nur provisorische Bedeutung, galt ihm als initiatorischer Akt, der Machthaber als revolutionärer Diktator. Er war des utopischen Glaubens, das Ansehen des pouvoir spirituel werde die Bedeutung der weltlichen Gewalt bald selbstläufig zurückdrängen: «Le pouvoir temporel descendra tout naturellement en seconde ligne de considération, quand le pouvoir spirituel rentrera dans les mains des savants . . .»[2]) Plus d'honneur pour les Alexandres, vivent les Archimèdes! Und solche Ansicht erschien ihm kühn, ja gefährlich.[3]) Es ist also charakterologisch denkbar, daß Brief und Publikation in demselben Jahr lagen.

Erst diese, die scheinbar zerrissene Persönlichkeit einende Charakterstruktur, die improvisatorische Grundhaltung Saint-Simons, macht die Bestimmung des Schreibens glaubhaft: es war kein Liebeswerben, vielmehr eindeutig eine Bitte um geistigen Austausch. Saint-Simon war stets Agent in unpersönlicher Sache; seine Reisen galten der Information und der Propaganda: die

[1]) Pereire op. cit. p. 60 s. [2]) ibid. p. 67. [3]) ibid. p. 67.

nach England, wo er neue philosophische Ideen vermißte, die nach Deutschland, wo er feststellte, daß „der spiritualistische Philosoph Kant großes Aufsehen" errege[1]); die nach Brüssel, die Redern als «noviciat de réforme» bespöttelte.[2]) Stets war er auf der Suche nach Gesinnungsgenossen. Wie er 1807 Gelehrten von Rang Fragebogen und Entwürfe zusandte, um sie zu einer Korrespondenz zu veranlassen, den sächsischen Grafen Redern zur Mitarbeit an der philosophischen Reorganisation bestürmte, Genfer Professoren wie den Schüler Eulers, Louis Bertrand, haranguierte: «Premier interprète de la doctrine de Newton chez la nation Genevoise, Bertrand, donnez l'exemple à vos concitoyens, vous jouirez de la gloire d'être le premier qui aurez mis le pied sur la grande route de perfectionnement»[3]), nicht anders wollte er die Staël für seine Reformideen gewinnen. Keiner seiner hervorragenden Zeitgenossen war vor solcher Werbung sicher. Nur folgerichtig, wenn Saint-Simon einmal, übrigens durchaus nicht programmatisch, wie der den Originaltext fälschende Sperrdruck der Enfantinschen Ausgabe vorgibt, sondern beiläufig in die LHG einfließen ließ, daß auch Frauen der Zutritt zu dem «conseil de Newton» offen stehen solle.[4])

Saint-Simons Briefe waren schwärmerisch, überhitzt, verstiegen. Den mißverständlichen Schluß des vorstehenden Briefes deutet ein in ähnlicher Absicht an Redern gerichteter Brief, in dem es heißt:

«Cessez, je vous conjure, d'isoler vos forces; considérons-nous comme compléments l'un de l'autre . . . Je ne puis vous exprimer combien je m'en trouve heureux depuis que j'ai concu la formation d'un être moral composé de votre âme et de la mienne . . . J'ai passé hier une journée délicieuse, j'étais dans une situation difficile à décrire, c'était une extase pendant laquelle je jouissais de la satisfaction pure de moi-même, de nous-mêmes: il y avait, dans mes sensations, quelque chose de transcendent, quelque chose de divin.»[5])

---

[1]) Œuvres de Saint-Simon et d'Enfantin t. XV p. 70; p. 90.
[2]) Redern, op. cit.
[3]) Ztschr. f. Schweizer Gesch. 5. Jg., 1925, p. 494.
[4]) Pereire op. cit. 54.
[5]) Œuvres de Saint-Simon et d'Enfantin XV p. 111 ss.

Man vergleiche damit die Briefstelle: «satisfaction de nous-mêmes, bonheur à tous deux»: Es ist der gleiche Ausdruck vorausgenossenen Glücksgefühls geistiger Einstimmung.

Schwer verständlich bleibt die ängstliche Anonymität, obgleich auffällt, daß Saint-Simon auch beim Briefwechsel mit Gelehrten um strengste Vertraulichkeit bat. Wenn er übrigens annahm, Mme de Staël kenne ihn nicht, so irrte er. In einem unveröffentlichten Manuskript der Schriftstellerin, das nach den Untersuchungen seines Herausgebers Herriot in der ersten Hälfte des Jahres 1799 entstand, findet sich ein beachtlicher Eintrag:

«L'argent est devenu le seul moyen d'indépendance, le premier bonheur, l'unique espoir et salut. Saint-Simon s'enrichit alors par des spéculations douteuses sur les biens nationaux pour avoir le moyen d'appliquer plus tard ses rêves de transformation sociale.»[1])

Der exzentrische Graf fand also sichtlich das Wohlwollen der Schriftstellerin, nur widerstrebten seine sozialreformerischen Pläne ihrem Wirklichkeitssinn. Hatte sie damit ihre Antwort auf seinen Brief und die LHG vorweggenommen?

---

[1]) Herriot, Un ouvrage inédit de Mme de Staël, Thèse 1904. Auch diese Notiz blieb von der Saint-Simonforschung unbeachtet.

BESINNUNG DER GESCHICHTSWISSENSCHAFT IN UNGARN.

VON HELMUT KLOCKE.

Die Nachkriegszeit mußte mit der Durchführung des Nationalitätsprinzips im Südosten dort in jedem der neugestalteten Staaten zugleich eine Besinnung auf das eigene Wesen mit sich bringen. Dort brandete eine Welle von Nationalismus empor, die in Mitteleuropa nur in vergangenen historischen Erscheinungen ihresgleichen fand. Einzelne Richtungen drängten vor allem darauf hin, das Wesen des eigenen Volkes mit einer allzu geradlinigen Ideologie aus einer einzigen Urquelle abzuleiten, ohne Einflüsse außerhalb dieser gelten zu lassen, die das geschichtliche Sein des betreffenden Volkes eigentlich erst erzeugten.

Am kompliziertesten dürfte wohl der Weg dieser Besinnung für Ungarn sein. Als Sprachgemeinschaft von dem indogermanischen Abendland etwas vollkommen Verschiedenes darstellend, mit einer tausendjährigen Staatlichkeit — wenn sie zeitweise auch nur gebrochen und formal, aber dann eben um so bewußter bewahrt wurde —, seit 400 Jahren in eine größere politische Einheit eingegliedert, gegen deren Spitze, den im wesentlichen absolutistischen Geist der deutschen Habsburger, sich stets wehrend: das war die Lage bis 1918. Darin änderten sich nun zwei Faktoren: die große politische Einheit zerfiel, die eigene völlig selbständige Staatlichkeit war jetzt ganz eindeutig, aber zugleich brach sie als Herrschaftsprinzip über andere Nationalitäten weitgehend zusammen und wurde fast nur auf das eigene Volkstum beschränkt.

Die neu gegebene politische Situation erlaubt also die Besinnung, sie zwingt sogar dazu. Sie erlaubt es, denn die Nationalitätenfrage ist weitgehend zusammengeschrumpft; sie erlaubt es, denn es ist nicht mehr nötig, sich politisch-publizistisch gegen Österreich zu äußern. Und sie zwingt dazu: denn dieser Wider-

stand gegen Österreich hatte dazu geführt, die eigene Nation einerseits von den ihr innewohnenden traditionellen staatlichen Prinzipien zu entfernen und sie andererseits zu einem übersteigerten Protest gegen den Kulturkreis des „Reichs", im weitesten Sinne des Mittelalters, zu drängen, zu dem sie in irgendeiner Art doch gehörte.

Diese Besinnung geschieht seit 1918 dauernd in einer repräsentativen Gruppe der Geschichtswissenschaft, als deren schärfster Theoretiker Szekfű Gyula (Julius Szekfű), der Ordinarius der neueren ungarischen Geschichte an der Universität Budapest, anzusehen ist. Von ihm erschien 1918 in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin, Der Staat Ungarn, Eine Geschichtsstudie. Hier zeigen sich zwar viele Keime des Neuen, aber manches blieb im Bereich der alten traditionellen Haltung, außerdem sprach das Buch auch zum deutschen Ausland — und eben in einer bestimmten Situation. Doch die klaren scharfen Formulierungen Szekfűs tauchen erst in den nächsten Jahren auf. So 1920 „Három nemzedék, egy hanyatló kor története" (Drei Generationen, Geschichte einer Verfallszeit), 1924 „Történetpolitikai tanulmányok" (Historisch-politische Studien) und eine Abhandlung über die politische Geschichtsschreibung („A politikai történetírás") in dem von Hóman Bálint (Valentin Hóman), dem Direktor des Ungarischen Nationalmuseums und Ordinarius der mittelalterlichen ungarischen Geschichte an der Universität Budapest, 1931 herausgegebenen Sammelwerk „A magyar történetírás új útjai" (Neue Wege der ungarischen Geschichtsschreibung). Außer diesen theoretischen oder ideengeschichtlichen Werken erschienen von ihm 1929 „Bethlen Gábor" (314 S.) und drei starke Bände (IV, V, VI) über das 16., 17. und 18. Jahrh. in der noch in Herausgabe begriffenen Ungarischen Geschichte von Hóman-Szekfű (Hóman Bálint és Szekfű Gyula, Magyar Történet I, II, IV, V, VI).

Dabei wird bewußt der Ausgangspunkt des eigenen Denkens von einer politischen Konzeption aus aufgenommen, die vom Gewordenen aus den weiteren Weg suchte und eben das an Ort und Stelle Gegebene (bis in die Landschaft hinein) als zu überwindende Basis des neuen Aufbaus einbezog: Széchenyi. Das ist das Zurückgreifen auf etwas, das jenseits des Liberalismus des 19. Jahrh., aber auch jenseits der Prinzipien der Gegenrevolution der Nach-

kriegszeit liegt. Das heißt ausgehen von der einzigen christlich-ungarischen Staats- und Gesellschaftsauffassung der Neuzeit: der ungarischen politischen Romantik, die, wie die Deutsche Bewegung 1813 und 1870 erst möglich machte, so auch in Ungarn im Keim alles das vorausnahm, was Ungarn wirklich durch den 67er Ausgleich wurde, nur daß hier die sich verwirklichende Gestalt vielleicht noch mehr von der Konzeption abwich als bei uns. „In den westlichen Ländern ist keine ins Gewicht fallende politische Theorie der Romantik noch ihre praktische Anwendung zu finden, mit beiden beschenkt das Ungarntum das Jahrhundert: das eine sind Széchenyis Werke, das andere ist Széchenyis Leben." (Drei G. S. 58.) Hier liegt ein „konservatives Reformwerk" vor, das nicht unter dem Einfluß fremder Schriftsteller mit abstrakten Begriffen wuchs, sondern das im Weiterentwickeln des Sinngehaltes des Hegelschen Christentums, das in einem besonderen Glied der germanischen Welt auf seine Weise Gestalt gewonnen hatte, seine Erfüllung zu finden glaubte.

Széchenyi wollte in Ungarn neu aufbauen, nicht, weil auch im Westen neue Systeme zu herrschen begannen, sondern weil Ungarn noch „Brache" sei. Ein allgemeiner Geist fehle, bis in die Haltung des Einzelmenschen sei zurückzugehen, dort sei er zu schaffen als Einheit von Moral und Gefühl. Er wies auf die Fehler seiner Nation, das Fliehen aus der realen Welt in die Träume, den dauernden Appell der Führer an die Begeisterung, die das Strohfeuer hervorrief, die rationalen Fähigkeiten vernachlässigte und sie zu langer, ausdauernder Arbeit unfähig machte, auf das Fehlen eines menschlich-gesellschaftlichen Zusammenhanges hin. Er wandte sich gegen die Gefühlspolitik und forderte die ruhig überlegte, mit moralischem Willen erstrebte Tat.

Die alte Verfassung ist in seinen Augen ein Hemmschuh, da sie große Teile von der Nation ausschließe. Nur den Zusammenhang mit Österreich läßt er als einziges Glied der Verfassung bestehen. Er unterscheidet deutlich den Zustand ex principio: daß Ungarn eigentlich ein unabhängiges Land, und de facto: daß es tatsächlich eine Provinz sei, und kommt zur Ansicht, daß Ungarn weder allein von Wien noch allein von der Hortobágy, sondern nur von beiden zusammen aus betrachtet werden kann. Achtung zwischen den beiden Anschauungen ist erst einmal nötig, um innen

gemeinsam aufbauen zu können — so lange lasse man die Staatsrechtsfrage lieber ruhen! Dazu gerieten die Liberalen völlig in Gegensatz, denn sie suchten gerade hier häufig den einzigen politischen Angriffspunkt.

Die nationalbildenden Eigenschaften sind in seiner Auffassung nach Zeiten veränderlich, zu seiner Zeit ist es hauptsächlich die Sprache. Seine Nationalität ist zu menschlicher Bildung erhobenes Ungarntum. Wenn er von Magyarisierung spricht, so versteht er darunter die Aufgabe, der Nation entfremdete führende Schichten wieder der Nation zurückzugewinnen, niemals aber die Magyarisierung von Nichtmagyaren. Denn Nationalität ist nicht äußerlich zu erziehen, diese Ansicht stammt erstens aus der Überhebung, daß die neue Nationalität besser sei als die abgelegte, und zweitens kann die Vermischung das Blut verderben, oder es könnten sich eines Tages die bedrängten Nationalitäten zum Sturz des Ungarntums verbinden. Damit entfremdete sich Széchenyi der öffentlichen Meinung.

Auch die liberale Zeit glaubte an Széchenyi, sie schuf sich aber ihr eigenes liberales Bild von ihm, das ihn eng neben Kossuth stellte und ihm so seinen Sinn raubte. Szekfű gab eine Széchenyi-Auswahl heraus. Die „Historische Gesellschaft" veranstaltet jetzt die erste große authentische Textausgabe. In dem ausgezeichneten Buch von Kaán Károly, A Magyar Alföld, Gazdaságpolitikai Tanulmány (Die ungarische Tiefebene, Wirtschaftspolitische Studie) 1927 nimmt der Verfasser Széchenyis Pläne in bezug auf den Boden (Wald, Wasser, Landwirtschaft) zum Ausgangspunkt. So stand Szekfű 1920 als erster Wortführer voran, heute aber steht er schon in einer Front. In diese vorliberale Zeit führt, einig mit Széchenyi, die Dichtung von Kölcsey und Vörösmarty zurück, während Petőfi schon von den französischen Liberalen lernte.

So verbinden sich schon in Petőfi, dem Dichter des 48/49 er Freiheitskampfes, der lange als „der" Dichter gilt, liberale und nationale Idee. Kossuth ist gleichzeitig der große liberale wie der große nationale Agitator. Diese Gestalten werden volkstümlich, ihr Bild steht der Ideologie sehr breiter Schichten der Nation voran. Die Bekämpfung des Liberalismus ist durch seine Verbindung mit dem Nationalen — es ging eben gegen das absolutistische

deutsche Habsburgertum — um so schwerer, sie war geradezu angetan, den Vorwurf des Vaterlandsverrates auf sich zu ziehen. Doch schon in den 30/40er Jahren begannen liberale Ideen ungeheuer schnell einzudringen: die Sanktionierung der großen französischen Revolution durch die französischen liberalen Historiker, die Begriffe des Welcker-Rotteckschen Staatslexikons, die liberalen Anschauungen der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Damit beginnt die Abwendung von Széchenyi, zugleich die Abwendung vom national Gegebenen und von den praktischen Fragestellungen, die politische Doktrin begnügt sich mit den rein abstrakten Forderungen nach Fortschritt und Freiheit (Kossuth, Bajza, Eötvös József).

War nun in den westlichen Staaten der Liberalismus der analoge Ausdruck des Bürgertums, so gab es eben in Ungarn nur die Gedankenwelt des Liberalismus ohne den entsprechenden gesellschaftlichen Unterbau. Ein entwickeltes magyarisches Bürgertum existierte im Jahre 1840 nicht. In diesem Jahre fallen auf Ungarn ohne Siebenbürgen mit 11 367 000 Einwohnern 575 518 städtische; davon sind die fremdsprachigen Städter, die jüdische Bevölkerung, die Massen, die in den Alföldstädten zur Urproduktion gehören, wie das Kleingewerbe abzuziehen, so daß Szekfű nur auf 10 000 Seelen eines städtischen tiers état kommt. Dagegen gibt es zu dieser Zeit so viele Adlige im Land, wie nirgends in Europa: 136 000 adlige Familienhäupter (550 000 Seelen) — auf 20 Nichtadlige ein Adliger! Diese besaßen das Wahlrecht, so daß dieses weit ausgedehnter war als 1831 in Frankreich. Wenn man nun den sehr armen, bauernähnlichen Kleinadel abzieht, so kommt man auf die Gruppe der mittleren Adeligen, die mindestens 800 bis 1000 Joch (gegen 500 ha) besitzen, als genügend materiell und geistig unabhängige, gebildete und einheitliche Schicht, unter der die westlichen Ideen wirken. Das ist Ungarns tiers état.

Große Teile dieses tiers état waren immer in Opposition gewesen und hatten als solche ihre Tradition, z. B. die Stärkung des Komitats, d. h. eine antizentralistische Tendenz. In manchen Gesichtspunkten nahm der Liberalismus die Farbe der ihn tragenden Schicht an und erhielt somit auch wirklich nationale Züge. Als beste Verkörperung dieses Liberalismus wird Franz Deák gezeichnet.

Territorial genommen wirken diese Ideen, als sie in die Massen geraten, im Alföld viel stärker als in Transdanubien. In den Massen wurde daraus ein inhaltloser Radikalismus, der in leidenschaftlichem „Strohfeuer" verflackerte.

Wirtschaftliche Fragen wurden nicht als solche, sondern als rein politische betrachtet und somit nicht gelöst. Sah Széchenyi in der Befreiung des Bauerntums ein Wachsen der magyarischen Substanz, und lag darin eben der nationale Sinn der Aufgabe, so begründeten die liberalen dies mit allgemeinen Ideen, die eine organische Weiterentwicklung aus dem Ständestaat zum nationalen Staat nicht ermöglichten.

In drei Haltungen: doktrinärer westlicher Liberalismus statt organischer Fortentwicklung der Zustände, dauerndes Betonen der formal-staatsrechtlichen Seite im Verhältnis zu Österreich, äußerliche Magyarisierung der Nationalitäten, entfernten sich die auf Széchenyi folgenden Generationen immer mehr von ihm. Nur weist die erste Generation noch mehr Verbindung zum Gewordenen und außerdem mehr Persönlichkeiten auf.

Wenn Szekfü auch von vornherein zugibt, daß die 48er Liberalen Möglichkeiten geschaffen haben, daß an Stelle des adligen Ungarn ein „Ungarn des Volks" trete, so zeigt er doch gleich bei der Bauernbefreiung die durch die prinzipienstarre Haltung der Liberalen hervorgerufenen Mißstände auf: zu schnelle Entscheidung und damit zu starke Belastung (auch der Bauern), Verarmung des Adels. Ebenso tadelt er die Haltung des Liberalismus in der jüdischen Frage. Alle waren sich einig, daß man der jüdischen Bevölkerung bessere Bedingungen gewähren müsse, doch sollte man bei völliger Emanzipation auch die unbeschränkte Einwanderung zulassen? Das wirkte sich selbst zum Schaden des eingesessenen Judentums aus. Im Judentum vollzog sich ein Umschwung: im Anfang des 19. Jahrh. hatte es den Handel mit landwirtschaftlichen Produkten vom Erzeuger bis Wien in der Hand, später spielte es aber vor allem in der Entwicklung des Kapitalismus eine Rolle. Es zog von den Landgemeinden in die Städte und nahm dort an allen kapitalistischen Gründungen lebhaften Anteil (seit 1867 alle Rechte und freie Einwanderung). Szekfü wendet sich gegen die unbeschränkte Einwanderung. Er sieht aber den Grund dafür, daß das Magyarentum an dem Aufschwung des Kapitalismus

weder mit Kapital noch mit führendem Geist Anteil nahm, ganz wesentlich tiefer. Der Bauer hatte noch Ausbreitungsmöglichkeiten im Land — aber der Adlige, der ja teilweise wirtschaftlich sehr schlecht stand, hätte hier wohl seinen Platz finden können. Jedoch eine besondere Auffassung seines eigenen Seins hinderte ihn daran, diesen Platz einzunehmen, die des „úri ember", was mit „Herr" und auch mit „gentleman" nicht übersetzt ist, was seine spezifisch ungarischen Farben hat: eine Existenz, die die Möglichkeit einer äußerlich vornehmen Lebenshaltung, z. B. in Kleidung, gewährt, die berufsmäßig an Verwaltungsdienst oder Juristerei gebunden ist und innerhalb eines festgefügten äußeren — jedoch im günstigen Falle auch inneren — Ehrenkodexes seine Richtlinien findet. Statt Handarbeit oder Handel zu treiben, wurde (und wird) dann lieber fast berufslos oder als kleiner Schreiber gelebt. So drang in die offen gebliebenen Lücken der sich neu entwickelnden kapitalistischen Gesellschaft das geschulte Judentum ein. So konnte sich auch kein einheitliches Bürgertum bilden. Das magyarische Bürgertum der Provinzstädte orientierte sich vielmehr in der Lebenshaltung nach der „gentry". Hier herrschte das liberale Schlagwort: den Grund zu einem Neuaufbau dieser Agrargesellschaft zu legen, darum kümmerte man sich nicht. Der Adel saß im Parlament, er hatte die Entscheidung in der Hand: dann hätten eben viele adlige Beamte selbst wieder Landwirte werden müssen. Boden gab es ja genug auf den Latifundien. Er hätte dafür sorgen können, daß statt einer äußerst gedrückten Klein- und Zwergbauernschicht und einem Hochadel, der in nur wenigen Familien riesige Gebiete in der Hand hatte, Bauern Land bekamen. So erfüllte er seine Rolle als führende Schicht der Nation nicht.

Es erbten sich hier die national-kulturellen Traditionen fort, aber sie erstarrten, und statt einer nationalen Kultur im weiten Land konnte so ein abstrakter Mittelpunkt zu einer fast unbeschränkten Herrschaft kommen: Budapest. 1914 gab es mehr als eine Million Juden in Ungarn, diese rechneten sich meist zu den Magyaren, so daß jeder zehnte Magyare ein Jude war, aber gegen 500 000 waren erst vor 20—30 Jahren nach Ungarn eingewandert. Diese stiegen in die Mittelklasse auf. Der kulturelle Fortschritt des modernen Ungarns ist im wesentlichen das Eindringen des Juden-

tums in die Berufe der „Intelligenz". Es ist dem Judentum nicht übelzunehmen, wenn es das nahm, was ihm der ungarische Liberalismus an Möglichkeiten gewährte. Es übernahm auch die äußeren Illusionen des Ungarntums. Durch die Rolle des Mittelpunkts war es möglich, daß die Kultur der Budapester Intelligenz sich über das ganze Land ausbreitete. „Andererseits hätte Budapest nicht seine dominierende Stellung einnehmen können, wenn die Energie und Arbeitskraft des Judentums nicht die geistige und materielle Produktion richtunggebend geführt hätte." (Drei G. S. 292.) Mit zirka 25% jüdischer Bevölkerung, die die meisten führenden Positionen — außer den staatlichen — innehat, ist eben in der Hauptstadt dieses Element tonangebend. Doch die ungarische Mittelklasse war stolz darauf und wollte in Budapest nicht einen Abklatsch von Wien oder Berlin sehen. „Indessen in Wahrheit war es so. Die drei großstädtischen Kulturen sind das spezifische Produkt des jüdischen Kapitalismus und der jüdischen Intelligenz." (Drei G. S. 296.) Neben Wien und Berlin gab es aber Großstädte, die ein eigenes (deutsches) Wesen hatten, in Ungarn aber gab es solche nicht. Außerdem gab es dort eine festausgebildete Welt, an die sie sich anpassen mußten. In diesen Großstädten wurde die Übermacht der Presse, die Äußerlichkeit aller Lebensrichtungen, auch z. B. des Patriotismus, großgezogen.

Der 49 er Radikalismus verschob eine gründliche Bodenreform, ließ dem oberen Adel und Bürgertum die Macht, führte aber mit den Worten Gleichheit und Freiheit zur Revolution, in Kossuths Person führte nur das Gefühl, keine Idee. Diese gefühlsmäßige Haltung wirkte sich ebenso im völligen Bruch mit Österreich aus. Die Gegenrevolution brachte dann die Ernüchterung. Im Ausgleich von 67 habe Deák das Mögliche erreicht, die Souveränität war nie so groß seit 1526. Dies habe Széchenyis Ideen entsprochen. Doch dafür waren im Grunde nur der gebildete Mittelstand und die ungebildeten Nationalitäten zu haben. Sonst wuchs die oppositionelle Stimmung. Dort stand Tisza Kálmán, mit seiner „kuruczischen" (= antihabsburgisch seit Rákóczi) Gesinnung, doch ohne Programm. Man verlangte eine nationale Selbständigkeit, die weit über die Forderungen von 1848 hinausging, und stützte sich im politischen Kampf auf den begüterten Komitatsadel. Die Volksstimmung lehnte den Ausgleich ab, wollte aber auch keinen neuen Kampf.

Was sollte die Regierung tun? Den augenblicklichen Zustand mit allen Mitteln aufrechterhalten. Dies war bei dem beschränkten Wahlrecht nur mit den Mitteln schlimmster Korruption möglich, die sich aber eben aus der Lage ergab. Die letzten 30 Jahre erschöpft sich das Parlament nur in Staatsrechtsdebatten. Das heißt, es bildet sich ein rein formaler Staatsbegriff aus, in dem selbständige ungarische Hofhaltung, besonderes Zollgebiet, besondere Notenbank, eigene äußere Vertretung die maßgebende Rolle spielen. „Diese Konstruktion nimmt unsere nationale Kraftentfaltung in Anspruch, wir opfern unsere Mühe und schweißvolle Arbeit für die Verwirklichung dieses Postulats, und inzwischen vergessen wir für Jahre, ja sogar für Jahrzehnte, daß unser Staat nicht nur aus der später noch zu verwirklichenden Hofhaltung, dem eigenen Heer, dem eigenen Wappen und der eigenen Fahne besteht, sondern daß vielleicht auch Landwirtschaft, Volkshygiene, Bildung des Bauerntums und der materielle Wohlstand des Mittelstandes zum Begriff des modernen Staates gehören." (Drei G. S. 258.) Dazu gesellte sich die kindische Illusion eines ungarischen Imperialismus: man wollte ein Volk von 20 Millionen Magyaren werden (bei Einkindersystem!). Man träumte von Balkanherrschaft. Dies alles war nicht ernst zu nehmen, sondern war nur die Ideologie eines kleinen zeitunglesenden Teils der Nation.

Was geschah nun mit Széchenyis Anschauung von den Nationalitäten? Der Liberalismus meinte diese Frage allein durch die Kraft seiner Ideen lösen zu können: würden „Freiheit" und „Vernunft" erst unter dem Ungarntum herrschen, so würden sich die Nationalitäten unter dieser Herrschaft wohlfühlen und von diesem Geist angezogen sich zum Ungarntum bekehren. Durch „Bildung", das heißt vor allem durch die Schule, glaubte der Liberalismus die Magyarisierung im wesentlichen sicherzustellen. Damit waren die Blutskräfte unterschätzt, wenn es auch richtig war, daß der österreichische Absolutismus durch seine Maßnahmen unter der Bürgerschaft der deutschen Städte größte Opposition hervorrief und sie so zum Anschluß an den durch das Magyarentum vertretenen Liberalismus trieb. Ein Vorschlag Deáks wurde im Gesetz von 1868 aufgenommen, dies führte zum Begriff der „politischen Nation", zu der jeder gehört, unbeschadet seiner Zugehörigkeit zu einer Nationalität. Diese gelten als „Völker", und die Magyaren

sind auch nur eines von ihnen. Er trat auch für die praktische Durchführung dieses Grundsatzes ein, scheiterte jedoch am magyarischen Widerstand. Seitdem zogen sich die Nationalitäten vom öffentlichen Leben zurück. Der schon erwähnte formale Staat wurde als ausschließlich magyarischer Nationalstaat mit dem magyarischen Volk als alleinigem Träger aufgefaßt. Man versuchte Schulen zu magyarisieren: dies war Illusion. Man hätte etwas tun können, wenn man auf dem Großgrundbesitz im rumänisch besiedelten Gebiet Magyaren angesiedelt hätte, dagegen nahm aber die Dynastie Stellung, wenn man nicht in Staatsrechtsfragen nachgab. Die Nationalitätenbanken siegten, die Szekler gingen materiell zugrunde. Also herrschten auch in der Nationalitätenfrage vor allem formale Auffassungen.

Alle oppositionellen Strömungen in der Politik führten zu nichts. Selbst wenn sie einiges richtig kritisierten wie der bürgerliche Radikalismus oder sich tatsächlich eines Teiles der vernachlässigten Schichten annahmen wie der Marxismus: alles war angesteckt vom Verfall. „Dazu wäre nötig gewesen: konservative Parteibildung, ein christliches Agrarprogramm, die moralische Bildung der kleinen Leute, unter ihnen der Bauernschaft, und das Bestreben, sie bewußt zu machen." (Drei G. S. 304.) Die nationalen Illusionen wagt Ady zu tadeln, aber er ist selbst haltlos; Tisza kämpft für die Nation, aber er ist innerlich selbst liberal: so bleiben Dichter und Staatsmann unfruchtbar.

Nur eine innere Wandlung kann heute weiter führen. Das Schaffen eines christlichen Ständestaates, wo ein sozialer Ausgleich ermöglicht, die nationalen Werte aber gerettet werden können, ist die Forderung. Man muß die heutige Mittelklasse der Ärzte, monatlich bezahlten Beamten usw. stützen, denn sie tragen großenteils die nationale Kultur, haben aber kaum Einspruch in den Staat.

Vor allem auch in bezug auf den Mittelstand ist noch eine andere These wichtig, die anfangs als etwas abseits liegend erscheinen mag. Parallel zu deutschen Bewegungen der Nachkriegszeit, die einen Rassebegriff in den Mittelpunkt ihres Systems stellten, traten auch in Ungarn derartige Bestrebungen auf, z. B. die „turanische". Den Rassebegriff zu klären, bemüht sich ein Artikel in den Historisch-politischen Studien. Szekfű hebt den Begriff vor allem erst einmal auf die geschichtliche Ebene. Als die

finn-ugrisch-türkischen Scharen das Land Ungarn in Besitz nahmen, fanden sie dichte slawische, teilweise auch germanische Bevölkerung vor, mit der sie sich vermischten. Stefan der Heilige war rassenmäßig ein reiner Türke, ebenso waren viele Geschlechtshäupter türkischer Abkunft. Durch Heiraten mit Deutschen und allen möglichen anderen Europäern gibt es im 13. Jahrh. schon kaum ein reines ungarisches Geschlecht mehr. Ebenso verwandelte die Aufnahme des Christentums den Rassencharakter. Bei der territorialen Ausbreitung Ungarns nach Osten und Süden stieß man auf Slawen, das Bürgertum setzte sich aus Deutschen, Slawen, Wallonen, Griechen, Juden, Vorderasiaten zusammen, auch mit diesen „Gästen" vermischte sich das Ungarntum. Vom 11.—13. Jahrh. wandern die ja eigentlich verwandten Türkstämme der Kumanen und Petschenegen zu: sie werden aber schon als Fremde empfunden. Dann kam der Blutverlust der Türkenkriege, schon die Türken siedelten an vielen Stellen des Alfölds Serben an, die nach Oberungarn geflohenen Ungarn kamen slowakisch-deutsch vermischt zurück. Nach 1711 waren unter 2 Millionen Einwohnern in Ungarn vielleicht die Hälfte Magyaren. „Auf dieses Negativum, den rassischen Untergang, folgte im 18. Jahrh. das große Positivum, das Einfließen fremden Blutes in die erschöpfte magyarische Rasse. Die vom Wiener Hof mit volksschädigender Absicht geleitete Ansiedelung ist eine der wichtigsten rassenmäßigen Tatsachen der letzten Jahrhunderte, diejenige, welche die blutsmäßige Zusammensetzung des heutigen Ungarntums endgültig bestimmt." (Hist.-p. St. S. 79.) So gingen zwar südliche Teile des Landes wie Batschka und Banat verloren, aber in Land und Stadt wurde im 19. Jahrh. viel wieder aufgesogen. Der Mittelstand hatte den größten Anteil an dieser Aufsaugung: dort findet man auffallend viel deutsche und slowakische Elemente. So wurde im 19. Jahrh. die Nation noch einmal mit Fremden aufgefrischt. Der liberale Nationalismus vermehrte die Zahl der Magyaren, er vermischte aber den letzten Tropfen reinen Blutes mit fremden Elementen. So kann man heute nicht von Rassenprinzipien sprechen, die magyarische rassische Individualität ist eine historische, nur da ist zu suchen, was von anderen trennt.

Freilich war das Formulieren des Selbstbewußtseins als Geschichte in dieser Periode auch nur in der liberalen und, mit dieser

verbunden, überspitzt-nationalen Form möglich. Das 19. Jahrh. begann in der ungarischen Geschichtsschreibung mit dem deutschsprachigen, von deutschem Rationalismus und deutscher Romantik zugleich beeinflußten Werk von Feßler, Ungarische Geschichte. Auch die Daten entnahm man im allgemeinen deutschsprachigen Quellen. Als erster selbständiger Forscher tritt Szalay László auf, der als gewesener Politiker und vielseitig gebildeter Mann sich nicht an das Schema der ewig in gleicher Form bewahrten Verfassung hält, sondern wohl ihre Wandlungen im Laufe der 1000-jährigen Geschichte kennt. Ebenso kommt aus der Politik Horváth Mihály, der liberale katholische Pfarrer, Minister von 1849, Emigrant, der sich dann mit dem 67 er Ausgleich aussöhnte. Seine Forschungen führte er zum größten Teil in ausländischen Archiven durch. Der dogmatische Freiheitsbegriff der französischen Liberalen wird von ihm überall anzuwenden gesucht, aber eigentlich nicht konkret durchgeführt. Das ungarische Mittelalter aber galt als finstere Pfaffenzeit, in der Habsburg-Frage wurde schwarzweiß gemalt, dagegen nimmt er sich begeistert aller offenen und geheimen Habsburg-Feinde an: sie sind die Manifestationen der Freiheit, mögen sie nun Siebenbürger Fürsten, Protestanten oder Komitate sein. Diese Geschichte wirkte in den 60/70 er Jahren stark auf die Gebildeten, und ihre Dogmen gingen in die volkstümliche Literatur und Journalistik über. Thaly Kálmán, ebenfalls liberaler Politiker und patriotischer Dichter, verherrlicht wiederum Thököly und Rákóczi als Freiheitshelden. Ballagi Géza steht mit einer liberalen Literaturgeschichte in derselben Front. Zwar nimmt Gyulai Pál den Kampf gegen die öffentliche Meinung in der Zeitschrift „Budapesti Szemle" auf, zwar werden über das 16./17. Jahrh., über Siebenbürgen einige wertvolle Werke veröffentlicht, und die Quellenausgabe schreitet fort, aber die Grundstimmung bleibt dieselbe. Dabei ist der Liberalismus viel abstrakter als der französische: er interessiert sich nicht für die Freiheit der Leibeigenen, sondern nur für die „staatsrechtlichen Freiheiten" im Verhältnis zu Österreich. Zeiten, in denen man nicht irgendwelche Manifestationen dieser Freiheitsidee sieht, werden vernachlässigt, diese zu behandeln gilt als unpatriotisch: so die Zeit Karls III. und Maria Theresias. Wenn auch in dieser Zeit der Absolutismus das moderne Prinzip gegenüber dem erstarren-

den Ständestaat darstellte, so wurde das nicht gesehen. Doch in Siebenbürgen hielt man Glaubens- und Nationalitätenfreiheit für verwirklicht. So entstand eine „kleinungarische Geschichtsauffassung", die im Protestantismus gegen Habsburg die einzige nationale Offenbarung sah, die Szekfű mit der kleindeutsch-preußischen vergleicht: beide konnten ihr natürliches Ende durch den politischen Zusammenbruch Österreich-Ungarns finden. Objektive Geschichtsdarstellung sieht Szekfű in Ranke (siehe auch seinen Titel „Historisch-politische Studien"), der in Zeit und Volk immer die immanente Idee sucht. Eine von diesen ist heute z. B. immer noch die der Nation.

In den „Neuen Wegen der ungarischen Geschichtsschreibung" weist Eckhart Ferenc (Franz Eckhart), der Ordinarius für Verfassungs- und Rechtsgeschichte an der Universität Budapest, auf seinem Fachgebiet den durch die politische Entwicklung lange Zeit verdeckten Tatbestand auf. Die Frage, wie weit das ungarische Recht wirklich autochthones Volksrecht sei, sei durch die Erforschung des Privatrechts weit eher zu lösen als durch die des Staatsrechts, denn dieses sei in viel stärkerem Maße fremden Einflüssen ausgesetzt gewesen. Er möchte vor allem von der Forschungsweise befreien, die aus den Gesetzestexten allein die Rechtslage erkennen will. Ohne den Unterbau der Gesellschaft ist die Frage nicht zu klären. Im Staatsrecht nimmt er gegen die Auffassung Stellung, die hier eine rein immanent-ungarische Entwicklung sieht, die stets weiter ausgebildet und fortgeschritten gewesen sei als die westliche und die deren mittelalterliche feudale Züge nicht aufweise. Er sieht einheitliche Züge im mittelalterlichen Aufbau Ungarns, Böhmens und Polens, in denen sich nicht die feudale Hierarchie und das rechtliche Vertragsverhältnis zwischen Herrscher und Adel ausbildete, sondern ein persönlicher Zusammenhang zwischen Herrscher und Beschenktem. Alle diese Länder standen aber stark unter dem Einfluß des europäischen Lehenswesens im engeren Sinne.

Im selben Buch behandelt Dékány István (Stefan Dékány), Privatdozent der Soziologie an der Universität Budapest, die Aufgaben der Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte. Diese konnte sich in Ungarn schwer entwickeln, weil Bürger- und Bauerntum keine wichtige Rolle spielten, sondern nur der Adel ausschlag-

gebend war, der wiederum in einer rein staatspolitischen Auffassung lebte. Deshalb wurde auch stets nur die Geschichte des Staates und nie die kleinerer gesellschaftlicher Einheiten geschrieben, so die der Gutsherrschaft, der gentry, des Dorfes usw.

Elemér Mályusz, Ordinarius für ungarische Geschichte an der Universität Szeged, sucht eindringlich darzustellen, daß die Geschichte des Volkstums eine Angelegenheit des nationalen Bewußtseins sei. Diese fehle in Ungarn ganz. Es wird im wesentlichen auf deutsche Vorbilder hingewiesen, vor allem auf Aubins Rheinlandarbeiten als auf einen Höhepunkt. Außerdem wird die wissenschaftliche Erforschung des Auslandsdeutschtums sowohl vom Reich aus als auch in bezug auf die Arbeiten deutsch-ungarischer Wissenschaftler objektiv gewürdigt. Der Vorgang wird als ein Erwachen des Volkes gegenüber der Überbetonung des Staates gewertet. Ähnliches wird für das Auslandsungarntum gefordert, wo dieses noch völlig fehle. Infolge des Mangels an geschriebenem Material in den ungarischen Dörfern wird eine der deutschen Flurnamenforschung parallel gehende Aufarbeitung der Siedlungsgeschichte als Forderung aufgestellt.

Abgesehen von diesen zum großen Teil durch die Änderung der politischen Situation bedingten neuen Erkenntnissen und doch eben in weitem Maße auch im Zusammenhang damit, zeigt sich überall die Wendung zur „Geistesgeschichte". So schreibt Szekfű: „Alles dies macht es verständlich, daß die am Ende des vergangenen Jahrhunderts beginnende Gärung in der Historie, die die sogenannte ‚Geistesgeschichte' schuf, daß die großen Kämpfe und Werke von Dilthey und Schmoller, Georg von Below und Lamprecht, Troeltsch und Sombart ohne jede Wirkung auf die Vorkriegsgeneration waren, so daß wir gezwungen sind, das sich 30 Jahre hindurch vorbereitende Neue jetzt, nach dem Kriege, konzentriert und auf einmal zu übernehmen und in unserer Geschichtswissenschaft zu verwirklichen." (Neue W. S. 424/25.) Deshalb fordert Szekfű, die Ausschließlichkeit der politischen Geschichte aufzugeben und alle Manifestationen der Nation bzw. einer Epoche als Verwirklichung ein- und desselben geistigen Gehalts aufzufassen.

Hóman Bálint faßt in seinem gleichfalls in dem Sammelwerk erschienenen Artikel „Der Weg der Geschichte" die „Geistes-

geschichte" allerdings wesentlich anders auf. Er zeigt, indem er sehr verallgemeinernd und abstrahierend vorgeht, daß sich realistische und idealistische Geschichtsauffassung abwechseln (so erscheinen ihm die mittelalterlichen geistlichen Chronisten als Idealisten, die späteren Hofgeschichtsschreiber als Realisten). Dem „allein die materiellen, ja sogar die animalischen Lebenserscheinungen wertenden" (Neue W. S. 40/41) Marxismus, d. h. naturwissenschaftlichen Utilitarismus(!), wird die „Geistesgeschichte" gegenübergestellt, „die in den den gesamten politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Bewegungen notwendigerweise vorausgehenden (!) und sie lenkenden geistigen Strömungen einen solchen zur Synthese führenden Faktor erkennt, mit dessen Untersuchung und methodischer Verwertung jedes historische Problem und auch selbst die Synthese ohne Rest lösbar ist".

In den meisten übrigen Abhandlungen des Sammelwerks über die einzelnen Teilgebiete der Geschichtswissenschaft zeigt sich der Einfluß der heutigen deutschen geisteswissenschaftlichen Problemstellungen, am stärksten wohl in dem Abschnitt über Literaturgeschichte von Thienemann Tivadar (Theodor Thienemann), dem Ordinarius für deutsche Literaturgeschichte an der Universität Pécs (Fünfkirchen), in der Kunstgeschichte ist außerdem betont auf Croce hingewiesen.

Wenn heute auch „Liberalismus", in Deutschland, Italien und Rußland zum mindesten, eines der bestgehaßten Schlagworte darstellt, so ist für Deutschland doch klar, wieviel gerade der Nationalliberalismus zum Aufbau des Bismarckschen Reichs beitrug. Wertet man den Liberalismus als negative, auflösende Bewegung, so ist nicht zu vergessen, daß diesem in gewissen geschichtlichen Situationen eine ausschlaggebende Kraft zukommt. Jedoch auch diese negativen Bewegungen sind nur sinnvoll, wenn sie auf einem möglichst breiten gesellschaftlichen Unterbau ruhen. Dies traf für den Liberalismus in Mittel- und Westeuropa zu. In Ländern mit typisch frühkapitalistischen Zügen und einem wenig differenzierten gesellschaftlichen Aufbau, wie z. B. in Rumänien, kann sich bei dieser politischen Ideologie sehr leicht eine volksfremde Diktatur des in Banken und der fast allein auf ihnen basierten Industrie vertretenen Großkapitals entwickeln. Dort sind die

Ansätze zu Bauernparteien schwache Gegenkräfte, die den ungegliederten Untergrund einheitlich zur Geltung bringen wollen. In Serbien liegt die Gegenmacht im militaristischen Staat. In Ungarn mit seiner langen staatlichen Tradition wird von Szekfű eine Möglichkeit aufzuzeigen versucht, die mit der Integration möglichst großer Teile der nationalen Traditionen aus einer inneren Umwandlung der wenig einheitlichen und meist noch vom Scheinideal der gentry befangenen Mittelschicht aus seinen Ausgangspunkt nimmt. Es wird dabei deutlich gezeigt, daß es auf eine Agrargesellschaft ankommt, daß die Lebensfragen des Bauerntums dabei das Wichtigste sind, und daß die hier noch als im einzigen Land des Südostens vertretene Aristokratie des Großgrundbesitzes schon längst nicht mehr die nationale Kultur verkörpert. Bei aller Schärfe gegen die wurzellose Geisteshaltung der liberal-jüdisch infizierten Hauptstadt wird auch dies deutlich gesagt. Es ist also trotz der Worte Konservativismus und Christentum keine Philosophie der Gegenrevolution. Zum mindesten möchte sie nicht so verstanden werden. Sie hat etwas gemeinsam mit Spanns Auffassung vom Ständestaat — und dieser ist in der von Spann gedachten Form in Ungarn eher an der richtigen Stelle als im Reich.

Im gemeinten Sinne wirken diese Anschauungen sich aus auf Mittelstandskreise der freien Berufe, der Elementar-, Mittel- und Hochschullehrerschaft, der Priesterschaft, sowie der Staatsbeamten und Offiziere. Sie ist zugleich weitgehend die Haltung der im Altpfadfinderkreis vereinigten beweglichen Kräfte der jungen Generation. Sie ist so etwas wie eine Meinung der nationalen Opposition — was auch nicht etwa mit den betreffenden politischen Parteien der rechten Opposition völlig zu identifizieren ist. Wie weit sie sich als gesellschaftliches Geschehen — selbst nur als Opposition — auswirken kann, ist eine Frage, die in dem äußerst betonten Individualismus der genannten sozialen Schichten und in den Machtverhältnissen auf Schwierigkeiten stößt. Das Vermeiden des Wortes Katholizismus deutet darauf hin, daß Christentum nicht einseitig verstanden werden will. Trotzdem werden diese Anschauungen im ungarischen Protestantismus nicht leicht Boden finden (1920 beide Konfessionen 27%), weil gerade viele seiner politischen Traditionen bekämpft werden. Szekfű vertritt durchaus keinen rein negativen Antisemitismus, trotzdem wird es aber

dem Judentum der Provinz, das eine völlig andere Struktur hat als das Budapester und sich im Land verwurzelt fühlt, das in seinen besten Teilen auch Szekfűs Gegenstellung gegen das Budapester Judentum teilt, schwer fallen, eine bejahende Stellung im ganzen dazu zu finden. In einem Lande, in dem viele strenge, wenn auch häufig formalistische Bindungen gelten, ist man verständlicherweise gegen Bindung in vielen Kreisen sehr mißtrauisch.

Wenn Szekfű von Berlin, Wien und Budapest sagt, daß „diese drei großstädtischen Kulturen das spezifische Produkt des jüdischen Kapitalismus und der jüdischen Intelligenz sind" (Drei G. S. 296), so heißt das trotz aller Wurzellosigkeit Berlins doch etwas zu sehr vom Südoststandpunkt sehen: Budapest mit 25%, Berlin (1925) mit 4,3% jüdischer Bevölkerung. Das ist aber auch zweifellos, daß die Judenfrage im Südosten mit westeuropäisch-liberalen Begriffen von den Staatsvölkern nicht erfaßt werden kann.

Daß die Stellung zum Komplex Österreich sich änderte, war mit dem Friedensschluß selbstverständlich. Für vieles pflegte die Vorkriegsauffassung die Deutschen schlechthin bzw. die Österreicher verantwortlich zu machen, nicht aber eine deutsche absolutistische Dynastie. Von dem Gesichtspunkt ist es nun auch leichter, die Dynastie selbst objektiver zu sehen und auch andererseits die Einflüsse, die von Deutschland aus wirkten, ruhig zu werten. Dadurch daß in der Auffassung von der rassischen Zusammensetzung des Mittelstandes, auf die es ja Szekfű gerade ankommt, soviel Gewicht auf die im 18. und 19. Jahrh. eingeschmolzenen deutschen Bestandteile gelegt wird, wird auch von diesem „natürlichen" Gesichtspunkt aus, die Eingliederung in den „christlich-germanischen Kulturkreis" noch unterstrichen. Da man nun nicht mehr in dieser überspannten Abwehrstellung steht, braucht man sein eigenes Wesen nicht mehr formalistisch, nach außen gerichtet, zu formulieren, sondern erkennt sich auch selbst besser. Darauf zielen auch die Arbeitsprogramme für die einzelnen Zweiggebiete der Wissenschaft.

Wenn Szekfű die Magyarisierung durch die Schule eine Illusion nennt, so ist das vom Standpunkt eines innerlichen ungarischen Patriotismus aus richtig, aber es ist klar, daß das Deutschtum

dadurch viel verloren hat, vor allem, wenn es Aufstiegtendenzen hatte. Das Sprachgesetz für die Schulen von 1907, das sich als erstes wirklich energisch in dieser Richtung einsetzte und auswirkte, nennt Szekfű nicht.

Daß der Sprung von einer zum Teil noch positivistischen Wissenschaft zur Geisteswissenschaft in der Ausführung mit gewissen Schwierigkeiten zu kämpfen haben wird, ist sicher. Denn dann muß man bereit sein, vor allem in der Geschichte, alles hineinzunehmen, was zwischen dem Idealismus alter Prägung und der Jetztzeit aus allen möglichen Systemen als Glied der neuen Wissenschaftsauffassung dienen kann. Dazu gehört auch eine Einordnung des Marxismus, die ihn nicht als naturwissenschaftliche Denkform sieht, sondern die dialektischen Teile seines Systems für die Betrachtung des 19. Jahrh. fruchtbar macht. Hóman bleibt in seinen theoretischen Formulierungen, siehe die „vorangehenden geistigen Strömungen", einem Idealismus alter Prägung nahe. Fast jeder polemisiert mehr oder minder stark gegen den Marxismus, und zwar eben gegen das Ganze, nicht etwa gegen wirklich naturwissenschaftlich-liberalistische Teile seines Systems. Das sind natürlich politische Nachwirkungen des kommunistischen Abenteuers, dadurch wird die geistesgeschichtliche Auffassung des Marxismus augenblicklich noch fast unmöglich gemacht. Außerdem wird auf einigen Wissenschaftsgebieten erst noch positivistische Arbeit zu Ende zu führen sein, ehe weitergegangen werden kann.

Um ein Beispiel zu geben, wie hier Geschichte geschrieben wird, möchte ich kurz über den letzterschienenen Band VI der Ungarischen Geschichte berichten. Es wird in der Darstellung des 18. Jahrh. sehr gründlich mit alledem aufgeräumt, was bisher gleichsam als völlig in der Luft schwebende und nur durch Liberalismus und Habsburg-Feindschaft erzeugte „nationale Ideologie" die öffentliche Meinung beherrschte. Dies geschieht durch eine soziologisch fundierte Geschichtsauffassung, die die Stände als Träger des Geschehens untersucht, und durch einen Blick auf die Außenpolitik, der deutlich die europäische Gesamtlage, die Lage des Habsburgischen Gesamtstaates und Ungarns Gliedfunktion in beiden zu erfassen sucht.

Außenpolitisch heißt die These: zur Zeit der Pragmatischen Sanktion drohte noch immer die Türkengefahr; Ungarn wußte,

daß es allein ihr nicht gewachsen sein würde. So fordert der politisch führende Hochadel als Gegenleistung für die Anerkennung der Erbfolge die „Union", d. h. eine möglichst enge Vereinigung mit den österreichischen Erbprovinzen, und diese Forderung ist damals im Lande auch bei den anderen Schichten populär.

Andererseits heißt es: die erste bewußte Konzeption des ungarischen Staates wird zur Barockzeit geformt, sie ist ein Kompromiß zwischen absolutem Königtum und Ständestaat. Damals bildet sich der Hochadel, damals erwirbt er seinen riesigen Grundbesitz. Es ist keine alte reaktionäre, sondern eine junge aufsteigende, gleichsam gesellschaftlich revolutionäre Schicht. Er ist zuerst noch durchaus mit der eigenen Nation verwachsen, führt als hohes Beamtentum, ist von einem heroischen Christentum getragen, das seinem Träger natürliche Autorität verleiht, bis gegen das Ende des dritten Viertels des 18. Jahrh. Die österreichische Regierung will z. B. das von den Türken zurückeroberte Gebiet nicht unter ungarische Verwaltung geben, weil sie diesem aufstrebenden beweglichen Hochadel nicht noch mehr staatliche Macht gewähren will.

Der heutige Großgrundbesitz, das Wesentlichste an noch erhaltenen Bauten großer Architektur sind Schöpfungen jener Aufschwungszeit dieses Standes. Matte Widerspiegelungen im heutigen Leben sind der Heroenkultus der Nation und die leere rhetorische Höflichkeit.

Bei der Darstellung der menschlichen Haltung der führenden Schicht in der Barockzeit besteht freilich manchmal die Gefahr, daß diese ebenso wie deren Verhältnis zum Bauerntum — im Vergleich mit dem Mittelalter betont idealisiert wird. Ebenso bringt die Anwendung des soziologischen Prinzips: wer ist die herrschende Schicht und was wird während ihrer Herrschaft an kulturellen Werten hervorgebracht, eine andere Gefahr mit sich: zu verkennen, wer diese Leistungen als Ausführender schuf. Damit scheint mir der Begriff des ungarischen Barocks national überbetont zu werden: das Habsburgreich ist ja als Ganzes ein Barockgebilde!

Der Hochadel der Barockzeit gewinnt keine neue soziale Konzeption, die grundsätzlich ändern will, dafür ist er selbst zu sehr am Bestehenden interessiert. Jedoch ist er eher bereit einzusehen, daß der Adel auch Steuern zu zahlen habe, wenn man

einen „modernen" Staat wolle. Zugleich steht er den vielen, das „Volkswohl fördernden" Bestrebungen der absoluten Monarchie durchaus verständnisvoller gegenüber als der Kleinadel.

Dieser hat eigentlich seinen Sinn als Adel mit dem Verzicht auf Waffendienst und dem Hereinrufen von fremdem Militär zum Schutze des eigenen Landes zu einem großen Teile eingebüßt.

Das Neue geht vom absoluten Königtum aus, dort liegt der Fortschritt, wenn auch oft in einem Sinne, der die nationale Substanz des Magyarentums aufs schwerste trifft. Maria Theresia und Josef II. werden objektiv gewertet. Ihre Bestrebungen, das Reich straff zusammenzufassen, führten dazu, daß Ungarn die Integrität seines ehemaligen Gebietes wiedererlangte und daß die großen zentralen Regierungsbehörden in Ofen zusammengefaßt wurden: so schafft der Absolutismus die äußeren Formen der Einheit des modernen Ungarn nach dem Ausgleich.

Doch den Ideen dieser Macht gegenüber, die vor allem auch häufig im Schutz des Bauerntums zur Geltung kommen, vertritt der Adel eine rein egoistische, teilweise anachronistische Haltung. Freilich ist der Kleinadel trotz allem blutvollstes Magyarentum und verteidigt gerade am Ende des 18. Jahrh. gegen eine allmählich stagnierende monarchische Spitze viele wahrhaft nationale Inhalte.

Zugleich wird das Komitat seiner legendären Züge entkleidet. Es wird gezeigt, daß es mehr und mehr „staatlichen" Inhalt erst durch die ihm von der Monarchie zugeordneten Aufgaben erhielt. So übertrug ihm Leopold I. die Einziehung der Kriegssteuer, Maria Theresia viele Aufgaben im Sinne der Volkswohlfahrt des aufgeklärten Absolutismus. Der „Widerstand des adligen Komitats" — ohne Bürger, Hochadel und Hochklerus meist — beginnt erst unter Josef II. und wird hauptsächlich im 19. Jahrh. eine Form politischer Willensäußerung.

Der „Rebell", der „Aufstand" als idealisierte Phänomene liberalistisch-nationalistischer magyarischer Geschichtsauffassung werden im Rákóczi-Aufstand und in der Martinovics-Verschwörung ebenso wie in dem von der rumänischen Geschichtsschreibung verherrlichten Aufstand der Siebenbürger Rumänien von 1784 durch sehr überzeugende soziologische Analysen auf ihren wahren Kern zurückgeführt.

Die Behandlung der Nationalitätenfragen unter dem Gesichtswinkel des Ständestaates befreit gleichfalls von einer falschen Rückprojektion der Grundsätze des 19. Jahrh., freilich ist das Gefühl des Magyarentums nach Trianon in der Ausdrucksweise manchmal zu spüren. Doch die Tatsachen sind hier zuerst in lückenloser Folge in ihrem Zusammenhang gegeben.

Die Darstellung der Siedlungsverhältnisse der Deutschen ist sehr geeignet, die Rolle des Großgrundbesitzes und des Königtums in bezug auf die heutige Lage zu beleuchten: die geschilderte freiere Rechtslage im Banat, dem Gebiete hauptsächlich königlicher Kolonisation, ist in der heutigen Struktur der dortigen deutschen Agrarbevölkerung recht gut sichtbar. Die wirtschaftliche Leistung des deutschen Bauerntums gegenüber dem Serbentum z. B. wird voll anerkannt.

Daß immer wieder die Agrargesellschaft auch gerade in ihren Leibeigenenverhältnissen als realsoziologische Grundlage genommen wird, schützt vor Übernahme irgendeines westeuropäischen Schemas und bietet viele wertvolle grundsätzliche Einsichten.

Diese Ausführungen können noch kein vollständiges Bild dessen geben, was heute in Ungarn insgesamt an Besinnung über die nationalpolitische Ideologie geschieht. Es soll nicht vergessen werden, daß sich die Metaphysik beim Ungarn anders manifestiert als bei uns. Sie nimmt bei ihm durchaus nicht immer die Form einer philosophisch formulierten Besinnung an. Aus der Haltung Kossuths wären sicher wesentliche Züge des „Wie" in der ungarischen politischen Metaphysik herauszudestillieren. Sicher läßt sich auch diese Linie fruchtbar weiterführen. Jedoch ist es für uns als „Außen" sinnvoller, erst einmal das „Was" zu verstehen. Dies hat Széchenyi formuliert, und als konkrete Fortführung ist es eben heute deutlich bei Szekfű zu erkennen. Seine Haltung als eine solche darzustellen, auf die es heute ankommt, war hier die Absicht.

LITERATURBERICHTE.

GESCHICHTE DER GESELLSCHAFTLICHEN KULTUR UND SITTENGESCHICHTE.

Die Geschichte der gesellschaftlichen Kultur erfreut sich neuerdings einer lebhaften literarischen Pflege auch von wissenschaftlicher Seite, mehr freilich noch immer von Seiten schriftstellerischer Kompilatoren, die dieses Gebiet gern beackern. Größere *allgemeine Darstellungen* liegen nicht vor. Ein hübsches Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" von Susanna Trautwein[1]) spannt den zeitlichen Rahmen wohl weit und allgemein, vom Altertum bis zur Gegenwart, aber die Verfasserin geht nicht auf Vollständigkeit aus; im Grunde kommt es ihr auf Gedanken über Geselligkeit an, wie denn der letzte Teil des Büchleins aktuellen Charakter hat. In der Reihe der vorher gegebenen geschichtlichen Bilder kommt das Altertum sehr kurz weg, überhaupt die ältere Zeit. Auf 28 Seiten werden die Griechen, das Rom des Augustus, das Florenz der Medici, das Paris Ludwigs XIV., Tabakskollegium, Sanssouci behandelt. Eingehender und lebensvoller wird die Darstellung, je mehr sie sich der Gegenwart nähert. Mit den abfälligen Urteilen über die Gesellschaft der Vorkriegszeit stimme ich durchaus überein. In ihren geschichtlichen Bildern weiß die Verfasserin das Wesentliche und Charakteristische gut herauszustellen.

Die Geschichte des gesellschaftlichen Lebens im *klassischen Altertum* fand mehrfach Behandlung in neueren Büchern Theodor Birts.[2]) Die unter dem Titel „Aus dem Leben der Antike" zusammengefaßte Sammlung von Einzelbildern mit ihrer Fülle von Einzelheiten bietet mancherlei auch für das uns interessierende Gebiet, so sei auf diesen oder jenen Abschnitt aus dem Kapitel über die Römerin hingewiesen, weiter auf die Schilderung der antiken Gastmähler, der Küche und des Tafelluxus (die Zeit des größten Luxus war die von Augustus bis Nero), auf die Kapitel:

---

[1]) Gesellschaft und Geselligkeit in Vergangenheit und Gegenwart. (Aus Natur und Geisteswelt. 706. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner, 1919 (123 S.).

[2]) Aus dem Leben der Antike. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918 (XI, 271 S., 11 Taf.).

Griechisch-römischer Mummenschanz und Witzliteratur und Gesellschaft. Ein späteres Buch Birts über das Kulturleben der Griechen und Römer[1]), das darauf gerichtet ist, „die schöne Linie der Aufwärtsentwicklung" zu zeigen, den Niedergang nicht, berücksichtigt vor allem das geistige Leben, das gesellschaftliche Leben nur wenig (Mahlzeiten, Spiele und Feste, Bäder u. a.).[2])

Für *Mittelalter und Neuzeit* seien die für diesen Bericht in Betracht kommenden Erscheinungen nicht erst in solche, die mehrere Länder, und solche, die nur ein bestimmtes Land betreffen, geschieden, vielmehr nach den Zeiträumen, von denen sie handeln, aneinandergereiht. Von Gesamtdarstellungen der Kulturentwicklung einzelner Völker, die auch das gesellschaftsgeschichtliche Gebiet behandeln, sei meine[3]), jetzt in der 3. Aufl. erschienene, neubearbeitete „Geschichte der deutschen Kultur" genannt, deren 2. Aufl. im vorigen Bericht[4]) eingehend charakterisiert worden ist.

Erst mit dem Hochmittelalter, mit der Zeit des höfischen Rittertums, setzt ein Buch von Erich Sturtevant[5]) ein, das keine wissenschaftlichen Ansprüche macht, es aber vor allem gut versteht, aus Dichtungen, zeitgenössischen Schilderungen, Briefen, Memoiren, Anstandsbüchern bezeichnendes Material vorzuführen. Der Hauptakzent liegt auf der Entwicklung der Anstandsformen, es werden aber auch Feste, Vergnügungen, Gasthausleben u. a. einbezogen. Bezüglich der französischen Sitten stützt sich der Verf. besonders auf das Werk A. Franklins, La vie privée d'autrefois. Die Entwicklung in Deutschland steht aber im Vordergrund. Sehr kurz wird das 19. Jahrh. behandelt.

Eine Gesamtdarstellung der Geschichte des englischen Lebens[6]) war mir nicht zugänglich, ebenso nicht zwei nur das Mittelalter betreffende englische Werke über England einerseits[7]), Frankreich

---

[1]) Das Kulturleben der Griechen und Römer in seiner Entwicklung. Leipzig, Quelle & Meyer, 1928 (X, 464 S.).

[2]) Helen Mc Clees, The Daily Life of the Greeks and Romans as illustrated in the classical collections. New York, The Metropolitan Museum of Art, 1924 (XVII, 135 S.). (War mir nicht zugänglich.)

[3]) Geschichte der deutschen Kultur. 3. Aufl. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1929 (X, 686 S.).

[4]) Archiv XIII, S. 327f.

[5]) Vom guten Ton im Wandel der Jahrhunderte. Mit einer Kostümtafel. Berlin, Leipzig u. a., Bong & Co., 1917 (VIII, 368 S.).

[6]) John Gloag and C. Th. Walker, Home life in history, social life and manners in Britain 200 B. C. — A. D. 1926. Ill. by A. B. Read. London, Benn, 1925.

[7]) L. F. Salzmann, English life in the middle ages. Illustr. Oxford, University Press, 1926 (287 p.).

andererseits.[1]) Die höfische Gesellschaftskultur des Mittelalters ist der Gegenstand einer wertvollen geistesgeschichtlichen Arbeit von H. Naumann, die weiter unten bei den, Standeskultur und Standessitte behandelnden Erscheinungen eingehend gewürdigt werden wird (vgl. S. 383f.). Wissenschaftlich ohne Belang ist der die vornehme Welt des Mittelalters schildernde „Ritterspiegel" A. v. Gleichen-Rußwurms.[2]) Die Art dieses Autors, der seit längerem eine ganze Reihe von Büchern zur Gesellschaftskultur der Vergangenheit veröffentlicht hat, ist im vorigen Bericht[3]) bei der Besprechung früherer, ähnlicher, an sich gefälliger Werke aus seiner Feder charakterisiert worden. Er hat solche Werke auch über die Welt des späten Mittelalters[4]) und der Renaissance erscheinen lassen.[5]) Sie berücksichtigen alle Kulturvölker des Abendlandes und geben bunte Bilder namentlich auch von dem gesellschaftlichen Leben, den höfischen Formen, den Festen usw.

Wieviel wertvoller als solche mehr der oberflächlichen Lektüre dienenden Bücher sind Werke, die auf eingehender quellenmäßiger Kenntnis der Menschen eines Zeitalters beruhen, wie das ausgezeichnete, rasch bekannt gewordene, zum guten Teil auch für unseren Gegenstand in Betracht kommende Werk J. Huizingas: „Herbst des Mittelalters!"[6]) Es behandelt das Leben und die Geisteshaltung vor allem jenes Gebiets im ausgehenden Mittelalter, das damals in Kultur und Kunst eine überaus bedeutsame Rolle spielte und vielfach auch Deutschland beeinflußte: Burgunds. In die Gestaltung der gesellschaftlichen Kultur dieses Gebiets wie der benachbarten Landschaften Frankreichs gewinnen wir mannigfache, überall quellenmäßig gegründete Einblicke. Es war eine spielerisch-romantische gesellschaftliche Scheinwelt, die sich hier in einer ganz anders gearteten, leidenschaftlich bewegten, harten, oft grausamen und düsteren wirklichen Welt entfaltete. Es war Maskierung.

---

[1]) Joan Evans, Life in mediaeval France. Oxford, University Press, 1925.

[2]) Der Ritterspiegel. Geschichte der vornehmen Welt im romanischen Mittelalter. 2. Tausend. Stuttgart, Jul. Hoffmann, 1918 (XV, 436 S.).

[3]) Archiv XIII, S. 323f.

[4]) Die gotische Welt. Sitten und Gebräuche im späten Mittelalter. 3. Tausend. Stuttgart, Jul. Hoffmann, 1919 (XVI, 429 S.).

[5]) Die Sonne der Renaissance. Sitten und Gebräuche der europäischen Welt 1450—1600. Stuttgart, J. Hoffmann, 1921 (XV, 593 S.).

[6]) Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und den Niederlanden. Deutsch von T. Jolles Mönckeberg. Mit 14 Taf. München, Drei-Masken-Verlag, 1924 (VIII, 522 S.). — 2. verb. Aufl. 1928 (XII, 554 S.). — 3. durchgeseh. Auflage, 1931 (XII, 556 S.). Die Zitate oben nach der 3. Auflage.

„Das späte Mittelalter ist eine der Endperioden", sagt der Verfasser, „in denen das Kulturleben der höheren Kreise fast ganz zum Gesellschaftsspiel geworden ist" (S. 107). Aber das die Lebens- und Gesellschaftsformen durchdringende Streben nach idealisierender Schönheit entbehrt doch des höheren, feineren Charakters. „Die französisch-burgundische Kultur des ausgehenden Mittelalters zählt zu den Kulturen, in denen Schönheit durch Pracht verdrängt wird" (S. 374). Vom Standpunkt unseres Berichts sei besonders verwiesen auf Kap. 2: „Die Sehnsucht nach schönerem Leben" (S. 49: „Die Spannung zwischen Lebensform und Wirklichkeit ist äußerst stark; das Licht ist falsch und grell"); Kap. 4: „Der Rittergedanke"; Kap. 5: „Der Traum von Heldentum und Liebe"; Kap. 6: „Ritterorden und ritterliche Gelübden"; Kap. 8: „Die Stilisierung der Liebe"; Kap. 9: „Die Umgangsformen der Liebe"; Kap. 18: „Die Kunst im Leben" (streift auch die Mode, die Feste u. a.).

Ein reichhaltiges Material zur Gesellschaftsgeschichte Italiens im 16. Jahrh. bietet ein Buch von Thomas Fr. Crane[1]), allerdings wesentlich nur in bestimmter Richtung, nämlich für die Liebes- und Gesellschaftsspiele, die der vornehmen Gesellschaft Italiens zur Unterhaltung dienten, und deren nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die europäischen Literaturen.

Eine Reihe von Werken zur englischen Kulturgeschichte des 16. und 17. Jahrh., die auch für unseren Gegenstand in Betracht kommen mögen, kann ich nur dem Titel nach erwähnen.[2])[3])[4]) Ebenso leider nur ein anscheinend beachtenswertes französisches Werk[5]) über die Höflichkeit und die Anschauungen von der honnêteté in Frankreich im 17. Jahrh.

Das beachtenswerte Buch von Egon Cohn[6]) über Gesellschaftsideale und Gesellschaftsroman des 17. Jahrh. ist seinem Ursprung wie seinem Hauptinhalt nach im wesentlichen literarhistorisch

---

[1]) Italian social customs of the sixteenth century and their influence on the literatures of Europe. New Haven, Yale University Press, 1920 (XV, 689 p.).

[2]) L. F. Salzmann, England in the Tudor times, its social life etc. London, Batsford.

[3]) M. St. Clare Byrne, Elizabethan life in town and country. London, Methuen, 1925.

[4]) Elizabeth Godfrey, Home life under the Stuarts 1603—49. Illustr. London, S. Paul, 1926.

[5]) M. Magendie, La politesse mondaine et les théories d'honnêteté en France au 17e siècle. 2 vols. Paris 1925.

[6]) Gesellschaftsideale und Gesellschaftsroman des 17. Jahrhunderts. Studien zur deutschen Bildungsgeschichte. (Germanische Studien, hrsg. von E. Ebering, Heft 13.) Berlin, E. Ebering, 1921 (VIII, 239 S.).

(Teil B.: Gesellschaftsroman) oder im engeren Sinne geistesgeschichtlich (Teil A, 3: Die geistige Atmosphäre des Jahrhunderts; Erziehung, Bildung, Publikum, Kunst) gerichtet, kommt aber in seinen ersten Abschnitten für uns in Betracht. Cohn geht da auf eine gerade von mir in meiner „Geschichte des deutschen Briefes" und der „Geschichte der deutschen Kultur" für das 17. Jahrh. besonders betonte, von manchen Vertretern der heute mit soviel Eifer betriebenen Barockforschung gern übersehene oder als irrelevant angesehene Geisteshaltung näher ein, die mit der neuen höfischen Gesellschaftskultur, mit der neuen, in Deutschland, zumal mit dem Übergang dieser Kultur auf das Bürgertum, bald ins Übertriebene gewandten und zur Servilität werdenden Höflichkeit eng zusammenhängt, auf die im Grunde charakterlose Welt- und Lebensklugheit. Sie war ein Hauptzug des idealen Vertreters der damaligen Zeit, des „vollkommenen Hofmanns", bald auch weiter bürgerlicher Kreise, die diesem Ideale nachstrebten. Cohn gibt eine nähere Charakterisierung der für die zum Teil freilich ethischer Haltung nicht entbehrenden oder sie konventionell hochhaltenden Lehren der Weltklugheit, für die „politische" Klugheitslehre in Betracht kommenden Autoren, d. h. zunächst nichtdeutscher, des Guevara, Charron, Faret, Gracian usw., dann deutscher, des Ch. Georg Bessel, Harsdörffers, (der auch französische Autoren wie Du Refuge übersetzte), des Thomasius und Christian Weises. Hervorgehoben sei der Abschnitt über die Höflichkeit und die Mittel zur Erlangung derselben, die Komplimentierbücher (S. 12ff.). Sie sind zweifellos Zeugnisse des Strebens nach einer neuen, gefälligen „Kultur der Geselligkeit". Frankreich war es dann, „wo man daran ging, die Höflichkeit, die Galanterie zu vertiefen, und zwar mit Hilfe des Esprit". Ein zusammenfassender Satz (S. 81) sei noch wiedergegeben: „Eine neue Gesellschaft mit neuen Tendenzen schafft sich neue Lebensformen. Für den Umgang und Verkehr eine Konvention, die sich aufbaut auf Galanterie und Höflichkeit. Was diese Gesellschaft innerlich zusammenhält, ist eine gewisse gemeinsame Lebensanschauung. Diese wirkt auf die ganze Lebensführung auch des einzelnen ein und bringt mit der Zeit einen bewußten Lebensstil hervor. Eben darum müht man sich im 17. Jahrhundert". Die eigentlich höfische Gesellschaft tritt bei Cohn zurück: er zeigt die höfischen Ideale, wie sie vom Bürgertum übernommen sind.[1])

Vom Barock zum Rokoko. In das gesellschaftliche Leben des 18. Jahrh. führen nicht in tiefer, aber meist in gefälliger Weise

[1]) Erwähnt sei für ein fernerliegendes Gebiet die Veröffentlichung von Fr. Taeschner, Alt-Stambuler Hof- und Volksleben, ein türkisches Miniaturalbum aus dem 17. Jahrhundert. 2 Bde. I. Tafelband. Hannover, Lafaire, 1925 (XV S., 55 Taf.).

mehrere Bücher ein, so namentlich ein solches von Max v. Boehn[1]), der, wie in seinen anderen ähnlichen Veröffentlichungen, seinen Stoff durch reiches, vielfach nicht oder wenig bekanntes, trefflich reproduziertes Bildermaterial zu veranschaulichen sucht. Aus dem Gesamtzeitbild, das er entwirft, seien die Zeichnung der höfischen Gesellschaft und namentlich das 10. Kap.: „Stil des Lebens" hervorgehoben. Ein Buch von C. Fischer[2]) über die französischen Salons des 18. Jahrh. war mir nicht zugänglich.

Fr. Bleis[3]) Buch über das Rokoko ist im wesentlichen eine vielerlei Zitate aus Memoiren, Briefen usw. darbietende feuilletonistische Leistung: die Dekadenzerscheinungen werden stark betont. Cornel. Gurlitts[4]) Veröffentlichung französischer sittenbildlicher Kupferstiche hat natürlich nicht nur kunstgeschichtlichen, sondern auch sitten- und gesellschaftsgeschichtlichen Wert. Neben die genannte Publikation M. v. Boehns über das Frankreich des 18. Jahrh. ist eine ähnlich geartete von ihm über Deutschland im 18. Jahrh.[5]) zu stellen, auch sie zum guten Teil gesellschaftsgeschichtlich gerichtet. Hier sei auch eine Sammlung gesellschaftsgeschichtlicher Aufsätze von V. Tornius[6]) (Hofkonzert, Hausmusik, Geselligkeit in Alt-Leipzig, das Picknick, Tieffurt und Belvedere, Gesellschaftsspiele, Kaffeehäuser und -gärten u. a.) angereiht. Ein Buch von Eckart v. Sydow[7]) über die Kultur des Klassizismus streift auch die Geselligkeit, leider nur sehr kurz (es wird gegenüber der Aufgeschlossenheit der Romantik die „Zurückhaltung", das Abstandhalten der klassizistischen Geselligkeit betont); der Abschnitt über den klassizistischen Frauentypus stellt als solchen vor allem Karoline v. Humboldt hin; derjenige über die Kleidung enthält gute Bemerkungen über die klassizistische Richtung auf das Allgemeinmenschliche (gegenüber dem Betonen des Klassenunterschiedes) und das Naturhafte nach antikem Vorbild. Eine Dissertation von H. Töllner[8]) behandelt die praktische und theoretische Stellung Schleiermachers zur Geselligkeit: der Ab-

[1]) Rokoko. Frankreich im 18. Jahrhundert. 3. erweiterte Aufl. Berlin, Askanischer Verlag, 1921 (X, 611 S., 30 Taf.).

[2]) La vie au 18e siècle. T. 2: Les salons. Paris, Scheur, 1929.

[3]) Die Sitten des Rokoko. München, Georg Müller, 1921 (XVI, 453 S.).

[4]) Das französische Sittenbild des 18. Jahrhunderts im Kupferstich. Berlin, J. Bard, 1921 (III, 62 S., 100 Taf., 100 Bl.).

[5]) M. v. Boehn, Deutschland im 18. Jahrhundert. Berlin, Askanischer Verlag, 1921 (VIII, 610 S., 18 Taf.).

[6]) Die gute alte Zeit. Streifzüge durch die gesellschaftliche Kultur der Vergangenheit. Lübeck, Quitzow, 1924 (VII, 179 S.).

[7]) Die Kultur des deutschen Klassizismus. Leben, Kunst, Weltanschauung. Berlin, Grote, 1926 (VII, 264 S.).

[8]) Die Bedeutung der Geselligkeit in Schleiermachers Leben und Schriften. Diss. Erlangen, 1927 (94 S.).

schnitt Schleiermacher und die Berliner Gesellschaft wird am meisten Interesse erregen. Theoretisch wird die Geselligkeit in richtiger Form von Schleiermacher sehr hoch eingeschätzt.

Max v. Boehn[1]) tritt uns aufs neue entgegen als Verfasser eines wiederum reich illustrierten Buches über das Empire, das sowohl die Verhältnisse und Zustände in Frankreich wie diejenigen in Deutschland schildert. Aus dem zweiten Buch: „Das Leben" seien die Abschnitte: die gute Gesellschaft in Frankreich, Zusammenbruch der französischen Kultur, die veränderte Stellung der Frau, Feste der Republik, die Gesellschaft des Direktoriums, der kaiserliche Hof, der Stil des französischen Hofes; deutscher Kastengeist, Weimar, die Gesellschaft in Berlin, jüdische Salons, Berliner Geselligkeit, die Franzosenzeit und ihre Vergnügungssucht usw. hervorgehoben. In einem andern Buch führt M. v. Boehn[2]) die französische Kulturgeschichte des weiteren 19. Jahrh. vor, wieder mit vielen gesellschafts- und sittengeschichtlichen Abschnitten.

Die Biedermeierzeit in Deutschland, die Boehn schon früher (vgl. den vorigen Bericht, Archiv XIII, S. 334) behandelt hat, wird immer wieder Gegenstand meist leichtgezimmerter Bücher, wie eines solchen von Eilhard Erich Pauls.[3]) Weit willkommener sind uns ernsthafte und doch reizvolle Quellenveröffentlichungen, wie diejenigen der Tagebücher Lili Partheys[4]) oder der Aufzeichnungen Wilhelmine Barduas.[5]) Jene beschränken sich keineswegs auf die Kreise des guten Bürgertums Berlins, denen die früh gestorbene Verfasserin (1800—1829) entstammt, sondern betreffen auch die aristokratische Gesellschaft, zumal durch die Beziehungen zur Herzogin Dorothea von Kurland. Bei der lebhaften Geselligkeit des Partheyschen Hauses fällt teilweise eine gewisse Üppigkeit auf. Über dem Ganzen liegt aber eine geistig-künstlerische Atmosphäre, ebenso wie über dem Leben der Barduas, von denen die eine, Karoline, die Hauptperson, eine beliebte Malerin war. Die Aufzeichnungen der Wilhelmine reichen bis in die Mitte des Jahr-

[1]) Das Empire. Berlin, Askanischer Verlag, 1925 (VII, 432 S., 16 Taf.).

[2]) Vom Kaiserreich zur Republik. Eine Kulturgeschichte Frankreichs im 19. Jahrh. 2. Aufl. München, Hyperion-Verlag, 1921 (VII, 491 S.).

[3]) Der Beginn der bürgerlichen Zeit. Biedermeierschicksale. Lübeck, Quitzow, 1924 (227 S., 10 Taf.).

[4]) Lili Parthey, Tagebücher aus der Berliner Biedermeierzeit. Hrsg. von Bernh. Lepsius. Berlin, Leipzig, Gebr. Paetel, 1926 (VI, 450 S., 31 Taf., 1 Faks.).

[5]) Die Schwestern Bardua. Bilder aus dem Gesellschafts-, Kunst- und Geistesleben der Biedermeierzeit. Aus Wilhelmine Barduas Aufzeichnungen gestaltet von Joh. Werner. Leipzig, Koehler & Amelang, 1929 (336 S.). (Mit 38 Bild.)

hunderts, sie lassen vor allem in das „geistig bewegte" gesellschaftliche Leben Berlins schauen, andererseits in das Hofleben im stillen Ballenstedt, wo die Schwestern zu den Intimen des dortigen Hofes gehörten. Auch vom Weimar Goethes, von Heidelberg, von Frankfurt a. M. und andern Städten erhalten wir kleine Gesellschaftsbilder. Erwähnt sei noch aus der Berliner Zeit der näher geschilderte, 1843 gegründete „Kaffeter", ein Verein junger geistig interessierter Mädchen aus den besten Kreisen, ein Gegenstück zu männlichen Vereinen wie der „Mittwochsgesellschaft" oder dem „Tunnel über der Spree".

Ein englisches Buch[1]) über das gesellschaftliche Leben Londons in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. war mir nicht zugänglich.

Das Büchlein von Val. Tornius, Der ästhetische Tee[2]) sucht „die Berliner Gesellschaft von 1800 bis 1900" von den Hofkreisen bis zu den Empfängen Lassalles, soweit es sich um Salongeselligkeit handelt, durch Auszüge aus Memoiren weiteren Kreisen näher zu bringen. Ein eigenartiges Buch von Otto Mann[3]) beschäftigt sich mit dem Dandytum als gesellschaftlicher Erscheinungsform des 19. Jahrh. Einer Besprechung nach zu urteilen — das Buch war mir nicht zugänglich — stellt der Verfasser den Dandy als Reaktionserscheinung ästhetisch gerichteter Menschen gegen die Auflösung der Gesellschaft im 19. Jahrh., zunächst in Frankreich und England, dar. Ein Buch Gaston Jollivets[4]) gibt Einblicke in die Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs in Frankreich, und unsere Gesellschaft in der Wilhelminischen Zeit gibt den Stoff für eine „Chronik" von Fed. v. Zobeltitz.[5])

Schließlich sei eine Studie über die Gesellschaftskultur im Islam von Joh. Ostrup[6]) erwähnt. Die Höflichkeit in Wort und Gebärde (Grußformeln, Anrede, Grußgebärde, Proskynesie, Kunst u. a.), die Formen des guten Benehmens, die Etikette in der Wüste, die Höflichkeitsformen im Brief u. a. werden hier behandelt.

---

[1]) E. Beresford, Life in regency and early Victorian times, the days of Brummell and d'Orsay 1800/50. London, Batsford, 1927.

[2]) Berlin, Ullstein, 1921 (149 S.).

[3]) Der moderne Dandy. Ein Kulturproblem des 19. Jahrhunderts. (Philosoph. Forschungen, hrsg. von K. Jaspers, H. 1.) Berlin, Jul. Springer, 1925 (VI, 128 S.).

[4]) Souvenirs de la vie de plaisir sous le second empire. Paris, J. Tallandier, 1927.

[5]) Chronik der Gesellschaft unter dem letzten Kaiserreich. Bd. 1: 1894—1901. Bd. 2: 1902—1914. Hamburg, Alsterverlag, 1922 (312, 295 S.).

[6]) Orientalische Höflichkeit. Formen und Formeln im Islam. Eine kulturgeschichtliche Studie. (Aus dem Dänischen übersetzt von K. Wulff.) Leipzig, Harassowitz, 1929 (VI, 85 S.).

Nach den literarischen Erscheinungen zur Gesellschafts- und Sittengeschichte im allgemeinen und im Rahmen einzelner Länder sind diejenigen zu würdigen, die *Standessitte* und Standeskultur zum Gegenstand haben. Pflegestätten der feineren gesellschaftlichen Sitte sind von jeher, wenn auch mit großen Einschränkungen, die *Höfe* gewesen, gestützt auf eine aristokratische Schicht als Träger solcher Kultur, die dadurch zur Standeskultur, gleichwohl häufig vorbildlich für die gesellschaftliche Kultur der übrigen Stände wird. Das war im Abendland, also auch in Deutschland, vor allem im 13. und im 17. Jahrh. der Fall, also in der spezifisch so genannten „höfischen Zeit" und in der Zeit des Absolutismus, zumal im Barock. Eben diese beiden Zeitabschnitte haben sich Hans Naumann und Günther Müller[1]) zum Vorwurf ihres unter dem Titel „Höfische Kultur" gemeinsam herausgegebenen Buches gewählt, jener die „Ritterliche Standeskultur um 1200", dieser die „Höfische Kultur der Barockzeit" behandelnd. Es handelt sich nicht um eine systematische, alle Seiten erschöpfende, gesellschafts- und sittengeschichtliche Darstellung dieser Zeitalter, sondern um eine geistesgeschichtliche Durchleuchtung des in diesen Zeiten auftretenden „sehr komplizierten" höfischen Kulturideals auf wesentlich literargeschichtlichem Hintergrunde. Beide Verfasser sind ja Literarhistoriker, aber zugleich markante Vertreter der neueren geistesgeschichtlichen Richtung, der wir zweifellos viele neue Einblicke und Ausblicke, fruchtbare Anregungen sowie beachtenswerte Neu- und Umwertungen verdanken, auch wohl öfter (wenigstens erstrebte) tiefere Auffassungen, der man aber auch zuweilen künstliche, forcierte Auffassung, Überbetonung neugewonnener Einsichten und Herabsetzung älterer, durchaus nicht immer völlig zu verwerfender Auffassungen vorwerfen kann.

Solche Einwände sollen hier gegenüber diesen beiden Leistungen nicht erhoben werden, vielmehr sei dankbar anerkannt, daß wir beiden Beiträgen viel Förderliches verdanken. Von den Wesensteilen, aus denen Naumann das Gebilde der „höfischen" Kultur um 1200 erwachsen sein läßt, Antike, Germanentum (zumal das Gefolgs- und Lehnselement) und Christentum, wird das antike Element mit Recht stark herausgearbeitet, aber wenn er in seinem beachtenswerten Kapitel über die „Höfische Liebe" bezüglich der „Hohen Minne" auf „die einzige außermittelalterliche Parallele, die in der Tat noch so ‚hohe Schule' der Liebe aufweist", nämlich auf die Antike, auf das Athen der Kaloikagathoi und des Sokrates, auf das Symposion Platons, wo „man das Wort Knabenliebe seiner

[1]) Höfische Kultur. (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Buchreihe, Band 17.) Halle, M. Niemeyer, 1929 (VI, 158 S.).

schlechthin verwerflichen Bedeutung" ebenso „entkleiden" muß, wie bei der Minne das Wort Ehebruch unstatthaft ist, wenn er auf diese Parallele nicht nur hinweist, sondern im Hinblick auf den antiken Gedanken von der Verbindung der Bildung mit der Liebe eine Art Zusammenhang der Antike mit der Minneauffassung der Troubadours sieht („eine erneute Objektivierung" [des antiken Gedankens], die dann eben allein möglich war in Südfrankreich, wo sich antikes Leben am ungebrochensten erhalten hatte", . . . „nicht eine Neuschöpfung durch die Troubadours, sondern eine Wiederschöpfung"), — so erscheint dies doch recht gewagt. Hervorgehoben sei noch der erste Abschnitt „Das (antik-christliche) Tugendsystem (des Ritters)", der an Ehrismanns Arbeit anknüpft[1]), aber sie auch weiterführt, weiter der Abschnitt über die Bedeutung der staufischen Kulturlandschaft und der staufischen Dynastie für die Entwicklung der hochhöfischen Sonderkultur („Der Aufstieg im staufischen Raum") mit der Gegenüberstellung des dem Höfischen wenig geneigten, „bewußt archaischen", nationalen welfischen Wesens. Treffend scheint mir bezüglich des oft behandelten französischen Kultureinflusses auf die ritterliche Kultur das Übergreifen der hohenstaufischen Herrschaft auf große Teile Frankreichs „bis nach Burgund und zur Provence, zum arelatischen Königreich" betont zu sein: „wir müssen die staufische und französische Welt um diese Zeit wie *einen* Kulturraum nehmen, innerhalb dessen man nach Gebern und Nehmern nicht fragen soll". Die im letzten Nebensatz sich zeigende, heute moderne Abneigung gegen den Nachweis fremder „Kultureinflüsse", die gerade von mir in meiner „Geschichte der deutschen Kultur" von den verschiedenen Völkern her immer wieder hervorgehoben sind, beanstande ich freilich durchaus. Auf den wertvollen Abschnitt „Die Bedeutung der Form" kann hier nicht näher eingegangen werden.

In dem Abschnitt „Der höfische Gott" geht Naumann auf die Verritterlichung Gottes ein, auf seine Einbeziehung in das ganze ritterliche Wesen, „auch ganz und gar in die höfische Minne". Es ist interessant, daß G. Müller ganz etwas Ähnliches für das andere höfische Zeitalter, das des barocken Absolutismus, feststellt (S. 127): „Nun wird auch das Religiöse höfisch gesehen und gefaßt: Gott ist der absolute Herrscher im unendlichen Raum". Dieser Anthropomorphismus besagt in beiden Fällen inhaltlich nicht dasselbe: das führt darauf, daß das „Höfische" für beide Zeitalter überhaupt nicht den gleichen Sinn hat, was

[1]) Hingewiesen sei noch auf das Buch von Henri Dupin, La courtoisie au moyen âge (d'après les textes du XII[e] et du XIII[e] siècle), Paris, A. Picard, 1931 (167 S.), das sich mit der Analyse des Begriffes der courtoisie in den alten französischen und provencalischen Quellen beschäftigt.

in dem Buche angesichts des gemeinsamen Titels auch irgendwo hätte gesagt werden müssen. Der Begriff des Höfischen wurzelt in beiden Zeitaltern zwar in der zentralen Bedeutung des Hofes des Fürsten. Aber das überragend Bestimmende ist im 13. Jahrh. der Begriff des *Ritters*. Der Fürst, selbst der Kaiser fühlt sich, wie ich schon in meiner Kulturgeschichte betont habe, als „Ritter": „Ritterliche Standeskultur" lautet daher auch mit Recht der Titel des Naumannschen Beitrages. Im 17. (und 18.) Jahrh. aber ist der *Fürst* alles; nur von ihm empfängt alles übrige Berechtigung und Entwicklungsmöglichkeit; um ihn dreht sich der Staat, die Dichtung, die Kunst, die Kultur. Die Geschichte wird durchaus höfisch gefärbt, wie die aktuelle Politik höfisch ist. In ganz anderem Maße als im 13. Jahrh. wird sein Sitz, der Hof, der Mittelpunkt des Lebens und Daseins oder, wie G. Müller selbst (S. 132) sagt, „Kristallisationspunkt des kulturellen Schaffens". Betont also auch Müller, wie selbstverständlich, diese überragende Bedeutung des fürstlichen Hofes, so verkennt er andererseits auch nicht, daß trotz alledem das Nichthöfische nicht eliminiert ist. Er betont mit Recht, daß mit dem Höfischen Sinn und Inhalt des 17. Jahrh. nicht erschöpft ist (vgl. S. 92 f.). Daß das höfische Gesellschaftsideal vom Bürgertum (unter Wandlungen) aufgenommen wurde, ist ein natürlicher Vorgang. Die „Erarbeitung" solches „Absinkevorgangs" durch Naumann wird etwas übertrieben eingeschätzt (S. 106 f.). Ich habe längst auf dergleichen hingewiesen, beispielsweise auch auf das Absinken der Rührseligkeit und Empfindsamkeit aus dem Bürgertum in die niederen Schichten nach 1800 oder etwa der bürgerlichen politischen Ideale in die proletarischen Schichten des 19. Jahrh.

Für die Entstehung des Übergewichts des Höfischen und die Vorherrschaft des höfischen Kulturideals hätte von Müller wohl mehr beigebracht werden können als die unzureichenden Bemerkungen auf S. 116. Vorbedingung ist der tiefgreifende soziale Wandel, der zumal seit dem Ende des 16. Jahrh. einsetzt, das Heraufkommen des absoluten Fürsten nach dem Niederringen des Adels und der Städte, der wirtschaftliche Niedergang des Bürgertums usw. Daß ausländische Einflüsse für die Herrschaft des Höfischen in Deutschland keine wesentliche Rolle spielen, scheint Müller mit dem an sich durchaus zutreffenden, zuerst von Nadler gegebenen Hinweis auf die Bedeutung des Habsburger Hofes, des Kaiserhofes zu Wien — er handelt darüber ziemlich ausführlich S. 95 ff. — erweisen zu wollen. Schon chronologisch könne der Versailler Hof, der allgemein als Vorbild für die Gestaltung der deutschen Höfe gelte, für die Ausbildung des Hofideals im Barock gar nicht in Betracht kommen. Aber damit ist doch seine *spätere* Rolle und die mit ihr gegebene französische Färbung der deutschen

Höfe nicht aus der Welt geschafft[1]), und wenn wir die vorhergehende Bedeutung des Habsburger Hofes durchaus nicht leugnen wollen, so darf man bezüglich der ausländischen Einflüsse nicht vergessen, wie stark die italienischen und spanischen Einflüsse an diesem Hofe waren. Die ganze Entwicklung des höfischen Ideals ist eine internationale — „gerade das Höfische", sagt Müller (S. 101) zutreffend, „stellt in dieser Zeit eine überstaatliche Kulturverbundenheit her" —, aber man darf doch die führende Rolle, die erst Italien, dann Spanien, dann Frankreich bei seiner Gestaltung spielt, nicht übersehen. Das höfische Ideal wurzelte zunächst in dem Italien der Renaissance (Castiglione's Cortegiano wurde schon im 16. Jahrh. dreimal ins Deutsche übersetzt). Davon spricht Müller nicht. Wohl aber hebt er im Anschluß an die oben (S. 378f.) erwähnte Arbeit von E. Cohn einen spanischen Autor, der zu Anfang des 16. Jahrh. lebte, übrigens von dem „Cortegiano" beeinflußt war (Cohn S. 7), nachdrücklich hervor, Antonio de Guevara, der später im 17. Jahrh. in der Tat einen starken Einfluß übte; Übersetzer seiner Werke ins Deutsche war Ägidius Albertinus. Warum erwähnt Müller aber nicht auch den bekannten, den höfischen Modegeschmack und die höfische Lebensauffassung im 17. Jahrh. erheblich beeinflussenden, übrigens ebenfalls von Cohn ausgiebig behandelten zeitgenössischen Spanier Balthasar Gracian, dessen Handorakel der französische Übersetzer mit Homme de cour betitelte? Aus Spanien, „wo die mittelalterliche Idee des Höfischen im 15. und 16. Jahrh. eine geschichteformende Kraft entfaltet hatte und allmählich umgebildet in die Renaissance eingegangen war" (S. 117), stammte auch „der Grundstock" jener Amadis-Romane des 16. Jahrh., deren Bedeutung für die Entwicklung des höfischen Ideals Müller auch hervorhebt. Wie ich in meiner Kulturgeschichte angeführt habe, waren die 24 Bücher in der deutschen Übersetzung hohen Damen und Herren gewidmet; der Nutzen bestand in den „fein höfisch-adligen Conversationen und Briefen, so lieblich und süß ins Herz der Leser eingingen". Ein französischer Auszug aus den 24 Büchern wurde als „Schatzkammer schöner zierlicher Orationen" usw. übersetzt.

Hier zeigt sich die Verbindung der neuen höfischen Bildung mit dem rhetorischen Element, wie es zunächst der Humanismus (an sich gegenüber dem von der Spätantike bestimmten Mittelalter keineswegs etwas Neues) gepflegt hatte. Auf diese rhetorische Entwicklung gerade geht G. Müller näher ein (S. 82ff.), ebenso aber

[1]) Im übrigen hat der französische Hof längst vor der Verlegung nach Versailles durch Ludwig XIV. eine die deutschen Fürsten beeinflussende gesellschaftliche Bedeutung gehabt. Vgl. meine „Gesch. d. d. Kultur" II², S. 293 und meinen Aufsatz: Die Anfänge d. franz. Literatur- und Kultureinflusses in neuerer Zeit (Zeitschr. f. vergleich. Literaturgesch., N. F. 7).

auch sehr zutreffend auf die Wirkung der antik-aristokratischen Haltung des Humanismus in Richtung auf Förderung aristokratischen Geistes überhaupt (S. 117). Der Humanismus seinerseits „höfisiert [!] sich" (S. 118): „höfisch-humanistische Bildung" verbreitet zumal jener von Müller besonders herangezogene Guevara. Das verbindende Element zwischen Humanismus und höfischem Wesen liegt übrigens offenbar in der Bedeutung effektvoller Formen für den auf Glanz und Repräsentation gerichteten Fürstenhof.

Eine vorbereitende Rolle bei der Ausbildung des neueren Hofideals hat im 15. Jahrh. der prachtliebende burgundische Hof unter Philipp dem Guten und Karl dem Kühnen gespielt. O. Cartellieri[1]) schildert das Leben an diesem Hofe in einzelnen Aufsätzen, von denen in unserem Zusammenhange folgende genannt seien: Der Herrscher und sein Hof, Der Ritter, Die Frau, Tjoste und Turniere, Feste. Ähnlich wie Huizinga, dessen schon oben (S. 377) gewürdigtes feines Buch zu einem guten Teil auch an dieser Stelle erwähnt werden muß, hebt Cartellieri den mit der wirklichen Welt in Widerspruch stehenden Scheincharakter dieser, außer in Kämpfen, in ständigen Festen aufgehenden höfisch-ritterlichen Gesellschaft hervor. Das Leben am französischen Hofe in den Jahren 1644 und 1645 schildert der Vicomte de Noailles[2]), G. F. Bradby[3]) die Glanzzeit des Versailler Hofes in der späteren Zeit Ludwigs XIV. Ein Buch über das Privatleben eines deutschen Fürsten im 17. Jahrhundert von zwei französischen Verfassern[4]) war mir nicht zugänglich. Einige kleinere Beiträge zur Geschichte des höfischen und des adligen Lebens seien erwähnt.[5]) [6]) Wesentlich auf die bekannten Erinnerungen der Oberhofmeisterin am preußischen Hofe, Gräfin Sophie Voß, stützt sich ein feuilletonistisches Buch von Pauls.[7])

---

[1]) Am Hofe der Herzöge von Burgund. Kulturhistorische Bilder. Basel, Schwabe, 1926 (XI, 329 S., 25 Taf., 1 Stammtafel). — Die ritterliche Gesellschaft am burgundischen Hofe. Historische Zeitschrift, Bd. 132 (1925).

[2]) La cour de France après la victoire de Rocroi. Revue des questions historiques, t. 52 (1924).

[3]) The great days of Versailles. Studies from court life in the later years of Louis XIV. London, Benn, 1927.

[4]) F. Aussaresse et Gauthier-Villars, La vie privée d'un prince allemand au 17e siècle. Paris, Plon, 1926.

[5]) Aug. Eichelsbacher, Hofleben in Würzburg zur Schönbornzeit (nach Aufzeichnungen der Hofprotokolle und der Hoffouriere). Das Bayerland, Jg. 37 (1926).

[6]) Kentenich, Rheinische Adelskultur im 17. und 18. Jahrh. Rheinische Heimatsblätter, Jg. 3, 1.

[7]) Das Ende der galanten Zeit. Gräfin Voß am preußischen Hofe. Lübeck, Quitzow, 1924 (217 S., 7 Taf.).

Das Kavaliertum als solches sucht V. Tornius[1]) in einem nicht weiter wissenschaftlichen, aber doch immerhin zuverlässig in gefälliger Form unterrichtenden Buch zumal durch die Vorführung typischer Gestalten (nach den einleitenden Kapiteln über Rittertum und Frauendienst und den Cortegiano des Baldassare Castiglione) in seiner charakteristischen leichten und galanten Lebensform darzustellen. Es sind nicht alles Kavaliere im eigentlichen Sinne; auch Pseudokavaliere wie Casanova oder der englische König der Dandys, George Bryan Brummell werden vorgeführt, aber diese verstanden es doch, den Kavalier glänzend zu spielen.

Zur Geschichte des *bürgerlichen* gesellschaftlichen Lebens wie der bürgerlichen Sitten liegt eine ganze Reihe bemerkenswerter Beiträge vor. Jos. Klapper gibt auf Grund der Predigten des Mönches Bernhard Fabri für die Mitte des 15. Jahrh. ein Bild von dem häuslichen Leben, den Frauen- und Männersitten usw. in Grünberg in Schlesien.[2]) Das Leben kaufmännischer Kreise in Freiburg i. Br. durch vier Jahrhunderte schildert B. Wilms.[3]) Wertvolles Quellenmaterial erhalten wir durch die Herausgabe „Kulturhistorischer Ergänzungen" zu den bisher (durch Höhlbaum und Lau) veröffentlichten Teilen der Denkwürdigkeiten des Kölner Bürgers und Ratsherrn Hermann Weinsberg[4]) (1518 bis 1597), die in erster Linie eine Familienchronik darstellen. Obwohl Höhlbaum und noch mehr Lau den Hauptton auf das politisch-historisch Verwertbare dieser Quelle legten, boten schon die ersten beiden, von Höhlbaum herausgegebenen Bände eine Fülle kulturgeschichtlichen Materials: ich habe es vor fast 40 Jahren in einer in der „Täglichen Rundschau" erschienenen Aufsatzreihe unter dem Titel „Leben und Meinungen eines Durchschnittsdeutschen vor 300 Jahren" einigermaßen auszuschöpfen gesucht. Mit Recht betont der Herausgeber des vorliegenden Bandes, Josef Stein, daß „der größere und unvergleichliche Wert" der Quelle „auf kulturgeschichtlichem Gebiete liege". „Und gerade dieses für den

---

[1]) Klassische Kavaliere. Charaktere und Bilder aus der galanten Welt. Leipzig, Klinkhardt & Biermann, 1916. — 3. Aufl. u. d. T.: Kavaliere. Berlin, Mittler & Sohn, 1923 (VI, 307 S.).

[2]) Bürgerliche Kultur im schlesischen Mittelalter. Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, 27, 1926.

[3]) Die Zunft zum Falkenberg in Freiburg i. Br. 1454—1868. Bilder aus dem Zunft- und Bürgerleben der Kaufleute von Freiburg unter besond. Berücksichtigung der Wirtschaftspolitik der Zünfte. Freiburg i. Br., Herder, 1925 (XI, 358 S.).

[4]) Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. 5. Band: Kulturhistorische Ergänzungen, bearbeitet von Josef Stein. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, XVI.) Bonn, P. Hanstein, 1926 (XIV, 558 S.).

kultur- und gesellschaftsgeschichtlich gerichteten Forscher wichtige Material blieb zum größten Teile bisher in den Handschriften begraben." Stein hat nun „die heute noch wertvollen Stellen herausgeschält" und „glaubt versichern zu können, daß alles irgendwie Bedeutsame nun zutage gefördert ist".

Gerade die minutiöse, pedantische, auch das Kleinste nicht vergessende Art des eigenbrödlerischen, später in sein „stoiblin" eingesponnenen Weinsberg, die übrigens auch sonst für viele Zeitgenossen bezeichnend ist, bringt den Reichtum des gebotenen Materials hervor: seine Weitschweifigkeit muß man dabei in den Kauf nehmen. Im übrigen war Weinsberg ein humanistisch gebildeter Mann, er dichtete und malte auch; seine liebste Lektüre waren historische und geographische Darstellungen. Für uns wichtig ist, daß er gern die Geselligkeit pflegte; erst im Alter wurde er, zumal eine empfindliche Taubheit hinzugekommen war und sich seine Vermögensverhältnisse verschlechterten, ungesellig. „Zahllos sind seine Notizen über Festlichkeiten, bei denen er ‚frolich gewest' ist" Er selbst sagt: „Hab gern freude gesehen und gehort, in geselschaften kurzweil verzalt, in gastereien gespreich und angeneim gewesen, keiner boissen (Possen) mogt mir zu vil sein, mit singen, danzen, springen ist mir verholfen gewesen; die musick seir gefellich". Auf seine Vaterstadt sehr stolz, zeigt er noch starkes bürgerliches Selbstbewußtsein, das dann im 17. und 18. Jahrh. fast ganz dahinschwinden sollte. So schreibt er einmal: „Es kunnen die hoffkärls nit wol gedulden, das die burger, so sie vor bauren achten, etwas achtpar sullen sin". Auf den Inhalt des vorliegenden mosaikartigen Bandes kann hier natürlich nicht näher eingegangen werden. Neben dem persönlichen Erleben und der Familiengeschichte „kommt das ganze Leben und Treiben der damaligen Reichsstadt zum Ausdruck", überhaupt die Kultur der Zeit in „unendlich vielen Einzelzügen". „So finden wir im Buche Weinsberg die Möglichkeit, das ganze Kleinleben eines Kölner Bürgers des 16. Jahrh. in einer erstaunlichen Genauigkeit kennen zu lernen."

Ein Buch von A. Huyskens[1]) über das Aachener Leben im 17. und 18. Jahrh. ist mir leider nicht zugänglich gewesen. O. Krenzer[2]) hat das gesellschaftliche Leben Bambergs zu Beginn des 19. Jahrh. kurz geschildert. Das Frankfurter gesellschaftliche Leben der fünfziger Jahre behandelt H. Voelcker[3]).

[1]) Aachener Leben im Zeitalter des Barock und Rokoko. Mit 62 Abb. Bonn, Klopp, 1929 (VIII, 152 S.). (Rhein. Neujahrsblätter, H. 8.)

[2]) Das geistige und gesellschaftliche Leben Bambergs zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Vortrag. Bamberg, Bamberger Tageblatt, 1920 (48 S.).

[3]) Das gesellschaftliche und geistige Leben in Frankfurt a. M. zur Zeit der Bundestagsgesandtschaft Otto v. Bismarcks 1851—1859. Archiv f. Frankf. Gesch., 4. Folge, Bd. 2.

Eine Gesamtdarstellung des bürgerlichen Lebens in einer Stadt bietet das auf gründlichen archivalischen und sonstigen Forschungen beruhende Buch Ernst Finders über das „Hamburgische Bürgertum in der Vergangenheit"[1]). Für unsern Bericht kommen namentlich die Kapitel: Der Lebenskreis, Zeiten und Feste des Jahres, Gartenlust, Geselligkeit und Vergnügungen in Betracht. Eine Fülle von sittengeschichtlichen Einzelheiten lernen wir zuverlässig kennen.

In die Geselligkeit des süddeutschen höheren Bürgertums, namentlich in die Münchener Geselligkeit geistig hochstehender Kreise in den sechziger Jahren gewährt das hübsche Buch der Frau R. Braun-Artaria[2]) reizvolle Einblicke.[3])

Auf das Gebiet *bürgerlicher Standessitten* führt eine Arbeit von K. Koehne[4]), der sich in gründlichen und tüchtigen Studien mit der Geschichte des blauen Montags der Handwerker beschäftigt, einer Sitte übrigens, die nicht auf Deutschland beschränkt ist. Koehne glaubt vor allem die Frage der Entstehung der Bezeichnung gelöst zu haben: er knüpft an die im späteren Mittelalter verbreitete Sitte des Tragens gleicher Kleidung seitens der Mitglieder der Verbände von Berufs- und Standesgenossen an sowie an die damalige Vorliebe für symbolische Deutung der Farben und den Brauch, die Gesinnung in den Farben der Kleider zum Ausdruck zu bringen. Einen sehr beachtenswerten Beitrag zur Geschichte der Handwerkersitte und des Handwerkerlebens stellt das auf gründlicher archivalischer und sonstiger Forschung beruhende Buch von Max Fehring über Sitte und Brauch der Tischler[5]) dar, das freilich wesentlich Hamburger Verhältnisse im Auge hat. Es handelt sich nicht nur um eine volkskundlich, sondern

[1]) Hamburg, Friederichsen, de Gruyter & Co., 1930 (VIII, 455 S.).

[2]) Von berühmten Zeitgenossen. Erinnerungen einer Siebzigerin. Mit 2 Bildern. München, C. H. Beck, 1918 (IV, 215 S.).

[3]) Erwähnt sei noch: F. Reischl, Wien zur Biedermeierzeit. Volksleben in Wiener Vorstädten nach zeitgenöss. Schilderungen. Wien, Gerlach & Wiedling, 1921 (246 S.).

[4]) Studien zur Geschichte des blauen Montags. Zeitschrift für Sozialwissenschaft, N. F. 11 (1920). — Das als Nachtrag zum vorigen Literaturbericht hier noch zu erwähnende Buch von H. F. Singer, Der blaue Montag, eine kulturgeschichtl. u. soziale Studie, Mainz 1917, war mir nicht zugänglich. Es wird von Koehne ebenso wie die noch frühere Abhandlung von Friedrich Kunze (1914) zitiert und als fleißige, die einschlägigen Quellenstellen heranziehende und die bisherigen Forschungen zusammenfassende Arbeit bezeichnet. Koehne ergänzt und berichtigt die Ergebnisse beider Autoren.

[5]) Sitte und Brauch der Tischler, unter besonderer Berücksichtigung hamburgischer Quellen. Mit 56 Abbildungen. Hamburg, C. Boysen, 1929 (176 S. mit 3 Anhängen).

um eine auch kultur- und sittengeschichtlich interessante Arbeit, um einen Beitrag zur Geschichte der bürgerlichen Kultur, zumal des genossenschaftlichen Lebens und der genossenschaftlich-beruflichen Sitte. Hervorgehoben seien aus dem 2. Teil: Amtssitte und -brauch (der erste Teil handelt von der Entstehung und Entwicklung des Tischlerhandwerks, wobei auch die Handwerksbezeichnungen und -gliederungen von Interesse sind) das Kapitel: Vom Lehrjungen zum Meister (daraus namentlich der Abschnitt über die „Behobelung", S. 44ff.), aus dem Kapitel: Die rechtlichen Grundlagen des Amtes der Abschnitt über die „Umfrage" (regelmäßige Zusammenkunft) der Gesellen (S. 93ff.) und der über die Handwerksehre (S. 109ff.), endlich das Kapitel: Das genossenschaftliche Leben im Amte (Feste und Mahle, Gesellenumzüge, Fastnachtsspiele, von denen das von 1696 in einem Druck erhalten ist, usw.).

Eine Welt für sich mit eigenen Sitten war von jeher die *akademische* Welt. Mannigfache Einblicke in die Formen und Sitten des Universitätslebens der Vergangenheit, in das Milieu des Gelehrten von einst gewährt das umfangreiche Tagebuch des Tübinger Gräzisten und Historikers Martin Crusius (1526—1607), das W. Göz und E. Conrad herauszugeben begonnen haben.[1]) Vielfach veranschaulicht dieses Tagebuch auch die gesellschaftlichen Sitten der Zeit, zumal die sehr ausgiebige und üppige Geselligkeit jener Zeit. Sehr zahlreich wie immer sind die Beiträge zur Geschichte des studentischen Lebens und der studentischen Sitten im allgemeinen[2]) wie diejenigen, die sich auf die einzelnen Universitäten beziehen. Von den ersteren ist die „bibliographische Skizze" von K. Konrad[3]) wertvoll: er will sowohl sittengeschichtlichen wie auch kunstgeschichtlichen Zwecken dienen. Auch die Beiträge zur Geschichte des Studentenlebens an einzelnen Universitäten dürften zum Teil Anspruch auf allgemeinere Geltung haben.[4]) Das gilt zumal von dem Buch Herm. Mayers[5]) über die Bursen in Freiburg, für deren Geschichte viel quellenmäßiges Material beigebracht wird; das Buch enthält aber auch viel zur Geschichte des

[1]) Diarium Martini Crusii (I) 1596—1597; (II) 1598—1599. Hrgs. von Wilh. Göz und Ernst Conrad. Tübingen, Laupp, 1927; 1931 (XX, 430; VIII 420 S.).

[2]) M. Bauer, Sittengeschichte des deutschen Studentenlebens. Dresden, Aretz, 1926 (219 S.).

[3]) Zur Bilderkunde des deutschen Studentenwesens. Breslau, Akad. Verlag, 1921 (64 S. mit Abb.).

[4]) G. M. Löhr, Rede bei einer depositio beanismi (Fuchsentaufe) 1465 im Kölner Dominikanerkloster. Annalen des Histor. Vereins für den Niederrhein, Heft 111 (1927).

[5]) Die alten Freiburger Studentenbursen. Zeitschrift d. Gesellsch. f. Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, Bd. 38, 3. Beiheft. Freiburg i. B., Bielefeld, 1926 (VII, 128 S.).

Studentenlebens und der Studentensitten überhaupt. Auf langjährige Studien und Forschungen gründet sich das zum Marburger Jubiläum herausgekommene lesenswerte Buch G. Heers.[1] [2] Über die Studenten hinaus greift G. Kohfeldts[3] zum Rostocker Jubiläum geschriebenes Buch, das namentlich auch die Professoren nach mannigfachen Quellen charakterisiert. Für die Geschichte des Rostocker Studentenlebens bietet er mit W. Ahrens einen wertvollen bildlichen Quellenbeitrag durch die Veröffentlichung eines Studentenstammbuches von 1736/37.[4] Ein weit älteres Wittenberger Studentenstammbuch, und zwar aus dem Jahre 1542, ist von Wilh. Herse[5] im Faksimiledruck herausgegeben: hier tritt allerdings der Wert für die Geschichte des Studententums zurück vor den bedeutsamen Eintragungen Wittenberger Größen, voran Luthers, dann Melanchthons, Bugenhagens, Creutzigers u. a. In das erste Drittel des 19. Jahrh. führt die Veröffentlichung eines Göttinger Studententagebuchs durch H. H. Houben[6]. Es ist dies nur ein Abschnitt aus den umfassenden Tagebüchern des Osnabrückers Ed. Wedekind: er umfaßt den Sommer 1824. In Göttingen, wo Wedekind studierte, ging es damals recht unruhig zu. Es war die Zeit der Demagogenverfolgung; aber auch innerhalb der Studentenschaft gab es Erregung durch den Kampf zwischen der Landsmannschaft Guestphalia und dem „Klub" Osnabrugia, der mit der großen „Westphalenschlacht" auf der Hufe bei Einbeck endete. Ein besonderes Interesse erhält das Buch noch durch das Auftreten Heinrich Heines, der Wedekinds Studienfreund war. —

Eine wesentliche Bedeutung für die Entwicklung des höheren gesellschaftlichen Lebens, also der gesellschaftlichen Kultur hat immer *die Frau* gehabt, d. h. im Grunde ihre Stellung gegenüber der Männerwelt. Diese Bedeutung erweitert sich aber über das gesellschaftliche Leben im prägnanten Sinne hinaus in Richtung der allgemeinen Sozial-, Sitten- und Rechtsgeschichte. Und eben

[1]) Marburger Studentenleben 1527—1927. Mit 25 Taf. Marburg, Elwert, 1927 (III, 222 S.).

[2]) A. Dressel, Aus dem Leben und Treiben der Helmstedter Studenten. Braunschweig. Magazin 1917.

[3]) Rostocker Professoren und Studenten im 18. Jahrh. Schilderungen nach Akten und nach zeitgenössischen Berichten. Rostock, Leopold, 1919 (207 S., 7 Taf.).

[4]) G. Kohfeldt und W. Ahrens, Ein Rostocker Studentenstammbuch vom Jahre 1736/7. Mit 23 (farb.) Bildern aus dem Studentenleben. Rostock, Leopold, 1919 (23, 65 S.).

[5]) Stammbuch eines Wittenberger Studenten 1542. Berlin, Wölbing-Verlag, 1927 (9 S., 10 faks. S., 15 S.).

[6]) Ed. Wedekind, Studentenleben in der Biedermeierzeit. Ein Tagebuch aus dem Jahre 1824. Hrsg. von H. H. Houben. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1927 (181 S., 3 Faks.).

von diesem Interesse aus sind die meisten Arbeiten zur Geschichte der Frau gegenwärtig geschrieben, teilweise unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung der Rechte der Frauen zu deren heute durchgesetzter weitgehenden Anerkennung und Geltung. Die Zahl der hier zu würdigenden literarischen Erscheinungen erreicht nicht diejenige der im vorigen Bericht (Archiv XIII, S. 352ff.) angezeigten, unter denen auch weit mehr von Bedeutung waren.

Ein umfangreiches englisches Werk von Rob. Briffault[1]) mehr soziologisch-anthropologischen Charakters über „die Mütter" war mir nicht zugänglich. Der Prospekt äußert sich über seine Gesichtspunkte so: "The premise in the light of which the main problems of social anthropology are discussed in the Mothers, is that all social groups are primarily reproductive groups and that all forms of the social instincts are derived from the maternal instinct . . . The history of the social relations between the sexes is extensively discussed from various aspects . . . The outcome of the maternal character of primitive social groups upon the development of religious conceptions leads to interpretations that throw light on the uniformity of that development. The concluding portions of the work are devoted to a study of the growth of the sentiments affecting the relations between the sexes, which have arisen out of the interaction of those social and religious conditions." Kap. 8 des I. Bandes behandelt The matriarchal phase in civilised societies.[2])

Eine dem Fachhistoriker nichts neues bietende, aber doch auf die gute kulturgeschichtliche Literatur gestützte und sie, namentlich auch gedruckte Quellen, etwa Frauenbriefe (mehrfach nach meiner Veröffentlichung Deutscher Privatbriefe des Mittelalters) in weitem Umfang heranziehende Geschichte des deutschen Frauenlebens bietet weiteren Kreisen M. Bauer.[3]) Auch Bildermaterial ist ziemlich ausgiebig beigebracht. Das gesellschaftliche Leben im engeren Sinne findet ebenso Behandlung wie die allgemeine Sitten- und Geistesgeschichte der Frau.[4]) [5]) H. Floerkes

[1]) The Mothers. A study of the origins of sentiments and institutions. 3 vols. London, G. Allen and Unwin.

[2]) Caecilie Seler-Sachs, Frauenleben im Reiche der Azteken. Ein Blatt aus der Kulturgesch. Alt-Mexikos. Berlin, Dietrich Reimer, 1919 (VIII, 107 S.). (Das Buch war mir nicht zugänglich.)

[3]) Deutscher Frauenspiegel. Bilder aus dem Frauenleben in der deutschen Vergangenheit. 2 Bde. München, G. Müller, 1917 (VIII, 395; VIII, 291 S., 60, 58 Taf.).

[4]) Val. Tornius, Die Dame. Ein kulturgeschichtlicher Zeitspiegel aus dem Leben der Gesellschaft. (Zellenbücherei, Nr. 43.) Leipzig, Dürr & Weber, 1920 (180 S.).

[5]) Marg. Weinberg, Die Hausfrau in der deutschen Vergangenheit und Gegenwart. München-Gladbach, Volksvereinsverlag, 1920 (190 S.).

Buch über „das Weib in der Renaissance“[1]„ stützt sich auf ein reiches Material vor allem aus der damaligen Literatur (wobei freilich die literarische Äußerung nicht immer dem wirklichen Menschen und dem wirklichen Leben zu entsprechen braucht), fügt auch ausgiebiges Bildermaterial hinzu. Die Hauptgegenstände des Buches sind das weibliche Schönheitsideal (das ziemlich rasch wechselt), die Virago (die starke, männliche Jungfrau, zumal als Herrscherin), Liebe und Religiosität (ein für das Gefühlsleben der Zeit interessantes Kapitel), die große Dame, die Kurtisane. Eine ganz gut gegliederte Zusammenstellung von Quellenstellen über die Frau in demselben Zeitalter bringt Elis. Havemann.[2])

Bereits im vorigen Bericht[3]) wurde die wertvolle Arbeit von G. Fagniez über die Frau und die französische Gesellschaft im 17. Jahrh. als Publikation in der Revue des deux mondes erwähnt. Sie ist jetzt nach des Verfassers Tode in Buchform erschienen.[4]) Im ganzen scheint Fagniez den geistigen und sittlichen Charakter der Gesellschaft jener Zeit, zumal auch des Bürgertums, zu günstig darzustellen. Wesentlich mit der gegenwärtigen sozialen und rechtlichen Stellung der deutschen Frau beschäftigt sich eine verständige und klar geschriebene Arbeit von Emma Oekinghaus.[5]) Aber es werden doch nicht nur Rückblicke auf die Stellung der Frau und die diese Stellung bedingenden sozialen Institutionen (Familie) in der Vergangenheit geworfen, sondern es gewinnt die Lage in der Gegenwart insofern auch ein starkes geschichtliches Interesse, als es sich um eine tiefgreifende Veränderung der ganzen bisherigen Verhältnisse der Frau, ja um einen Bruch mit der Vergangenheit handelt. Zunächst besteht noch ein „Zwiespalt zwischen den tatsächlichen, an die sozialen Funktionen der Frau gestellten Forderungen einerseits und den ihre soziale Stellung regelnden Normen andererseits, Normen, die vielfach noch einer früheren Phase der sozialen Entwicklung entsprechen“. „Die Auflösung der festen Familiengeschlossenheit ist von ungeheurem Einfluß auf die Stellung der Frau.“ Es „hat sich im ganzen durch

[1]) München, G. Müller, 1929 (174 S., 112 Taf.).

[2]) Die Frau in der Renaissance. (Quellenhefte zum Frauenleben i. d. Geschichte, 10.) Berlin, Herbig, 1929 (84 S.) — Erwähnt seien weiter zwei Briefsammlungen: Frauenbriefe aus der französ. Renaissance, gesammelt u. übertr. v. C. S. Gutkind, Leipzig, Hyperionverlag, 1929 (236 S., 7 Taf., 4 Faksim.) und Fr. a. d. ital. Ren., Heidelberg, Groos, 1928 (XXIV, 261 S.).

[3]) Archiv XIII, S. 359.

[4]) La femme et la société française dans la première moitié du 17e siècle. Paris, J. Gamber, 1929 (397 S.).

[5]) Die gesellschaftliche und rechtliche Stellung der deutschen Frau. (Königsberger sozialwissenschaftliche Forschungen, Bd. 1.) Jena, G. Fischer, 1925 (VI, 186 S.).

die Trennung der Erwerbs- von der Konsumtionswirtschaft die Stellung der Frau, sowohl als Erzieherin des Nachwuchses als auch als Leiterin der Familienkonsumtion, ungünstig verschoben". „Die Gegenwart ist für die Frau eine Zeit der Unruhe und des Überganges. Ihre gesellschaftliche und rechtliche Stellung ist schwankend. Denn die Grundlage, die jahrtausendelang die Existenz der Frauen getragen hatte, wird durch die wirtschaftliche Entwicklung untergraben, und der Kampf zwischen den an zwei verschiedenen Prinzipien orientierten Meinungen erschwert das Finden einer neuen Basis für die Stellung der Frau in der Gesellschaft." Die wirtschaftliche Entwicklung ist ja nicht die einzige Ursache der Veränderungen der Stellung der Frau, auch geistige Kräfte sind am Werke. Es handelt sich um die Erhebung zahlreicher Frauen gegen die sozialen Gegebenheiten, gegen „die naive Identifizierung von ‚Mann' und ‚Mensch', also die Bewegung für die Befreiung der Frau von der ... sie einengenden Norm". „Dieser Gedanke war schon vorhanden, noch ehe die wirtschaftliche Not die Gesamtheit der Frauen drängte." Auf die Geschichte der „Frauenbewegung" geht die Verf. übrigens nur kurz ein (S. 27ff.). Zwei Sätze seien noch aus der den eigentlichen Inhalt des Buches ausmachenden, hier nicht näher wiederzugebenden Darlegung der gegenwärtigen Verhältnisse herausgehoben. Nachdem die Verf. auf zwei übrigens internationale Bewegungen hingewiesen hat („die erste schiebt die Frau aus der Hauswirtschaft ins Erwerbsleben, die zweite zeigt sich in dem Streben der Frauen aus den unteren Schichten der Erwerbstätigen nach oben"), heißt es (S. 110): „Es ist erst das Bewußtwerden ihres Eigenrechts, wie es in der Frauenbewegung seinen Ausdruck findet, das bei den Frauen die zweite Bewegung hervorbringt: das Streben der Frauen von unten nach oben". Wenn die Frauen sodann durch ihre Teilnahme am Erwerbsleben und die Annahme von Lebens- und Leistungsformen der Männer Anteil „an ihnen bisher versagten Kulturgütern" nehmen, so erhält die Frau durch die Arbeit ein Mittel, auf die von Männern geschaffenen Kulturgebilde Einfluß zu üben (es bereitet sich nach der Verf. von der Umgestaltung der Arbeitsverfassung her eine „Verweiblichung" der sozialen Zustände leise vor). Dieser Prozeß ändere nicht nur die praktische Lebensgestaltung, sondern auch „das Verhalten der Geschlechter zueinander, ihre Sitte, die gesellschaftlichen Normen, vor allem das Seelenleben der Menschen, das der Frau — und indirekt — das des Mannes. Im ganzen wird, indem Frauen und Männer unter die gleichen Lebens- und Leistungsnormen gestellt werden, eine psychische Vereinheitlichung beider Geschlechter sich als notwendige Folge ergeben, jede Frau und jeder Mann in sich, mehr als bisher, eine Synthese von Männlichkeit und Weiblichkeit dar-

stellen, wodurch unter den Frauen, indem die bisherige normgebundene ‚weibliche Eigenart' verschwindet, eine gegen früher weit größere Mannigfaltigkeit von weiblichen Typen sich entwickeln kann". Der Weltkrieg und die Nachkriegszeit haben den angedeuteten Umgestaltungsprozeß der gesellschaftlichen Stellung der deutschen Frau erheblich gefördert und beschleunigt. Insbesondere sind die frauenrechtlerischen Forderungen in weitgehendem Maße anerkannt worden: „die Frauen" sind „zur bewußten Gestaltung der gesellschaftlichen Lebensordnung" zugelassen. Ob damit die Perspektive auf den Beginn neuer Lebensformen sich öffnet, wie die Verfasserin meint, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Wie sich die gesellschaftliche Stellung der Frau (gesellschaftlich hier im engeren Sinne genommen) in den künstlerischen Darstellungen einer Zeit widerspiegelt, sucht K. Moreck[1]) für die neuere Zeit, d. h. die Zeit seit dem 18. Jahrh. zu veranschaulichen. Beachtenswert ist naturgemäß zumal das illustrative Material.

Die Stellung und Wertung der Frau spielt auch eine Rolle in dem ausgezeichneten Werk von P. Kluckhohn[2]), das vornehmlich aber der Auffassung der *Liebe* und auch der *Ehe* im 18. Jahrh. und in der Zeit der Romantik gewidmet ist. Die Einleitung behandelt in Kürze auch die Auffassung der Liebe in der griechischen Philosophie, im Mittelalter, in der Reformationszeit und in der Renaissance. Übersehen ist die in unserem Archiv (Bd. III, S. 66ff.) erschienene Arbeit von Hjalmar Crohns, Zur Geschichte der Liebe als „Krankheit", die vor allem die Ansichten des Bernardus de Gordonio in seinem Werk „Lilium" (Buch II, Kap. 20: De amore qui hereos dicitur) behandelt. Der Ausgangspunkt Kluckhohns war die Romantikforschung, die Absicht, die Gedanken der deutschen Romantiker über das Problem der Liebe — für sie ein ganz zentrales Problem — in ihrer Entstehung und in ihrem Bedingtsein durch geistige Beziehungen und persönliches Erlebnis klarzulegen. Aber da die Anschauungen des ausgehenden 18. Jahrh. ihre Wurzeln zum guten Teil in denen des beginnenden 18. Jahrh., ja schon in denen des 17. Jahrh. haben, die Gedankenwelt dieser Zeit, die „Aufklärung" ebenso wie die gegen diese „Aufklärung" gerichtete Geistesbewegung, ihren Ursprung wesentlich in Frankreich und England hat, geht

[1]) Das Weib in der Kunst der neueren Zeit. Eine Kulturgeschichte der Frau. Berlin, Askanischer Verlag, 1925 (XVI, 396 S., zahlr. Tafeln).

[2]) Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik. 2. Auflage (Manuldruck). Halle, M. Niemeyer, 1931 (XIV, 640 S.). — Die erste Auflage erschien 1922.

der Verf. im 1. Kapitel auf die französischen Ideen des 17. Jahrh. (wesentlich durch die Philosophie des Descartes bestimmt) und des 18. Jahrh. zurück, um im 2. Kap. die Auffassung der Liebe in England bis zur Zeit der englischen Empfindsamkeit und im Anschluß daran Empfindsamkeit und Leidenschaft in Frankreich zu behandeln. In Deutschland wirkten neben den erst später wirksamen Ideen der französisch-englischen Aufklärung aber stark der Pietismus und die Mystik des 17. Jahrh. nach, womit sich der erste Teil des 3. Kap. beschäftigt. Der zweite Teil behandelt dann die Liebe in der deutschen Aufklärung sowie die Liebe bei Gellert, Hermes, den Anakreontikern, Gessner, Wieland. Die Überschriften der weiteren Kapitel lauten: Deutsche Empfindsamkeit und Sturm und Drang; Die Anschauungen des ausgehenden Jahrhunderts (darin: Jean Paul, Wilh. v. Humboldt, Schiller, Goethe); Friedrich Schlegel und Schleiermacher; Novalis, Naturphilosophen und Baader; Tieck, Brentano, Werner, Hoffmann; Rückblick (hier — S. 606ff. — das Wesentliche über die romantische Liebesauffassung zusammengefaßt), Kleist, Arnim, Eichendorff, Hegel u. a.

Man sieht, es handelt sich vor allem um die theoretischen Anschauungen über Liebe, Ehe, Frauen bei Philosophen, bei Moralisten, auch Theologen, Juristen, sowie bei Dichtern und Ästhetikern, weiter um die literarischen Darstellungen der Liebe, der Ehe und der Frauen, vor allem im Roman: es wird uns da ein außerordentlich ausgedehntes, mit Umsicht und Fleiß zusammengebrachtes Material unter starker geistiger Durchdringung eingehend vorgeführt. Mancher mag vielleicht angesichts des umfangreichen Bandes sagen „zu eingehend", wobei noch zu bemerken ist, daß die letzten Kapitel wegen Raummangels gekürzt wurden. Die detaillierte Ausführlichkeit der ganzen zweiten Hälfte des Buches schreibt sich aber von dem erwähnten Ausgangspunkt Kluckhohns, für den es sich zunächst um die Romantiker handelte[1]), her.

Keineswegs läßt Kluckhohn indessen über den Theorien oder den literarischen Gestaltungen das wirkliche Leben für das Problem außer acht: hier könnte freilich das Material von dem Kenner der Sittengeschichte erheblich vermehrt werden. Eine (in bezug auf die Wahrheit der ausgedrückten Empfindungen allerdings immer mit Kritik zu verwertende) ergiebige Quellengattung sind vor allem die Briefe (und Tagebücher): Kluckhohn zieht sie auch

[1]) Für diese sei hier noch auf eine früher erschienene Arbeit hingewiesen, diejenige von A. Schier, Die Liebe in der Frühromantik mit besonderer Berücksichtigung des Romans (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, Nr. 20), Marburg, Elwert, 1913 (XII, 200 S.).

vielfach heran (vgl. etwa S. 90f., 168f., 196, 202f., 238, 265f. usw.). Ebenso werden viele der mit ihren theoretischen Äußerungen herangezogenen Dichter und Denker auch in ihren wirklichen Liebes- und Frauenerlebnissen vorgeführt, etwa Wieland (S. 166ff.), Klopstock (S. 179f.), Herder (S. 202), Heinse (S. 219f.), Jean Paul (S. 247ff.), Wilh. v. Humboldt (S. 265ff.), Goethe (S. 279ff.), dann natürlich besonders die Romantiker, Friedrich Schlegel, Schleiermacher, Novalis usw. Nicht minder spielt das wirkliche Erleben der Frauen eine Rolle, der Meta Klopstock wie der Caroline Herder, der Caroline Humboldt, vor allem aber jener als „Caroline" berühmten, vielbewunderten (m. E. allzu sehr bewunderten) Frauengestalt aus dem Kreise der Romantiker (S. 348ff.) sowie mancher anderen Frauen (S. 195f., 293f.). Auch die Anschauungen und Zustände der „Gesellschaft" wie der bürgerlichen Kreise werden gelegentlich herangezogen (etwa S. 53ff., 66f., 85, 119, 152, 295ff.). Wie die Theologen im 18. Jahrh. ihre Anschauungen im Leben betätigten, wird S. 137 erörtert. Auf S. 211 wird von der gar nicht selten vorkommenden „Ehe zu dritt" gehandelt, S. 237 von den Beziehungen eines Mannes zu zwei Frauen. Hingewiesen sei auch noch auf S. 304 („männlicher Frauentypus") und S. 305 („Weiblichwerden der Männer").

Wenig liegt zur Geschichte der *Familie* vor[1]), ein sonst ziemlich häufig behandeltes Gebiet. Das Buch von Levin L. Schücking[2]) über die Familie im Puritanismus behandelt einmal, um an das eben besprochene Buch von Kluckhohn anzuknüpfen, die von diesem in den einleitenden Kapiteln berührte Liebes- und Eheauffassung des Puritanismus, auch Miltons, Defoes, Richardsons u. a. ausführlich, teilweise (vgl. S. 28) Kluckhohn berichtigend, weiter aber vor allem die Familie, die im Puritanismus „in einem Sinne zum Zentrum des ganzen Lebens" wurde, „der in früheren Jahrhunderten vollkommen ohne Parallele war", „jene Familientheokratie, die als Herzstück des religiösen Lebens der Frommen bisher durchaus nicht die Beachtung gefunden hat, die sie in Wahrheit verdient". „Die ganze puritanische Bewegung wurzelt ja letzten Endes in der Familie." Nun ist die religiös-ethische Gemeinschaft, die man puritanisch nennt, für die besondere geistige Entwicklung des Angelsachsentums von besonderer Wichtigkeit. „Denn die Anschauungen über Liebe und Ehe, Eltern und Kinder und dgl. bei den Frommen, die hier (im vorliegenden Buche) ins Licht gestellt werden, sind nicht nur zur Kenntnis des englischen Denkens

[1]) Edm. Pilon, La vie de famille au 18e siècle. Paris, Jonquières, 1929.

[2]) Die Familie im Puritanismus. Studien über Familie und Literatur in England im 16., 17. und 18. Jahrh. Leipzig, B. G. Teubner, 1929 (XII, 220 S.).

vergangener Jahrhunderte notwendig, sondern sie wirken in mancher Beziehung bis in die Gegenwart nach und haben dazu beigetragen, den modernen (englischen) Menschen zu formen". Andererseits sind diese Anschauungen und dieses Lebensideal nicht erst und nicht lediglich unter dem Einfluß des Calvinismus entstanden. In der Einleitung zeigt Schücking, wie das englische Persönlichkeitsideal der self-control der Sobrietät, des beherrschten Menschen sich frühzeitig entwickelt hat, wie dieses Ideal, das auf einem religiös verankerten, aber dabei weltklug eingestellten Rationalismus beruht, doch nicht einfach aus dem Calvinismus abzuleiten, sondern schon altes Erbgut von früher ist: der Calvinismus hat nur dazu beigetragen, es so kräftig zu entwickeln. Die Absicht des Verfassers, eines Literarhistorikers, die gewonnenen Ergebnisse bezüglich der Liebe, Ehe, Familie für einige der wichtigsten Dichtungen der Zeit nutzbar zu machen, Milton, Bunyan, Defoe, Richardson einmal nicht nur unter ästhetischen Gesichtspunkten zu sehen, sondern manches bei diesen „literarischen Volkserziehern" sittengeschichtlich aufzuhellen, kann nur begrüßt werden. — Ein weiteres Ziel des Buches ist, „das Schicksal der Familie in der Übergangszeit von der aristokratischen zur bürgerlichen Kultur zu untersuchen". Hierfür kommen auch nicht nur die theoretischen Ansichten über Ehe und Familie, sondern vor allem die vom Verfasser mit berücksichtigten wirklichen Zustände in Betracht. Schon in der vorpuritanischen Zeit war (vgl. S. 39ff.) die Stellung der Frau im besitzenden Bürgertum (das „später recht eigentlich der Träger der Entwickelung werden" sollte) „eine — gegen das übrige Europa gehalten — ganz auffallend gute" (vgl. übrigens S. 44f.: die Gründe für die bevorzugte Stellung der Frau in England). Dagegen waren die Anschauungen über die Frau, über Liebe, Ehe und Familie sowie die Praxis in dieser Beziehung in der aristokratischen Schicht (wie immerhin auch in den aufs Äußerliche gerichteten Teilen des Bürgertums) sehr unerfreulich, auch nach der in dieser Beziehung besonders angreifbaren Stuartzeit (vgl. S. 155ff.). Charakteristisch ist das Büchlein von Lord Halifax, „Rat an eine Tochter", 1700. Auch noch dessen Enkel, Lord Chesterfield, hegt die hergebrachten niedrigen Anschauungen von der Frau und der Ehe. Der Umschwung ging dann vom Bürgertum aus, besonders von der Familienpropaganda der Moralischen Wochenschriften, die anfangs aber auch noch in den Anschauungen der aristokratischen Gesellschaft befangen sind. Die dann bei ihnen einsetzende humane Auffassung der Dinge entfernt sich aber nicht allein von jenen Anschauungen, sondern auch von den engen puritanischen, über die uns Schücking in dem Hauptteil seines Buches in grundsätzlicher Beziehung (S. 27ff.) wie nach der Wirklichkeit (S. 65ff.) eingehend unterrichtet hat. Gegen das

Kavalierideal der Zeit hat dann namentlich Richardson (S. 177ff.) erfolgreich gekämpft, wesentlich aus puritanischer Tradition heraus. Als Bürger macht auch er noch dem aristokratischen Gentlemanideal Konzessionen, nur gerade den Krebsschaden des Verhältnisses des Kavaliers zur Frau greift er aufs heftigste an. Das Bürgertum ist es, das die Familie als wirkliche Gemeinschaft schuf.

Die eine Zeitlang in widerwärtiger Weise um sich greifende, mit einem „wissenschaftlichen" Mäntelchen drapierte oder auch auf ein solches verzichtende Literatur zur *Geschichte des geschlechtlichen Lebens und der geschlechtlichen Moral* — ich habe mich über sie im vorigen Bericht (Archiv XIII, S. 367ff.), soweit sie auf die Lüsternheit spekuliert, recht deutlich geäußert — ist in den letzten Jahren wesentlich zurückgegangen. Ernsthafte Ansprüche macht die „Sittengeschichte Griechenlands" von Hans Licht[1]); ich habe das Werk nicht einsehen können. Nach dem Prospekt handelt es sich, wie ja immer bei diesen reich mit Bildern (eine Hauptsache) ausgestatteten voluminösen Veröffentlichungen, um ein „monumentales Werk"! „Es ist die wichtigste Ergänzung zur Fuchs'schen Sittengeschichte" (über diese vgl. meinen vorigen Bericht).[2]) „Das vorbildliche Illustrationsmaterial, das auch dem Kenner manche freudige Überraschung bringen wird, ist aus sämtlichen öffentlichen und privaten Sammlungen Europas mit Unterstützung unserer bedeutendsten Archäologen zusammengestellt worden"(!). Der Leitgedanke des Werkes ist der, „daß die Erotik der Schlüssel zum Verständnis der griechischen Kultur ist". Der 1. Band: Die griechische Gesellschaft, behandelt Ehe und Frauenleben; Kleidung, Nacktheit, Gymnastik und Schönheitswettkämpfe, Badewesen; Volksfeste und im Volksleben wurzelnde Gebräuche, Phalloskult; das Theater; Tanz und Ballspiel, Gastmähler und Trinkgelage, Gasthauswesen; Religion und Erotik; die erotische Literatur. Die Unterabteilungen des 2. Bandes: Das Liebesleben der Griechen, hier anzugeben, erscheint überflüssig.

Ein auf diesem Gebiet eifrig tätiger Autor ist Max Bauer[3]):

---

[1]) Sittengeschichte Griechenlands. 2 Bände. Dresden, P. Aretz, 1926 (319 S., 16 Taf.; 266 S., 35 Taf.).

[2]) Wie bei Fuchs gibt es auch einen „nicht für das breite Publikum bestimmten" Ergänzungsband; er „enthält die Meisterwerke der erotischen Kunst Griechenlands"!

[3]) Titanen der Erotik. Lebensbilder aus der Sittengeschichte aller Zeiten und Völker. Berlin, Deutsch-schweizerische Verlagsanstalt, 1929 (331 S.). — Das Geschlechtsleben in der deutschen Vergangenheit. 10. Aufl.(!). Ebenda, 1929 (288 S.). — Weib und Sittlichkeit. Die Sittengeschichte der deutschen Frau. Mit 80 Bildtaf. Ebenda 1927 (299 S.).

ich kenne diese Veröffentlichungen nicht. Ebensowenig die unten aufgeführten Bücher.[1] [2] [3]

Unter den Beiträgen zur Geschichte der *Spiele*[4] sind in den letzten Jahren solche zur Geschichte der Kinderspiele und des Kinderspielzeugs auffällig hervorgetreten. Joh. Bolte[5] stellte erneut Zeugnisse zur Geschichte der Kinderspiele aus den verschiedensten Quellen des 15. bis 18. Jahrh. (Polizeiordnungen, Dichtungen, Geiler von Kaisersberg, Luther, Agricola usw.) zusammen. Viel Anerkennung hat ein mit reichem Bildermaterial versehenes sorgfältiges Werk von Karl Gröber[6] über die Geschichte des Kinderspielzeugs, das zu einem guten Teil deutsches Erzeugnis ist, gefunden. Es stellt die Entwicklung desselben von der Antike und dem Mittelalter (ritterliche Zeit[7]), gotische Zeit) bis zum automatischen Spielzeug der Gegenwart dar. Uralt sind die Puppe (Ägypten, Griechenland) und das Tier als Spielzeug. Seit dem ausgehenden Mittelalter und zumal im 16. Jahrh. setzt eine bedeutende gewerbliche Herstellung des Spielzeugs (zunächst nicht durch ein besonderes Gewerbe, sondern durch Holzschnitzer, Zinngießer u. a. als Nebenproduktion) ein, insbesondere in Nürnberg (der „Nürnberger Tand" wird weither begehrt; Holzspielzeug, Zinnsoldat). Nähere Behandlung erfahren weiter das namentlich im Barock höchst beliebte Puppenhaus (das älteste stammt aus München) und die Entwicklung der Puppe vom 16. bis zum 19. Jahrh. Im 18. Jahrh. und noch später spielt das Papierspielzeug (Ausschneidebilder, Papptheater usw.) eine Rolle. Ein Hauptprodukt der Nürnberger Spielzeugindustrie (etwa seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh.), der Zinnsoldat, ist in seiner Gesamtentwicklung Gegenstand eines nicht nur kunstgewerblich, sondern auch kulturhistorisch interes-

[1]) G. Jung, Die Geschlechtsmoral des deutschen Weibes im Mittelalter. Leipzig-Reudnitz, Ethnologischer Verlag F. S. Krauß, 1921 (252 S.).

[2]) C. Hayward, The courtesan, the part she has played in classic and modern literature and in life. London, Casanova Society, 1927.

[3]) H. Montane, Die Prostitution in Wien. Ihre Gesch. u. Entwickl. von den Anfängen bis zur Gegenwart. Wien, Rasch, 1925 (182 S., 4 Kunstbeil.).

[4]) H. Ranke, Das altägyptische Schlangenspiel. Sitzungsberichte der Heidelberger Akad. d. Wiss., Philos.-hist. Klasse, 1920, Abh. 4. (30 S.) — Ludw. Gründel, Griechische Ballspiele. Archäolog. Anzeiger, 1925, Nr. 1/2 (nach neuerdings gefundenen Denkmälern).

[5]) Weitere Zeugnisse zur Geschichte unserer Kinderspiele. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jahrg. 33/4, Heft 2.

[6]) Kinderspielzeug aus alter Zeit. Eine Geschichte des Spielzeugs. Mit 12 Farbentafeln und über 300 schwarz. Bildern. Berlin, Deutscher Kunstverlag, 1928 (VII, 67 S., 306 Abb., 12 Taf.).

[7]) Vgl. auch Aug. Grosz, Ritterlich Spielzeug in: Festschrift für Julius Schlosser (1927), S. 209ff. (Turnierspielzeug).

santen, hübschen Buches von Theod. Hampe[1]) geworden. Auch in Frankreich begehrte man die Zinnsoldaten aus Nürnberg (Ludwig XIV. ließ dort 1664 für den Dauphin solche aus Silber bestellen). Eine Kulturgeschichte der Puppen mit einem weiteren Band über die Puppenspiele hat Max v. Boehn[2]) erscheinen lassen, wie bei ihm immer hervorzuheben: ausgestattet mit reichem, z. T. neuem Bildermaterial.

Zur Geschichte des *Tanzes* liegt eine Reihe von größeren und kleineren Darstellungen vor, so eine solche wiederum von Max v. Boehn[3]) (T. der Naturvölker, T. im Altertum, im Mittelalter, Tanzwut und Totentanz, T. der höfischen Zeit usw.), weiter von John Schikowski[4]), der nach der Gesamtentwicklung besonders auch den modernen Tanz behandelt. F. Weege[5]) verdanken wir ein wirklich wissenschaftliches Buch über den Tanz im Altertum (Ägypten, Griechenland, Rom). In der Einleitung wird die Bedeutung des Tanzes im Altertum klargelegt. Wertvoll sind die Abbildungen. Einiges zur Geschichte des Tanzes (Allemande, Walzer) enthält die volkskundliche Abhandlung von P. J. Bloch über „den deutschen Volkstanz der Gegenwart".[6])

Mehr volkskundlich als kultur- oder sittengeschichtlich ist auch das für die Geschichte der *Feste* immerhin hier in Betracht kommende, knappe, aber inhaltreiche Büchlein von E. Fehrle[7]) über deutsche Feste, das seit 1916 bereits in 3. Auflage vorliegt. Zu den Pfingstspielen gehört das bekannte Magdeburger Gralsfest des 13. Jahrh., von dem Ludw. Wolff[8]) neuerdings mit Hilfe weiteren Materials gehandelt hat. Von dem überaus prunkvollen Fasanenfest in Lille von 1454 berichtet O. Cartellieri.[9]) Ein Buch von Josèphe Chartron[10]) behandelt die festlichen Einzüge der französischen Könige in der Zeit von 1484—1551, große Aktionen mit viel Gepränge und Aufführungen. Einer Besprechung

[1]) Der Zinnsoldat. Ein deutsches Spielzeug. Berlin, Stubenrauch, 1924 (116 S., 36 Taf.).

[2]) Puppen und Puppenspiele. 2 Bde. München, F. Bruckmann, 1925 (VII, 293 S., 200 Abb., 15 Taf.; V, 292 S., 266 Abb., 15 Taf.).

[3]) Der Tanz. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, 1925 (268 S., zahlr. Tafeln).

[4]) Geschichte des Tanzes. Berlin, Büchergilde Gutenberg, 1926 (166 S.).

[5]) Der Tanz in der Antike. Halle, Niemeyer, 1926 (192 S., 246 Abb.).

[6]) Hessische Blätter für Volkskunde, 26 (1927).

[7]) Deutsche Feste und Volksbräuche. 3. durchges. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1927 (108 S.). (Aus Natur und Geisteswelt, 518. Bd.).

[8]) Das Magdeburger Gralsfest Bruns von Schönebeck. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Jahrg. 5 (1928), H. 4.

[9]) Historisch-politische Blätter, 167, H. 2/3.

[10]) Les entrées solennelles et triomphales à la Renaissance. Paris, Les Presses Universitaires de France, 1928 (158 S.).

von W. Weisbach (Historische Zeitschrift, Bd. 140, S. 222) zufolge wird das Eindringen italienischer und antikisierender Motive neben und dann vor der mittelalterlichen Tradition dargelegt, aber der Vergleich mit den italienischen Vorbildern unterlassen.

Das bürgerliche Waffenfest, das Schützenfest, bildet den Gegenstand eines ortsgeschichtlichen, auf archivalischen Grundlagen und der Benutzung der einschlägigen Literatur beruhenden Werkes von Bernhard Weißenborn[1]) über das Schützenwesen zu Halle. Das Aktenmaterial ist nur dürftig, die Nachrichten über das Schützenwesen zufällig; „bis zum Jahre 1500 nur ein paar Spuren von Erwähnung; für die Folgezeit eigentlich nur zwei wirklich brauchbare, eingehende Schilderungen". Die älteste uns bekannte hallische Schützenordnung datiert von 1516; sie ist neben späteren Ordnungen im Anhang abgedruckt. Dort findet sich auch das Ausschreiben des Schützenfestes von 1521. Interessant und reichhaltig ist das ebenfalls im Anhang abgedruckte Register und Vorzeichnis des zu Halle anno 1560 gehaltenen großen Schützenhoffes: dieser ist aber „in allem die getreue Nachahmung der vorangegangenen Leipziger Veranstaltung" (von 1559). Bietet dieses Stück manches für die Geschichte des geselligen Lebens und die Sittengeschichte, so findet sich auch sonst in dem Buche einiges hierfür in Betracht kommende (S. 85ff., 95ff., 116ff.). Das natürlich vor allem die Ortsgeschichte angehende Buch geht für die neueste Zeit sehr ins einzelne.

Eine Stätte zumal bürgerlich-geselligen Lebens, zunächst des Familienlebens, der Erholung und Unterhaltung, der Lebens- und Naturfreude, in höfischen und aristokratischen Kreisen auch eine Stätte der Repräsentation und dekorativen Lebensgestaltung ist der *Garten*. Er ist in seiner künstlerischen Gestaltung in den letzten Jahrzehnten mehrfach der Gegenstand geschichtlicher Darstellungen gewesen, von der botanischen Seite zu schweigen. Weniger Aufmerksamkeit hat man dem Verhalten des Menschen im und zum Garten, der Gartenfreude und der Gartenlust geschenkt, wie sie seit der Renaissance namentlich eben beim Bürgertum, zunächst beim höheren, hervortreten. Diese Seite faßt ein neues Buch von Paul Landau (und Camillo Schneider)[2]) nicht zuletzt ins Auge neben jener Geschichte der Gartenpflege und Gartengestaltung, auf die sich der Schlußteil von Camillo Schneider über „den modernen Garten" auch beschränkt. Landau aber will

---

[1]) Geschichte des Schützenwesens in Halle und im besonderen der Halleschen Stadtschützengesellschaft. Halle (Saale), Gebauer-Schwetschke, 1929 (VIII, 244 S., 19 Taf.).

[2]) Der deutsche Garten. Ein Jahrtausend Naturerleben. Mit einem Nachwort von Karl Foerster. Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft, 1928 (345 S.).

versuchen, den Garten als „ein Stück der deutschen Kulturgeschichte" zu schildern, „seinen Anteil an der geistigen und seelischen Entfaltung unseres Volkes zu beschreiben". Das Naturerleben steht dabei natürlich im Vordergrund, aber die gesellschaftsgeschichtliche Rolle wird nicht vergessen: die Quellen bieten dafür ja auch ein reiches Material, und Landau hat verständnisvoll daraus geschöpft. Den Insassen der ritterlichen Burg (S. 32ff.) wie den vornehmeren Bürgern mit ihren wie kleine Burgen gestalteten Lusthäusern in den Gärten vor der Stadt (S. 49ff.) war der Garten „die Hauptstätte der Freude und der Vergnügungen". Von den „Gelehrtengärten der Renaissance" und dem Leben und Treiben darin gibt die Epigrammensammlung auf den Garten des Dr. Laurentius Scholz in Breslau (um 1590) ein hübsches Bild (S. 62ff.). Die patrizischen Prunkgärten der Renaissance verkörpern am besten die Fuggergärten in Augsburg (S. 69ff.). Die fürstlichen Gärten werden im 16. Jahrh., wie das Wiener Belvedere unter Ferdinand I., „der Schauplatz phantastischer Maskenfeste mit Feuerwerk und automatischen Kunststücken" (S. 94). Das Barock benutzt den „bunten Zaubergarten" der Vornehmen „als Festsaal im Freien" (S. 114, 140, 146). Den Palästen schließt sich jetzt der Garten überhaupt wie eine Fortsetzung im Freien an (S. 125), wird auch durch Hecken gleichsam in Säle, Kabinette usw. geteilt; er wird auch dekoriert wie ein Saal mit Skulpturen aller Art. Im Garten wird ein Naturtheater eingerichtet (S. 136f.), auf dem vor den Damen und Kavalieren agiert wird. Auch die Bürger lieben wie im 16. Jahrh. die Geselligkeit im Garten; die Dichtergesellschaften finden sich in Nürnberg (Pegnitzschäfer) wie in Königsberg im Garten zusammen (S. 116). Im Rokoko wird alles intimer, wohnlicher, auch der Garten: „sich ganz behaglich und gemütlich im Garten festzusetzen, blieb dem Rokoko vorbehalten" (S. 152). Der Garten der Vornehmen wird der Schauplatz der Schäfergesellschaften, der künstlichen Ländlichkeit (S. 160ff.). „Die Theaterleidenschaft des 18. Jahrh. machte von der ‚Bühne im Grünen' noch einen viel ausgedehnteren Gebrauch als das Barock" (S. 172). Mehrfach hören wir von der lustigen und geistreichen Gesellschaft des Kronprinzen Friedrich in seinem Garten zu Rheinsberg (S. 161, 176f.). In der „verliebten Wirrnis" des Rokokogartens „war es, da der gute Gleim, der galante Jacobi, der feine Götz, die Sänger der Anakreontik ‚ihre Feste der Grazien mit ihren Freunden und Freundinnen, in einem Gewimmel von Liebesgöttern und im Herzen ihre Liebe, feierten'" (S. 185). Im Bürgertum bleibt der Garten auch im Rokoko lebensfroher, jetzt gemütlicherer Geselligkeit gewidmet (S. 168); jetzt entstehen auch „überall Wirts- oder Gastgärten, in denen sich die Bürger bei Kaffee und Bier zu Spiel und Tanz zusammen-

finden" (S. 169). Erwähnt sei noch die Weimarer Gartenidylle des Professors Musäus (nach seinen „Gartenjournalen"): die lebhafte Geselligkeit in seinem Garten war ihm oft störend (S. 241ff.). Hingewiesen sei noch zur Ergänzung auf das Kapitel „Gartenwesen und Gartenlust" in dem oben (S. 390) erwähnten Buch E. Finders über das Hamburger Bürgertum, in dessen Gärten und Landsitzen im 18. und frühen 19. Jahrh. eine üppige Geselligkeit gepflegt wurde.

Die Geselligkeit auf fürstlichen Jagdschlössern des 18. Jahrh. — es handelt sich um das Jagdleben des Kurfürsten Joh. Philipp von Trier und des Kurfürsten Clemens August von Köln — schildern K. Lohmeyer und E. Renard.[1])

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte der geselligen *Verkehrs-* und Höflichkeits*formen*, zugleich einen Beitrag zur Geschichte der Graphik stellt das reich ausgestattete, kostspielige Werk von Walter von zur Westen[2]) über Glückwünsche, Besuchskarten und Familienanzeigen seit Erfindung des Bilddrucks dar. Voran steht immerhin das kunstgeschichtliche Interesse.

Eine kostbare Publikation ist auch die von Joh. Hofmann[3]) veranstaltete Zusammenstellung der wertvollsten Blätter aus etwa 40 unbekannten *Stammbüchern* (in Leipziger Besitz) von 1566 bis 1832, womit ein höchst anschaulicher Beitrag zur Geschichte der Stammbuchsitte gegeben wird. Die technische Wiedergabe der 90 Blätter mit den Mitteln des Offsetdruckes, vor allem der 18 farbigen Blätter, ist vortrefflich. Unter den Personen, von denen die Einträge herrühren, finden sich Kurfürst Joh. Georg I. von Sachsen, König Christian IV. von Dänemark, der große Kurfürst, Hoë von Hoënegg, Torstenson, Veit Ludw. v. Seckendorff, Benedict Carpzov, Harsdörffer, Joh. Rist, Hofmann v. Hofmannswaldau, J. Chr. Günther, Gottsched, Bodmer, Gellert, Rabener, Klopstock, Gleim, Lessing, Wieland, Goethe usw. usw. Auch Szenen aus dem Studentenleben, Stadtbilder (Leipzig, Dresden), Landschaftsbilder usw. sind wiedergegeben. Im Nachwort macht der Verf. u. a. Mitteilungen über Studentenstammbücher (vgl. auch oben S. 392).

Zur Geschichte des *Kostüms* und, worauf sich das Interesse

---

[1]) Jagdleben und fürstliche Geselligkeit des 18. Jahrhunderts. Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege, XII, H. 2/3. Düsseldorf, L. Schwann, 1918.

[2]) Vom Kunstgewand der Höflichkeit. Glückwünsche, Besuchskarten und Familienanzeigen aus sechs Jahrhunderten. Berlin, O. v. Holten, 1929 (VIII, 305 S., 30 Taf.).

[3]) Ein Stammbuch aus vier Jahrhunderten. Leipzig, J. J. Weber, 1926 (90 Bll., 65 S. Text).

unseres Berichts vornehmlich richtet, der *Moden* liegen, wie immer, zahlreiche Veröffentlichungen vor.[1]) Eine im verhältnismäßig kleinen Rahmen zusammengefaßte Gesamtgeschichte der Kleidertracht unter einheitlichem Gesichtswinkel hat Hans Mützel[2]) zu schreiben unternommen. Er will an die Stelle des Nacheinander das Nebeneinander setzen. Er geht von dem Studium der Originalgewänder aus und gliedert den Stoff nach den Bekleidungstypen, deren Grundlage der Schnitt der Gewänder, das Konstruktive ist. Ausgangspunkte der Kleidung sind im Norden der Schutz gegen die Kälte, im Süden die aus Schamgefühl erfolgende Verhüllung der Hüftengegend. Das Chaos der Formen und Typen teilt sich ihm in vier grundlegende Bekleidungsgedanken (Poncho-, Wickel-, Hemd-, Kaftantracht). Die heutige Kultur- und Modetracht soll nichts anderes sein als die Ausbildung der primitiven Hemdkitteltracht Mitteleuropas. Der eigentliche Träger der Bekleidungskultur ist das Frauenkostüm. Das europäische Männerkostüm ist durch den aus Zentralasien stammenden Knopf umgestaltet. Die Einflüsse, welche von Osten her überhaupt das europäische Kostüm umgestalteten, werden in einem besonderen Kapitel behandelt. Ein anderes ist den Hosen gewidmet. Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit dem Dandy. O. Fischels[3]) vorzügliches Bilderwerk veranschaulicht die Kostümgeschichte auf Grund der Bildwerke und Gemälde großer Künstler von der altägyptischen Zeit an. Von dem auf diesem Gebiet ebenso wie Fischel sehr tätigen Max v. Boehn liegt ein über die äußere Aneinanderreihung der wechselnden Moden weit hinausgehender Gesamtüberblick über die Entwicklung vor von kulturgeschichtlichen, ästhetischen und psychologischen Gesichtspunkten aus.[4])

Eduard Meyer hat die Dissertation eines im Kriege gefallenen jungen Gelehrten, W. Reimpell[5]) über die assyrische und babylonische Kleidung herausgegeben, eine Arbeit, die auf Grund der bildlichen und literarischen Quellen den Gegenstand erschöpfend behandelt, bei der aber die Hineinstellung der babylonisch-assyrischen Trachtengeschichte in die allgemeine Entwicklung ver-

[1]) Ad. Rosenberg, Geschichte des Kostüms. Lief. 22—28. Berlin, Wasmuth, 1921 (nunmehr in 5 Bänden vollständig).

[2]) Vom Lendenschurz zur Modetracht. Aus der Geschichte des Kostüms. Berlin, Widderverlag, 1925 (352 S., 8 Taf., 400 Abb.).

[3]) Chronisten der Mode. Mensch und Kleid in Bildern aus drei Jahrtausenden. Potsdam, Müller & Co., 1923 (101 S. mit Abb. u. Taf.).

[4]) Bekleidungskunst und Mode. München, Delphin-Verlag, 1918 (128 S., mehr. Taf.).

[5]) Geschichte der babylonischen und assyrischen Kleidung. Hrsg. von Ed. Meyer. Berlin, Curtius, 1921 (XII, 82 S., 10 Taf.).

mißt wird. Ein Sonderstück aus der antiken [illegible]achtengeschichte[1]), die römische Toga, behandelt in sehr gründlicher und tüchtiger Weise nach den Denkmälern und literarischen Quellen Lillian M. Wilson.[2])

Rein altertumskundlich, dabei stark in das Technische gehend (Zurichtung der Gespinstfasern, Spinnen, Weben, Sticken, Filzen, Walken, Färben usw.; Art der Stoffe), ferner von der Wortkunde her genau die Bezeichnungen erörternd, stellt sich die Arbeit von Hjalmar Falk[3]) über die altwestnordische Kleiderkunde dar. Die Entwicklung der Kleidermoden ist immerhin berücksichtigt. Sein im vorigen Bericht (Archiv XIII, S. 324ff.) näher besprochenes, im Verein mit O. Fischel bearbeitetes Werk über Menschen und Moden hat M. v. Boehn[4]) durch die Herausgabe der Bände über das Mittelalter und das 16. Jahrh. nunmehr abgeschlossen. Die andern Bände sind mehrfach in neuer Auflage herausgekommen. Hanns Flörke[5]) hat die Moden der italienischen Renaissance behandelt, vor allem auf die dargebotenen bildlichen Darstellungen gestützt, aber natürlich auch auf literarische Quellen (Novellisten); teilweise lehnt er sich an neuere Arbeiten auf diesem Gebiete an, wie an das Werk von Rodocanachi. Neben der Kleidung werden auch Haartracht und Schminke behandelt. Theod. Hampe[6]) hat das Trachtenbuch des Christoph Weiditz, das dieser auf seinen Reisen nach Spanien und den Niederlanden angelegt und später noch durch eine Anzahl Kostümbilder aus Frankreich, Deutschland, Italien, England, Irland und Portugal ergänzt hat, mit deutschem, englischem und spanischem Text herausgegeben. Die Einführung unterrichtet auch über das Verhältnis der einzelnen Trachtenbilder zu verwandten Darstellungen. Für Deutschland liegen für das 15. und 16. Jahrh. einige beachtenswerte Aufsätze

---

[1]) M. v. Boehn, Antike Mode. (Tusculum-Schriften, H. 6.) München, Heimeran, 1926 (57 S.).

[2]) The Roman Toga. Baltimore, The John Hopkins Press, 1924.

[3]) Altwestnordische Kleiderkunde, mit besonderer Berücksichtigung der Terminologie. (Videnskapsselskabets Skrifter, II, Hist.-filol. Kl., 1918, Nr. 3.) Kristiania 1919 (234 S.).

[4]) Die Mode. Menschen und Moden. Nach Bildern und Kunstwerken der Zeit ausgewählt von O. Fischel. Text von M. v. B. (1.) Mittelalter. (2.) 16. Jahrh. München, Bruckmann, 1925 (VIII, 284 S.); 1923 (VIII, 253 S.). Mit Tafeln.

[5]) Die Moden der ital. Renaissance. (Der Mensch der Ren. und seine Kleidung. Bd. 1.) München, G. Müller, 1917 (112 S., 132 Taf.).

[6]) Das Trachtenbuch des Christoph Weiditz von seinen Reisen nach Spanien (1529) und den Niederlanden (1531/32). Hrsg. v. Th. Hampe. Mit 113 einfarb. u. 41 mehrfarb. Tafeln. Berlin u. Leipzig, de Gruyter & Co., 1927 (III, 164 S.).

zur Trachtengeschichte vor[1] [2] [3] [4]), für die Niederlande in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. eine gute, vor allem auf das Tatsächliche und dessen chronologische Fixierung gerichtete wissenschaftliche Arbeit von Caroline Henriette de Jonge[5]). Die Kleidungsstücke werden einzeln durchgenommen, am Schlusse wird eine Darstellung der Gesamttracht unter Berücksichtigung der fremden Einflüsse gegeben, auch die ästhetische Seite einigermaßen gewürdigt. Ein größeres französisches Werk von André Blum[6]) über die Moden im 17. und 18. Jahrh. war mir leider nicht zugänglich.[7])

Die Bekämpfung der Auswüchse der Mode in Deutschland vom 13. bis zum 19. Jahrh. ist der Gegenstand eines beachtenswerten Aufsatzes von Helene Dihle.[8])

Die Entwicklung der Mode im allgemeinen und der Mode in den letzten Jahrhunderten betreffen einige Aufsätze, die Max v. Boehn[9]) in einer Sammlung vereinigt hat (Die Mode [eine Art historischer Psychologie der Mode], Die Entstehung der Weltmode [mit der Vorherrschaft der französischen Mode seit etwa 200 Jahren], Die Mode im 19. Jahrh., Freiheitskrieg und Mode, Vom Brautkleide, Kinderkleid und Kindermode im Wandel der Zeit, Schönheitsabende in alter Zeit, Zur Geschichte des Modejournals). Keine wissenschaftlichen Zwecke verfolgen die kompilatorischen Plaudereien von Joh. Kleinpaul[10]), die sich über Kronen und Kränze,

[1]) Jos. Klapper, Spätmittelalterliche Tracht in Schlesien. Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk., Bd. 25. (Unterschiede der Stände.)

[2]) Helene Dihle, Männerkleidung des 16. Jahrh. nach dem Buch Weinsberg. Zeitschr. f. histor. Waffen- u. Kostümkunde, N. F. 1 (geht auf die Feststellung der vorherrschenden Durchschnittskleidung aus, die sich von der auf Abbildungen dargestellten prunkenden Mode wesentlich unterschied).

[3]) H. Stierling, Ex oriente lux. Die nordfriesische und dithmarsische Frauentracht um 1600 unter ost- und westfriesischem Einfluß. Nordalbingen, Bd. 4.

[4]) C. Haeberlin, Inselfriesische Volkstrachten vom 16. bis 18. Jahrh. Zeitschr. f. Schlesw.-Holst. Gesch., 56, 1.

[5]) Bijdragen tot de kennis van de noord-nederlandsche costuumgeschiedenis in de eerste helft van de 16de eeuw. Deel I. Het mannencostuum. Diss. Vgl. von derselben Verfasserin: De kledertracht in de Nederlanden in de 16de eeuw, Oud Holland, Jg. 36; 37.

[6]) Histoire du costume. Les modes au 17e et 18e siècle. Paris, Hachette, 1929.

[7]) Fr. Usinger, Die französischen Bezeichnungen des Modehelden im 18. und 19. Jahrhundert. (Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie, IV.) Gießen, Selbstverlag des Romanischen Seminars, 1921 (86 S.).

[8]) Deutschtum und Mode. Zeitschrift f. Deutschkunde, 1925.

[9]) Modespiegel. Braunschweig, Westermann, 1919 (III, 176 S.).

[10]) Wie wir uns kleiden. Kulturgeschichtliche Bilder aus alter und neuer Zeit. München-Gladbach, Volksvereinsverlag, 1919 (155 S.).

Barfußlaufen, Männerstiefel und Pantoffel, Strumpf und Hosen, Pelz und Mantel, Handschuh, Trauerfarben, Kleiderpracht und Kleidernot verbreiten.[1]) Mit dem Kopfputz der Frauen beschäftigen sich Aufsätze von H. Stierling[2]) und Julie Heierli[3]). Matth. Vaerting betont in seinem Aufsatz „über Haartrachten verschiedener Völker und Zeiten"[4]) den ständigen Wechsel wie bei den Kleidermoden. Phil. Losch[5]) behandelt den Zopf, vor allem als militärische Haartracht, und seine Renaissance in Hessen unter dem Kurfürsten Wilhelm I. H. Mötefindts Arbeit „Zur Geschichte der Barttracht im alten Orient"[6]) beruht auf einem großen bildlichen und literarischen Material für die Ägypter und die vorderasiatischen Völker. Unter den in ihrer Entwicklung geschilderten einzelnen Barttrachten spielt „die Fräse" eine merkwürdige bedeutende Rolle.

In die Geschichte der äußeren Lebenshaltung geben die *Inventare* einen Einblick. Die im vorigen Bericht (Archiv XIV, S. 144) besprochene Veröffentlichung altelsässischer Inventare durch E. Ungerer ist inzwischen abgeschlossen.[7]) Von anderen Inventarveröffentlichungen seien die Titel verzeichnet.[8]) [9]) [10]) Die Arbeiten zur Geschichte der Möbel bleiben wegen ihres vorwiegend kunstgewerblichen Interesses hier beiseite.

Ziemlich ausgiebig wird immer wieder die Geschichte von *Speise und Trank* behandelt. Für uns kommen indes nicht sowohl die Arbeiten zur eigentlichen Geschichte der Ernährung als die-

---

[1]) Sittengeschichte des Intimen. Bett, Korsett, Hemd, Hose, Bad, Abtritt. Die Geschichte und Entwicklung der intimen Gebrauchsgegenstände. (Vorwort von Leo Schidrowitz.) Wien, Verlag für Kulturforschung, 1926 (319 S.).

[2]) Altdithmarsische und altfriesische Frauenkopftrachten um 1600. Nordalbingen, Bd. II.

[3]) Der Kopfputz der bürgerlichen Frauen i. d. Schweiz zu Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrh. Anzeiger f. schweizer. Altertumskunde, N. F. 24.

[4]) Deutsche Rundschau, Jahrgang 52, 1926, März.

[5]) Der Zopf und seine Renaissance. Deutsche Revue, 1921, November.

[6]) Leipzig, Dieterich, 1923 (IV, 64 S.). Auch in Klio, Bd. 19 erschienen. Vgl. auch die Umschau 1924, S. 949 ff.

[7]) Elsäss. Altertümer in Burg u. Haus, in Kloster u. Kirche. Inventare vom Ausg. d. Mittelalters bis z. dreißigjähr. Kriege aus Stadt und Bistum Straßburg. Unter Leitung von J. Ficker und unter Mitarbeit von W. Teichmann hrsg. Bd. II. Straßburg, Trübner, 1917 (VI, 171 S.).

[8]) P. Aebischer, L'inventaire d'un intérieur bourgeois à Fribourg au milieu du 15e siècle. Schweizer. Archiv für Volkskunde, 28.

[9]) J. Wille u. G. Christ, Eine fürstliche Hauseinrichtung i. J. 1592. Mannheimer Geschichtsblätter, Jg. 19.

[10]) H. F. Macco, Inventarverzeichnis des Hauses zum Birnbaum in Aachen aus dem J. 1641. Zeitschr. d. Aachener Geschichtsvereins, 38.

jenigen in Betracht, die mehr sitten- und gesellschaftsgeschichtlichen Charakter tragen. Freilich sind das meist Bücher mehr kompilatorischer oder feuilletonistischer Art. So das von C. S. Gutkind gesammelte „Buch der Tafelfreuden aus allen Zeiten und Breiten“[1]), das in vier Kapiteln: Küche und Kellermeisterei, Brauch und Sitte (Eßgeräte, Eßregeln, Gaumenlust, Festmähler, Fasten u. a.), Gast und Wirt (Tafelzierde, Ordnung des Essens usw.), Symposion und Agape (Vom Sinn des Essens, Riten und Kulte der Tafel, Festmahl und Messe, Bruder- und Abendmahl) einen „belehrenden und ergötzlichen Einblick“ in die geschichtlichen Wandlungen von Essenslust und Essensstil geben will. Die antike Küche behandelt Fr. Bilabel.[2]) „Gastronomisches aus Johannes Hadlaubs Gedichten“ teilt E. A. Geßler[3]) mit. Über „Speise und Trank in Deutschordenshäusern um das Jahr 1400“ belehrt nach den Ämterbüchern und Rechnungsbüchern des Ordens ein Überblick von Bernh. Schmid.[4]) „Kurfürst Christians (von Sachsen) Küchenordnung vom 9. Juni 1590“ veröffentlicht M. Salinger.[5]) Erwähnt sei auch ein Beitrag zur Geschichte der einst besonders gepflegten Trenchierkunst.[6]) — Für die Geschichte des Trinkens und der Trinksitten bietet eine sehr fleißige und eingehende Arbeit von André L. Simon[7]) reiches bibliographisches Material. A. v. Gleichen-Rußwurm[8]) hat sich in seiner raschen Produktion leichtgezimmerter gesellschaftsgeschichtlicher Bücher auch der geschichtlichen Rolle der alkoholischen Genußmittel in der menschlichen Gesellschaft bemächtigt. Die Bereitung und den Verbrauch von Met, Wein und Bier stellt, zumal für die Zeiten der Antike, Mauriz Schuster[9]) dar. Wesentlich eine fleißige, im ganzen zuverlässige Zusammenstellung des Materials aus den ägyptischen, babylonischen, biblischen und arabischen Quellen über den Weinbau und die Bierbereitung sowie die Rolle des Weines und

[1]) Leipzig, Hyperion-Verlag, 1930 (643 S., 174 Abb.).

[2]) München, Heimeran, 1926 (53 S.). (Tusculum-Schriften, H. 11.)

[3]) Zürcher Taschenbuch, 1925, S. 248f.

[4]) Ostdeutsche Monatshefte, 3. Jahrg. (1922), H. 3.

[5]) Neues Archiv für Sächsische Geschichte, Bd. 39.

[6]) Aus der guten alten Zeit. 6. Ein Trenschierbuch v. J. 1660. Schles. Geschichtsblätter, 1919, Nr. 3.

[7]) Bibliotheca Bacchica. Bibliographie raisonnée des ouvrages imprimés avant 1800 et illustrant la soif humaine sous tous ses aspects, chez tous les peuples et dans tous les temps. Vol. I. Incunables. London, Maggs Bros., 1927.

[8]) Gute Geister. Ein Buch vom Trinken. Für und Wider. Ja und Amen. Mit 16 Taf. München, Piper, 1927 (279 S.).

[9]) Zur Geschichte der Rauschgetränke, mit besonderer Berücksichtigung des klass. Altertums. Mitteilungen des Vereins klassischer Philologen in Wien, Jg. 2.

des Bieres in Leben und Religion der altorientalischen Völker bietet ein Buch von H. F. Lutz.[1]) Daß die alten Babylonier Bier tranken, sucht Paul Haupt[2]) zu erweisen; er geht von einer genaueren Erörterung der Namen der Getränke aus. Der oben genannte C. S. Gutkind[3]) hat im Verein mit Karl Wolfskehl ein ähnlich geartetes Buch wie jene Tafelfreuden auch dem Wein gewidmet. Beide Bücher sind übrigens reich illustriert. Der ebenfalls schon erwähnte André L. Simon[4]) stellt ausführlich das weinfrohe England des 18. Jahrh. dar. Den Stätten des Trinkens sind eine Reihe von teilweise sehr gründlichen Arbeiten gewidmet, die größtenteils die Geschichte des Gasthauswesens überhaupt betreffen: A. Pfleger behandelt „die (bis in die Mitte des 15. Jahrh. zurückgehende) Schlettstädter Herrenstube und die Stubengesellschaft"[5]), Gerd Dettmann „alte Gast- und Zunfthäuser in Niedersachsen"[6]) (wobei er zumal auf das Bier eingeht), Eugen Müller „die Herbergen und Gasthöfe der Stadt Münster"[7]). Johanna Kachels[8]) Arbeit umfaßt das deutsche Gebiet überhaupt. Auf Grund eines reichen Materials, bei dem sie freilich, wie Basch[9]) hervorgehoben hat, Norddeutschland nicht genügend herangezogen hat, behandelt sie alle Fragen und Gebiete, die mit dem Herbergs- und Wirtshauswesen der Vergangenheit zusammenhängen, in gut unterrichtendem Überblick. Zunächst wird die alte Sitte der Gastfreundschaft seitens der Kirche, der Städte und der Privatpersonen behandelt. Bei den wachsenden Ansprüchen trat die Gratisbeherbergung und -bewirtung vor den schon vorher aufgekommenen gewerblichen Betrieben (Tabernen) mehr und mehr zurück. Hier interessiert uns vor allem, was die Verfasserin über Formen und Einrichtungen, Mängel usw. der Wirtshäuser, über die oft üblen Sitten der Gäste, die Trinksitten, die genossenschaftlichen Trinkstuben, die Getränke beibringt.

---

[1]) Viticulture and Brewing in the Ancient Orient. Leipzig, Hinrichs, 1922 (VII, 166 S.).

[2]) Tranken die alten Babylonier Bier? Wiener Zeitschrift f. Kunde des Morgenlandes, Bd. 31 (1924).

[3]) Das Buch vom Wein aus allen Zeiten und Breiten. Leipzig, Hyperion-Verlag (1927), (VIII, 527 S., 135 Abb.).

[4]) Bottlescrew days. Wine drinking in England during the 18th century London, Duckworth.

[5]) Jahrbuch f. Gesch., Sprache u. Lit. Elsaß-Lothringens, Jahrg. 33, 1917. [6]) Bremen, Angelsachsenverlag, 1924 (21 S., 14 S. Abb.).

[7]) Münster i. W., Aschendorff, 1924, (154 S.).

[8]) Herberge und Gastwirtschaft in Deutschland bis zum 17. Jahrh. Beihefte zur Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, H. 3. Stuttgart, Kohlhammer, 1924 (XII, 124 S.).

[9]) Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaft, 79, S. 154.

H. Westerfrölke[1]) behandelt die englischen Kaffeehäuser, nach einer Einleitung über deren Entwicklung in England, als Vereinigungsstätten der Schriftsteller um 1700 — Will's Kaffeehaus war die Hauptstätte.

Die Geschichte eines narkotischen Genußmittels, des Tabaks, des *Rauchens* vor allem also, hat Conte Egon Caesar Corti[2]) zum Gegenstand eines Buches gemacht[3]), das sich der Aufgabe in ernsthafter Weise auf Grund der Quellen und doch gefällig entledigt. August Ludwig v. Schlözer hat einst, wie der Verf. im Vorwort ausführt, „die Geschichte des Tobaks", in große Zusammenhänge gebracht, als würdige Aufgabe für einen Geschichtsforscher hingestellt, aber erst neuerdings sind solche wirklich historisch gerichteten Arbeiten entstanden, wie das Buch des Neapolitaners O. Comes (1900) oder die Social History of Smoking von G. L. Apperson, der sich auf England beschränkt. Von deutschen Büchern ist die ältere Geschichte des Tabaks von Fr. Tiedemann (1854) zu erwähnen. An sich ist die Literatur über den Tabak, polemischer, apologetischer oder literarischer und „kuriöser" Art, zumal im 17. und im frühen 18. Jahrh. außerordentlich groß, und diese Literatur tritt uns in Cortis Buch in entsprechender Beleuchtung genügend vor Augen. Die Geschichte der Verbreitung des Tabaks von seiner Heimat Zentralamerika (und Antillen), wo das Rauchen mit dem religiösen Kult zusammenhing, und von den rauchenden Indianern Nordamerikas nach Europa, wo er zunächst als Heilpflanze und zwar als Allheilmittel geschätzt wurde, dann aber in England einer von Virginia her übertragenen, rasch um sich greifenden Rauchmode diente, die weiterhin auf Mitteleuropa übergriff, wird von Corti ausführlich dargestellt, ebenso wie die Geschichte der mit der Verbreitung dieser Sitte alsbald heftig einsetzenden und lange andauernden Bekämpfung des Rauchens, damals „Tabaktrinken" genannt. Den Kampf eröffnete bekanntlich eine Schrift König Jakobs I. von England: Misocapnus sive de abusu Tobacci lusus regius, Londini 1603. Die lange währende Bekämpfung durch Fürsten und Städte, durch Päpste oder (besonders grausam) durch den Sultan Murad IV.

[1]) Englische Kaffeehäuser als Sammelpunkte der literarischen Welt im Zeitalter von Dryden und Addison (Jenaer germanistische Forschungen, 5). Jena, Frommann, 1924 (X, 90 S.).

[2]) Die trockene Trunkenheit. Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens. Mit 64 Bildtaf. Leipzig, Insel-Verlag, 1930 (343 S.). Der Titel ist der Schrift des Jesuitenpaters Jacob Balde (1658) entnommen.

[3]) Vgl. auch: E. Sachsenhauser, Kulturgeschichte des Tabaks. Das Bayerland, 35 (1914). (Zahlr. Abbild. nach alten Stichen). — G. Stahl, Zigarre, Wort und Sache. Zeitschrift für Ethnologie, Jg. 62 (1930), S. 45 bis 110 (mehr ethnologisch).

und den Zaren Michael, durch Geistliche und Satiriker, neben der aber dauernd Preis und Lob des Rauchens einhergeht, hört mehr oder weniger seit der Entdeckung der Steuerkraft des Tabaks auf, und es beginnt die Zeit der Monopole und Tabaksteuern zusamt der Förderung des Tabakverbrauchs. Das Rauchen erleidet dann einen gewissen Rückgang durch die stark zunehmende Mode des Schnupfens, den Kultus der Tabaksdose in der feinen Gesellschaft — hier hätte Corti die hübsche „Rokokoskizze" von Paul Hoffmann: „Das Tabaksdöschen" in dessen Schrift „Artig und galant" (1909; vgl. meinen Literaturbericht im „Archiv", XIII, S. 332) verwerten sollen. Wie Friedrich der Große war Napoleon ein starker Schnupfer. Auf die scharfe Gegnerschaft Goethes gegen das Rauchen geht der Verf. ausführlich ein. Weiter wird dann die Verbreitung der das Schnupfen wieder verdrängenden Zigarre und schließlich das Aufkommen der Zigarette und die ungeheure Zunahme des Rauchens in neuerer und neuester Zeit behandelt. —

Die Sittengeschichte hat sich auch, damit sei der Bericht geschlossen, mit der *sozialen Unterwelt* zu befassen, mit den Fahrenden Leuten, über die H. Blümner[1]) Bemerkenswertes für das Altertum beibringt, mit den Verbrechern. Mit letzteren natürlich nicht in rechtsgeschichtlicher, sondern in sitten- und sozialgeschichtlicher Hinsicht. In diesem Sinne hat auch Theodor Hampe seine Schrift über die Nürnberger Malefizbücher[2]) abgefaßt, d. h. „über die das Verbrechertum und seine strafrechtliche Aburteilung zusamt dem Strafvollzug betreffenden amtlichen und privaten Aufzeichnungen aus Nürnbergs reichsstädtischer Zeit". Hampe, der Kenner und Meister Nürnbergischer Kulturgeschichte, will „gewissermaßen nur die Quintessenz aus den alten Quellenschriften" bieten, „eine gedrängte, doch durch zahlreiche Proben illustrierte Übersicht über das nicht nur im volkskundlichen, sondern in einem allgemeineren, kulturgeschichtlichen Sinne Wichtigste, das sich aus eben jenen Quellen schöpfen läßt." Die Schrift berührt sich zum Teil mit der im vorigen Bericht erwähnten Publikation des Tagebuches des Scharfrichters „Maister Franntzen Schmidts" durch Albrecht Keller.[3]) Hampe gliedert seinen Stoff in zehn Abschnitte: Von Dieben aller Art; Gewalttat, Raub und Brand, Mord und Totschlag; Von Aufruhr, Meineid und Verrat,

[1]) Fahrendes Volk im Altertum. Sitzungsberichte der k. bayer. Akad. d. Wiss., Philos.-histor. Klasse, 1918, 6. Abhandl.

[2]) Die Nürnberger Malefizbücher als Quellen der reichsstädtischen Sittengeschichte vom 14. bis zum 18. Jahrh. Bamberg, C. C. Buchner, 1927 (VIII, 102 S.). (Neujahrsblätter, hrsg. von der Gesellschaft f. fränk. Gesch., 17.)

[3]) Das Buch von Albrecht Keller, Der Scharfrichter in der deutschen Kulturgeschichte, Bonn, Schroeder, 1921, war mir nicht zugänglich.

Verleumdung und Erpressung; Von ‚Unzüchtern'; Schwindel, Betrug, Hochstapelei und Nahrungsmittelverfälschung; Falschspieler, Falschmünzer, Urkundenfälscher; Von Zauberei, Schatzgräbern, Hexen, Teufelsbannern und Gotteslästerern; Die Umwelt; Befreiungen; Galgenhumor. Die beiden letzten Abschnitte mildern in etwas den Eindruck des Schreckens, den der Leser von den vorher gezeichneten Bildern empfangen haben wird, des Schreckens freilich nicht nur ob der Art der Verbrechen und der Verbrecher, sondern auch und fast mehr ob der Unmenschlichkeit des Strafverfahrens. Es ist fast erschütternd, wenn die zum Schwert begnadeten Verbrecher und Verbrecherinnen den Verkündern dieser „fröhlichen Botschaft" freudig dankend die Hände küssen.

Eine Schrift von H. Ritter[1]) über das Räuberunwesen am Rhein vor hundert Jahren war mir nicht zugänglich.

Georg Steinhausen.

---

[1]) Das Räuberunwesen im rheinischen Lande vor 100 Jahren. Geschildert nach den Aufzeichnungen des öffentlichen Anklägers im Roerdepartement, Bürger Keil. 2. Aufl. Köln, Gonski, 1919 (56 S.).

AUS DER IBERO-AMERIKANISCHEN KULTURWELT.[1])

Seit dem Erscheinen des Eröffnungsberichtes Bd. XX, S. 88 bis 108 hat — wie die reiche Produktion von Büchern und Schriften aller Art beweist — die literarische und wissenschaftliche Beschäftigung mit dem spanisch-portugiesischen Kulturkreis in der Neuen und Alten Welt stark zugenommen, wenngleich nicht verkannt werden darf, daß die besonders in Deutschland erfolgte wissenschaftliche Produktion noch immer — trotz aller erfreulichen Zunahme — in einem bescheidenen Verhältnis steht zu dem großen Reichtum an wissenschaftlichen Schätzen, die in jener Welt verborgen ruhen.

Für den Berichterstatter ist es eine Freude, feststellen zu können, daß die hier unter den im Eröffnungsbericht entwickelten allgemeinen Gesichtspunkten erscheinenden Literaturberichte über Ibero-Amerika im steigenden Maße das Interesse des In- und Auslandes gefunden haben. So konnten die alten Beziehungen zu den in- und ausländischen wissenschaftlichen Institutionen dieses Gebietes weiter ausgebaut und neue geknüpft werden.[2])

In der ibero-amerikanischen Bibliographie steht an führender Stelle das von Hans Praesent bearbeitete „Auswahlver-

[1]) Infolge einer unvorhergesehenen Umdisposition mußte dieser Bericht leider wesentlich gekürzt werden. Aus diesem Grunde kann auch „Spanien" erst im nächsten Bericht berücksichtigt werden.

[2]) Daß ein Rezensent, der über diese nicht weniger als 22 Staaten umfassende Kulturwelt schreibt, nicht nur auf das Interesse der in Frage kommenden Verlagshäuser und wissenschaftlichen Arbeitsstellen, sondern auch sehr stark auf seine persönlichen Beziehungen zu ausländischen Autoren und Institutionen angewiesen ist, wird jeder verstehen können, der die vielfach anders gearteten Verhältnisse im Verlags- und Wissenschaftsbetrieb jener Länder kennt. Mit besonderer Genugtuung gedenke ich daher meines letzten Aufenthaltes in der iberischen Welt (Portugal 1930), von dem ich wertvolles Material heimbringen und erneut feststellen konnte, wie sehr an den maßgebenden Stellen des Auslandes (auf der iberischen Halbinsel und in Latein-Amerika) die deutsche wissenschaftliche Arbeit auf diesen Gebieten geschätzt wird.

zeichnis der deutschsprachigen Literatur".[1]) Es enthält über Ibero-Amerika alle Bücher, die von 1930 an, und alle Zeitschriftenaufsätze, die vom 1. April 1930 an datiert sind. Hans Praesent sagt an einer anderen Stelle: „Aus dem reichen Titelmaterial dieser Bibliographie läßt sich errechnen, daß täglich etwa vier bis fünf neue deutschsprachige Bücher und Aufsätze über iberoamerikanische Fragen erscheinen."[2])

Eine ausgezeichnete Bibliographie von Büchertiteln und Zeitschriftenaufsätzen vom Mittelalter bis zur Neuzeit bietet Arturo Farinelli.[3]) Mit größter Sorgfalt sind hier die Berichte von Spanien- und Portugalreisenden aus aller Herren Länder quellenmäßig genau angegeben.

Von den Publikationsserien wissenschaftlicher Einrichtungen seien hier genannt: das „Ibero-amerikanische Archiv" des am 12. Oktober 1930 feierlichst eingeweihten Iberoamerikanischen Instituts in Berlin.[4]) Ein Sammelwerk ersten Ranges bilden die „Spanischen Forschungen der Görresgesellschaft", von denen bereits drei starke inhaltsreiche Bände vorliegen.[5]) Vom Ausland seien hier erwähnt: die Veröffentlichungen des „Instituto de las Españas" (New York[6]), die Hispanic American Historical Review, die Revista de las Españas (Unión ibero-americana, Madrid), die Zeitschrift „Universidad" (Zaragoza). Dazu kommen die laufenden Veröffentlichungen der deutschen wissenschaftlichen Arbeitsstellen im spanisch-portugiesischen Ausland, z. B. das Boletín Bibliográfico, die Zeitschrift „Investigación y Progreso" und die

[1]) Hans Praesent, Ibero-amerikanische Bibliographie (Beilage zum „Ibero-amerikanischen Archiv"). Bisher Nr. I—XI. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin.

[2]) Hans Praesent, Südamerika im deutschen Buch in: Südamerika (Auslandkundl. Studien), Stuttgart 1932; Südamerika im deutschen Buch 1925—1930 in: Monatsschrift „Das deutsche Buch" 1930, Heft 3—4.

[3]) Arturo Farinelli, Viajes por España y Portugal. Suplemento al volumen de las divagaciones bibliográficas (1921). Madrid 1930, Centro de Estudios Históricos. 565 S.

[4]) Ibero-amerikanisches Archiv, 6 Jahrgänge, Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn.

[5]) Spanische Forschungen der Görresgesellschaft: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens. Hrsg. von H. Finke. Münster i. W., Verlag der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung. 1. Band 1928, 392 S. 2. Band 1930, 402 S. 3. Band 1931 460 S.

[6]) Instituto de las Españas, Casa de las Españas of Columbia University, New York City USA. — The Hispanic American Historical Review, Duke University Press, Durham, North Carolina (College Station) USA. — Revista de las Españas, Madrid, Unión Ibero-americana, 7 Jahrgänge. — Universidad, Revista de cultura y vida universitaria, Zaragoza.

Conferencias des Centro de intercambio intelectual germano-español in Madrid[1]), das Boletim und die Publikationen des Deutschen Instituts in Coimbra (Portugal).[2])

Schließlich verdienen auch die in Deutschland in spanischer und portugiesischer Sprache erscheinenden Zeitschriften zur Pflege des kulturellen Austausches mit der iberischen Welt eine Erwähnung. Es sind dies in erster Linie die „Revista Alemana" und die „Revista Allemã".[3])

Neuerdings veröffentlichte Walter Boje in der Zeitschrift „Inter Nationes" umfassende Länderberichte über Südamerika, Zentralamerika und Mexiko und über Portugal und Spanien.[4]) Leider sind viele seiner Angaben unrichtig und z. T. längst veraltet.

Über die Verbreitung der spanischen Sprache und Kultur im Ausland berichtet das Büchlein von S. Duñaiturria, der in Frankreich und Deutschland gereist ist und interessante Vergleiche anstellt. Die Schrift bezweckt eine bessere Ausgestaltung der spanischen Kulturpropaganda im Ausland mit Hilfe des Sprachunterrichts.[5])

Seit mehr als einem Menschenalter tobt der Streit der Gelehrten um die Heimat des Columbus, obwohl kein einziges Zeugnis für eine andere als die genuesische Heimat spricht. Über den gegenwärtigen Stand dieser Streitfrage unterrichtet sehr gut ein Aufsatz von Fritz Streicher.[6]) Großes Aufsehen erregte seinerzeit das Buch des Peruaner Gelehrten Luis Ulloa, der die These aufstellte, Columbus sei ein Katalane gewesen. Er stützt sich u. a.

---

[1]) Centro de intercambio intelectual germano-español, Madrid 4, Zurbano 32; Conferencias, z. B.: La escultura castellana en la época del renacimiento y de la contrarreforma; la historia como obra de arte; la politica universitaria del emperador Carlos V en España; el auto sacramental.

[2]) Instituto Alemão da Faculdade de Letras de Coimbra, Portugal; Publicações: Lessing e o despontar do método da historia das ideas; Lessing fabulista na literatura portuguesa; Goethe: O rei de Thule und O rei dos alamos; Goethe: O conto da Serpente; Goethe, O alemão e o europeu.

[3]) Revista Alemana, Hamburg, Ibero-Amerika-Verlag. — Revista Allemã, Hamburg, Brasil-Verlag, Andrade, Wiesener & Co.

[4]) Walter Boje, Zeitschrift „Inter Nationes". Berlin, Verlag Walter de Gruyter & Co. Südamerika (1931, 4); Zentralamerika und Mexiko (1932, 1); Spanien und Portugal (1932, 2).

[5]) S. Duñaiturria, Observaciones sobre la enseñanza y difusión de la lengua y cultura españolas en el extranjero. Madrid 1930, Tipografía de Senén Martin. 48 S.

[6]) Fritz Streicher, Die Heimat des Kolumbus in: Gesammelte Aufsätze z. Kulturgeschichte Spaniens, 2. Bd., Münster i. W. 1930, Aschendorffsche Verlagsbuchh.

auf die Katalonisierung des kastilischen Namens Colón in Colom.[1]) Dies aber ist, wie Streicher hervorhebt, kein Argument. Entsprechend der schon damals ausgeprägten Eigenart Kataloniens wurde eine solche Katalonisierung z. B. in Druckerzeugnissen, wie in dem in Barcelona gedruckten ersten Bericht des Columbus an Luis de Santángel über die Entdeckung Amerikas[2]), „im Interesse der katalonischen Leser geradezu gefordert." Interessant ist, daß ein anderer peruanischer Gelehrter Rómulo Cúneo-Vidal in seinem Benito Mussolini gewidmeten Werke für die genuesische Herkunft des Columbus eintritt. Gegen die „Genovisten" hatte 1914 Celso García de la Riega einen Vorstoß unternommen und an Hand von über 20 Urkunden die Abstammung des Columbus aus Galicien (Pontevedra) zu beweisen versucht. Das Buch von Rómulo Cúneo-Vidal, das auch mit dieser galicischen These aufräumt, ist eine[3]) sehr gute, durch reichen Bilderschmuck unterstützte Einführung für alle diejenigen, die sich eingehender mit der Frage der Herkunft des Columbus beschäftigen wollen. In Form einer die Zeitumstände genau berücksichtigenden historischen Erzählung hat uns Vicente Blasco Ibañez das Columbus-Problem dargestellt.[4]) In seinem Schlußkapitel über „das Geheimnis des Columbus" vertritt er die Auffassung, daß man vielleicht niemals das Dunkel, das über seiner Herkunft ruht, wird lichten können. Auf dem internationalen Historikerkongreß in Barcelona (1929) verfocht Riba Agüero die spanische Herkunft von Columbus.

Heiß umstritten wie die Wiege ist auch das Grab des großen Entdeckers und „Ersten Admirals". Wo ruhen seine Gebeine? In der Kathedrale von Sevilla oder im Dom zu Santo Domingo? Interessante Aufschlüsse darüber gibt uns ein in Deutschland wenig bekanntes Buch von C. Armando Rodríguez, in dem die beiden Werke des 1923 verstorbenen dominikanischen Schriftstellers Emiliano Tejera zusammengefaßt und bearbeitet sind.[5]) Es handelt sich hier um die 1877 in Santo Domingo aufgefundenen sterblichen Überreste des „Primer Almirante", an deren

[1]) Luis Ulloa, Christophe Colomb, Catalan. Paris 1927, Librairie Orientale et Américaine, Maisonneuve Frères. 404 S.

[2]) Primera Carta de Colón a don Luis de Santángel (in kunstvoller Ausführung). El Mercado Poligráfico, Barcelona, Bélgica 33.

[3]) Rómulo Cúneo-Vidal, Cristóbal Colón, Genovés. Barcelona, Casa Editorial Maucci. 302 S.

[4]) Vicente Blasco Ibañez, En busca del Gran Kan (Cristóbal Colón) Novela. Valencia 1929, Editorial Prometeo. 380 S.

[5]) Emiliano Tejera, Los Restos de Colón en Santo Domingo y Los dos Restos de Cristóbal Colón. Santo Domingo 1928 (3. Aufl.), Imprenta de J. R. Vda. García, Sucesores. 327 S.

Echtheit trotz des Fehlens einer Grabinschrift nach der Beweisführung von Tejera kein Zweifel besteht.

In der nützlichen Sammlung „Alte Reisen und Abenteuer" hat Hans Plischke[1]) auf Grund zeitgenössischer Quellen die vier Reisen des Columbus dargestellt. Vor allem ist auch das eigene Tagebuch des großen Seefahrers, das ja ein Hauptstück der sog. „kolumbinischen Tradition" bildet, verwendet und somit der bekannten Sammlung ein neuer wertvoller Band hinzugefügt worden. In meinem Aufsatz über „Die kolonialgeschichtliche Bedeutung des 12. Oktober"[2]) habe ich die Problemstellung, wie sie durch die kühne Tat des Columbus gegeben wurde, für die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kurz zu umreißen versucht.

Wenn an erster Stelle dieses Literaturberichtes Christoph Columbus behandelt wird, so ist es nur recht und billig, wenn ihm an zweiter Stelle Alexander von Humboldt folgt, der den Südamerikanern erst die Augen geöffnet hat für die unermeßlichen Schönheiten ihrer Welt. Otfrid von Hanstein[3]) schildert uns den ersten Teil der großen Amerikareise von 1799—1804, die Alexander von Humboldt mit Aimé Bonpland unternommen hat. Gut ausgewählte, kulturhistorisch interessante Bilder erhöhen den Wert dieser Humboldt-Bearbeitung durch Otfrid von Hanstein, der es versteht, den großen Forscher vor unseren Augen leibhaftig erstehen zu lassen. Eine wertvolle Ergänzung dazu bildet der Band „In Südamerika" aus der Sammlung „Alte Reisen und Abenteuer", wo nach einer Einleitung von Paul Alfred Merbach das berühmte Reisewerk Humboldts, das trotz seines ursprünglich französischen Gewandes „eines der schönsten Denkmäler des deutschen Geistes ist", eine ganz vortreffliche Neubelebung erfährt.[4])

Der Name Alexander von Humboldt ist von jeher ein leuchtendes Symbol dafür gewesen, was deutscher Wagemut, deutscher Forschergeist und deutscher Arbeitswille für die Erschließung und kulturelle Entwicklung der süd- und mittelamerikanischen Welt geleistet haben.[5]) Bereits im Jahre 1820 erschien im Verlage

---

[1]) Hans Plischke, Christoph Columbus. Die Entdeckung Amerikas. Leipzig 1930, F. A. Brockhaus. 158 S.

[2]) Gerhard Jacob, Die kolonialgeschichtl. Bedeutung des 12. Oktober in: Koloniale Rundschau, Berlin 1930, Nr. 10—12.

[3]) Otfrid von Hanstein, A. von Humboldts Reisen. Durch die Wildnisse des Orinoco. Leipzig 1928, Graphische Werke A.-G. 160 S.

[4]) Alexander von Humboldt, In Südamerika. Leipzig 1927, F. A. Brockhaus. 160 S.

[5]) Über die direkte Einwirkung von A. v. Humboldt auf den südamerikanischen Freiheitshelden Simón Bolívar vgl. den Brief von Vi-

Brockhaus (Leipzig) ein anonymes Buch, worin der deutsche Verfasser dem südamerikanischen Freiheitskampf volles Verständnis entgegenbringt. Das Buch enthält in deutscher Übersetzung die spanische Verfassung von 1812 und die provisorische Verfassung der vereinigten Provinzen Südamerikas von 1817. Der Verfasser sagt, daß die Entwicklung in den La-Plata-Provinzen vor allem für den Deutschen von Belang sei; „nicht aus kleinlicher Gewinnsucht, aus politischem und wirtschaftlichem Interesse wie der Brite und Nordamerikaner, sondern aus einem rein menschlichen und kosmopolitischen Interesse blickt der Deutsche auf jene Gestade . . ." Es ist das große Verdienst des Argentiniers Iso Brante Schweide, daß er uns auf dieses Buch von 1820 aufmerksam und Deutschlands Stellung zur Frage der südamerikanischen Unabhängigkeit in den Jahren 1810—1825 zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht hat.[1])

Ein schönes Dokument der engen Verbundenheit zwischen deutscher und südamerikanischer Wissenschaft bilden die aus Anlaß des 74. Geburtstages von Ernesto Quesada im Berliner Ibero-amerikanischen Institut gehaltenen Reden.[2]) Karl H. Panhorst hat uns die erste umfassende, auf eingehenden Quellenstudien beruhende Geschichte der deutsch-amerikanischen Verbindungen im Zeitalter der Entdeckungen beschert.[3]) Dieses von Gründlichkeit zeugende und doch in flüssiger, ja fesselnder Sprache geschriebene Werk darf als eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges gewertet werden. Aus der Frühzeit amerikanischer Kolonisation leuchten hier Namen auf wie die eines Martin Behaim, Ulrich Schmidel, Nikolaus Federmann, Hans Stade, der Fugger und Welser, deren große Bedeutung im Rahmen ihrer Zeit erst durch die vorliegende Arbeit im vollen Umfang gewürdigt wurde. Hoffen wir, daß sich des Verfassers Wunsch erfüllt, daß nämlich zur Halbjahrtausendfeier der Entdeckung Amerikas am 12. Oktober 1992 des großen Anteiles deutscher Arbeit an der Erschließung der Neuen Welt gedacht werde! (Vgl. Aurelio Baig Baños, Otro descubridor de América [= Behaim] in: Revista de las Españas, Madrid 1929, Nos. 39—40.) Zum Teil auf

---

cente Rocafuerte an A. v. Humboldt vom 17. Dezember 1824 aus London (Humboldt-Nachlaß der Dokumentenabteilung der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin) und den Aufsatz von Karl H. Panhorst, A. v. Humboldt und Simón Bolívar, in: Ibero-Amerika (C), Berlin, Juni 1929.

[1]) Iso Brante Schweide, Alemania ante la independencia sudamericana entre los años 1810—1825 in: Boletín del Instituto de investigaciones históricos, Buenos Aires, año X, t. XIV, nos. 51—52, 1932.

[2]) Quesada-Feier (Reden), Berlin, Ibero-amerikanisches Institut, 1932.

[3]) Karl H. Panhorst, Deutschland und Amerika. Ein Rückblick auf das Zeitalter der Entdeckungen. München, Ernst Reinhardt, 1928. 308 S.

den Arbeiten von Panhorst fußend hat Otfrid von Hanstein, der bekannte Popularisator ibero-amerikanischer Kulturgeschichte[1]), die erste deutsche Kolonie der Welser in Venezuela in fesselnder Weise dargestellt. Im Mittelpunkt stehen die Taten eines Ambrosius Dolfinger, Georg Hohermut, Philipp von Hutten u. a. Eine ausgezeichnete Sammlung von hohem kulturgeschichtlichen Wert ist die von der Auslandsabteilung des Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht herausgegebene Schriftenreihe: „Der Deutsche im Auslande" (Argentinien, Brasilien, Chile, Mexiko und Peru).[2]) Über „Das deutsche Luthertum in Brasilien" orientiert sehr gut die Schrift von G. Volkert.[3]) Eine andere wertvolle Sammlung, die uns den Anteil deutscher Arbeit an der Entwicklung Südamerikas lehrt, ist Hirts Deutsche Sammlung.[4])

Für die Kulturbeziehungen zwischen Spanien und Deutschland in Vergangenheit und Gegenwart besitzen wir vortreffliche Wegweiser in den Arbeiten von Herm. Jos. Ohrem, einem langjährigen Mitarbeiter Johannes Fastenraths, von Georg Schreiber und in dem Spanien-Sonderheft der Deutschen Illustrierten Rundschau.[5])

Im Gegensatz zu den deutsch-spanischen Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen ist der deutsch-portugiesische Kulturaustausch der Gegenwart noch wenig beachtet und bearbeitet und dementsprechend fast nur gelegentlich der deutsch-spanischen Beziehungen nebenher mit erwähnt worden. Einen vortrefflichen Überblick gibt der portugiesische Gesandte in Berlin, Antonio da Costa Cabral, in seinem Aufsatz über: „Die Beziehungen Deutschlands zu den portugiesisch sprechenden Ländern" (Iberoamerikanisches Archiv, Berlin 1932, Januarheft). (Vgl. meine

---

[1]) Otfrid von Hanstein, Auf der Jagd nach dem goldenen Kaziken. Leipzig 1929, Graphische Werke. 254 S.

[2]) Der Deutsche im Auslande. Langensalza, Julius Beltz.

[3]) G. Volkert, Deutsches Luthertum in Brasilien. Erlangen 1930, Lutherisches Hilfswerk. 32 S.

[4]) Hirts Deutsche Sammlung, Deutsche Arbeit in Südamerika. Breslau, Ferdinand Hirt. 63 S. Vgl.: Deutsche in aller Welt. Hrsg. von Walter von Hauff. 1. Im Kampf mit Indianer und Gaucho. Deutsche Ansiedler in Argentinien. Leipzig, Koehler & Amelang, 1925. 134 S.

[5]) Herm. Jos. Ohrem, Spanien und Deutschland. Köln 1930, Gilde-Verlag. 40 S. — Georg Schreiber, España y Alemania. Sus relaciones político-culturales. München 1929, Editora Internacional. 92 S. Ferner: Georg Schreiber, Kulturelle Deutschtumspflege auf der iberischen Halbinsel. (Deutschtum und Ausland, 25. Heft.) Münster i. W. 1930, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. 48 S. — Deutsche Illustrierte Rundschau, Spanien-Heft. München 1929, Hanns Eder Verlag. 154 S.

Aufsätze[1]) und deren kurze Zusammenstellung in: „Biblos", Faculdade de Letras, Coimbra, vol. VII (1931), Nos. 9—10, p. 411. Vgl. Minerva-Ztschr. 1931, S. 123, 1932, S. 207—208.)

Von größeren Nachschlagewerken über Latein-Amerika ist an erster Stelle das von Hermann Lufft zu nennen[2]), das heute unbestritten zu den Standardwerken der deutschen Literatur über jene Gebiete gehört. Es bietet nicht nur eine Fülle vor allem weltwirtschaftlich wissenswerter Dinge, sondern auch den sehr zu begrüßenden Versuch einer auf diesem Gebiet nicht gerade häufig anzutreffenden Synthese. Selbst wenn in einzelnen Wissensbezirken Irrtümer untergelaufen sein mögen — was bei einem so großen Ländergebiet wohl verständlich ist —, so bleibt doch die hohe Warte, von der aus der Verfasser die Dinge ansieht, und der sichere Blick für die Einheit in der Vielheit sowie die klare Aufteilung des gewaltigen Stoffes ein großer Vorzug dieses auch durch seine vielen, guten Illustrationen wertvollen Buches.

An kleineren, allgemein-orientierenden Werken über Südamerika besitzen wir recht gute Arbeiten von: Philipp Bockenheimer, der uns zu den alten Kulturstätten nach Perú und Bolivien, in die La Plata-Länder, nach Rio de Janeiro und nach Westindien und Venezuela führt, C. v. Wedemeyer, der uns Menschen des 20. Jahrhunderts die Wunder einer alten Kulturwelt mit Andacht zu betrachten lehrt, und Lajos Steiner, aus dessen Aufzeichnungen wir einen nachhaltigen Eindruck gewinnen von der großen Verschiedenheit zwischen nordamerikanischen und lateinamerikanischen Kulturverhältnissen.[3])

Unter den in einzelnen Schriftenreihen auftauchenden Bändchen gibt eine gut gewählte, erste Einführung in den von uns behandelten Kulturkreis vor allem Rudolf Großmann.[4])

---

[1]) Gerhard Jacob, Das deutsche Institut in Coimbra (Portugal), mit 2 Abb., 2 Tab. u. ausführl. Bibliographie in: Mitteilungen der Deutschen Akademie, München 1930, Nr, 5; Die Universität Coimbra u. das dt. Geistesleben in: Deutsche Welt, Dresden 1931, Nr. 8; O Instituto Alemão em Coimbra in: A Revista Allemã (Hamburg, Febr. 1930).

[2]) Hermann Lufft, Latein-Amerika. Leipzig 1930, Bibliographisches Institut A.-G. 484 S. 202 Abb. u. Diagramme.

[3]) Philipp Bockenheimer, Rund um Südamerika. Alte und neue Städte. Leipzig 1929, F. A. Brockhaus. 158 S. — C. v. Wedemeyer, Durch Südamerika. Das Land alter und neuer Wunder. Leipzig 1930, Deutsche Buchwerkstätten G. m. b. H. 96 S. — Lajos Steiner, Unter Palmen, Bohrtürmen, Wolkenkratzern. Eindrücke aus Nord- und Lateinamerika. Stuttgart 1931, Strecker & Schroeder. 170 S.

[4]) Rudolf Großmann, La América española de hoy. Langenscheidts fremdsprachliche Lektüre. Bd. 10. Berlin-Schöneberg. Vgl.: Alexander Stelzmann, Prosistas Hispano-Americanos de los siglos XIX y XX. Aschendorffs moderne Auslandbücherei, Münster i. W. 1929. — Spanien

Ein von der deutschen Wissenschaft noch wenig bearbeitetes Gebiet innerhalb des hispano-lusitanischen Kulturkreises ist das der Rechtswissenschaft. Zum großen Teil erklärt sich diese Tatsache daraus, daß bei uns — im Gegensatz zu den romanischen Ländern — Philologie und Jurisprudenz als zwei scharf getrennte Studienfächer getrieben werden und daher einerseits dem Philologen die rechtlichen und andererseits dem Juristen die sprachlichen und kulturellen Kenntnisse fehlen, um sich der Erforschung jener Welt widmen zu können, in der Rechtsentwicklung und Kulturentwicklung auf das engste zusammenhängen. (Vgl. Franz Schlegelberger, Deutschland und die ibero-amerikanischen Länder, in: Jurist. Wochenschrift 1931, S. 107—109.) Auf dem Gebiete der Rechts- und Verwaltungsgeschichte liegen zwei ausgezeichnete englische Arbeiten vor. Lesley Byrd Simpson[1]) behandelt die Zwangsarbeit der Eingeborenen in Neu-Spanien auf Grund eingehender Neuprüfung alter Dokumente und Chroniken sowie Sichtung neugefundenen Materials. So verabscheuungswürdig die Behandlung der Indianer durch die Spanier auch gewesen sein mag, so dürfen doch die Rohheiten und Grausamkeiten der anderen kolonisierenden Nationen in Indien, China, Guinea, Kongo und USA. nicht vergessen werden. Lillian Estelle Fisher behandelt das Intendanten-System in Spanisch-Amerika. Die Verfasserin gibt in der Hauptsache die englische Übersetzung der königlichen Ordonnanz vom 4. Dezember 1786, durch die das Intendanten-System im spanischen Amerika für Mexiko eingeführt wurde. Auf Grund von Art. 7 bekam der Intendant die vier Abteilungen der öffentlichen Gewalt (Rechtsprechung, allgemeine Verwaltung, Finanz und Krieg) anvertraut. In den einleitenden Kapiteln gibt die Verfasserin eine Würdigung dieser großen Reform.[2])

Karl Gläser[3]) hat den sehr zu begrüßenden Versuch gemacht, das Staatsangehörigkeitsrecht der verschiedenen ibero-amerikanischen Länder darzustellen in Befolgung der Hauptgrundsätze des jus soli und jus sanguinis und deren verschiedene Modifizierung. Die Meinung des Verfassers, daß die Bezeichnung „Hispano-Amerika" für alle diese Länder jetzt als die maßgebende

---

und Lateinamerika. Lesehefte zur Wirtschaftskultur. Heft 5. Fr. Breidbach, México y los Mexicanos. Freiberg i. Sa. 1930, Ernst Mauckisch.

[1]) Lesley Byrd Simpson, The Encomienda in New Spain. Forced Native Labor in the Spanish Colonies 1492—1550. University of California Press, Berkeley, California 1929. 297 S.

[2]) Lillian Estelle Fisher, The Intendant System in Spanish America. University of California Press, Berkeley, California 1929. 385 S.

[3]) Karl Gläser, Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit in Hispano-Amerika. Leipzig 1930, Robert Noske. 113 S.

angesehen werden darf, ist irrig, die Verwechslung der englischen Insel Dominika mit der Republik Santo Domingo sogar peinlich. (Über die Möglichkeiten eines hispano-amerikanischen Staatsbürgerrechtes vgl. Rodolfo Reyes.[1]) Ferner sei noch auf die systematische Darstellung des Verfassungsrechts der argentinischen Republik von Kurt Damerau[2]) hingewiesen, der in Anlehnung an Gedankengänge von Hermann Jahrreiß und Carl Schmitt und unter Berücksichtigung reichen Quellenmaterials und der praktischen Politik eine Verbindung von Verfassungskommentar und Verfassungstheorien herstellt. Eine wertvolle Zusammenstellung der interamerikanischen Rechtsbeziehungen (hispano-amerikanische und panamerikanische Epoche) verdanken wir Ingeborg Richarz-Simons.[3]) Über die Stellung Latein-Amerikas zur Monroedoktrin vgl. H. Römer, Gestaltwandel der Monroedoktrin in: Ibero-amerikan. Archiv, Berlin, Juli 1932 (mit Bibliographie).

Im zweiten Band seines Werkes: „Die Rechte Europas" behandelt v. Rauchhaupt auch Spanien und Portugal (außenpolitisch, innerstaatlicher Aufbau, bürgerliches Recht, Handelsrecht, Schlußfolgerungen.)[4]) v. Rauchhaupt gehört zu den wenigen deutschen Juristen, die unermüdlich für eine bessere Pflege auslandsrechtlicher Studien im Interesse unserer deutschen Rechtswissenschaft eintreten. In Eugen Wohlhaupter hat die spanische Rechtsgeschichte neuerdings einen eifrigen Bearbeiter gefunden.[5]) Eine hervorragende Leistung ist das Buch von Francisco J. Montalbán über die Philippinen, das einzige katholische Land des Orients als Frucht des „spanischen Patronats". Rund 40000 Aktenstücke des Indien-Archivs in Sevilla bilden die Grundlage dieser Untersuchung.[6])

Über die spanische Rechts-, Staats- und Sozialphilosophie (seit der Wende des 18. zum 19. Jahrh.) besitzen wir

---

[1]) Rodolfo Reyes, Posibilidades de una ciudadanía hispanoamericana in: Revista de las Españas, Madrid, Marzo-Abril 1931.

[2]) Kurt Damerau, Die Präsidentschaftsrepublik Argentinien. Leipzig 1932, Robert Noske. 112 S.

[3]) Ingeborg Richarz-Simons, Chronik der interamerikanischen Rechtsbeziehungen in: Ibero-amerikan. Archiv, Berlin, Januar 1931.

[4]) von Rauchhaupt, Die Rechte Europas in ihrer rechtsgenetischen Gestalt und pragmatischen Auswertung. München 1932/32, Fritz und Joseph Voglrieder. 2 Bde. In: Wilhelm Glungler, Leitfaden der Rechtslehre.

[5]) Eugen Wohlhaupter, Zur Rechtsgeschichte des Spiels in Spanien in: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens, Münster i. W. 1931, Bd. 3, S. 1833—34.

[6]) Francisco J. Montalbán S. J., Das spanische Patronat und die Eroberung der Philippinen. Freiburg i. Br. 1930, Herder & Co. 131 S.

einen wertvollen Aufsatz von Luis Legaz y Lacambra.[1]) Zur Staatslehre des Suarez vgl. meine Besprechung des Werkes von Heinrich Rommen.[2]) Als hervorragender Kenner deutscher Rechtsphilosophie muß der portugiesische Rechtshistoriker und Rechtsphilosoph Luis Cabral de Moncada mit seinem staatsphilosophischen Essay über „Wert und Sinn der Demokratie" genannt werden.[3]) Über die Beziehungen zwischen deutscher und portugiesischer Rechtswissenschaft vgl. meinen Beitrag in der Rechtszeitschrift der Universität Coimbra.[4]) Über die deutsch-spanischen rechtswissenschaftlichen Beziehungen orientiert E. L. Llorens.[5])

Mexiko. Aus der gewaltig angewachsenen Mexiko-Literatur sei das Buch von Adolf Reichwein[6]) als einer der neuesten und besten Wegführer in alle mit dem Namen Mexiko verbundenen Probleme (Landverteilung, Arbeiterbewegung, Kulturkampf, Ölkampf) empfohlen. Über den Kulturkampf vom katholisch-klerikalen Standpunkt aus orientiert die Schrift von Albert Drexel.[7]) Die Eroberung von Mexiko vor allem auf Grund des amerikanischen Standardwerkes von Prescott (Conquest of Mexico) und der Aufzeichnungen von Bernal Diaz, eines Hauptmannes von Cortez, schildert uns E. M. Lorebach.[8]) Das Buch der Könige von Tezcuco hat H. G. Bonte bearbeitet unter Beigabe zahlreicher Wort- und Sacherklärungen und guter Abbildungen.[9]) In

[1]) Luis Legaz y Lacambra, Die Hauptrichtungen der Rechts-, Staats- und Sozialphilosophie in Spanien. In: Archiv f. Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, Berlin, XXVI. Bd., Heft 1.

[2]) Heinrich Rommen, Die Staatslehre des Franz Suarez S. J., Archiv f. Rechts- u. Wirtschaftsphilosophie, Berlin. XXV, S. 558—60.

[3]) Luis Cabral de Moncada, Do Valor e Sentido da Democracia in: Boletim da Faculdade de Direito, Coimbra, Ano XII, 1930/1931. Cf. Archiv f. Rechts- u. Wirtschaftsphilosophie wie unter [2]) S. 560—62.

[4]) Gerhard Jacob, Les relations entre les jurisprudences portugaise et allemande in: Les études du droit international en Allemagne après la guerre, Boletim da Faculdade de Direito, Coimbra, Ano XII, 1930/31. Cf. Ztschr. f. ausl. u. internat. Privatrecht, Berlin 1931, Nr. 5, S. 888 u. American Journal of International Law, Washington, vol. 26 (1932), No. 4 (p. 930).

[5]) E. L. Llorens, Alemania y la semana de historia del derecho español. In: Revista Alemana, Hamburg, Juli 1932, Ibero-Amerika-Verlag.

[6]) Adolf Reichwein, Mexiko erwacht. Leipzig 1930, Bibliograph. Institut. 274 S.

[7]) Albert Drechsel, Mexiko. Die Katholikenverfolgungen. Hrsg. von der Katholischen Aktion. Innsbruck 1928, Tyrolia. 54 S.

[8]) E. M. Lorebach, Die Eroberung von Mexiko. Leipzig 1930, Graphische Werke. 251 S.

[9]) Don Fernando de Alva Ixtlilxochitl, Das Buch der Könige von Tezcuco. Bearb. von H. G. Bonte. Leipzig 1930, F. A. Brockhaus. 158 S.

der Sammlung „Bilderatlas zur Religionsgeschichte" ist von K. Th. Preuß der Band „Mexikanische Religion" bearbeitet worden, der zu 73 Abbildungen eine kurz gefaßte, aber vortrefflich orientierende Erklärung über Weltschöpfung und Weltbild, Menschen und Sterne, die Götter und den Kult enthält.[1]) Das Ende des unglücklichen Kaisers Maximilian schildern uns die Tagebuchblätter seines Ersten Flügeladjutanten, des Prinzen Felix zu Salm-Salm, die Otto Hellinghaus herausgegeben hat.[2]) Eine wertvolle Monographie über den mexikanischen Gelehrten Don Carlos de Sigüenza y Góngora (1645—1700), der als Dichter, Philosoph, Mathematiker und Historiker in gleicher Weise hervorragte, hat uns Irving A. Leonard gegeben auf Grund eingehenden Studiums der Werke von Sigüenza.[3]) — Mittelamerika. Die noch spärliche Wissenschaft über Mittelamerika besitzt in dem Werke von Laudelino Moreno die erste eingehende Darstellung der Geschichte der zwischenstaatlichen Beziehungen Zentralamerikas.[4]) Über das nördliche Mittelamerika (Guatemala) hat Franz Termer eine umfassende Studie veröffentlicht.[5]) — Westindien. Nach Westindien führt uns das Seeräuberbuch von Otfrid von Hanstein, der die Entwicklung und Bekämpfung des Seeräuberunwesens auf Grund ältester Berichte anschaulich darstellt.[6]) Eine glänzende Darstellung des auf die Dollardiplomatie sich stützenden nordamerikanischen Wirtschaftsimperialismus gibt Leland Hamilton Jenks in seinem Buch über Cuba. Es heißt darin: Dependence upon the foreigner is thus now, as at all times in Cuba's history, the outstanding feature of her position" (S. 312).[7]) W. B. Seabrook schildert wissenschaftlich-sachlich und dennoch äußerst fesselnd die Mysterien des Wodu-Kultes der Negerrepublik Haiti im

[1]) Hans Haas, Bilderatlas zur Religionsgeschichte. 16. Liefg. — K. Th. Preuß, Mexikanische Religion. Leipzig 1930, A. Deichertsche Verlagsbuchhdlg. D. Werner Scholl.

[2]) Otto Hellinghaus, Maximilian von Mexiko. Freiburg i. Br. 1928, Herder & Co. 195 S.

[3]) Irving A. Leonard, Don Carlos de Sigüenza y Góngora. University of California Press, Berkeley, California 1929. 287 S.

[4]) Laudelino Moreno, Historia de las Relaciones Interestatuales de Centro-América. Madrid 1928, Compañia Iberoamericana de Publicaciones. 2. Edición. 507 S.

[5]) Franz Termer, Zur Ethnologie und Ethnographie des nördl. Mittelamerika. Sonderheft des Ibero-amerikan. Archivs, Berlin, Oktober 1930 (mit 27 Bildern u. 9 Bunttafeln).

[6]) Otfrid von Hanstein, Das Seeräuberbuch. Leipzig 1930, Graphische Werke. 250 S.

[7]) Leland Hamilton Jenks, Our Cuban Colony. Studies in American Imperialism. New York 1928, Vanguard Press. 341 S.

Rahmen der allgemeinen politischen und sozialen Zustände dieses Landes.[1]) — Santo Domingo. Die „Revolution von Saint Domingue" (1803 endgültige Vertreibung der Franzosen), besonders in ihrem psychologischen Charakter und als Typus für eine wesentlich von Afrikanern getragene Revolution im Gegensatz zu den bekannten mittel- und südamerikanischen „Generalsrevolten", bildet den Gegenstand einer tiefschürfenden Studie von Erwin Rüsch.[2]) Dem unbezwingbaren Freiheitsdrang des dominikanischen Volkes widmet der frühere nordamerikanische Kommissar für Santo Domingo in den Jahren 1922—1925, Sumner-Welles, sein großes zweibändiges Werk, das die Zeit von 1844 bis 1924 behandelt.[3]) Der Anhang enthält Dokumente und eine Bibliographie. Über „die Amerikaner in Santo Domingo" besitzen wir noch eine Monographie von Melvin M. Knight.[4]) Er sieht die wahre „Yankee-Gefahr" für Santo Domingo in der wirtschaftlichen Nordamerikanisierung der westlichen Hemisphäre. — ABC-Staaten. Eine gute Einführung vor allem in die Wirtschaftskultur der Staaten: Argentinien, Brasilien und Chile gibt Rudolf Lütgens, allerdings unter zu geringer Berücksichtigung der kulturellen Gegenströmung gegen den wirtschaftlichen Panamerikanismus.[5]) — Argentinien. Juan Jorge Gschwind schildert die internationalen Verwicklungen Argentiniens unter der Diktatur von Juan Manuel de Rosas, dieses heiß umstrittenen Staatsmannes. In einem Vorwort hebt A. O. Quintana hervor, daß Gschwind, der kein „Rosista" sei, objektiv Ursprung und Faktoren der Politik des Diktators untersucht.[6]) Prinz Louis Ferdinand von Preußen hat auf Grund der von ihm aufgestellten „Attraktivitätstheorie" Argentinien als Einwanderungsland eingehend untersucht (Argentiniens Natur- und Kulturerbe, die kulturbedingten Attraktionsfaktoren der Lage und der Fruchtbarkeit).[7]) Erna Stoldt hat das große Verdienst, uns durch ihre

[1]) W. B. Seabrook, Geheimnisvolles Haiti. Rätsel und Symbolik des Wodukultes. Berlin 1931, Rudolf Mosse Buchverlag. 222 S.

[2]) Erwin Rüsch, Die Revolution von Saint Domingue. Bd. 5 der von Adolf Rein hrsg. Schriftenfolge „Übersee-Geschichte". Hamburg 1930, Friedrichsen, de Gruyter & Co. 210 S.

[3]) Sumner Welles, Naboth's Vineyard. The Dominican Republic 1844—1924. New York 1928, Payson & Clarke Ltd. 2 vols. 1058 S.

[4]) Melvin M. Knight, The Americans in Santo Domingo. Studies in American Imperialism. New York 1928, Vanguard Press. 189 S.

[5]) Rudolf Lütgens, Die ABC-Staaten. Berlin 1930, Zentral-Verlag GmbH. 102 S.

[6]) Juan Jorge Gschwind, La Política Internacional Argentina durante la dictadura de Rosas. Rosario 1929, Isach Ferrer Hermanos, Editores. 237 S.

[7]) Louis Ferdinand, Prinz von Preußen, Theorie der Einwanderung, dargestellt am Beispiel Argentiniens. Berlin 1931, Mittler & Sohn. 153 S.

Übersetzung mit Horacio Quiroga, einem argentinischen Dichter und Meister der Kurzgeschichte von starkem Kulturkolorit, bekannt gemacht zu haben.[1]) Zu den Meisterwerken der erzählenden Literatur über Argentinien gehört heute auch das Buch von Gunther Plüschow.[2]) — Brasilien. Einen vortrefflichen Einblick in das Arbeitsfeld der deutschen Franziskaner in Nordbrasilien gibt Chrysostomus Strömer, dessen Aufzeichnungen nicht nur von missionsgeschichtlichem, sondern auch von allgemein kulturhistorischem und völkerkundlichem Werte sind.[3]) Über die Industrialisierung Brasiliens und ihre geschichtliche Entwicklung handelt Eduard Lücker, in dessen Literaturangaben wir das Buch von Fritz Köhler, Brasilien heute und morgen, Leipzig 1926, und das Ibero-amerikanische Archiv vermissen.[4]) — Paraguay. Ein ausführliches Kulturgemälde von den Indianern im nordöstlichen Chaco entwirft Herbert Baldus. Sein Werk ist eine wahre Fundgrube für den Kulturhistoriker und Linguisten, den Soziologen und Ethnologen.[5]) Eine Monographie über den Jesuitenstaat in Paraguay verdanken wir Joh. Sebastian Geer.[6]) Als Ergänzung dazu sei die Schrift von F. W. Richter genannt.[7]) — Uruguay. Die Seele Lateinamerikas offenbart sich uns in dem Uruguayer José Enrique Rodó, dem moralischen Erzieher und ästhetischen Ratgeber der lateinamerikanischen Jugend, und seinem unsterblichen Werk „Ariel" (1899), das Rafael Altamira in Spanien bekannt gemacht und mit einer der letzten Reden Fichtes verglichen hat.[8]) — Bolivien. Von Boliviens Bergen und Menschen und deren Gastfreundschaft gibt uns Henry Hoek ein anschauliches Bild.[9]) Ebenso fesselnd

[1]) Horacio Quiroga, Auswanderer. Berlin, Safari-Verlag. 208 S.

[2]) Gunther Plüschow, Silberkondor über Feuerland. Berlin 1929, Ullstein. 285 S.

[3]) Chrysostomus Strömer, Von Bahia zum Amazonenstrom. Berlin 1931, Buchverlag Germania. 133 S.

[4]) Eduard Lücker, Die Industrialisierung in Brasilien. Diss. Köln 1931. 116 S. — Otto Quelle, Brasilienheft (Ibero-amerikan. Archiv). Bonn 1928. Nr. 4.

[5]) Herbert Baldus, Indianerstudien im nordöstl. Chaco. Leipzig 1931, C. L. Hirschfeld. 230 S.

[6]) Johann Sebastian Geer, Der Jesuitenstaat in Paraguay. Nürnberg 1928, Krische & Co. 112 S.

[7]) F. W. Richter, Die sieben Missionen. Eine kulturhistor. Skizze. Porto Alegre 1930, Typographia do Centro. 55 S.

[8]) José Enrique Rodó, Ariel. Liberalismo y Jacobinismo. Barcelona 1930, Editorial Cervantes. 229 S. Ferner: J. E. Rodó, Motivos de Proteo. Ebenda 1930. 457 S.

[9]) Henry Hoek, Aus Boliviens Bergen. Leipzig 1927, F. A. Brockhaus. 159 S.

führt uns Fritz Strauß in die Kulturwelt Boliviens, in die fremden Sitten und Gebräuche seiner Bewohner ein.[1]) — Ecuador. Heinrich Hintermann berichtet über die Ergebnisse seiner Südamerika-Forschungsreise (1924/25), die ihn vor allem nach Ecuador führte.[2]) Natur, Wirtschaft und Volksleben werden eingehend geschildert. — Perú. Auf Grund der Berichte von Garcilaso de la Vega und José de Acosta S. J. schildert H. G. Bonte den „Sturz des Inkareiches".[3]) Über die „Wandlungen im Siedlungsbilde Perús im 15. und 16. Jahrh." besitzen wir eine interessante Studie von Oskar Schmieder.[4]) Zu den Standardwerken über Perú gehören heute unbestritten die Prachtbände von Max Schmidt über Kunst und Kultur von Perú (Lebensnotwendigkeiten, materielle und soziale Wirtschaft, geistige Kultur)[5]) und von Günter Teßmann über die Indianer Nordost-Perús (Kulturenforschung, Kulturbilder, Kulturverwandtschaften; Beziehungen der Kulturgesellschaften in Nordostperú zu den Kulturkreisen in Südamerika).[6]) — Venezuela. Als am 17. Dezember 1930 zum 100. Male der Todestag von Simón Bolívar wiederkehrte, wurde in der ganzen Welt des großen Venezolaners und Befreiers von Südamerika gedacht.[7])

Portugal.[8]) In erfreulichem Maße hat in Deutschland die literarische und wissenschaftliche Produktion über Portugal zugenommen. Von hoher dichterischer Gestaltungskraft zeugen die

[1]) Fritz Strauß, Schiggi-Schiggi. Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens. Leipzig 1926, K. F. Koehler. 250 S.

[2]) Heinrich Hintermann, Im Reiche des Sonnengottes. Mit ca. 100 Abb. Zürich 1927, Müller, Werder & Cie. 319 S.

[3]) H. G. Bonte, Francisco Pizarro. Der Sturz des Inka-Reiches. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 158 S.

[4]) Oskar Schmieder in: Festschrift für Alfred Philippson, Leipzig 1930, B. G. Teubner.

[5]) Max Schmidt, Kunst und Kultur von Peru. Berlin 1929, Propyläen-Verlag. 820 Abb., 18 Taf. im Buntdruck, 122 S. Text.

[6]) Günter Teßmann, Die Indianer Nordost-Perus. Grundlegende Forschungen für eine systematische Kulturkunde. Hamburg 1930, Friedrichsen, de Gruyter & Co. 856 S., 95 Taf., 13 Buntdrucke, 42 Kartogramme.

[7]) Apoteosis al Libertador Bolivar. Berlin 1930, Verlag f. auswärtige Politik. 39 S. Ferner: Diplomaten-Zeitung, Bolivar-Sonderheft 1930, Heft 42 (1930) u. Heft 54 (1931). — Vgl. die auf Grund der Pan American Union-Bibliothek zusammengestellte Bibliographie über Simón Bolívar in: The Hispanic American Historical Review, Duke University Press, Durham, North Carolina USA. November 1930.

[8]) Eine gute Einführung in alle Kulturfragen (Sprache, Literatur, Kunst, Geschichte, Land und Leute, Wirtschaft, Kolonien) bietet das glänzend ausgestattete „Portugal-Sonderheft" des Völkermagazin, Berlin, Januar-Februar 1931. 98 S. — „Spanien" wird im nächsten Bericht behandelt!

Werke von Reinhold Schneider. In dem „Leiden des Camões“ [1]) wird Portugals größter Dichter als Vermittler und Erleider des portugiesischen Schicksals dargestellt. „Die Verhängnisse, die sein Volk vernichten, stürzen auch ihn.“ In seinem[2]) „Reisetagebuch“ führt uns Schneider an die wichtigsten Stätten Portugals (Porto, Vianna do Castello, Thomar, Coimbra, Lissabon, Evora). Überall sieht er Auflösung und Melancholie als die große Schicksalslinie von Land und Leuten. Und doch: Ist Portugal wirklich ein totes Land? Hat Reinhold Schneider die unübersetzbare und unerklärbare portugiesische „saudade“, die für ihn der Urgrund der portugiesischen Seele ist, richtig erfühlt oder nicht doch etwa mehr in sie gelegt als sie in Wirklichkeit enthält? Wer Reinhold Schneider gelesen hat, lese als notwendige Ergänzung auch Joachim Maaß („Verjüngtes Portugal“).[3]) Einen interessanten philosophischen Deutungsversuch unternimmt Graf Hermann Keyserling[4]), der in gewisser Hinsicht die Portugiesen mit den alten Griechen vergleicht und vor allem die portugiesische Volksmusik würdigt. Gut wiedergegebene Kulturstreiflichter enthalten die Aufsätze von Alfred Keller[5]) und Annemarie Jauß.[6]) Was die Kolonialherrschaft anbetrifft, so besitzen wir über Vasco da Gama eine nach zeitgenössischen Quellen bearbeitete gute Darstellung von Hans Plischke.[7]) Bahnbrechend auf dem Gebiete der Erforschung portugiesischer Kolonialgeschichte ist die Arbeit von M. A. Hedwig Fitzler[8]), durch deren eingehende Archivstudien manche z. B. auch bei Heinrich Schäfer vorkommende Irrtümer beseitigt worden sind. Eine ausgezeichnete Darstellung des deutsch-englischen Abkommens über die portugiesischen Kolonien hat Fritz Schwarze gege-

[1]) Reinhold Schneider, Das Leiden des Camões oder Untergang und Vollendung der portugiesischen Macht. Hellerau 1930, Jakob Hegner. 242 S.

[2]) Ders., Portugal. Ein Reisetagebuch. München 1931, Georg Müller. 158 S.

[3]) Joachim Maaß, Verjüngtes Portugal. Betrachtung einer nationalen Renaissance. In: Die Neue Rundschau, Berlin, Juni 1931.

[4]) Graf Hermann Keyserling, Portugal. In: Europäische Revue, Berlin, Februar 1931.

[5]) Alfred Keller, Herbstfahrt nach Portugal. Sonderdruck aus dem „Bund“. Bern 1931. 42 S.

[6]) Annemarie Jauß, Portugiesischer Bericht. In: Der Querschnitt, Berlin, Juli 1930.

[7]) Hans Plischke, Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus. 158 S.

[8]) M. A. H. Fitzler, Die Handelsgesellschaft Felix v. Oldenburg & Co. 1753—1760. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschtums in Portugal im Zeitalter des Absolutismus. Stuttgart 1931, W. Kohlhammer. 304 S.

ben.[1]) Das erste deutsche Madeira-Buch verdanken wir Otfrid von Hanstein.[2]) Adalbert Schremmer schildert uns das tragische Geschick von Fernão da Magalhães.[3]) In die Frühzeit portugiesischer Geschichte führen uns die Monographien von Carl Erdmann (Papsttum)[4]) und Gonçalo de Reparaz junior (Beitrag zum Ursprung der portugiesischen Kartographie).[5]) Für die deutsch-portugiesische Kulturaustauscharbeit sei auf die Zeitschrift (Boletim) und die Veröffentlichungen des Deutschen Instituts in Coimbra verwiesen, von denen wir hier nur die Arbeit des Direktors, João da Providencia Sousa Costa hervorheben wollen.[6]) Otto Quelle hat das Verdienst, uns auf das Buch von M. Grunwald (Portugiesengräber auf deutscher Erde, Beiträge zur Kultur- und Kunstgeschichte, Hamburg 1902) aufmerksam gemacht zu haben.[7]) In der bestens bekannten Sammlung von E. A. Seemanns Künstlermappen besitzen wir jetzt von Aarão de Lacerda gute Einführungen in portugiesischer Sprache zu Goya, Rembrandt, Rubens und Rafael.[8])

Von tiefgehender Wirkung war das Werk des portugiesischen Historikers Oliveira Martins[9]) über die „Geschichte der iberischen Kultur". Er betrachtet diese als eine organische Einheit; für ihn verkörpern die portugiesischen und spanischen Seefahrer denselben Gedanken der iberischen Kultur. „Karl V., Ignatius von Loyola, Gil Vicente, Camões und Cervantes sind die Vertreter des einen iberischen Geistes." Die Ursachen des Verfalls sieht er in der Wandlung der von Spanien geschaffenen Kulturtypen des Helden und des Heiligen zum Raufbold und zum Gauner.

[1]) Fritz Schwarze, Das deutsch-englische Abkommen über die portugiesischen Kolonien am 30. August 1898. Diss. Göttingen 1931. 124 S.

[2]) Otfrid von Hanstein, Eine Reise nach Madeira. Leipzig 1928, Helingsche Verlagsanstalt. 144 S.

[3]) Adalbert Schremmer, Der Adelantado. Fernão de Magalhães. In: Atlantis, Berlin 1931, Nr. 4.

[4]) Carl Erdmann, Das Papsttum und Portugal im ersten Jahrhundert der portugiesischen Geschichte. Berlin 1928, Verlag der Akademie der Wissenschaften. 63 S.

[5]) Gonçalo de Reparaz (junior), Mestre Jacome de Malhorca. Cartógrafo do Infante. Contribuição para o estudo da origem da cartografia portuguesa. Coimbra Editora 1930. 55 S.

[6]) João da Providencia, O trocadilho em Camões e a sua interpretação por G. Storck. Coimbra Editora 1927. 100 S.

[7]) Otto Quelle, Portugiesische Kolonien in Deutschland. In: Iberoamerikan. Archiv, Berlin, Oktober 1932.

[8]) Pintores célebres. E. A. Seemann, Leipzig. Nr. 550—553.

[9]) Oliveira Martins, A History of Iberian Civilization. With a preface of S. de Madariaga. London 1930, Humphrey Milford. 292 S. (Engl. Übers. von Aubrey Bell.)

Wie steht es mit dem „paniberischen Ideal", auf Lateinamerika übertragen? Eine historische Erklärung versucht Emilio Ravignani (Buenos Aires).[1]) Rodolfo Reyes sagt in seinem von uns unter der Rechtswissenschaft zitierten Aufsatz: „En América existen dos conceptos de unión: el panamericanismo y el paniberismo."[2]) Waldo Frank, der bekannte usamerikanische Schriftsteller, sagt: „Weder Panamerikanismus noch Panhispanismus können allein die amerikanischen Probleme lösen.[3]) Eine falsche Auffassung von der paniberischen Bewegung vertritt Karl Braunias, da er — ohne Beweise zu bringen — Brasilien-Portugal ausschließt.[4]) Über die alten Probleme und das neue Gesicht von Lateinamerika berichten Walter Schück und Ernst Samhaber.[5]) Mit Recht sagt Ernesto Quesada: „Wir Lateinamerikaner wollen weder Spanier noch Portugiesen sein, ebensowenig wie die Usamerikaner etwa Engländer sein wollen." An einer anderen Stelle sagt er: „Wir Lateinamerikaner haben im Gegensatz zu dem usamerikanischen ‚to bring home the bacon' immer noch etwas von der kastilischen Tradition der Würde und Ethik im Blut."[6])

In Deutschland gibt es leider noch viele Leute, die in Überschätzung der kulturellen Bande zwischen den iberischen Mutternationen und den selbständigen lateinamerikanischen Tochterstaaten diese nur als Anhängsel von jenen betrachten. Dies geht soweit, daß in einer dem Gelehrten wenig ziemenden Überheblichkeit von der Unwissenschaftlichkeit der ibero-amerikanischen Gelehrten gesprochen wird. Jeder Kenner weiß, wie töricht das ist und wie hervorragend im Gegenteil der Beitrag ist, den Ibero-Amerikas Gelehrte der Wissenschaft auf allen Gebieten geliefert haben.

Leipzig. Ernst Gerhard Jacob.

---

[1]) Emilio Ravignani, Definición histórica del ibero-americanismo in: Revista de las Españas, Madrid 1929, Nos. 39—40.

[2]) Rodolfo Reyes, Posibilidades de una ciudadania hispano-americana in: Revista de las Españas, Madrid 1931, Nos. 55—56.

[3]) Waldo Frank in: America Hispana, New York 1930, Instituto de las Españas, 249 S. — Vgl. auch das Gespräch zwischen einem USA-Diplomaten, einem Lateinamerikaner und einem Anti-Imperialisten bei Alfons Goldschmidt, Die dritte Eroberung Amerikas. Berlin 1929, Ernst Rowohlt, 257 S.

[4]) Karl Braunias, Die paniberische Bewegung. In: Nation und Staat, Wien, April 1932.

[5]) Walter Schück, Enteuropäisierung Lateinamerikas, u. Ernst Samhaber, Neue Formen der Dollardiplomatie, beide in: Geopolitik, Berlin, Mai 1932.

[6]) Ernesto Quesada, Die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Lateinamerika und den Vereinigten Staaten. Leipzig 1931, Deutsche Wissenschaftliche Buchhdlg, 86 S.

THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO
3 8198 324 526 688